Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

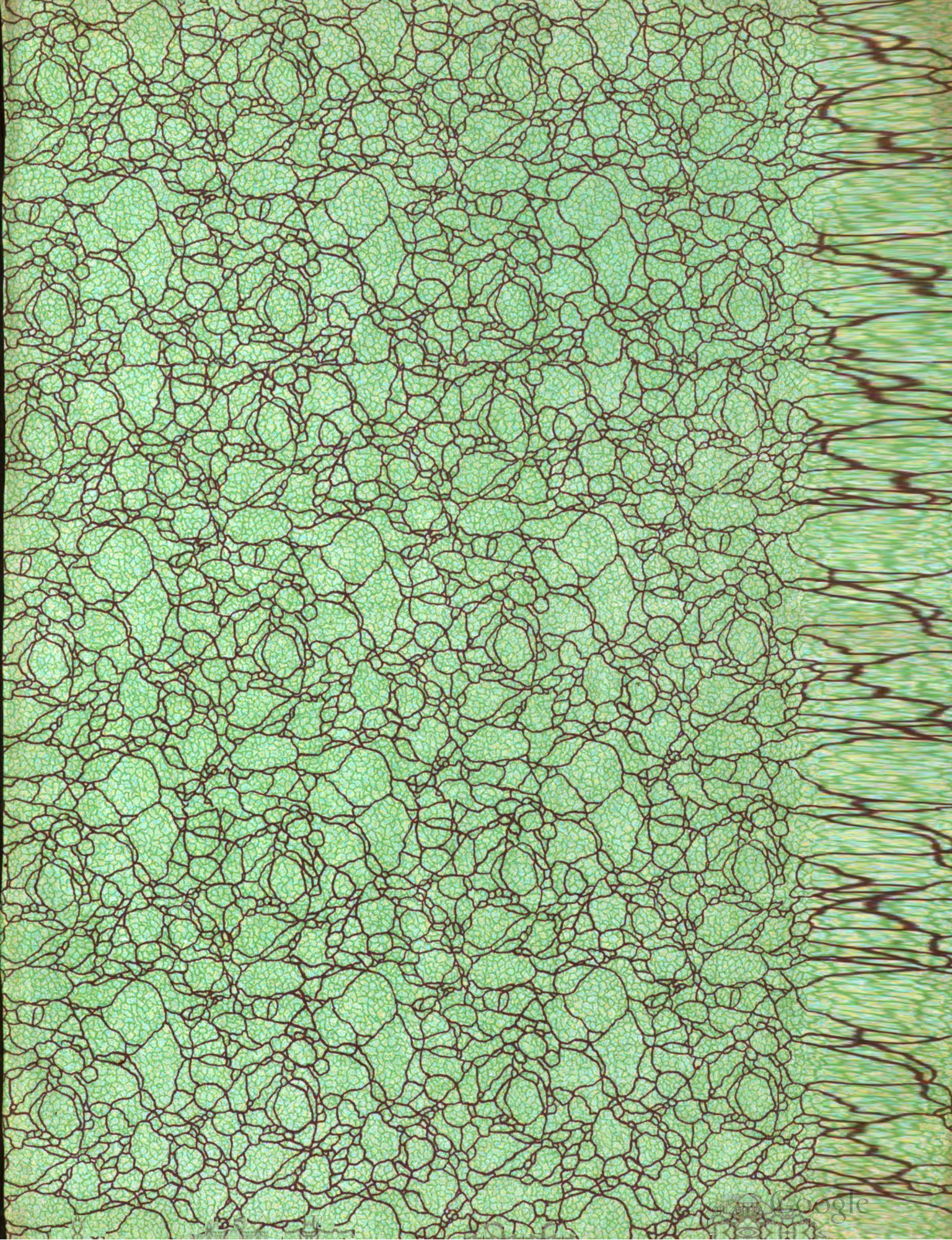
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

Ger.

The University of Chicago
Libraries

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Monat

Oktav-Ausgabe von

Über Land und Meer

Jahrgang 1903|04

Dritter Band

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

THE LIBRARY OF CHICAGO LIBRARIES

AP30
.A65

Digitized by Google

605624

Inhalts-Verzeichnis

III. Band. 1903—1904. Heft 9—12

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Romane, Novellen und Erzählungen

Einspänner, der. Ein Großstadtbild von Agnes Harder 296.
Hoffnung. Skizze von A. Noël 257.
Ihr Held. Novelle von Karl Herold 183.
Sein System. Erzähl. von A. Supper 55.
Sonne zu, der. Von Hermine Villinger 388.
Sylvia. Roman von Emmi Lewald (E. Roland) 1. 105. 209. 313.
Willie Calker. Humoreske aus dem fernen Westen von Emmy Osthaus 168.
Wukaschin Wajdas sonderbares Schicksal. Von Roda Roda 371.

Kultur und Wissenschaft. Sitten und Gebräuche

Blindeninstitut, aus dem. Von Theodor Haller. Mit 5 Abbildungen 78.
Despotismus der Amerikanerin, der. Von Henry F. Urban 145.
Frauenbewegung im Ausland, neueste Fortschritte der. Von Eliza Ichenhäuser 280.
Landleben im Innern Rußlands. Von A. v. Schack. Mit 9 Abbildungen 68.
Londoner Klubleben. Von Harry St. Jones. Mit 7 Abbildungen 58.
Springprozession in Echternach *199.
Sultansgräber. Von J. Gottwald. Mit 5 Abbildungen 339.
Wie man Drückeberger entlarvt. Von Theo Seelmann 89.
Wo ist das Radium zu finden? Von Dr. M. Wilh. Meyer 37.

Biographien. Porträts

v. Asch, bayr. Kriegsminister 405.
Bauer, Dr., Bischof von Olmütz 95.
Burnand, Eugène. Von N. E. Merow. Mit Porträt und 8 Gemäldereprod. 354.
Dvorák, Anton † 195.
Fischer, Kuno, Prof. 303.
Häfeler, Graf 304.
Jokai, Moritz † 194.
Jordan, Wilh. † 302.
Krüger, Paul, Präs. † 401.
v. Lenbach, Franz † 194.
Leoncavallo, R., Komponist 197.
Lewald, Emmi 1.
Liliencron, Detlev v.: Zum 60. Geburtstag. Von N. E. Merow 188.
Madeleine, Schlaftänzerin 173.
v. Plehwe, russ. Minister † 401
Prell, Hermann, Professor 249.
Stanley, Henry Morton † 198.
Togo, japan. Admiral 300.
v. Varnbüler, Freifrau 187.
Weitbrecht, Karl, Professor † 303.

Aus hohen Kreisen

Adolf Friedrich, Großherzog von Mecklenburg-Strelitz 202.
Charlotte, Erbprinz. von Meiningen 105.
Enghien, Herzog von 64.
Friedrich, Franz IV., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin 403.
Friedrich Wilhelm, Großherzog von Mecklenburg-Strelitz † 202.
Johann Georg, Prinzessin von Sachsen † 199.
Oldenburg: Großherzogl. Familie 98.
Pauline, Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar † 191.

Geschichte und Zeitereignisse. Ausstellungen und Feste

Attentat auf Minister von Plehwe in St. Petersburg *401.
Aufstand in Deutsch-Südwestafrika *95.
I. Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes in München (Eröffnung) *197.
Besuch König Eduards VII. in Kiel und Hamburg. Mit 3 Abbildungen 306.
Eberhard der Greiner, Graf von Württemberg. Von Eugen Schneider. Mit 14 Abbildungen 40.
Einzugsfeierlichkeiten in Schwerin *403.
Elfhundertjahrfeier des Gymnasium Carolinum in Osnabrück *404.
Ermordung des Herzogs von Enghien. Von Dr. K. Th. v. Heigel. Mit 3 Abbildungen 64.
Frauenkongreß, Internationaler, in Berlin *304.
Gartenbau-Ausstellung in Düsseldorf. Von Max Hesdörffer. Mit 9 Abbildungen 149.
Kaiser Wilhelms Nordlandreise *406.
Krieg in Ostasien 92. 192. 299. 365. 398.
Orkan in Moskau *402.
Semmeringbahn-Jubiläum *203.
Sieger von Roßbach, die *147.
Streik der Eisenbahner in Ungarn *99.
Weltausstellung in St. Louis. Mit 5 Abbildungen 166.
— — Von Karl Eugen Schmidt. Mit 6 Abbildungen 344.

Natur

Gartenbau-Ausstellung in Düsseldorf. Von Max Hesdörffer. Mit 9 Abbildungen 149.
Orkan-Verwüstungen in Moskau *402.
Photographie, die, im Dienste der Naturbeobachtung. Von Dr. F. Waldmann. Mit 10 Abbildungen 171.
Triebsand und Wanderdüne auf der Kurischen Nehrung. Von Agnes Harder. Mit 9 Abbildungen 176.

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder

Amalfi *270. 272.
Cambridge. Von J. Kammerer. Mit 7 Abbildungen 282.
China: Hafeneröffnung in Tsingtau *200.
— Die Schantung-Bahn. Von Franz Woas. Mit 11 Abbildungen 30.
Deutsch-Südwestafrika (Zum Herero-Aufstand) *95.
Havelufer *28.
Japan bei der Arbeit. Von Dr. Karl Wiegand. Mit 6 Abbildungen 236.
Ischl, Promenade in *372.
Kurische Nehrung: Triebsand und Wanderdüne. Von Agnes Harder. Mit 9 Abbildungen 176.
Lappland-Expreß, im *377.
Leonberg (Württemberg) *46.
Liechtenstein bei Vaduz *353.
Londoner Klubleben. Von Harry St. Jones. Mit 7 Abbildungen 58.
Luzern: am Kai *397.
Mainz: neue Rheinbrücke *97.
Metz: Einweihung der evang. Stadtkirche *201.
Münchner Architektur, neue. Von E. N. Pascent. Mit 20 Abbild. 134.
Neckartal: Abend im *185.
Nemi: Herbsttag am Lago di *209.
Oberammergau: bei den Herrgottschnitzern. Von Hermann Roth. Mit 5 Abbildungen 361.
Osnabrück: Gymnasium Carolinum *404.
Ostasien, Krieg in *92. 192. 299. 365. 398.
Pariser Markthallen, in den *84.
Ravello *268. 271.
Reutlingen mit Achalm *44. 48.
Rußland: Landleben im Innern. Von A. v. Schack. Mit 9 Abbildungen 68.
Salerno *267.
Schantung-Bahn, die. Von Franz Woas. Mit 11 Abbildungen 30.
Sommertage am Golf von Salerno. Von F. Biehringer. Mit 6 Abbild. 267.
Sorrent *267.
Stuttgart: Schloß und Stiftskirche *42.
— Neue Denkmäler *95. 308. 405.
Touristenpfaden, auf neuen (Lappland). Von Ulrich Trotter. Mit 8 Abbildungen 377.
Weilderstadt (Württemberg) *46.
Wien: Versorgungsanstalt *308.
Wildbad im Schwarzwald *40.
Zavelstein (Württemberg) *47.

Kunst

Albertinum in Dresden: dessen neue Ausschmückung durch Hermann Prell. Von Johs. Kleinpaul. Mit 7 Abbildungen 249.
Burnand, Eugène. Von N. E. Merow. Mit Porträt u. 8 Gemälde-Reprod. 354.
Künstlerbund, vom Deutschen. Von E. N. Pascent. Mit 10 Porträts u. 8 Gemälde-Reproduktionen 24.
Pariser Meisterateliers, aus. Von E. Wieland. Mit 5 Abbildungen 290.

Baukunst

Bismarcksäule in Stuttgart *405.
Münchner Architektur, neue. Von E. N. Pascent. Mit 20 Abbild. 134.
Versorgungsanstalt in Wien *308.

Bildnerkunst

Denkmal für Prinz Hermann von Sachsen-Weimar in Stuttgart 95.
— St. Urban in Stuttgart 95.
— Shakespeare in Weimar 100.
— Viktor Hugo in Rom 100.
— Jung-Wilhelm (Kaiser Wilhelm I.) in Berlin 192.
— Goethe in Straßburg i. E. 196.
— Herzog Wilhelm in Braunschweig 196.
— Nikolaus Lenau in Eßlingen 197.
— Haydn-Mozart-Beethoven in Berlin 304.
— Kaiserin Friedrich in Cronberg 305.
Erzbrecher, die. Bronzegruppe von Karl Wollek 387.

Digitized by Google

Grabmal Konrad Besserers zu Ulm 43. — von Malwida v. Meysenbug in Rom 98.
Grabmäler Graf Eberhard des Greiners in Stuttgart 41.
Grabrelief. Von Fritz Klimsch 393.
Prells Skulpturen im Albertinum zu Dresden. Von Johs. Kleinpaul 249. 254/55.
St. Georg. Büste von Hugo Kaufmann 335.
v. Varnbüler, Freifrau. Von Walter Schott 187.
Zierbrunnen von Emil Kiemlen 308.

Malerei

Gemälde

Abend im Neckartal. Von Herm. Drück. Kunstbeilage vor S. 185.
d'Andrade als Don Juan. Von Max Slevogt 25.
Badende Jungen. Von Max Liebermann 29.
Bubi. Von A. v. Ferraris 113.
Burnand, Eugène 354—60.
Christus bei Nikodemus. Von Fritz v. Uhde 28.
Dachauer Bauern. Von Willy Walter 182.
Dionysos. Von Franz Stuck. Kunstbeilage vor S. 25.
Fischmarkt. Von Hans Herrmann 39.
Flucht Eberhard des Greiners aus Wildbad. Von J. A. v. Gegenbaur 45.
Garten, im. Von C. Brancaccio 9.
Gratulantin, die. Von E. v. Stieler 233.
Halbe, Max, und Frau in der Sommerfrische. Von Louis Corinth 27.
Havelufer. Von W. Leistikow 28.
Held, ein. Von Karl Pippich. Kunstbeilage vor S. 281.
Hochzeitsreise, auf der. Von Ad. Schlabitz. Kunstbeilage vor S. 17.
Hof eines holländischen Hauses. Von P. de Hooch 129.
Kurier, der. Von Alonso Perez. Kunstbeilage vor S. 393.
Liebling, der. Von Artur Halmi 217.
Mucki. Von Graf Leop. v. Kalckreuth 26.
Musik, leichte. Von P. Meyer-Mainz. Kunstbeilage vor S. 73.
Offenes Tal. Von Hans Thoma 23.
Ora et labora. Von Otto Heichert. Kunstbeilage vor S. 169.
Prells Wandgemälde im Albertinum zu Dresden 251. 253. 256.
Schlacht bei Döffingen. Gemälde von J. A. v. Gegenbaur 47.
Schlaftänzerin Madeleine. Von F. A. v. Kaulbach 173.
Schmetterling, der erste. Von L. v. Zumbusch 261.
Sieger von Roßbach, die. Von Rud. Eichstädt. Kunstbeilage vor S. 121.
Sonnenblumen. Von F. A. v. Kaulbach. Kunstbeilage vor S. 377.
Tänzerin. Von Otto Hierl-Deronco. Kunstbeilage vor S. 329.
Vox populi. Von E. Blair Leighton 321.
Wiedergenesen. Von Walter Firle. Kunstbeilage vor S. 225.
Zimmermannsplatz. Von Wilh. Trübner 29.

Zeichnungen

Batzenhäusl, im. Von W. Strich-Chapell 36.
Friesisches Mädchen. Studie von Otto H. Engel 48.
Getriebe der Großstadt, im. Von Martin Ränike 273.
Kaiser Franz Josef auf der Promenade in Ischl. Von Wilh. Gause 373.
Kletterübungen bei der deutschen Feldartillerie. Von Ernst Zimmer 289.
Liechtenstein bei Vaduz. Von Josef Berchtold 353.
Londoner Klubleben. Von Ed. Cucuel. 58. 60. 61.
Promenade am Kai von Luzern. Von St. Rejchan 397.
Schwälmer Bauer. Von Wilh. Thielmann 170.
Sommertag im Kieler Hafen: Fremde besuchen ein Kriegsschiff. Von Karl Storch 389.
Studie von Hans Best 281.
Weltausstellung in St. Louis. Von Ed. Cucuel 165/67. 345.

Mehrfarbige Reproduktionen

Erbprinzessin Charlotte von Meiningen. Nach einem Pastell von F. Laszló. Kunstbeilage vor S. 105.
Gestörte Biwakfreuden. Nach einem Aquarell von Ernst Zimmer. Kunstbeilage vor S. 313.
Herbsttag am Lago di Nemi. Nach dem Gemälde von Hermann Urban. Kunstbeilage vor S. 209.
Nächtliches Feuergefecht zwischen Linienschiffen und Torpedobooten. Nach einem Aquarell von Willy Stöwer. Kunstbeilage vor S. 1.

Kunstgewerbe. Naturaufnahmen

Herrgottschnitzerei in Oberammergau. Von Hermann Roth. Mit 5 Abbildungen 361.
Fischfang, beim 83.
Pfalzweinprobe 195.
Photographie, die, im Dienste der Naturbeobachtung. Von Dr. F. Waldmann. Mit 10 Abbildungen 171.

Technik, Industrie, Handel und Verkehr

Japan bei der Arbeit. Von Dr. Carl Wiegand. Mit 6 Abbildungen 236.
Kabelschiffs, an Bord eines. Mit 10 Abbildungen 383.
Landleben im Innern Rußlands. Von A. v. Schack. Mit 9 Abbildungen 68.
Pariser Markthallen, in den. Von Dr. Kaethe Schirmacher. Mit 8 Abbildungen 84.
Riesenfaß, ein neues *199.
Rheinbrücke, neue, bei Mainz *97.
Riesenluftkarussell, neues *99.
Schantung-Bahn, die. Von Franz Woas. Mit 11 Abbildungen 30.
Schnellzugslokomotive, neue deutsche *97

Heilwissenschaft und Gesundheitspflege

Beschäftigungskrankheiten der Finger. Von Dr. P. Schütte 162.
Blindeninstitut, aus dem. Von Th. Haller. Mit 5 Abbildungen 78.
Reisekrankheiten. Von Dr. med. P. Schütte 394.
Schlaf und Körperlage. Von Dr. med. P. Schütte 247.

Rechtskunde und Sozialwissenschaft

Despotismus der Amerikanerin, der. Von Henry F. Urban 145.
Frauenbewegung im Ausland, neueste Fortschritte der. Von Eliza Ichenhäuser 208.
Frauenkongreß, Internationaler, in Berlin *304.

Militär und Marine

Aufstand in Deutsch-Südwestafrika *95.
Biwakfreuden, gestörte *313.
Chinesische Offiziere in der deutschen Armee *198.
Einrichtung befestigter Stellungen im Kriege und ihre Bekämpfung. Von K. Aug. v. d. Pinnau. Mit 12 Abbildungen 156.
Kletterübungen bei der deutschen Feldartillerie *288.
Krieg in Ostasien *92. 192. 299. 365. 398.
„Mandschurische Armee", die. Von Oberstleutnant z. D. v. Reden. Mit 9 Abbildungen 365.
Schrippenfest des Lehrinfanteriebataill. in Potsdam *201.
Versuche mit altröm. Wurfgeschützen *305.
Wettmarsch der französ. Armee *202.
Wie man Drückeberger entlarvt. Von Theo Seelmann 89.

„Amerika", Hamburger Schnelldampfer *410.
Hafen-Eröffnung von Tsingtau *200.
Kabelschiffs, an Bord eines. Mit 10 Abbildungen 383.
Kaperkrieg, der. Von Dr. jur. E. Grüttefien 350.
Kriegsschiff im Kieler Hafen erhält Besuch durch Fremde *389.
Nächtliches Feuergefecht zwischen Linienschiffen und Torpedobooten *1.
„Petropawlowsk", russ. Linienschiff *94.
Schwimmdock für Kamerun *404.
Segelschiffe, moderne deutsche. Von E. Lund. Mit 7 Abbildungen 274.
Torpedowaffe, die, ihre Entwicklung und Taktik. Von Graf E. Reventlow. Mit 7 Abbildungen 73.

Sport und Jagd

Anstand, auf dem. Jagdplauderei von Fritz Skowronnek *374.
Entenjagd. Plauderei von Fritz Skowronnek. Mit 5 Abbildungen 263.
Fahrsport, vom. Ein Brief von Rich. Schoenbeck. Mit 9 Abbildungen 50.
Gordon-Bennett-Rennen *301.
Jagdschlößchen des dtsch. Kronprinzen in Kleinellguth *405.
Marstall des Deutschen Kaisers, der. Von Rich. Schoenbeck. Mit 13 Abbildungen 240.
Zirkus: Cercle de la mort *99.

Theater

d'Andrade als Don Juan *25.
Schweizer Volksschauspiele: „Karl der Kühne und die Eidgenossen". Von Arnold Ott *407.

Poesie

Aphorismen. Von Peter Sirius 88. 372.
Aufblick. Von Carl Busse 352.
Batzenhäusl, im. Von Anna Ritter *36.
Geburtsweihe. Von Christian Wagner (Warmbronn) 262.
Gräberinsel bei Venedig, auf der. Von Hermann Hesse 338.
Lied. Von Carl Busse 48.
Märztag. — Mittagschläfchen. Von Detlev v. Liliencron 191.
Politik. Von Karl Herold 343.
Wasserfalls Nixe, des. Von Christian Morgenstern *148.

Literatur

Besprechungen 91. 298. 396.

Humoristische Ecke

101. 204. 309. 408.

Aus aller Welt

92. 191. 299. 398.

Handschriften-Beurteilung

104. 208. 311. 412.

Schach

101. 204. 309. 408.

Für müßige Stunden

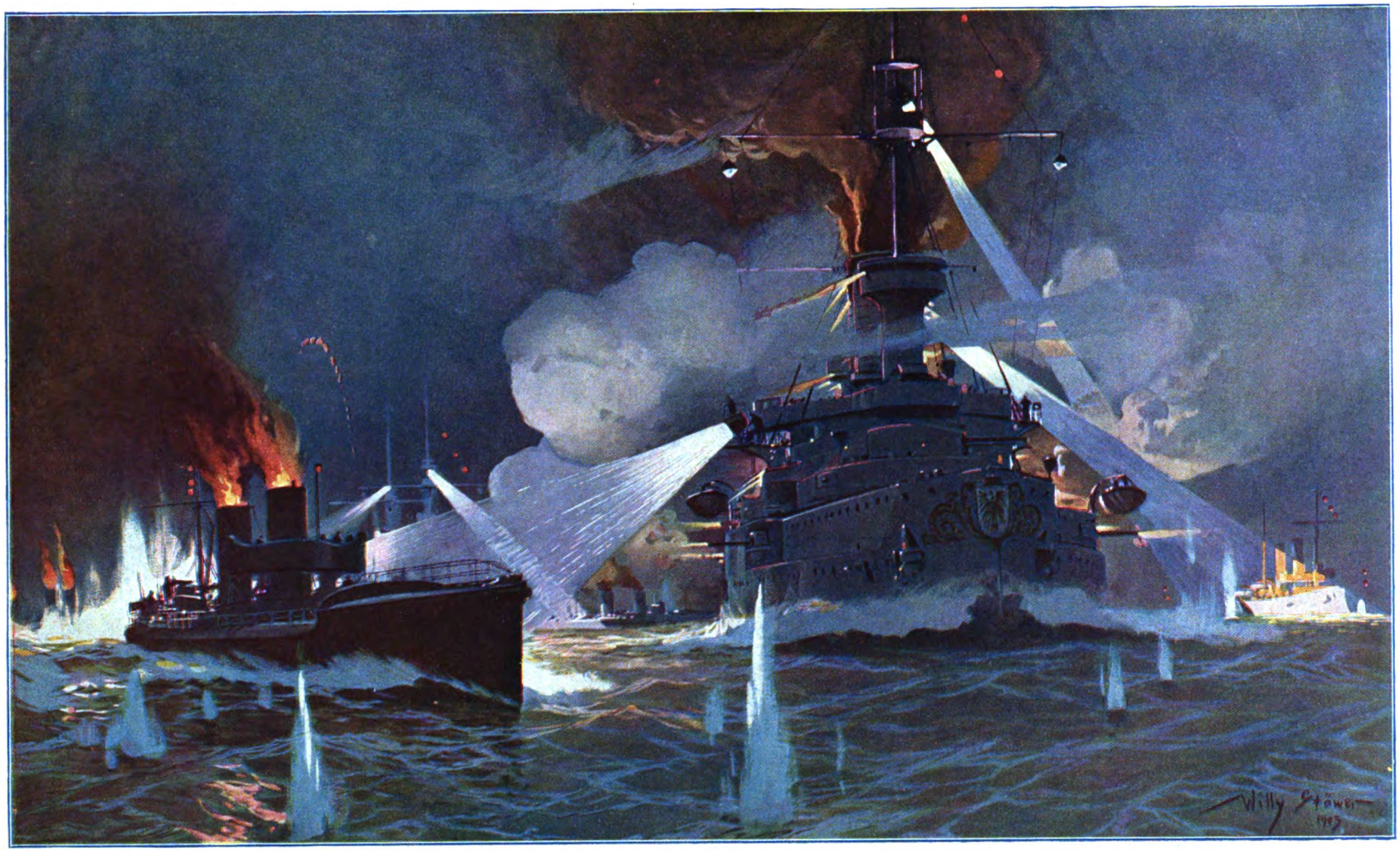
101. 204. 309. 408.

Briefmappe

102. 205. 310. 409.

Digitized by Google

Digitized by Google



Nächtliches Feuergefecht zwischen Linienschiffen und Torpedobooten

Nach einem Aquarell von Willy Stöwer

Digitized by Google

Sylvia

Roman

von

Emmi Lewald (E. Roland)

I

Sylvia sank ihrer Freundin Irene lächelnd in die Arme. Der Berliner Zug, der nur eine Minute Zeit für Weimar hatte, war bereits weitergesaust, und noch immer lösten sich die beiden Gestalten nicht aus ihrer Umschlingung. Natürlich! Viele Wiedersehen sind schön, aber besonders schön jene von jungen Wesen, die einmal etliche Winter gemeinsam in einer Garnison durchtanzt haben und so viele Leutnants gemeinsam kennen. Briefe genügen nachher doch nicht, „das Schlimmste und das Dümmste" behält man ja immer für sich . . .

„Wie famos du dich konserviert hast!" sagte Irene, die Freundin endlich loslassend und sie mit ein wenig Neid betrachtend, „noch gerade so frisch wie damals, als Carlos dir so den Hof machte — das Scheusal! Reich zu heiraten! Es ist einfach gemein!"

Sylvia zuckte die Schultern: „Ich kann dich versichern — mir war's vollkommen gleichgültig."

Der Diener, der mit abgezogenem Hut dicht dabei stand und alles hören konnte, bat sich den Gepäckschein aus. Die beiden Mädchen schritten zum Ausgang. Jenseits der trivialen Durchgangshalle öffnete sich ein weiter Ausblick. Unter dem zartblauen Schimmer eines Frühlingstages, von weißen Wolken überschwebt, lag die Stadt an den sanften Berglehnen, von jungem Grün umsäumt, die seltsame kleine Stadt mit dem großen Nimbus . . .

Rechts vor dem Bahnhof hielt ein Krümperwagen, aus dem gerade zwei Offiziere sprangen. Irene musterte sie mit raschem Blick. Auch Sylvias Augen wendeten sich nach der gleichen Richtung.

„Es ist Brankenberg," erläuterte Irene, „weißt du, der mit der Emailnase; die rechte ist ihm mal im Duell abgeschlagen. Der andre junge Dachs ist bloß Reserve. Man sieht es gleich. So ganz das Wahre ist es doch nie."

Sylvia fand, daß Weimar sehr interessant sei — gleich an der Schwelle ein so beachtenswerter Anblick!

Der Diener erschien und öffnete die Tür des hübschen Landauers. „Bloß ein gemieteter," sagte Irene. „Zu mehr reicht's nicht. Sonst müßten wir das Reisen lassen, und ein bißchen Schweiz alljährlich ist doch zu schön. Sieh mal, da links kommt das Museum. Na, damit sollst du nicht geplagt werden. Museen von außen, ist mein Grundsatz. Aber weißt du: ins Goethehaus mußt du! Mama wird's verlangen. Doch ängstige dich nicht — wir machen's rasch — einmal 'rum und dann wieder 'raus."

Sylvias schöne Züge nahmen bei dieser Eröffnung einen etwas gelangweilten Zug an; sie starrte gleichgültig auf die Straßen und Bauten, die an den Dahinfahrenden vorüberflogen.

„Vor allem müssen wir uns ordentlich aussprechen!" plauderte Irene weiter. „Ich sage dir: ich habe enorm viel erlebt in diesen vier Jahren, seit wir uns nicht sahen. Noch sommers in Mürren. Einen Engländer haben wir da kennen gelernt — alle Achtung! Nein, so was in Stiefeln! Prima! Solch braunes Leder in dieser Vollendung gibt's auf dem Kontinent gar nicht! Und zum Diner hatte er Lackschuh, ausgeschnitten, mit

Digitized by Google

Agraffen darauf — wie ein Traum — jeden Tag andre —" Und Irene lächelte verklärt in der Erinnerung.

„Ich glaub' schon, daß solche Reisen interessant sind!" sagte Sylvia. „Mich mopst es nachgerade, daß wir jedes Jahr zu Onkel aufs Land müssen. Als Fettweide ist's ja ganz gut. Aber weißt du, die Gegend da bei Neutomischl ist grauenhaft. Es ist überhaupt gar keine Gegend."

„Aber letztes Jahr warst du doch in Pyrmont mit deiner Mama?"

„Damenbäder kann man doch nicht rechnen."

„Na freilich — sieh mal! Da sind übrigens Goethe und Schiller."

Der Wagen rollte über den Theaterplatz. Sylvia warf einen verlorenen Blick auf die beiden Großen, deren bläuliche Schatten scharf auf den stillen Platz fielen. Irene fügte hinzu: „Papa sagt immer, Goethe würde doch sehr überschätzt."

„Das mag wohl sein," erwiderte Sylvia.

„Aber sieh mal, die netten Läden. Konfektion doch wirklich ganz anständig. Ich nehme auch zuweilen hier — alle drei Jahre spendiere ich mir aber ein tailor-made von Jureit-Frankfurt, weißt du, mit dem übrigen passe ich und bezieh' es fromm aus Weimar."

„Das Graue, das du anhast, ist sehr hübsch," sagte Sylvia, „und die schönen Straußenfedern auf deinem Hut!"

„Ja, und trotzdem sehe ich nicht halb so gut aus wie du!" klagte Irene. „Du brauchtest gar nicht mit Straußenfedern und Jureit nachzuhelfen. Du bist so hübsch! Papa sagt immer, du wärst exquisit."

Sylvia zuckte die Achseln. „Ich find' es nicht mehr," sagte sie aufrichtig, „ich seh' doch viel zu blaß aus. Das Leben ist auch so angreifend. Immer diese Tanzwinter! Und sommers ruiniert man sich mit Tennis."

Die Belvedere-Allee warf ihre Schatten über den Wagen. „Siehst du, da ist unsre Villa," rief Irene und deutete auf ein etwas stilloses, doch recht behaglich ausschauendes Haus. „Da kommt Papa auch schon über den Kies gestiefelt, und Mama gießt den Tee auf."

Oberst a. D. von Reifenstein, früher ein Beau und einst der längste und bestaussehende Offizier seines Regiments, Prinzessinnentänzer und mehrfacher Fürstenadjutant, klemmte das Monocle gespannt ins Auge. Er hatte stets ein Faible gehabt für die kleine blonde Sylvia! ‚Si jeunesse savait,' dachte er.

Sie quittierte sein Wohlgefallen mit sehr unbefangener Herzlichkeit und ließ sich ruhig von ihm auf Schulter und Backen klopfen. Er führte sie ins Haus, nahm ihr den Reisemantel ab und rieb sich vergnügt die Hände.

Frau von Reifenstein hatte nicht ganz die reine Freude an dem schönen Gast. Sie sah nicht ein, weshalb ihre Tochter, ein so vermögendes Mädchen, so viel schlechter von der Natur behandelt war als die kleine unbemittelte Offiziersgöre aus Gnesen. Aber trotz dieser wehmütigen Betrachtung hatte sie das Mädchen gern und drückte sie zärtlich ans Herz.

„Komm, ich zeig' dir dein Zimmer," sagte Irene und zog Sylvia mit sich fort.

Reifenstein rieb sich noch immer die Hände. „Daß das Mädchen noch keinen Mann hat!" sagte er dann. „Sie muß jetzt wenigstens vierundzwanzig sein."

„Aber lieber Alfred, das ist doch ganz natürlich! Drei Kinder sind da, und es war doch eine Liebesheirat. Wenn ich nicht irre, war der Schwiegeralte sogar verkracht."

„Ach was, zuweilen findet sich doch immer noch einer, der den Geldpunkt übersehen will oder kann. Nein, da liegt's nicht allein. Das Schlimme ist, daß sich solche ausgesprochenen Schönheiten so leicht zwischen zwei Stühle setzen. Da sind dann drei Courmacher, zwei, die weniger als nichts haben — das heißt Schulden — und ein dritter, ein handfester Ehrenmann mit soliden Absichten — vielleicht nicht so fesch wie die andern, kein Blender. Und solch ein dummes kleines Gör tanzt strahlend mit den beiden Windhunden und schneidet ein resigniertes Gesicht, wenn der Solide sie engagiert. Ich hab' immer gesagt, an solch resigniertem Fratzenschneiden kann zuweilen ein Mädchenlos hängen, und es ließe sich gewiß statistisch nachweisen, daß ein hoher Prozentsatz aus solchen Gründen zwischen zwei Stühlen sitzen bleibt. So kann's auch mit der Sylvia gehen. Nun schiebt die jüngere Schwester von unten nach, will nächsten Winter auftreten — ganz in der ersten Blüte ist Sylvia auch nicht mehr — kurzum, ich beurteile ihre Chancen sehr pessimistisch."

„Nicht mehr ganz jung? Vierundzwanzig? Da taxierst du Irene auch wohl schon aufs alte Register?"

„Ach was! Irene kann warten. Die kann sich noch immer einen aussuchen. Das weiß sie ganz genau, und darum ist sie auch wählerisch. Dann ist sie auch weit gescheiter als Sylvia. Sylvia hat doch wohl den echten, rechten Hohlkopf — nichts drin, außer etwa die neueste Militärrangliste. Und die Irene, wenn sie auch gar nicht hübsch ist, wird sich viel besser halten. Solch zarte, wie in Pastell gemalte Blondinen à la Sylvia, die sind wie Blumen, die rapide welken. Irene ist mehr Dauerapfel."

„Ich glaube, du unterschätzest Sylvia. So hohl ist ihr Kopf gar nicht; sie hat bloß enorm wenig gelernt. Ich finde auch gar nicht, daß sie verblüht aussieht."

„Na, na! Ein bissel schon! So was Müdes um die Augen. Etwas enttäuscht und etwas abgetanzt. Kenne die Mischung."

Digitized by Google

„Ja, du Frauenkundiger!“ seufzte Frau von Reifenstein. Sie hatte nie Grund gehabt, einer einzelnen wegen eifersüchtig zu sein — aber ihr Mann war in das ganze weibliche Geschlecht verliebt; und diese Schwäche erforderte Geduld.

„Aber still, die Mädels kommen!“

Zwei Stunden später saßen Sylvia und Irene in der Rammerschen Konditorei und aßen Nußeis. Eigentlich hatten sie den Park durchwandern und berühmte Stätten besuchen sollen, aber Rammer war doch ein stärkerer Magnet.

„Es ist wirklich nicht recht von Mama,“ sagte Irene, „nun hat sie uns so mit ihrem Königskuchen vollgepfropft, daß ich für mein Teil nichts Festes mehr vertragen kann. Bloß Flüssiges geht noch. Willst du Schlagsahne?“

„Nein — ich mag keine Schlagsahne mehr.“

Irene sah sie staunend an: „Keine Schlagsahne mehr? Du hast satt, wofür du einst so geglüht hast?“

Sylvia lächelte. „So geht es wohl mit jeder Leidenschaft!“

„Carlos und Schlagsahne — beide entthront und vergessen? Damals, vor vier Jahren, waren's doch deine Ideale? Sag mal offen, gab's schließlich eigentlich einen regelrechten Krach mit Carlos?“

Sylvia wurde rot und sah etwas befangen aus dem Fenster. „Ich rede nicht gern davon,“ versetzte sie. „Ich hab' seinethalben zuviel Schelte bekommen. Weißt du, es wurde das daraus, was man eine ‚Hinhängerei‘ nennt — eine durch vier Jahre! Und dann solch kleines Nest wie Gnesen, wo man Tag für Tag zusammenkam. Mama sagt, er hätte alle andern Partien von mir abgeschreckt und mich ‚am steifen Arm verhungern lassen‘. Du erinnerst dich wohl noch — Mama kann recht drastisch werden, wenn sie sich ärgert. Denkst du denn noch oft an eure Jahre im Osten?“ fügte sie ablenkend hinzu.

„O ja! Zum Beispiel an Reinhardt III. Nein, wie ich für den schwärmte! Das war aber auch eine Verirrung. Er soll jetzt in New York Oberkellner sein. Siehst du, Papa will immer mal nach Amerika. Aber darum möchte ich nicht hin — wenn ich mir dächte, er brächte mir plötzlich in einem Café eine Limonade — das überlebte ich nicht. Dazu hab' ich ihn doch zu sehr geliebt. Ach ja, die Probepfeile! Was die oft für merkwürdige Carriere machen —“

„Aber ich dächte, deinen Posener Vetter hättest du noch mehr geliebt,“ erinnerte Sylvia. „Weißt du noch, wie der mal zu euch geritten kam? Totenkopfhusar — Achmed mit dem braunen Fell. Wie famos er zu Pferde saß —“

„Ach ja, Kavallerie!“ seufzte Irene. „Ich will ja nicht leugnen, Weimar hat allerhand Nettes, aber daß keine Ulanen oder Husaren hier liegen, entbehre ich doch furchtbar. 's ist nun doch mal nicht dasselbe, ob einer Parade läuft oder reitet. Schusters Rappen ist immer etwas kommun. Und wird hier mal einer Adjutant und reitet dann — na, dann ist der Gaul auch danach.“

Beide löffelten nachdenklich im Eis und sannen über die Mängel der irdischen Verhältnisse nach.

„Weißt du, Asta schwärmte ja auch für Reinhardt III. Nachher, wie er um die Ecke war, hat sie Reinhardt II. genommen, einen ganz kleinen Affen mit roten Haaren.“

„Was es doch für Mädchen gibt!“ sagte Sylvia. „Wo mag wohl Hochfeld hingekommen sein?“

„Mörchingen. Strafversetzt. Er hat seinen Burschen mit einem Regenschirm geprügelt. Aber Landeck, der hat Carriere gemacht — tanzte so furchtbar, weißt du noch, konnte nicht mal Galopp und hat sich nun doch als Springer entpuppt. Den liebte ja die Ellen Schmidt hoffnungslos — die Nichte vom General zur Löwen. Nein, wie die doch damals geschimmelt hat — wie altes Brot. Wo mag das Wurm nur hingekommen sein?“

„Das kann ich dir ganz genau sagen. Sie studiert in Zürich Philosophie. Weißt du, mit der ging's mir sonderbar. Sie war doch ziemlich häßlich und muckisch dazu, und niemand mochte sie recht. Aber wenn sie so verlassen im Ballsaal saß, da hab' ich ihr zuweilen Tänzer angeschleppt, weil sie mir leid tat — denn häßlich sein ist doch auf Bällen 'ne üble Zugabe. Und als zur Löwens versetzt wurden, machte Ellen Schmidt bei keinem Abschiedsbesuch, weil sie niemanden hatte leiden können. Nur zu mir kam sie und bedankte sich; ich sei immer so nett mitleidig gegen sie gewesen, sagte sie, nun würfe sie ihre Existenz als Mauerblümchen endgültig von sich; sie hätte es satt, den Kampf um Leutnantsgunst und Kotillonbuketts weiterzufechten, bloß aus Gehorsam für Onkel und Tante, wie sie's bisher getan. Auf dem Parkett blühten ihre Lorbeeren doch nicht; sie wolle sich frei machen und nach Zürich gehen und ihren philosophischen Doktor machen. Philosophie sei immer ihr Steckenpferd gewesen, aber das hätte in Gnesen niemand verstanden — höchstens Landeck, aber für den sei weiblicher Geist nur dann anziehend, wenn er in einer schönen Hülle stecke. Ganz ruhig sagte sie das alles, und ordentlich hübsch sah sie dabei aus.“

„Hübsch? Mit dem Nasenerker? Ich danke!“

„Ja, es hatte doch was Merkwürdiges, wie sie so ganz ruhig sagte, sie wolle sich frei machen.“

„Nein, die Ellen Schmidt! Und so etwas entpuppt sich in Gnesen. Ich bin bloß neugierig, ob noch mal ein großer Schopenhauer aus ihr wird. Sag mal, bleibt ihr wohl noch lange in Gnesen?“

„Bis Papas Bezirkskommando abläuft, und nachher —“

„Zieht doch nach Weimar!“

Sylvia schüttelte den Kopf. „Nein, Mama hat andre Pläne. Dann ziehen wir nach Delft.

Digitized by Google

Mama ist ja aus Delft und hat noch ein Haus dort. Da wohnt man dann gratis."

„Nach Delft? In die Porzellanstadt? Das ist ja schaudervoll! Und wie soll sich da dann Ella verheiraten?"

„Ella gehört zu den Reellen. Ein paar Tanzwinter werden ja noch für sie herauskommen. Die ist nicht wie ich; die ist für Sperlinge in der Hand."

„Sie ist wohl sehr hübsch?"

„Ja, so ähnlich wie ich. Etwas derber und darum blühender. Ziemlich frech ist sie — auch gegen mich. Sie tut immer, als hätte ich mit meinen vierundzwanzig Jahren gar kein Recht mehr, mich zu amüsieren."

„Na, ich danke meinem Schöpfer," rief Irene, „daß da bei uns nicht so'n kleiner Balg ist, der hinter mir nachdrängt. Das könnte mir grad' passen! Dann bist du wohl froh, daß du Reiseurlaub hast? Sag mal, wer ist das denn eigentlich, den du in Jena besuchen sollst?"

„Eine Jugendbekannte von Mama, mit der wir uns letztes Jahr in Pyrmont trafen. Eine Bremer Dame."

„Wohl klotzig reich? Was so in Bremen sitzt, wühlt ja alles Reichtümer zusammen. Aber was will die Dame in Jena? Studiert sie auf ihre alten Tage?"

„Ihr Sohn ist dort Kunstprofessor, den besucht sie."

Irenes und Sylvias Blicke kreuzten sich. Sie schwiegen einen Augenblick. Jede balancierte eine Eiswaffel zwischen den Lippen.

„Ach so," sagte dann Irene leise.

„Ja," versetzte Sylvia.

„Kennst du ihn schon?"

„Ich soll ihn eben kennen lernen."

„Das haben die beiden alten Ladies wohl zusammen ausgeklügelt? Wirst du ihn nehmen?"

„Wenn er mir gefällt. Andernfalls werde ich Hausdame oder Diakonissin, denn eine Gnesener Saison mach' ich nicht wieder mit. Uebrigens hat Onkel auch gesagt, daß er mich jederzeit aufs Gut nehmen würde."

„Ist denn der Onkel irgendwie — na, attraktiv?"

„Nein, aber auch nicht das Gegenteil. Er ist so mittel."

„Sonst können Onkels recht nett sein. Mamas Bruder zum Beispiel. Du weißt ja, Mama war Seife, als Papa sie heiratete. Onkel hat die Fabrik noch. Seife ist so was Sicheres. Mit andern Gegenständen ist's oft schlimm, da wird dann plötzlich was Neues erfunden — aber Seife ist was Bleibendes. Die hat die Menschheit immer nötig. Wenigstens hoffentlich! Dabei fällt mir ein: famos rein sehen doch alle Engländer aus! Ja, ich möchte behaupten, ein gut gewaschener Engländer ist noch viel reiner als ein gut gewaschener Deutscher. Die Rasse hat so was aus dem Ei Gepelltes. Da war einer in Mürren —"

„Ja, der mit den Lackschuhen — du erzähltest schon —"

„Ach so — na ja — und dann einer in Zermatt. So etwas an vollendetem Smoking gibt's nicht wieder. Und eine Krawatte! selbstgebunden, ganz wie Marmor. Sie binden alles selbst. Papa bildet sich auch ein, schick zu gehen, aber neben diesem jungen Mann verblaßte er ganz. Gesicht taugte übrigens nicht viel — der Mund stand ihm vor Dummheit halb offen ... Aber du, wir müssen zahlen."

Die Dämmerung war bereits angebrochen, als die Freundinnen Rammer verließen. Auf der Schillerstraße herrschte abendliches Flanieren. Wie viele Köpfe auf jungen und alten Schultern drehten sich nach Sylvia um! Im Zwielicht und dem Schein der vereinzelten Laternen sah sie wie sechzehn aus, so sanft und erfahrungslos, die süße Dummheit der Jugend im Gesicht.

Irene bemerkte jeden Blick. „Na, ich finde, Carlos müßte doch eigentlich alle Tage die Wand heraufsaufen vor Aerger, daß er dich nicht gekriegt hat," sagte sie.

Sylvia zuckte die Achseln. „Er hat dafür andres. Er ist jetzt nach Berlin kommandiert. Nun kann er täglich im Savoy-Hotel lunchen, was er immer so verlockend fand, und sich Pferde halten und seine Stiefel aus Wien beziehen."

„Ja — und Kaviar pfundweise essen," fügte Irene tadelnd hinzu. „O diese Leutnants, die im Kadettenalter zu viel gehungert haben — das rächt sich!"

II

Sylvia war auf keine Andeutung in betreff Carlos' näher eingegangen, aber um Mitternacht, als ganz Weimar im Schlafe lag, nur sie noch nicht, und Irene auf ihrer Bettkante saß, da redete sie sich ihr Leid doch von der Seele, das typische Leid der höheren „ausgehenden" Tochter.

„Ach Gott," begann sie, „Carlos war immer so riesig nett. Mal starb ihm eine alte Tante und er erbte was. Aber für die Kaution reichte es natürlich nicht. Da pumpte er seine sämtlichen Onkels an, um die Summe zu vermehren. Der eine schickte vierzig Mark, die andern bloß salbadrige Briefe. Und schließlich schrieb er die ganze Geschichte an seinen Bruder und fragte den um Rat. Halb verlobt waren wir ja schon; nur geküßt hatten wir uns noch nicht. So auf Vorschuß — na, das fiel mir nicht ein. Dann kam der Kasinoball, und ganz unerwartet — so auf zufälliger Dienstreise — der Bruder. Ich merkte gleich, er sollte mich besehen. Dieser Bruder! Ich sage dir — einen Kopf größer als Carlos. Schnurrbart fünf Zentimeter länger. Augen doppelt so groß. Dazu Garde! Und nun denke dir, was mir

Digitized by Google

Merkwürdiges passierte! Ich bildete mir doch immer ein, ich schwärmte für Carlos; aber was Rechtes kann's doch nicht gewesen sein, denn dieser Bruder stach ihn ganz bei mir aus. Ich war einfach weg in den. Andre auch, zum Beispiel die Lili Eschenmark. Er tanzte zwei Tänze mit mir. Er sah mich immer an — so merkwürdig."

„Unverheiratet?" rief Irene gespannt.

„Bewahre. Fest verheiratet. Na, also der Ball verging. Nächsten Nachmittag, wie ich aus der Stickstunde komme, begegnet mir Carlos. Er redet mich an; er hätte ein Kommando in Jüterbogk bekommen und wolle mir Lebewohl sagen. Zwei Wochen später trifft seine Verlobungsanzeige ein — Häuserbesitzerstochter in Schöneberg. Na, das Faktum ging mir gar nicht so nah — ich war überhaupt schon ein bißchen abgekühlt. Aber eins boste mich. Das war Mamas Empörung, Lilis sichtliche Verachtung, das Mitleid der ganzen Stadt. Aber das boste mich bloß. Eins jedoch machte mich völlig mürbe. Du erinnerst dich doch noch an meinen kleinen Bruder Alack? Der war damals noch nicht im Korps und hatte alles miterlebt. Und er guckte mich immer so an mit so großen braunen, merkwürdigen Augen. Und ich fühlte es, der kleine Bengel verstand die ganze Geschichte — trotz seiner zwölf Jahre. Der hatte regelrechtes Mitleid. Der hatte mich lieb, und es ärgerte ihn, daß mein Verehrer abgeschnappt war."

Sylvia brach in Tränen aus. Irene beugte sich zu ihr nieder. „Nein, du armes Wurm," sagte sie, „das Mitmachen ist wirklich oft mehr Durchmachen."

„Und bald darauf," schluchzte Sylvia weiter, „erschien einer und hielt um mich an, einer, der Mut gekriegt hatte durch mein Fiasko, der es vorher nie gewagt haben würde — ein ganz gewöhnlicher Koofmich in Woll- und Strickwaren . . ."

Sie schluchzte lauter.

„Infam!" rief Irene.

„Und natürlich sagte ich nein, und Mama redete zu, und Lili auch, und nachher mukschten sie mit mir. Und eines Abends, wie ich ganz allein auf meinem Zimmer sitze, kommt jemand. Es war Alack. Ganz leise schob er seine kleine, weiche Hand in meine und streichelte mich und sagte: ‚Du darfst dich nie verheiraten, Sylvia, du mußt später zu mir ziehen.' Und siehst du, Irene, das tat mir so wohl und auch so weh."

„Nein, der kleine Alack!" rief Irene. „Ich sehe ihn noch so deutlich vor mir, damals in Gnesen. Er mußte doch immer einheizen bei euch, weil ein Dienstmädchen gespart werden sollte, und wie wir da einmal vom Ball wiederkamen — weißt du, Papa hatte schon seinen Abschied genommen, und ich wohnte noch bei euch. Also so um drei Uhr morgens war's — schon fahles Frühlicht — wir tasteten die Treppe herauf, und da kam eine kleine Gestalt im Hemd mit Kohlenkasten und Schaufel über den Vorplatz —, das war Alack, der zeitig einheizen wollte, damit es dann zum Frühstück warm sei. Und wir schrien auf vor Schreck, nervös vom Tanzen, wie wir waren — und davon bekam er solche Angst und fing an zu brüllen. Na, so acht Jahre war er damals — und nun schon so reif! Ja, das kommt wohl so in Häusern vor, wo eine Tochter ausgeht."

„Alack hatte immer Interesse für so was. Er begoß mir die Kotillonbuketts und war auch so geschickt im Pappen. Alle Tanzkarten hat er mir in ein Buch geklebt; ich glaube scrap-book heißen solche Dinger. Und wenn jemand am Haus vorbeiritt, so sagte er's immer zeitig an, und kam Carlos um die Ecke, so brachte er mir gleich das Opernglas . . ."

„So was bildet natürlich," lächelte Irene.

Sylvia schluchzte noch einmal auf. Die Erinnerung an Alacks Teilnahme überwältigte sie.

„Na, und dieser Filou von einem Bruder," schalt Irene, „hat der Kerl ihm denn wohl die Häuserbesitzerssache eingerührt?"

„Laß doch! Der Bruder ist soweit ganz gut. Der hat's eben mit gesundem Menschenverstand beurteilt. Und er kannte Carlos auch, und wußte, daß der nicht gut sparen kann. Er hat dann einen langen Brief an Carlos geschrieben, in dem ich sehr gut wegkam. Da stand auch drin, daß Carlos so einer wie ich, die von Rechts wegen auf Sammetteppichen schreiten müßte — ja, so schrieb er — nicht zumuten könne, das Los einer Kautionsehe auf ganz knapp zu teilen. Carlos gab mir nachher den Brief auch auf der Straße, wie ich aus der Stickstunde kam."

„Hör mal, diese Stickstunden scheinen ein sehr geschicktes Unternehmen gewesen zu sein!"

„Ich hab' sie dann aufgegeben. Lili ist jetzt in den Zyklus eingetreten."

„Hast du den Brief noch? Hast du ihn vielleicht mit?" fragte Irene begierig.

Sylvia schüttelte den Kopf. „Ich hab' ihn verbrannt. Niemand hat ihn gelesen — nur Alack. Er meinte auch, der Bruder hätte ganz recht. Immer platt liegen und Erbswurst zu Mittag oder Bouillon von aufgelösten Tafeln — das mag ja auf die Dauer ermüdend sein."

„Na und ob!"

„Alack und ich haben alles verbrannt, was an die Zeit erinnerte, auch die Kotillonsträuße. Es ist vielleicht ganz gut. Am Ende wären doch nur Würmer hereingekommen."

„Weißt du, wie Papa das nennt, aufbewahrte Buketts und so was? Sentimentales Gemüse!"

Sylvia lächelte, indem sie sich die Tränen aus den Augen rieb. „Dann besteht eben der ganze Zauber der Jugend und des Mitmachens aus sentimentalem Gemüse," sagte sie philosophisch.

Digitized by Google

Irene kreuzte nachdenklich die Arme. „Und wen hat denn dieser Bruder zur Frau?"

„Eine Kohlenwerkstochter aus Westfalen, Overbeck, glaube ich."

„Was? Die Milliardärin? Na, hör mal, da hätte der wohl Erbarmen fühlen und Carlos was abgeben können! Wie oft hört man doch so schöne Geschichten erzählen, wo so jemand — Krupp oder Stumm oder was weiß ich — bei geldlosen Neigungsheiraten großmütig was auf den Tisch des Hauses legt. 'ne Million mindestens. Gleich ganz, um auch noch das jährliche Dankenmüssen zu ersparen. Na, erlaube, den Bruder find' ich ruppig."

Sylvia wehrte ab. „Das Geld wird wohl wie immer bei solchen Heiraten festgelegt sein, daß er nicht 'ran kann. Und dann hat er ein paar Töchter, und die Frau ist sehr kränklich und vereist eine Menge. Viel Taschengeld zu freier Verfügung mag er wohl nicht haben — und von den alten Overbecks war's doch nicht zu verlangen, daß sie Carlos und mich auch noch so nebenbei mit ernähren sollten."

„Und bei Carlos' Appetit! Ist sie denn wohl hübsch, die Overbeck?"

„Nein. Ich wundere mich, daß du von der Heiratsgeschichte nichts gehört hast, sie ist doch eigentlich so bekannt. Weißt du, sie liebte ihn, und er wollte nicht, obwohl ihr Vater ihm die größten Avancen machte. Er hatte wohl irgend wen sonst im Kopf. Schließlich ließ er sich versetzen. Und sie bekam Bleichsucht vor Liebe, und fast wurde Schwindsucht draus. Und der alte Overbeck, der seiner Tochter immer alles gekauft hatte, was sie sich nur irgend wünschte, schrieb an ihn und trug ihm die Tochter ganz formell an. Und er — na, halb rührte es ihn wohl, daß eine sich seinetwegen so abrackerte. Na — und dann der Mammon! Es war wohl stärker wie er — und da hat er's denn getan —"

„Sich kaufen lassen — pfui!"

„Vielleicht aus Gutmütigkeit gegen das Mädchen —"

„Na, er hätte euch doch was abgeben können," beharrte Irene.

„Ich glaube, Geld, so recht klotzig viel Geld wirkt immer demoralisierend," sagte Sylvia nachdenklich. „Wer nicht viel hat, ist stets weit eher bereit, von seinem Bißchen noch etwas abzugeben. So mag's wohl auch hier sein."

„Hoffentlich ist dein Kunstgelehrter nicht auch so!" sagte Irene. „Wenn er nachher mit dem Taschengeld knausert!"

„Aber Irene!" rief Sylvia. „Gelehrte denken ja gar nicht an so was."

„Woher willst du das wissen? Hast du denn jemals schon einen gesehen? Paß auf, das wird eine ganz neue Nummer für dich sein, wie sie in Gnesen nicht wächst. Na, Professor ist gar kein leichter Fall. Da muß man schon riesig gescheit tun, wenn's einem glücken soll."

„Er wird mich wohl rasend ungebildet finden."

Sylvia blickte sinnend ins Leere.

„Ich will dir mein kleines Lexikon mitgeben, damit du dich nicht zu sehr blamierst. Na, unter diesen Umständen wollen wir aber doch ordentlich ins Goethehaus. Solche Leute quetschen einen nach so was immer am ersten."

Sie gähnte, küßte Sylvia und ging.

Sylvia starrte noch lange ins Licht. Ihr graute vor diesem Besuch in Jena.

*

Die beiden Freundinnen durchwanderten das Goethehaus.

„So einfach, nicht?" sagte Irene. „Man sollt' es kaum glauben! Und damals fand man das schon elegant. Wie bescheiden doch der alte Goethe war! Sieh mal, das ist hübsch, das Salve auf dem Fußboden. Das macht Stimmung; das betone nur recht, wenn der Bremer Sohn dich fragt; so was macht sich. Gott, so viele Mineralien! Ueberhaupt, was für Zeit er so mit Sammeln vergeudet haben soll! Wenn er doch statt dessen lieber mehr geschrieben hätte!"

„Aber er war doch ganz fleißig?"

„Wie lang hat er aber auch gelebt! Na, wenn er sich besser drangehalten hätte, würde noch mehr dabei 'rausgekommen sein."

„Man redet hier wohl noch immer sehr viel von ihm?"

„Und ob! Das heißt, Papa nicht. Der sagt, Thema wäre genau so abgetreten wie das vom Wetter. Bei uns zu Haus darf es gar nicht aufs Tapet der Unterhaltung."

„Ja, das hab' ich angenehm empfunden," sagte Sylvia. „Offen gestanden, fürchtete ich, dein Papa würde mich etwas examinieren. Darum las ich auf der Herreise Iphigenie noch mal durch, die ich total vergessen hatte. Aber wenn ich offen sein soll, da ist mir Ekkehard oder ein recht guter Tauchnitz doch zehnmal lieber — wenn man's auch wohl anstandshalber nicht bekennen darf."

„Mir kannst du alles sagen; ich vertrage schon einen Puff. Papa erzählt immer von jenem preußischen König, der in der Iphigenie war und nachher sagte, ‚der alte Goethe sei ihm so langweilig, daß ihm die Knochen knackten'. Und Papa knacken sie auch, und darum geht er nie ins Theater, sondern lieber in den ‚Elefanten' zum Dämmerschoppen. Papa sagt überhaupt, die wahre Vornehmheit bestände darin, von möglichst wenig Dingen etwas zu wissen. Na, ich denke darin anders, denn ohne Neugier bin ich auch nicht."

„Dann muß ich sehr vornehm sein," sagte Sylvia. „Was ich in der Schule lernte, davon weiß ich nichts mehr. Ich glaube manchmal, ich habe mir mein ganzes Gedächtnis fortgetanzt."

Digitized by Google

„Siehst du, das ist Aldobrandinis Hochzeit."

„Wessen Hochzeit?"

„Ja, ich weiß nicht. Wohl von einem Ehepaar Aldobrandini. Das hat Goethe wohl auch geschenkt gekriegt. Ja, was er so alles bekam! Sehr oft Eßbares. Einer aus Berlin schickte ihm immer Teltower Rüben, und eine bei Frankfurt gar Artischocken. Das war damals was sehr Seltenes. Und Münzen ließ er sich schenken, und wenn er sie nicht geschenkt bekam, nahm er sie sich so. Sehr sympathisch ist mir der ganze Goethe überhaupt nicht. Und dann so unpatriotisch!"

„Und immer so viel gewissenlose Courmachereien," sagte Sylvia. „Das weiß ich doch noch aus der Literaturstunde. Ja, wenn ein Leutnant so ist, redet die ganze Stadt darüber, und strafversetzt wird er auch noch. Und der bracht's richtig zum Minister. Na, in Weimar müssen die Verhältnisse sehr anders gewesen sein als jetzt in Preußen."

„Sieh mal, ein Bild von ihm!" rief Irene. „Ach ja, die Augen, die haben so was ... da begreift man schon, daß Fürstinnen, Hofdamen, Schauspielerinnen und Köchinnen sich darein verliebten."

„War die Bora denn eine Köchin?" fragte Sylvia erstaunt.

Irene lachte hell auf. „Gerechter Himmel, das war ja Luther seine! Laß das den Professor nicht merken. Der kriecht die Wand herauf vor Schreck, und die Mutter mit!"

Sylvia errötete. Hätte der alte Goethe sie so gesehen in ihrem ganzen jungen Reiz, trotz ihrer geistigen Mängel wäre er bezaubert von ihr gewesen.

„Am Ende nehme ich dein kleines Lexikon doch mit nach Jena," sagte sie.

Sie verließen das Haus, Sylvia bedrückt und etwas verängstigt.

„Wenn ich nur wüßte, was in Jena alles passiert sein mag, so Geschichtliches, und wer da Denkmäler hat?"

Irene sah auch etwas ratlos drein. „Na, die große Schlacht war da, wo die Franzosen siegten —"

Sylvia blieb stehen. „Weißt du auch ganz bestimmt, Irene, daß die Franzosen siegten?"

Irene wurde unsicher. „Ja, wer denn sonst?" meinte sie nachdenklich. „Weißt du, den Kopf kann ich mir natürlich nicht drauf abschlagen lassen. Wir wollen mal Papa fragen — das heißt, der ist vielleicht zu vornehm, es zu wissen. Mußt du denn wirklich heut schon fort?" setzte sie ablenkend hinzu.

„Ja, aber ich komme wieder. Wenn Mutter und Sohn mir geistig zu sehr auf den Kopf steigen ... Vermutlich sind sie auch nach zwei Tagen schon total enttäuscht von mir. Verdenken wollte ich's ihnen absolut nicht. So ein Logierbesuch ohne jedes Wissensfundament ..."

„Na, ich bin bloß neugierig," murmelte Irene.

III

Als Sylvia mit dem Nachmittagszug von Weimar abfuhr und die winkende Irene bei der ersten Biegung des Zuges ihren Blicken verschwand, wurde ihr so seltsam beklommen zu Mut. All das Neue dieser Reise beängstigte sie. Ja, wenn es sich um Lanciers oder Tennis gehandelt hätte, aber es war eine absolute Unsicherheit, in die sie da hineinfuhr — so, als trete sie auf ein schwankes Brett hinaus, das kein sicheres Geländer hatte, sondern eine rätselvolle Tiefe unter sich, wer ahnte, wie tief?! ... eine von jenen Tiefen, in die kein Senkblei hinabreicht, die unzugänglich sind für irdische Messungen, die man nur begreifen kann, wenn man ganz in sie hinabtaucht — und für immer.

Sie erinnerte sich, wie Frau Thomsen sie letzten Sommer in Pyrmont oft so seltsam angesehen hatte mit jener liebenswürdigen Verliebtheit, wie alte Damen sie zuweilen für junge Mädchen fühlen können. Sie wußte, wie hübsch Frau Thomsen sie fand, und ahnte dunkel, daß sie von der sonst so klugen Frau überschätzt werde, liebevoll überschätzt dank der freundlichen Illusion, daß das Innere auch dem Aeußeren entsprechen müsse.

Auf dem Gute von Sylvias Onkel, nahe bei Neutomischl, stand am Waldrand ein kleiner Sommerpavillon im Empirestil, hübsch und anmutig, kokett fast und so verwunderlich in der trüben Monotonie der polnischen Landschaft.

Dorthin war sie so oft gewandert. Aus der Ferne erschien das kleine Chalet wie eine romantische Vision. Der elegante polnische Edelmann, dem das Gut einst gehört, ein schöner Taugenichts mit einem feudalen, auf „irsky" endenden Namen, hatte es dahin gebaut, einer französischen Freundin zuliebe, die es an die Pavillons der Tuilerien erinnern sollte.

Aber wenn man sich näherte, kam die Enttäuschung. Dann sah man durch leere Fenster in öde Räume, nichts darin, kein Fresko, keine Säule, kein Kamin, harter, weißer Kalkanstrich — eine verlassene Oede ...

Sylvia hatte bei dieser plötzlichen Erinnerung die perfide Empfindung, daß sie auch ein solcher Pavillon sei — hübsch von außen und leer von innen.

Für Leutnantsverkehr und dergleichen hatte das ja genügt. Aber wie sollte es nun werden?! —

Neben dem sausenden Zuge reckten sich jetzt Tannen empor, an grünen Berghalden und wogenden Feldern. Berge hoben ihr Haupt in die sommerliche Bläue, und auf tat sich das süße Thüringtal mit seinen holden Schattenhängen, mit Mühlen im kühlen Grunde, und der alten, baumreichen Landstraße, die sich von Weimar nach Jena wand — jene Straße, auf der einst der junge Goethe in so manchen Sommernächten dahinritt, wenn

Digitized by Google

er von Kochberg kam und der Nachtwind ihm in die Locken fuhr und an seinem Mantel zerrte.

Sylvia starrte gedankenlos hinaus. Der alte Pavillon von Neutomischl wollte ihr nicht aus dem Sinn.

Und dann ragten blaugraue, duftumzitterte Türme über roten Dächern auf und kahle Bergesscheitel darüber. Sie stürzte vor den halbblinden Spiegel des Coupés, schob ihren Schleier zurecht und ihr schönes Stirnhaar, warf einen Blick über ihr ganzes Ich und dann hinaus. Der Zug hielt, und da stand auch Frau Thomsen schon mit ihrem freundlichen, gütevollen Lächeln — und gottlob, noch ohne Sohn.

Und Sylvia atmete auf und sank der alten Dame mit großer Grazie und der reizendsten Anmut ans Herz. —

Sie tranken zusammen den Abendtee auf einer Veranda über der Saale, Frau Thomsen und Sylvia. Die Lichter von Jena blitzten aus den Bäumen am jenseitigen Ufer. Dunkle Umrisse der Berge zogen sich durch das tiefe Blau der Nacht. Fernher klang Musik, tönten Studentenlieder oder Stimmen aus den vorüberziehenden Nachen, melodisch zusammenklingend mit dem Schlag der Ruder.

Dazu die Behaglichkeit der verhangenen Lampen, des summenden Samowars, die Atmosphäre von Luxus und Gepflegtheit, die in der ganzen kleinen Villa lag, das harmlose Gespräch über Sylvias Mutter, ihre Geschwister, über Pyrmonter Erinnerungen und das beruhigende Gefühl, daß der Sohn mit einem andern Professor über Land gegangen war.

Sylvia empfand es als Wohltat, einmal nicht mehr von Carlos reden zu hören, von abgeschwenkten Verehrern und vom „Sitzen zwischen zwei Stühlen". Sie fühlte sich wie in eine andre Welt entrückt.

Und dann kam die Minute, in der der Sohn in diese Welt hineintrat, plötzlich in den Bereich der Lampe. Sylvia starrte ihn halb erschreckt an. Und er sie mit aufrichtigem Erstaunen.

„Ich wußte ja gar nicht, daß du einen Gast erwartetest," sagte er, seiner Mutter die Hand küssend.

„Ja, ich habe immer meine kleinen Ueberraschungen," lächelte Frau Thomsen, „aber ich denke, du weißt, wer mein Gast ist. Sie steht ja schon lange als Photo auf meinem Schreibtisch."

„O gewiß, ich kombinierte es gleich. — Nun, wie gefällt Ihnen die Sommernacht an der Saale?" wandte er sich zu Sylvia. „Sie kommen doch direkt aus dem Osten?"

„Nein, ich war einen Tag bei Freunden in Weimar."

„Da haben Sie mit dem Studium Thüringens ja sehr kunstgerecht angefangen," lobte er und setzte sich neben sie. „Nicht wahr, es ist doch eine seltene Luft, die man dort atmet! Nur muß man sich immer hüten, wenn man von Weimar redet, nicht in die abgegriffenen Wendungen zu verfallen. Es gibt so viel Schlagwörter über Weimar, und etwas Triviales verdient doch gerade diese Stadt am wenigsten."

„Das ist wahr," sagte sie schüchtern.

„Und über das Goethehaus sollte man erst recht nicht reden!"

„Das wäre schade," widersprach Frau Thomsen, „dann kämen wir ja ganz um Fräulein Sylvias Erzählungen. Im Gegenteil, man kann nie genug davon reden und hören. Was hat denn Ihnen zum Beispiel am besten im Goethehaus gefallen?"

Sylvia wurde blutrot. Wie ein feindliches Geschoß schwirrte diese direkte Frage in ihr Unverständnis. Mutter und Sohn sahen sie erwartungsvoll an. Die Kunstpause wurde bereits bedenklich lang. Sie konnte sich nicht recht entschließen, Irenes Anweisung zu folgen — schließlich ließ sie den guten Vorsatz fahren.

„Das Salve an der Schwelle," sagte sie, „es ist solch stimmungsvolle Einführung."

Herr Thomsen lächelte zustimmend. Es fiel ihr auf, wie eigentümlich sein Lächeln war, so nachsichtig und so seltsam sympathisch.

„Sie haben vollkommen recht," sagte er.

Frau Thomsen stellte ihrem Sohn eine Tasse Tee hin und schaute zufrieden darein.

„Wo wart ihr nur, du und Herrmann?"

„Wir sind auf der Lobdaburg herumgestiegen und haben dort, auf herabgestürzten Säulenschäften sitzend, lange darüber gegrübelt, ob es Euripides eigentlich Genuß gewährt haben kann — schmerzlichen Genuß —, den olympischen Göttern in seinem Herakles so den Text zu lesen, wie er's getan hat, ob es ihm nicht vielmehr die eigne Seele fast zerreißen mußte, die höchsten Wesen so hart zu kritisieren — in einer Zeit, die höhere Autoritäten nicht kannte."

Sylvia schwindelte es.

„Nun bitte ich dich nur, diese Frage jetzt ad acta zu legen, denn sonst bedeutet sie eine schlaflose Nacht für dich, es ist ohnehin schon so spät. — Fräulein Sylvia fängt gewiß an, müde zu werden."

Sylvia schnellte dankbar empor. Der Gedanke, Geistesblitze von sich geben zu sollen, ängstigte sie. Sie reichte dem Professor die Hand. Er gab ihr die seine — gar nicht „pschütt", nicht mit nach oben gezwängten Ellbogen, und doch fiel ihr auf, wie ritterlich er sich verabschiedete, obwohl er kein Leutnant, sondern ein „Zivilgesicht" war.

Als Frau Thomsen, nachdem sie Sylvia fortgeleitet hatte, wieder die Veranda betrat, saß ihr Sohn in ein Buch vertieft am Tisch. Er hatte sich den Euripides hervorgesucht und war bereits ganz in den alten, oft durchblätterten Band versunken.

Digitized by Google

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Im Garten

Nach dem Gemälde von C. Brancaccio

Digitized by Google

„Nun," sagte sie, „wie gefällt dir meine kleine Freundin?"

Er sah zu ihr auf, mit jener gewissen Kinderunschuld im Blick, die kein Ereignis seines Lebens bisher vermocht hatte auszulöschen.

„Bildhübsch!" antwortete er aufrichtig.

„Siehst du, diesmal habe ich doch nicht übertrieben."

„Ja, Mama, junge Mädchen sind ja nun einmal von jeher deine Schwäche gewesen."

„Eine Schwäche, die ich mit allen normal empfindenden jüngeren Männern teile."

„Mama, soll ich wieder eine Standrede über mein sogenanntes ‚Fischblut' bekommen, nur, weil ich von solcher Schwäche frei bin? Deine Betrachtungen klingen fast wie die Einleitung dazu."

„Nein," entgegnete sie. „Ich wollte durchaus keinen Hieb führen. Gegen ‚Fischblut' würde das ja auch nichts helfen. Dagegen gibt es nur ein Heilmittel: Erlebnisse!"

Er lächelte. Er kannte seine Mutter und wußte genau, was dieser hübsche Besuch bedeuten sollte. Sylvia war ungefähr das fünfte Muster vom Artikel „junge Mädchen", das ihm so auf dem Präsentierteller entgegengebracht wurde.

*

Jena, Juni 189..

„Geliebte Irene!

Nein, wie schön war's mit Dir — dies himmlische Aussprechen bis auf den letzten Grund — diese köstlichen Stunden bei Rammer! Und dann abends im Bett! Ich entbehre Dich so — aber das muß ich sagen: nett ist's hier! Alles so urbehaglich, und die alte Dame so riesig gut. Sie hat den unteren Stock der Villa gemietet, in der oben der Sohn wohnt und die zufällig für den Sommer freistand. Die Villa liegt an der Saale. Paradies heißt die Gegend.

Ich brauche gar nichts zu tun. Das ist so angenehm. Wenn ich denke, wie ich zu Haus immer Staub wischen mußte, und Wäsche recken, und abends Strümpfe stopfen.

Hier lebe ich wie eine Prinzessin. Wir fahren täglich spazieren, und den Sohn sehe ich bloß bei den Mahlzeiten. So ist dieser einzige Haken auch nicht so schlimm, als ich dachte. Das heißt, Haken ist ungerecht, denn er ist eigentlich sehr nett. Natürlich willst Du wissen, wie er aussieht. Ziemlich lang erstens. Besinnst Du Dich noch auf Hadersleben in Gnesen, der am Gestüt? So ähnlich, das heißt, das Schneidige mußt Du Dir wegdenken, denn er hat natürlich gar nichts Militärisches, nicht mal gedient, wegen Kurzsichtigkeit. Also nicht mal Reserve! Tanzen mag er nicht, und was Tennis ist, weiß er, glaub' ich, nicht mal.

Hadersleben trug den Schnurrbart ja immer ausgezogen. Seiner geht geradehin, aber hübsch blond und dicht wie auch das Haar. Ueberhaupt ist's eigentlich ein hübscher Mann, bloß, daß er sich nicht recht in Szene zu setzen weiß. Und alle Gelehrten, wohl von wegen des Krümmens über Büchern, halten sich schlecht. Er muß enorm gelehrt sein. Dinge, von denen unsereins keinen blassen Schimmer hat, bearbeitet er. Dafür bin ich aber überzeugt, daß er nicht weiß, wieviel Armeekorps das preußische Heer besitzt, oder ob Oberstleutnant vor Oberst kommt. Er ist ein absoluter Ignorant in militärischen Dingen und würde sicher durch das leichteste Kriegsschulexamen durchfallen.

Bloß Augen hat Herr Thomsen andre als Hadersleben; sie sind sehr grau und sehr klar und forschend — so wie Augen, mit denen einer allzu gründlich in alte Folianten geblickt hat. Aber flirten kann er mit diesen Augen nicht, wie er überhaupt gar nichts von einem Courmacher an sich hat und sicher nicht auf die Idee kommen wird, sich in mich auch nur eine Spur zu verlieben. Aber das ist mir gerade recht. Am liebsten würde ich eigentlich Gesellschaftsdame bei seiner Mutter — denn nach Gnesen mag ich so bald nicht zurück. Sie erhoffen dort natürlich bald ‚was Reelles', wie Lili das in ihrer brutalen Art nennt. Mama, die zu fein ist, so etwas schriftlich zu berühren, deutet mir auch zwischen den Zeilen an, daß ich mir nur nichts ‚verschütten', nicht zu ‚militärblind' erscheinen soll.

Ach, Irene, wie gut hast Du's doch, daß Deine Eltern Dich nicht so gewaltsam auf den Heiratsmarkt schieben und keinen baldigen Schwiegersohn von Dir verlangen! Alle Welt denkt immer, es wäre so leicht, junges Mädchen zu sein, hält es für das angenehmste Stadium des ganzen Lebenslaufs — ach! und wie schwierig segelt sich's gerade im Gesellschaftsmeer, da gibt's Charybdis und Scylla zu Dutzenden. Siehst Du, ich rede ganz klassisch. Das macht die Luft dieses Hauses.

Aber sehr schön ist's, mal in andrer Luft zu sein. Da sieht man, wieviel Lebensgebiete und Situationen es in der Welt gibt — außer dem Osten! Man weiß ja eigentlich immer nur, was man selbst kennt. Und dies Gefühl, allerhand unerquicklichen Dingen für eine Zeit entronnen zu sein, das genieße ich so, und in der Hinsicht lebe ich wirklich im Paradies! Im übrigen denke ich an mein altes Motto: ‚Wie's kommt, so kommt's!'

Grüß Deine Eltern! Zu nett war Dein Papa! Es küßt Dich tausendmal Deine

Sylvia."

IV

Die Veranda über der Saale wurde Sylvias Lieblingsplatz. Sie liebte es nicht, durch die Stadt geführt zu werden. Für Studententum hatte sie keinen Sinn, und die vielen Gedenktafeln mit Namen berühmter Männer beängstigten sie nur. Der Blick von der Veranda aus wurde

Digitized by Google

durch keinen Gegenstand unerfreulich gemacht, der zu einem geistigen Hereinfall Anlaß geben konnte. Da sang die Saale, der süße Strom. Weiden und Akazien rauschten am Ufer. Langsam bewegten die Kastanien ihre schweren, blütenreichen Kronen, und Sonnenduft kleidete die Berge in zitterndes Blau.

Es gefiel ihr, in die Wellen hineinzusehen und zu träumen. Die Saale war der erste schöne Fluß, dessen nahe Bekanntschaft sie machte. Was da in der Gegend von Gnesen floß und bei Neutomischl, das waren dunkle Wasser, schwer und schleppend, die melancholisch durch die Ebene zogen, deren Rauschen wie einförmige Klagelieder klang. Und ein Gefühl der Ruhe kam über sie, sobald sie dem Sang der Saale lauschte, ein Gefühl, als könne sie sich hier ganz erholen vom Tanzen und Tennisspiel und von Leutnantsschmerzen.

Als Professor Thomsen einige Tage nach Sylvias Ankunft mittags aus einem späten Kolleg kam und in das Zimmer seiner Mutter trat, fiel sein Blick gerade auf die weiße Gestalt da draußen im Rahmen der hellen Veranda. Er besaß großen Schönheitssinn, wenn dieser auch im ganzen nur an marmornen Göttinnen geschult war. Seinem ästhetischen Gefühl schmeichelte daher der liebliche Anblick, und er setzte sich zum ersten Male aus freiem Entschluß zu Sylvia.

„Wissen Sie," fragte er, „daß Sie hier ganz gefährlich thronen in diesem Sonnenlichte? Es ist jetzt Geisterstunde!"

„Ich denke, die ist um Mitternacht?"

„O nein, die ist ebensogut zur Mittagszeit, wenn das Himmelslicht im Zenith steht. Aber die Menschen haben tagüber immer so viel zu beschicken und zu hetzen, und daher keine Zeit, in der Jagd der hellen Stunden auf Geisterstimmen zu lauschen. Um die zwölfte Stunde pflegt man zu essen. Besuche zu machen — was weiß ich —, und den Geistern gesteht man nur Berechtigung zu, um Mitternacht zu erscheinen, wenn man nichts mehr zu tun hat. Die Griechen wußten es besser. Die ahnten, daß auch die Tageshöhe ihre Geister hat. Denen erschien das Mittagsgespenst, die bleiche Hekate, in erschreckenden Verwandlungen plötzlich am Kreuzweg — und die Erde tat sich auf — und Seelen der Verstorbenen flatterten ins Licht. Finden Sie nicht, daß solche Erscheinungen weit aufregender sind als irgend ein nächtlicher Spuk?"

„Ja," sagte Sylvia, „aber es ist nicht angenehm, so etwas zu denken."

„O doch," erwiderte er und senkte sinnend die Augen. „All diese Ideen sind reizvoll, weil sie ihren Ursprung in etwas so Fernem und Hohem haben — im griechischen Mythos. Aber verzeihen Sie, ich rede hier mein Kolleg weiter; ich komme nämlich gerade von einer Vorlesung über Sirenen und Harpyien."

Er stützte den Kopf in die Hand. ‚Himmel,' dachte sie, ‚ist das schwer, sich so zu unterhalten! Wenn er mich nur nicht im nächsten Moment auf eine Wissenslücke stößt!'

„Ja," fuhr er fort, „die Geisterwelt ist nicht verschlossen. Waren Sie einmal im Hochgebirge? Da hab' ich mich letzten Sommer mal verstiegen. Bei Cortina war's — am Antelao. Ich hatte regelrecht den Weg verloren, keinen Führer mit, war ganz allein. Und die Sonne stand scheitelrecht über mir. Kein Laut ringsum, denn Tannen waren da oben nicht mehr, die hätten rauschen können. Und es war so furchtbar still, so beklemmend . . . und ich wünschte immer, wenigstens den Pfiff eines Murmeltiers zu hören — oder daß irgendwo eine Lawine niederginge. Aber nichts . . . die große Einsamkeit war's, die mittägliche Geisterstunde. Ich fürchte mich nicht leicht. Aber da graute mir doch. Vor nichts. Und das war das Unheimlichste."

Sie horchte gespannt. Es begann sie zu interessieren, was er sprach. Wie aus einer geheimnisvollen Welt tönten seine Worte zu ihr herüber — aus Gedankenkreisen, deren Vorhandensein sie nicht geahnt.

„Ich war nie in den Bergen," sagte sie, um nur etwas zu entgegnen.

„Auch nicht in Italien?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Aber Sie möchten wohl hin?"

„O, gewiß!"

„Gestern schlug ich etwas in Goethes Italienischer Reise nach. Seltsam, wie er doch, in gewissen Ideen befangen, über die Alpen kam . . . daß ihm Palladio so als die höchste Vollendung erscheint — dann, wie er in Assisi nur die griechischen Tempelsäulen sucht und ganz blind bleibt gegen die grandiosen Spuren des Mittelalters und die Wunder von San Francesco."

Sylvia glaubte, daß diese Worte einen Tadel für Goethe bedeuten sollten, und ganz harmlos und froh, etwas Eignes vorbringen zu können, sagte sie: „Ja, es ist richtig, Goethe wird wohl überhaupt überschätzt."

Zwei erstaunte Augen ruhten groß auf ihr. „Ja," fuhr sie fort, etwas unsicher werdend, „und so sehr fleißig ist er auch nicht gewesen — wenn man so die Länge seines Lebens bedenkt — er hätte noch viel mehr arbeiten können."

„Goethe, der der Welt den Faust gegeben hat, der soll nicht fleißig genug gewesen sein?"

„O, er hat doch sehr viel Zeit mit Sammeln verplempert."

Er lachte ein wenig ingrimmig. „Ich weiß jetzt nicht, Fräulein Sylvia, ob Sie mich necken wollen oder ob Sie noch sehr — jung sind."

Sie wurde ganz ratlos. „Er ist mir überhaupt nicht sehr sympathisch — so seine Köchin zu heiraten."

Digitized by Google

„Seine Köchin?“ rief er. „Glauben Sie, daß Christiane eine Köchin war?“

„Nun — ja doch — so was Aehnliches.“

„Ich will Ihnen sagen, wer Christiane war,“ sagte er mit erhobener Stimme, „die einzig mögliche Frau für Goethe. Man mag ihr nachsagen, was man will — jeder Mensch hat seine dunkeln Punkte. Aber für ihn war sie gut, war sie die Rechte. Ihr Literaturlehrer, gnädiges Fräulein, muß keine Leuchte der Wissenschaft gewesen sein.“ Er war sehr erregt, und eine leise Glut färbte ihm die Wangen. Seine Augen blickten vorwurfsvoll auf das Mädchen — auf das schöne Bild, das ihm mit einem Male „ohne Gnade“ erschien.

Sie erschrak ordentlich. „Ich habe Sie aber gar nicht kränken wollen,“ besänftigte sie ihn. „Warum identifizieren Sie sich denn so mit Christiane? Ich will ja meine Behauptungen auch gar nicht aufrecht erhalten, aber ich kann nur sagen: in Weimar spricht man so.“

„Mit der Creme der Goethekenner können Sie dann aber nicht verkehrt haben.“

Sie sah ihn ängstlich an. „Ich war bei meiner besten Freundin,“ sagte sie entschuldigend.

Ulrich Thomsen wurde es in diesem Moment klar, daß er ein schöneres Mädchen nie gesehen habe. Die scheue Aengstlichkeit, mit der sie zu ihm aufsah, gab ihrem sonst etwas leeren Blick solch feuchte Tiefe. Und er sagte sich, daß sie in ihrer Art etwas Ideales war — etwas ganz Erlesenes, das ansehen zu dürfen jeder froh sein konnte.

Der Gong zum Mittagessen ertönte. Der Bann der Geisterstunde war gebrochen. Sylvia atmete auf. —

Am Abend fragte Frau Thomsen ihren Sohn wiederum: „Ulrich, was sagst du zu ihr?“

„Sie ist außergewöhnlich hübsch.“

„Und hat sie nicht ein merkwürdiges Talent, zuzuhören?“

„Ja, und mit dem Zuhören tut sie auch viel besser als mit dem Reden — denn unwissend ist das Mädchen zum Händeringen.“

„Aber Ulrich, ich bitte dich — Gnesen und Neutomischl, wo soll's da herkommen! Und Aelteste von drei Geschwistern — das ist in knappen Verhältnissen kein Posten, der Zeit zu Extrastudien läßt. Die Mutter kenne ich doch ganz genau — die war in ihrer Jugend auch so still und bescheiden und hatte doch geistige Interessen, wenn man's ihr auch nicht weiter anmerkte. Aus der Sylvia wäre alles zu machen — das ist meine feste Ueberzeugung — und ein unverbildetes Material ist doch das beste. Das ist ja wie eine schöne Stimme, an der noch kein mäßiger Lehrer etwas verdorben hat und die man rein in die Hand bekommt. Und solch reizenden Charakter hat das Mädchen! Du solltest sie nur von ihrem jüngsten Bruder sprechen hören.“

Ulrich stand auf und legte seiner Mutter die Hände auf die Schultern.

„Mama!“ sagte er, „ich glaube schon, daß dein Gast bildungsfähig sein mag und alles mögliche Gute! Aber ich frage dich: was geht es mich an? Ich habe doch nicht die Absicht, sie zu bilden und gottlob auch nicht die Verpflichtung dazu! Hübsch ist sie, und wäre sie ein getöntes Relief, so würde ich mir's gleich kaufen und in mein Zimmer hängen. Du weißt ja, ich liebe die grazilen Erscheinungen mit dem Madonnenanflug. Aber da sie nicht getönt und kein Relief ist, habe ich keine Verwendung für sie. Das bitte ich dich ernstlich im Auge zu behalten, liebste Mama! In meiner Seele wohnt ein Wunsch als Alleinherrscher, und der bezieht sich auf mein Buch. Und über diesen Wunsch breite ich schützend meine Hände, daß nichts sonst ihm Abbruch tut, denn all mein Hoffen und Sehnen steht und fällt mit diesem Buch.“

Frau Thomsen sah ihn tiefbekümmert an. „Ulrich, du bist bereits Mitte der dreißig. Denk doch an deinen Bruder, wie schwer er sich entschlossen hat, eine Häuslichkeit zu gründen, und jetzt ist er der aufrichtigste Verfechter des Ehestands und hält ihn für das einzig Beglückende.“

Ulrich seufzte. „Richard ist ein Prachtmensch,“ sagte er, „aber eine Ehe wie die seine wäre nicht mein Geschmack. Deine Schwiegertochter ist ja in ihrer Art auch eine Prachtfrau, aber ich würde umkommen neben jemand mit solchem Horizont! Sie gehört zu jenen, die mit Scheuklappen durchs Leben gehen, und hätte Dante sie in der Hölle zu plazieren gehabt, so würde er sie dahin gesetzt haben, wo die Lauen sitzen. Und die Lauen waren mir stets besonders schrecklich. Sie hat den Horizont der Contrescarpe. Im Kinderwagen ist sie dort immer herumgefahren. Sie hat Bremen nie verlassen, außer dem einen Schweizer Pensionsjahr. Sommers, statt in fremde Länder zu reisen, sitzt sie in Blumenthal oder Lesum, wovon das Gesichtsfeld auch nicht weiter wird. Einen Vetter hat sie geheiratet. Nun werden ihre Kinder wieder um die Contrescarpe gefahren. Hausfrau ersten Ranges — gelbe Johannisbeeren ohne Steine eingemacht — Fenster holländisch blank — Zukunftshoffnung die Kinder wieder mit Vettern, zu verheiraten. Ach, Mama, an solcher Enge würde ich mir ja die Stirn täglich wundstoßen! Nein, Richard ist für mich keine Autorität auf diesem Gebiet.“

„Du bist immer ungerecht gegen ihn,“ sagte Frau Thomsen vorwurfsvoll, „du siehst auf ihn herab, weil er kein Gelehrter ist, sondern Geschäftsmann.“

Ulrich seufzte tief. „Mama, sage doch so etwas nicht. Du glaubst es ja selbst nicht. Ich habe doch Richard zeitlebens genug angestaunt, daß er zu werden vermochte, was ich nicht fertig

Digitized by Google

brachte zu werden. Aber der Beruf ist nun einmal Geschmackssache — ich tauge nicht zu Geldgeschäften, und griechische Kultur ist mir von jeher ein verlockenderes Gebiet gewesen als das ‚stockbrokern.'"

Frau Thomsen strich ihm liebevoll über die Hände. „Ich bin so alt schon," sagte sie bittend, „und mich zieht's nun doch mal immer nach Bremen hin, der Enkelkinder wegen — du weißt schon ... Und Thüringen erscheint mir doch immer wie die Fremde, so schön es ist. Aber wenn ich nicht bei dir bin, sorge ich mich immer um dich, daß du's nicht ordentlich hast, zu wenig an deine Gesundheit denkst und zu viel an deine Arbeit. Und das plagt dann solch eine arme alte Frau wie mich. O, ich würde so beruhigt sein, wenn jemand um dich wäre, der mir oft Nachricht von dir gäbe, öfter als du es tust."

„Du bist noch gar nicht alt," wehrte er lachend ab. „Du kannst noch ganz kräftig quälen! Warte nur einstweilen noch, bis mein Buch fertig ist, dann verspreche ich dir auch, die Heiratsfrage einmal ernstlich ins Auge zu fassen; und wenn ich dann als gefeierter Autor nach Bremen komme, führst du mir die neuen Remonten vor, und dann können wir ja weiter sehen."

Sie lachte und tröstete sich. Er verstand es immer so gut, sie zur Ruhe zu reden, der Lieblingssohn, der so ganz aus der Thomsenschen Familienart geschlagen war.

*

Thomsen entzog sich der mütterlichen Gewalt, so gut es ging. Er hielt seine Arbeitsstunden mit gewohnter Genauigkeit ein und sah Sylvia eigentlich nur bei den Mahlzeiten. Selbst die üblichen Abendwanderungen mit seinem Freunde, dem Historiker Herrmann, kürzte er um keine Minute. So störte nichts die ruhige Geschlossenheit seiner Lebensführung.

Bei Burgau schatteten die Kastanien am Rand des Wirtshausgartens. Unter ihnen bog silbernes Weidengestrüpp sich hinab zur Flut, die unter der Bogenbrücke dahinschoß, rasch und jung, und die Ufer von jenseits abspiegelte, die holdgeschweiften Höhen, an die altes Gemäuer sich lehnte, oder lichtgrüne Wälder von Akazien.

Die Freunde hatten lange schweigend nebeneinander gesessen, den Sonnenringen zuschauend, die zwischen den Blätterschatten tanzten.

„Wissen Sie, daß ich mich gestern fast mit Hauser gezankt habe?" sagte Professor Herrmann. „Wir kamen darauf zu sprechen, wie wohl Goethes Entwicklung geworden wäre, wenn er Lili Schönemann doch geheiratet hätte? Er meinte: ‚das würde seine Natur veredelt haben' — und sehen Sie, das hat mich so geboßt, daß ich ihm fast meinen Krug Lichtenhainer an den Kopf geworfen hätte. Jawohl, die Schönemann! damit er ewig in Frankfurter Familienhalseisen gesteckt hätte und neben einer hübschen, eleganten Patrizierstochter als korrekter Salonmensch hätte einherwandeln müssen. Und veredeln? Der brauchte doch wahrlich nicht erst veredelt zu werden, das war doch ein Wein, der keinen Zusatz irgendwelcher Art nötig hatte, der überhaupt aus Trauben erster Sorte gekeltert war! Nachher rührte es mich ordentlich, daß Hauser überhaupt von einer ‚veredelnden Ehe' zu reden wagte — bei seinen speziellen Verhältnissen."

„Ich glaube, Sie unterschätzen Frau Hauser," sagte Thomsen; „Menschen wie er sollten ja überhaupt lieber im Zölibat bleiben, aber wenn nicht, so ist eine kreuzbrave Wirtschafterin mit dem Herzen auf dem rechten Fleck doch eigentlich noch das Beste. Sie stört ihn nicht, sorgt für ihn und kann nicht kündigen — drei große Tugenden."

Herrmann legte seine Zigarre hin. „Die Heiratsfrage ist ja nun einmal die am schwersten zu lösende," sagte er, „ich meine für Männer wie wir. Ein Landrat oder ein Hauptmann, ja, die wissen, was sie brauchen; die haben auch etwas zu bieten, was einer Frau Spaß macht. Aber wir! Wenn eine uns liebt, kann sie uns doch nur einen Gefallen tun, nämlich den, möglichst still durch unser Haus zu wandeln, uns in nichts hereinzureden und unsre Arbeit zu hüten als das Allerwichtigste im Leben. Und diese platonische Selbstlosigkeit kann man doch eigentlich nur von jemand verlangen, der nicht gebildet ist. Darum bleibt die Wirtschafterin doch das Ideal der Ehefrau für unsereinen — ein Ideal, das sich nebenbei auch noch am besten mit jenen frühen vernarbten Leidenschaften verträgt, die doch in jedem Männerschicksal einmal da waren."

„Und Sie trauen diese Selbstlosigkeit keiner höheren Tochter zu?" fragte Thomsen.

„Nein," versetzte er, „die würde ja auch bei denen ganz unmöglich sein, da die doch alle selbst viel zu viel zu wissen glauben. Ich bitte Sie, was pfropft man jetzt alles hinter Mädchenstirnen!"

„Aber wenn Sie nun ein Wesen fänden, das mit dem sozialen Stand der ‚höheren Tochter' die Unwissenheit einer tieferen Gesellschaftsklasse verbände, würden Sie dann das große Risiko weniger bedenklich finden?"

„Solch erfreuliche Mischung gibt's heutzutage gar nicht mehr," versetzte Herrmann. „Ja, wenn sie 's gäbe — wenn dann auch der eine Punkt wegfiele, der mich bisweilen immer noch vom Fall Wirtschafterin zurückgehalten hat — —"

„Und der wäre?"

„Es heißt doch: ‚auf daß die Welt schön sei' — aber ältere, schöne Wirtschafterinnen, den Artikel gibt's gar nicht. Und sehen Sie, ich könnte es auf die Dauer nicht ertragen, bei meinen verdammten Ansprüchen an Aesthetik, wenn dann so ein fremdes Weib täglich auf meinem Sofa säße,

Digitized by Google

das vielleicht alle Vorzüge der Rücksicht, der Ruhe, der Entsagung hätte und dabei unhübsch wäre — vielleicht mit einer Nase bewaffnet, die den Illusionen widerspricht, die ich mir immer über schöne Nasen gemacht habe — oder zu dick — oder zu dünn — oder Fischaugen — oder aufgesprungene Hände. Dagegen so eine feine, schlanke, mit anmutigen Bewegungen und vollkommenem Profil —"

Thomsen saß eine Zeitlang in Gedanken verloren; dann warf er ein: „Aber würde die Unwissenheit einer solchen schönen Puppe Sie nicht doch von Zeit zu Zeit reizen oder erzürnen?" Aber Herrmann blieb bei seiner Meinung:

„Bewahre! Gar nicht heranlassen würde ich sie an meine Ideen! Bilden und gestalten kann man doch nur für sich allein. Wie sollte ich es denn ertragen, wenn da jemand immer bei mir wäre, der mir womöglich in meine heiligsten Ueberzeugungen hereinreden wollte oder gar alles besser wissen will? Meine Nerven würden ja einfach revoltieren!"

Sie brachen auf und wanderten die Straße nach Jena zurück. Der blasse Himmel wölbte sich in gelbem Schein über der Erde. Die Sonne war dem Sinken nahe, und vereinzelte Nebelschleier umschwebten schon die Saaleweiden. Die weiten Linien der Täler und die sanften der Höhen flossen in ein Zwielicht zusammen, aus dem sich in der Ferne die ersten Lichter der Stadt freundlich blinkend hoben. Die beiden Hinschreitenden schwiegen. Da rollte hinter ihnen ein Wagen. Sie schauten unwillkürlich um, denn so still war sonst die Landstraße. Frau Thomsen und Sylvia waren es, die von der nachmittäglichen Spazierfahrt heimkehrten. Der Kutscher hielt.

„Wir haben noch zwei Plätze frei," sagte Frau Thomsen — „aber Sie haben wohl Ihr Pensum noch nicht abgewandert?"

„Nein, Mama," entgegnete Ulrich, „wir dürfen doch nicht fahnenflüchtig werden von unsrer Kilometerzahl."

Der Wagen rollte zwischen den Pappeln weiter. Nun hüllte der Staub des Weges ihn ein.

„Donnerwetter!" sagte Herrmann lakonisch.

„Wie meinen Sie?"

„Das war ja der reine Fiesole, was da im Wagen bei Ihrer Frau Mutter saß."

„Es ist ein Hausbesuch meiner Mama," versetzte Ulrich kühl, „übrigens eigentlich die eben erwähnte Spezies: höhere Tochter und doch von allem Wissensqualm entladen."

Sie schwiegen eine lange Zeit. Schließlich schlug Herrmann mit seinem Spazierstock kräftig gegen eine Pappel.

„Na," brummte er in seinen großen, verwilderten Gelehrtenbart, „wenn die Dinge so liegen und wenn ich Sie wäre, so wüßte ich, was ich täte."

In dieser einen Minute brachte der Freund fertig, was Frau Thomsens Anempfindungssystem nicht geglückt war. Zum erstenmal trat der Gedanke an eine Heirat für ihn in das Bereich der Möglichkeit — einer fernen, blassen zwar nur, die ihn aber doch plötzlich zu bannen und zu beunruhigen vermochte.

Als er Sylvia dann beim Tee gegenübersaß, betrachtete er sie wiederholt mit Spannung. ‚Etwas,' dachte er, ‚muß doch in jedem Hirne sein. Was aber steckt in diesem?'

„Welche Dinge sind es eigentlich, die Sie hauptsächlich interessieren?" fragte er ganz unvermittelt über den Tisch hinweg.

Frau Thomsen blickte befriedigt von ihrer Arbeit auf. Jetzt wußte sie: ein kleiner zündender Funke hatte doch eingeschlagen. Sylvia erschrak. Sie fühlte sich wie ein Sünder dem Großinquisitor gegenüber. „Wie meinen Sie?" fragte sie unsicher.

„Nun, zum Beispiel, sind Sie sehr musikalisch?"

„O nein — das heißt, Klavierstunden hatte ich natürlich. Und bis zu einem Bravourstück brachte ich's auch. Das war der ‚Husarenritt'. Den mußte ich immer im Kränzchen spielen."

„So! Und wer ist denn Ihr Lieblingsmaler?"

„Ach — so Thumann — und dann auch Achenbach — und noch einer — aber warten Sie — ich hab' den Namen vergessen — Aquarelle machte er — und mit Luther war's was —"

„Und Lieblingsschriftsteller?" quälte er weiter.

„Freytags Ahnen — und dann —" Eigentlich wollte sie Eschstruth sagen, aber ein richtiger Instinkt leitete sie davon ab. „Ebers," hauchte sie, ihrer Unzulänglichkeit sich bewußt.

„Aber Ulrich," fiel Frau Thomsen ein. „Soll ich dir ein ‚Erkenne dich selbst' schenken? Du fragst ja ganz nach der Schablone. Nun sage noch: ‚Deine unüberwindliche Abneigung' und ‚wer möchtest du sein, wenn nicht du' — dann hast du den ganzen Unsinn durch."

Sylvia sah sie dankbar an für diesen hilfreichen Beistand.

„Ich meine, haben Sie nicht irgendwelche besonderen Neigungen? — Liebhabereien?" beharrte er weiter.

Frau Thomsen verließ, um sich angeblich neues Häkelgarn zu holen, die Veranda.

„Herr Professor!" begann Sylvia mit einer gewissen Energie, „ich bezweifle nicht, daß ich Ihnen stets sehr dumm vorkomme, aber ich glaube manchmal, so töricht, wie ich Ihnen erscheine, bin ich in Wahrheit doch nicht. Ueberhaupt bin ich wohl mehr ungelehrt als töricht."

Sie sah ihn ernsthaft an, während sie diesen Satz vorbrachte; er war keine Improvisation; sie hatte ihn gründlich vorher überlegt, um ihn einmal bei geeigneter Gelegenheit an seinen Gelehrtenkopf zu werfen. Und das Geschütz wirkte gut. Es entwaffnete ihn, ja es rührte ihn fast, so daß er plötzlich nach ihrer Hand griff.

Digitized by Google

Beinah hätte er ihre Finger geküßt, aber in der Mitte der Absicht ließ er sie dennoch fahren. All die billigen Flirtmanieren lagen ihm so fern . . .

Er starrte in die Nacht hinaus. Herrmanns Prinzipien fielen ihm ein und alles, was der gelehrte Mann über Professorenehen gesagt.

Sylvia war es, die mit einer Art Kraftanstrengung das Gespräch wieder aufnahm.

„Mein Hauptinteresse ist doch wohl meine Familie," sagte sie, „besonders mein jüngster Bruder — den hab' ich sehr lieb. Eigentlich sollte er das Gymnasium durchmachen, aber Papa hat ihn letztes Jahr doch aufs Korps getan. Das Griechische fiel ihm so schwer. Er ist mehr für Sport veranlagt . . . ja, und sonst ist nicht viel bei uns im Osten, wofür man sich interessieren könnte. Ueberhaupt hat die ganze Unkultur, die in unsern Gegenden herrscht, etwas Deprimierendes" — hier zitierte sie den Onkel aus Neutomischl — „und vieles ist so langweilig. Zum Beispiel Zuckerrüben. Und jetzt bringen sie wenigstens noch etwas ein. Aber wenn erst mal die Einfuhr aus Amerika anfängt, werden die Preise sinken und kaum mehr herauskommen, was man an Arbeitslöhnen in die Ernte hineinsteckt —"

Sie sah so rührend aus in dem ehrlichen Bestreben, Interessen zu beweisen. Ihm schien, als gebe sie sich Mühe seinetwegen — vielleicht auch nur um seiner Mutter willen —, aber immerhin, reizend war es doch.

Am nächsten Abend las er Goethe vor — terra incognita für Sylvia.

Sie saß an der Balustrade, in die Nacht hinausschauend. Er sah beim Aufblicken gerade ihr Profil. Es war etwas angestrengt Lauschendes darin. Er hatte die Empfindung, als finge sie an zu begreifen.

„Ihm sinne nach, und du begreifst genauer: Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben —" las er. Ach, der ‚farb'ge Abglanz', an dem sie das Leben hatte, das waren Leutnantskragen!

Während er las, schweiften ihre Gedanken weitab in die östliche Garnison. Sie sah das Regiment ihres Vaters durch die Straßen von Gnesen ziehen, am Dom des heiligen Adalbert vorbei — schwarzblaue Schatten warfen die Kirchenwände über die bunten Töne der Soldatenkragen und Helme. Sie hörte Pferdegetrappel, das Leitmotiv in den Melodien so vieler Mädchenträume. Bekannte Gesichter tauchten auf, die ganze Reihe einst befreundeter Walzertänzer — der schöne Carlos dazwischen, der soi-disant-Schöne, der eigentlich ziemlich banal dreinschaute in seiner Dutzendschönheit und trotzdem ihr „Probepfeil" gewesen war — oder vielleicht gerade darum —, der Ungetreue, der ihr so viel Schmerz gemacht.

Was er wohl sagen würde, wenn sie sich verlobte? Und was die Geschwister sagen würden? Es gab so vieles, was sie in Gedanken an die Rückkehr schaudern machte — so viel Prosaisches in der Art ihrer Existenz — der tägliche Kampf, mit zu wenig Geld auszukommen, der ihren Vater so gereizt, ihre Mutter so elegisch gemacht hatte — die Knauserei hinter den Kulissen — gewisse Details, die sie immer wieder zu reizen vermochten, die Schokolade, die ihre Geschwister als Mittagessen bekamen, wenn sie mit den Eltern in Gesellschaften fuhr, der ewige Hunger des kleinen Alack, der oft zwangsweise „satt gesprochen" wurde, was er in Wahrheit niemals war — und dies Parfüm im Haus von benzingewaschenen Handschuhen und grüner Seife. Es wurde so viel gewaschen bei ihnen. Die holländische Mutter hatte die Reinmachewut . . . Solange Sylvia in der ersten Jugend war und mit Wonne „mitmachte", fiel ihr das alles nicht auf. Jetzt, da sie sah, wie behaglich ein Milieu sein kann, graute ihr vor der Rückkehr in die alten Bande . . .

Thomsen hatte aufgehört zu lesen. Sie war so in sich versunken, daß sie es nicht merkte. Er trat an sie heran: „Sie sehen so traurig aus, Fräulein Sylvia?"

Sie schrak zusammen.

„Machen schöne Verse Sie vielleicht traurig? Es gibt ja solche Menschen —"

„Vielleicht," lächelte sie.

Sie ging bald.

Thomsen trat vor seine Mutter hin.

„Mama," sagte er entschieden, „sie hat eine unglückliche Liebe —"

„Aber nein!"

„Aber doch, Mama! Du treibst ein sehr gefährliches Spiel — riskierst, daß ich mir hier vielleicht die Flügel verbrenne, und weißt gar nicht, ob ich überhaupt in einem gewissen Fall die geringsten Chancen hätte —"

„Aber frag sie doch selbst, ich bitte dich, frag sie doch selbst!"

*

Wo blühen die schönsten Rosen in der Welt? Vermutlich in Schiras. Aber das können ja die wenigsten beurteilen. Es gibt Menschen, die den Ort zu wissen glauben. Die sagen dann: im Prinzessinnengarten von Jena. Ob es raffiniert ausgesuchte Rosenexemplare sind, kostbare Seltenheiten der beglückenden Spezies — oder nur die herkömmlichen süßen, wohlbekannten —, das wüßten diese Menschen vielleicht selbst kaum zu sagen — erhöhen doch den Rosenzauber dieses wundersamen Gartens allerhand Umstände, die gar nicht in das Gebiet der Botanik hineingehören. Jenes gewisse Etwas schwebt dort in der Luft, das so manchem Thüringer Erdenfleck gleichsam einen geistigen Ritterschlag verleiht —

Digitized by Google

nämlich Goethe-Nimbus. „Er" ist so oft über diese Kieswege gegangen, zwischen den blühenden Rosenreihen vergangener Sommertage, und seine Augen, jene großen, wunderbaren Augen, haben so oft an der schimmernden Ferne gehangen, die von dem Garten aus über Fluß und Bergen blaute — zitternd im Sonnendunst die alte Kunitzburg dort drüben — Waldwege, verschwiegene Halden und weiße Wolkengebilde darüber, schaukelnd im Aether —

Mit starker Gewalt beherrscht diesen Garten der Genius des Ortes, der eine so schöne Erdenwohnstatt hier hat zwischen vielen hundert Rosen. So still ist es — Sonntagsfrühe —, drunten in der Stadt verklingen die Kirchenglocken. Silbern blitzt vor dem kleinen Palais der schlanke Strahl der Fontäne. Rechts steht ein Lindenbaum, breitästig, im ersten Stadium des Blühens, eine Bank darunter, zu der vom nahen Beet rosige Gloire de Dijon betäubend emporduften.

Dorthin hatte Frau Thomsen ihren Sohn und Sylvia dirigiert, in weiser Voraussicht, daß ein sonniger Sonntag, Stille und der Duft der ersten Lindenblüten wohl imstande sein würden, langsame Gefühlsprozesse zu beschleunigen.

Thomsen hielt einen Band Goethe in der Hand, aber er spielte nur in den Blättern. Ihn selbst gelüstete es nicht, zu lesen, mehr das Mädchenherz zu sondieren, das da neben ihm schlug, und plötzlich fragte er sie, ganz unvermittelt, ob sie eigentlich eine Liebe im Herzen trage.

Sie erschrak so, daß sie von der Bank aufsprang. „Aber nein!" rief sie, „wie kommen Sie nur darauf? Aber nicht im mindesten!"

Sie sah ihn so aufrichtig an, daß er ihr glaubte. „Verzeihen Sie," fuhr er fort, „aber es wäre doch nur natürlich. Sie haben doch schon so viele Bälle mitgemacht, noch dazu Garnisonsbälle, und man braucht ja gar kein großer Frauenkenner zu sein, um zu wissen, daß junge Mädchen fast immer dem Kriegsgott einen Zoll zahlen. Das ist doch so selbstverständlich, wie daß es jährlich Sommer wird und im Lenz die Veilchen blühen. Aber meine Frage erschien Ihnen wohl sehr indiskret?"

Sie hatte sich wieder neben ihn gesetzt. „Mögen Sie keine Leutnants?" fragte sie, vom Persönlichen ablenkend.

„O doch — sogar sehr; schon, weil sie alle möglichen guten Eigenschaften besitzen, die uns Gelehrten abgehen. So bewundere ich es zum Beispiel unendlich, daß sie morgens so früh aufstehen, zu einer Stunde, wo wir noch von Hirngespinsten träumen, daß sie durch Wind und Wetter marschieren, immer stramm in der Haltung, forsch und frisch. O ja, die Schneid', die vielgeschmähte, die hat es doch in sich! Und dann, was mir so sympathisch ist an der ganzen Institution des Leutnants: sie ist so autochthon! Diesen Typus hat das Vaterland geschaffen, ohne Vorbild, als ein Novum — diesen Typus mit den ganz spezifischen Manieren und dem gewissen preußischen Je ne sais quoi — das ist deutsche Originalarbeit und schon aus dem Grunde erfreulich."

Sie horchte staunend. Von dieser allgemeinen Seite aus hatte sie es natürlich nie angesehen — immer nur als Spezialfall. „Hat es Ihnen nicht sehr leid getan, daß Sie nicht gedient haben?" fragte sie gespannt.

Er lächelte vor sich hin. „O nein, das nicht! Ich sparte dadurch ein Jahr und verbrachte es in Griechenland. Gerade dies Jahr hat mir die schönsten Sensationen gebracht. Ich machte meine erste Arbeit damals — über den Kult des Dionysos. Ich schrieb sie im Schatten des Erechtheion sitzend, das blaue Aegäische Meer zu meinen Füßen. Ja, was das heißen will für ein Philologenherz, das ahnen Sie gar nicht, Fräulein Sylvia. Dafür muß man schon mit klassischem Oel gesalbt sein. Das ist Glück, aus vollen Schalen getrunken. Ach, und dann jene Rückfahrt! Ein kleines Handelsschiff war's, das nach Korfu ging — und nachts lag ich auf dem Deck, betrachtete die Sterne und freute mich ihrer Pracht. Das heißt, nicht nur das, ich begehrte sie auch! Ich dachte immer, es könnte mir doch einmal einer in den Schoß fallen, und einmal fiel auch einer, solch eine schimmernde — étoile filante —"

„Und haben Sie sich gleich etwas gewünscht?"

„O gewiß! Glück für meine Arbeit! Und dann, als der Morgen graute, stieg links ein felsiges Eiland aus der Flut, so schöngezeichnete Linien, und ich fragte den Schiffer, was es sei? ‚Ithaka,' sagte er. Begreifen Sie, was das heißt, so etwas aus der Flut steigen zu sehen, etwas so heilig Altes, Homerisches? Glauben Sie mir, Jahre meines Lebens hätte ich an jenem Morgen darum gegeben, dort landen zu können — als Sieger, heimkehrend von Trojas zerstörter Feste — oder früher noch — etwa als Freier der Penelope . . ."

„Finden Sie Penelope so anziehend?" fragte sie. Endlich war ihr ein Name, den er nannte, geläufig. Die mit der ewigen Handarbeit hatte sich ihrem Schulmädchenhirn dauernd eingeprägt.

„Nicht doch — ich meine es auch nicht wegen Penelope — nur wegen der Zeit und der Umgebung. Penelope hat in meinen Augen immer etwas von einer älteren langweiligen Hausehre an sich gehabt. Ihre Treue ist ja an sich sehr brav — und doch scheint sie fast wie Pedanterie, wenn man den Mann bedenkt, dem sie gehalten wird, diesen irrfahrenden Odysseus, der sich so lange bei Kalypso vergnügte und dann noch ein energisches Tendre für Nausikaa empfand — für jene Nausikaa, von der doch eigentlich das schöne Wort gilt, das Goethe für seine letzte Flamme

Digitized by Google

Auf der Hochzeitsreise

Nach dem Gemälde von Adolf Schlabitz

Digitized by Google

Digitized by Google

geprägt hat: ‚Die lieblichste der lieblichen Gestalten'. O nein, Nausikaa ist mir zum Beispiel viel lieber als Penelope. Ja, auch Klytämnestra ist mir lieber, wenn sie auch ihren Agamemnon erst betrügt und dann ermordet. Das Weib hat solch heroischen Zug von Größe und Rasse."

„Aber das ist gar kein sehr moralischer Geschmack, Herr Professor."

Er lachte. „Ich glaube, was persönliche Moral betrifft, steh' ich schon meinen Mann," sagte er amüsiert. „Aber auf andrer Leute Kosten — auf die Kosten verstorbener Sagenhelden — darf man schon freier urteilen als auf eignes Konto im neunzehnten Jahrhundert."

„Aber Klytämnestra war doch ein Scheusal."

„Sie erfüllte nur das Schicksal. Sie hatte ja den Tod ihrer Tochter zu rächen. Es war ja alles Schicksal damals, von den Göttern verhängt. Das macht auch jene Sagen so tragisch."

„Glauben Sie denn, daß jetzt auch noch alles Schicksal ist?"

Er schwieg einen Augenblick. „Ja!" sagte er dann, „aber Sie brauchen mich darum noch nicht für einen Heiden zu halten, das steht auf verschiedenen Blättern."

‚Am Ende ist es auch Schicksal, wenn ich ihn heirate,' schloß sie innerlich. ‚Wie's kommt, so kommt's.'

„Es ist die dunkle Moira, die über jedem schwebt," sagte er mehr für sich.

„Finden Sie denn die alten Zeiten so schön?" fragte Sylvia.

Er nickte geheimnisvoll. „Das war das Wahre." Und seine Gedanken wurden durch diese Gesprächswendung ganz und gar in jene Welt gezogen, die seine eigentliche Heimat war. Trotz der Rosen und Linden, trotz des einschläfernden Niederplätscherns der kleinen Fontäne, die so süß und müde durch die Morgenstille sang, trotz der blonden Schönheit seiner Nachbarin kam er nicht wieder auf ein persönliches Gespräch zurück. Und so verließen beide absolut unverlobt den Garten. Die dunkeln Riesenschatten der griechischen Sagenfrauen verdrängten die blonde Sylvia ganz aus Thomsens Gedanken.

Als Thomsen und Sylvia nach Hause kamen, fanden sie große Bestürzung vor. Das älteste der zahlreichen Bremer Enkelkinder hatte Scharlach bekommen. Frau Thomsen war telegraphisch nordwärts berufen. Die Jungfer packte bereits.

Sylvia erbot sich sofort, Frau Thomsen zu begleiten, was diese mit dankbarer Rührung annahm. Alles ging in der größten Eile und Ueberstürzung. Thomsen sah schweigend und ratlos zu.

Mit dem Nachmittagszug reisten sie ab.

Ulrich geleitete sie zum Bahnhof. Sylvias reizender Kopf schwebte ihm nach dem Abschied noch stundenlang vor Augen, und als er spät abends über seinen Manuskripten saß, war ihm:

„Als ob sich eine Wimper schatte
Vor ihm auf diesem ampelhellen Blatte
Um Mitternacht —"

Aber am nächsten Tage schon begann das Bild zu verblassen, in nichts zu verschwimmen. Er fühlte, daß er wieder ganz er selbst, ganz ungefesselt war.

V

Bremen, den .. ten Juni

Lieber Ulrich!

Ich muß Dir eine Mitteilung machen, die Dich ebenso betrüben wird wie meine Mathilde und mich. Der Arzt hat bei Mama ein schon ziemlich fortgeschrittenes Herzleiden konstatiert, das bisher unfaßbarerweise nicht recht erkannt war. Die Sorge um unsern Adolf, die jetzt beseitigt ist, sei wohl die unmittelbare Ursache des gestrigen Anfalls gewesen, wie denn überhaupt das einzige Heilmittel für Mama sei, ihr möglichst alle Sorgen zu ersparen.

Der Arzt verordnete dies Heilmittel leichthin wie Baldrian oder Antipyrin. Auszuführen ist es natürlich schwer. Meine Mathilde macht sich bereits die heftigsten Vorwürfe, daß Adolfs Scharlach die indirekte Ursache war. In unserm kinderreichen Hause und bei der großen Anziehungskraft, die unsre Kleinen für sämtliche Bremer Bazillen zu haben scheinen, werden größte Bemühungen dazu gehören, die Wiederholung solcher Szenen abzuwenden. Mein Trost ist nur, daß, wie Du wissen wirst, Mama sich um die Entfernten immer weit mehr sorgt als um die, in deren Nähe sie lebt. Und da sie zum Glück ihre Heimat unter meinem Dache hat, wird dieser Umstand hoffentlich in ähnlichen späteren Fällen mildernd wirken und wir werden nicht wieder den Anlaß zu solchen Anfällen geben.

Bei dieser Gelegenheit aber möchte ich Dich, lieber Bruder, darauf aufmerksam machen, daß Du, der Du ja leider nicht in unsrer Mitte lebst, sondern Dir gegen alle Familienpläne ein andres Los in anderm Land gesucht hast, der Hauptgegenstand von Mamas Sorgen bist — ja, ich möchte sagen, daß diese Sorge — wie auch meine Mathilde öfters Gelegenheit hatte zu konstatieren — sie zuweilen mit einer Intensität erfüllt, die mir nach Rücksprache mit dem Arzt wirklich bedenklich erscheint.

Ihr letzter Aufenthalt bei Dir, das Unregelmäßige Deiner Tageseinteilung, durchwachte Nächte, verspätete oder vergessene Mahlzeiten, alle diese Eigentümlichkeiten, die — man muß es ja wohl annehmen — der Gelehrtenberuf mit sich bringt, Dein wechselndes Aussehen, Deine müde Haltung, all das scheint sie aufs äußerste zu beunruhigen, besonders seit sie von Dir fort ist. Sie wird Dich wohl ebensowenig wie mich im unklaren darüber gelassen haben, daß sie Dein Jung-

Digitized by Google

gesellentum für den Grund dieses so wenig geordneten Lebens hält, und ich glaube positiv — wie auch meine Mathilde — daß diese peinigende Sorge um Deine Art zu existieren erst ein Ende nehmen wird, wenn Dein Junggesellentum ein Ende nimmt.

Die alten Kümmernisse über frühere Dinge tauchen dann immer wieder in ihr auf. Sie macht sich Vorwürfe, Dir damals nach unsers Vaters Tode und der bewußten Krisis die Erlaubnis gegeben zu haben, jenen andern, unfruchtbaren Beruf zu ergreifen, der so gar nicht in den Traditionen unsrer Familie lag. Sie malt sich aus, wie schön ihr Lebensabend sein könnte, wenn in einem unsrer Familienhäuser Du lebtest, beteiligt an unsern Interessen, mitarbeitend an unsrer Arbeit, weitergehend in den Fußstapfen derer, die wir als unsre Vorfahren verehren und wohl ohne Ueberhebung unter die ersten Patrizier dieser Stadt rechnen dürfen. Nun, das bleiben ja Träume, wie die Dinge nun einmal liegen, oder wie Du für gut befunden hast sie zu gestalten. Aber vielleicht bringen meine Ausführungen Dich doch zum Nachdenken über die Frage, ob es nicht Deine Pflicht ist, Mamas Herzenswunsch zu erfüllen und endlich an eine Verheiratung zu denken.

Die Frage: „Wer?“ dürfte Dir ja kaum Schwierigkeiten bereiten; Du wirst Dich erinnern, daß ich niemals leicht zu enthusiasmieren war und an den Mädchen von heute sehr oft jene innere verläßliche Tüchtigkeit vermisse, die in erster Linie das Glück einer Ehe ausmacht. Das junge Wesen aber, das Mama uns zugeführt hat, flößt mir das größte Vertrauen ein — von ihren äußeren Vorzügen zu schweigen —, und ich halte Dich für sehr begünstigt, daß Dir die schwierige Lebensfrage so leicht gemacht wird.

Mein Buchführer ruft. Ich schreibe auf dem Kontor, wohin ich Dich bitte, Deine Antwort zu dirigieren.

Mit einem aufrichtigen Gruß meiner Mathilde, den sie mir noch beim Fortgehen auftrug,

Dein treuer Bruder

Richard.

Thomsen legte den Brief aufseufzend beiseite. Die Nachricht über den Gesundheitszustand der Mutter hatte ihn anfangs erschreckt, aber ohne jede Ahnung von medizinischen Dingen, wie er war, schien ihm doch, als wenn der Bruder pessimistisch übertrieben habe. Und das andre, jenes gewisse Etwas, das da aus dem Brief zu ihm emporklang!

Aus den mit dem Firmastempel versehenen, großen, einseitigen Bogen wehte es ihm entgegen wie jene beengende Luft seiner Jugend, die Luft des Bremer Kaufmannshauses, die Atmosphäre der Tüchtigkeit, des rastlosen Schaffens, die an sich vorzüglich war, aber doch jenes Hauchs entbehrte, nach dem seine aus der Art geschlagene Seele sich stets gesehnt.

Reis, weißer Reis, aufgeschichtet in großen, spitzen Bergen, mit hölzernen Schaufeln eingefüllt in graubraune Säcke! Reis! Die reinen glatten Körner von jenseits der Meere, Millionen und Milliarden Körner, vom Ozean dahergeschaukelt zum Ufer der Weser ... Reis ... Reis.

Er sah ihn wieder vor sich in hellen, leblosen, starren Massen, auf den Bodenräumen des spitzgiebeligen Vorratshauses, dessen unterste Mauersteine dunkel und schwer die Weser bespülte, der breite, wunderschöne Strom, der zugleich die Bremer Türme abspiegelte, die Domtürme und die des heiligen Ansgarius. Auf Säcken von Reis hatte er einstmals dort oben gesessen, der junge, eben konfirmierte Blondkopf, der im Kontor des Vaters lernen und nächstes Jahr übers Wasser sollte in jenes Amerika, das ihm am wenigsten verlockend schien von allen Ländern der Erde. Dort saß er und zog den heimlich eingeschmuggelten Homer aus der Tasche, und ängstlich wie ein Sünder, der ertappt zu werden fürchtet, blätterte er in den Seiten, bis seine Wangen „rot und röter“ glühten, und er sich aus der Trivialität des Alltags hinausrettete in eine verbotene Welt, aus der es ihm wie ägäische Wogen entgegenrauschte.

So lange war das alles her — ein fast versunkenes Bild! Heute glaubte er es wieder vor sich zu sehen, und ihm war, als sei der Rahmen um dieses Bild seiner Jugend der Reis gewesen, der weiße, reine, seelenlose Reis en masse!

Ach, und dann all die Dinge, die später geschahen! Der Vater starb. Ulrich wurde mit einem Male Herr seiner Entschließungen. Die Mutter — o, das wußte er, der schmeichelte und quälte er schon jede Erlaubnis ab — aber die andern, Bruder und Vetter, Onkel und Basen und was da alles mit zu Rate saß im Areopag der Familie!

Wie eine Einzelfestung, aufgetürmt im Gemeinwesen der Stadt, stand diese Familie da, ohne jedes Bedürfnis, sich an andern abzuschleifen, von andern zu lernen, stolz auf ihre Isoliertheit, alles gewaltsam negierend, was aus freieren Kreisen der alten Hansastadt an freieren Ideen zu ihnen herüberwehte. Für die Heranwachsenden war das geheiligte Schema da, nach dem die Eltern gelebt und sich gebildet hatten, die alte Schablone, die zur Zwangsjacke wurde für Eigenart und Jugenddrang.

Und all die Vertreter des bewährten Knechtungssystems waren tief empört, weil er sich lösen wollte aus der festgeschlossenen Gemeinschaft. Sie drohten ihm in geharnischten Reden, daß er seine Wahl noch einmal bereuen werde; sie suchten ihm klar zu machen, daß es nur ein erstrebenswertes Dasein gebe, das Leben daheim, unter dem Glockengeläut von Sankt Ansgarius, hinter den so über-

Digitized by Google

aus blank geputzten Fensterscheiben des Bremer Patrizierhauses, vor denen die Bäume der Contrescarpe friedfertig und ordentlich ihre Zweige bewegten.

Ulrich Thomsen war ein stiller Mensch, dessen innerstes Wesen die wenigsten kannten — aber einer von den stillen, die zäh sind. So setzte er schließlich doch seinen Willen durch.

Am härtesten war der Kampf mit dem Bruder, in dem sich nun als in dem neuen Familienhaupt all das verkörperte, was die Traditionen des ehrwürdigen Kaufherrngeschlechts an Selbstbewußtsein und Arbeitsstolz gezüchtet hatten.

Ein Philologe! Das war ja wie ein Abtrünniger, noch dazu in einer Zeit, wo im Geschäft so nötig eine zweite Kraft gebraucht wurde, die nun erst mühsam gesucht werden mußte und deren Seele doch nicht wie seine eigne von Rechts wegen der Firma verfallen war. Und wer ahnte denn, ob aus seinen vagen Zukunftsplänen etwas werden würde — etwas Ordentliches, das Relief gab und solche Fahnenflucht berechtigt erscheinen ließ?

Manchmal, viele Jahre später, wenn Ulrich Thomsen unruhig schlief und von einer Art Alpdruck erwachte, meinte er wieder die Stimme des Bruders zu hören, wie damals in jenen erregten Zeiten, am dämmerigen Kontortisch, über dem sich der Tagesstrahl in bunten Glasscheiben brach — unter den Bildern der Dampfer, die der Firma gehörten und ihren Namen an entlegene Küsten trugen — die Stimme, mit der ihm der Bruder kalt und rauh entgegendonnerte, ob er denn beschwören könne, daß er auch das Zeug habe, als Gelehrter etwas Bedeutendes zu leisten?

Nein, beschwören konnte Ulrich Thomsen das natürlich nicht. Das konnte er auch jetzt nicht, an dem Tage, da er diesen Brief empfing. Langsam wandert sich's für manche auf dem „Dornenpfad der Ehre". Beschwören läßt sich so etwas überhaupt nicht — oder nur, wenn man allein mit sich selber ist, so als Weiheakt, als stilles Gelübde, für das man lebt und stirbt. Und dann kann es quälen und peinigen durch Jahre und Jahrzehnte. Aber *wenn* man es erfüllt, dann ist's gut. *Dann* hätte man ja schwören können. Nur voraus weiß man's nicht, denn da ist die dunkle Moira, die alles bestimmt. Von deren Existenz aber ahnte der Bruder, der große Handelsherr in Reis, natürlich nichts. — —

Ulrich schrieb sofort besorgt und zärtlich an seine Mutter; mit der Antwort an den Bruder wartete er noch. Er schrieb grundsätzlich nicht in einer ersten Erregung. Am dritten Tage teilte er dem Bruder ruhig und sachlich mit, daß er sich zu der gewünschten Heirat nicht entschließen werde. Die Möglichkeit überhaupt lag bereits außer seinem Gedankenkreis, und Sylvias Bild war in seinem Gedächtnis eingeschaltet zwischen zwei Museumsstücken, die ihn einst ihrer Schönheit wegen rein ästhetisch entzückt hatten, zwischen einem Lilienstengel tragenden Botticelli aus Florenz und der sanften, engelhaften Anmut des Mädchens von Lille . . .

Fleisch und Blut hatte diese Erinnerung nicht mehr — sie war ganz platonisch — eine Archäologenreminiszenz.

Dann kam plötzlich ein Telegramm, das ihn nach Bremen berief. Frau Thomsens Zustand hatte sich verschlimmert.

Als der Zug in blassem Morgengrauen in die Bahnhofshalle einfuhr, sah Thomsen „meine Mathilde" auf dem Perron stehen mit dem ganzen Aplomb ihrer unantastbaren Vortrefflichkeit, scheinbar einfach, aber äußerst kostspielig gekleidet, etwas vorwurfsvolle Mißbilligung im blassen, länglichen Gesicht. Neben ihr Sylvia, zart und blond und reizend, freundlich lächelnd, weit anmutiger als alle im Bädeker besternten Museumsstücke der Welt . . .

Der Arzt hatte inzwischen Frau Thomsen außer Gefahr erklärt; der beängstigende Anfall war vorüber, allen aber war noch einmal aufs eindringlichste eingeschärft worden, daß man die Patientin in erster Linie vor Sorgen zu behüten habe. Alles schien wieder einmal gut in der besten aller Welten, und daß Ulrich nun unerwartet gekommen war und sich für ein paar Tage aus seiner Arbeit freigemacht hatte, deuchte Frau Thomsen das schönste.

Sie war so froh. Nun hatte sie einmal wieder alles beisammen, was sie liebte, die Kinder und die Enkel, und alle im alten, wohlbekannten Haus, in dem Kinder und Enkel geboren waren, die Großen und die Kleinen — in dem sich alles abgespielt hatte, was ihr Leben war, das ganze Stück Familiengeschichte mit allem Licht und Schatten. Und Ulrich wurde wieder einmal gebeugt unter das Joch des großen Familienzwangs, unter das gestrenge Zepter, das „meine Mathilde" mit scheinbarer Sanftmut, aber unerbittlich schwang.

Alles ging nach der Minute. Sämtliche Uhren im Haus schlugen in der gleichen Sekunde. Die Bremer Dienstmädchen, die wie Porzellanpuppen frisch aus dem Fabrikofen aussahen, mit weißen Schürzen und weißen, an Studentencerevise erinnernden Hauben, eilten lautlos durch die musterhafte Ordnung der Zimmer und Korridore. Das Parkett war künstlerisch gebohnt, die Spiegelscheiben strahlten vor Reinheit. Langweilige Bilder in kostbaren Rahmen starrten von den Wänden, „Beseh-Bücher" in Riesenformat lagen auf dem Salontisch, und artig und gesittet wanderten durch diese Häufung von Reinlichkeit und Ordnung die Kinder des Hauses, wohldressierte Püppchen in Sammet und Seide, die niemals vergaßen, jemand, dem es zukam, die Hand zu geben, die angeblich auch hinter den Kulissen immer artig waren und über die ein Schimmer der Strebsamkeit aus-

Digitized by Google

gegossen lag, das Bewußtsein, etwas Vorzügliches zu repräsentieren.

„Meine Mathilde" war die Hausfrau par excellence — ihre „gelben Johannisbeeren ohne Kerne" berühmt in der ganzen Verwandtschaft. Ihre Eltern, Senators, wohnten gegenüber — ein verheirateter Bruder rechts, ein andrer links. Wie ein großes Spinnennetz erstreckte sich nach allen Seiten die Verwandtschaft. Und wie ein armer verflogener Käfer, eingefangen im Netz, fühlte sich Ulrich in dieser Zeit. Er rätselte immer wieder an der alten Frage, die ihn schon so oft gequält hatte: weshalb nur die Seinen immer weiter hinter ihrer chinesischen Mauer lebten, die sie aufgerichtet hatten aus Selbstgefühl und Familiensimpelei? Wie reich war die Stadt, das alte, berühmte Bremen, reich auch an neuen Ideen und freidenkenden Menschen, die das Neue zu begreifen und zu verwerten wußten. Aber das Neue durfte nicht über die Schwelle seines Heimathauses. Im alten Stil wurde dort weitergelebt, und „patriarchalisch" wurde genannt, was in Wahrheit engherzig und pedantisch war. — —

Sonntag war's. Großer „Kindertag" in der Familie. Im Thomsenschen Hause versammelte sich die ganze Sippe, alles, was Thomsen hieß, und dazu Mathildens ausgedehnte Verwandtschaft. Unendlich viel Kinder, die untereinander Konversation machten, förmlich wie alte Leute — unendlich viel Tanten, die nur von diesen Kindern redeten —, Väter und Vettern, die in die ärgsten Kunstpausen gerieten, wenn sie länger nebeneinander standen.

Frau Thomsen saß am Fenster im Lehnstuhl, behaglich lächelnd. Sie sah nur Harmonie überall und entbehrte nichts. Neben ihr stand Mathilde in echtem schwarzen Sammet und einem Stuartkragen, der viel zu flott für ihre Tugendmiene war — daneben Thomsen senior im doppelten Hochgefühl des pater familias und des überseeischen Krösus. Seine Blicke schweiften über die sechsundvierzig Anverwandten. Dann blieben sie auf Ulrich haften. ‚Das könntest du nun auch haben, wenn du hiergeblieben wärst!' stand in diesem Blick.

Ulrich grauste es. Dies Meer von Köpfen machte ihn schwindelig. Drei Stunden schon dauerte die Qual. Draußen begann die Dämmerung hereinzusinken. Er sehnte sich ins Freie, hinaus in die blühende Natur, aus dieser steifen Oede.

Er konnte nicht den rechten Ton finden mit all diesen Tanten. Entweder hatte er ihre Namen vergessen oder nannte sie mit Namen von Verstorbenen, womit er den heftigsten Unwillen erregte. Was Aurelia hieß, betitelte er Wanda, und Wanda war doch unter ihrem Stand verheiratet und tot aus diesem Grunde. Der arme Ulrich hatte entschieden kein Glück bei den Tanten! Die jungen pschütten Vettern, die neue Moden aus New York mitbrachten, Deutschland „absolut zurückgeblieben" fanden und gebrochen deutsch redeten, seit sie drüben gewesen, standen ihm weltenfern.

Die Kinder quirlten ihm um die Füße und machten ihn nervös. Er wußte auch niemals, wem sie eigentlich gehörten, ob's Arthurs Gören waren oder Sprößlinge aus der Mathildeschen Dynastie. Aehnlichkeiten entdeckte er auch nicht, obwohl sämtliche Mütter ihn inquirierten.

Er war eben absolut ungeeignet für diesen Kreis. Nur eine Isola bella tauchte aus diesem Meer von Köpfen auf. Das war Sylvias blonder Scheitel. In der kunstarmen Umgebung wirkte das griechische Ebenmaß ihrer Profillinie wie eine Wohltat auf ihn. Er fühlte sich zum erstenmal magisch zu ihr hingezogen und trat plötzlich zu ihr hin wie zu einer Retterin.

„Fräulein Sylvia," sagte er. „Ich bitte Sie, kommen Sie mit fort! Setzen Sie Ihren Hut auf. Lassen Sie uns spazieren gehen."

Sie atmete auf. „O ja, ich kann auch nicht mehr. Aber leise, daß uns nur niemand zurückholt!"

Sie eilten durch das Vorzimmer. Zwei Minuten später stand sie in Hut und Boa neben ihm. Aufatmend traten sie in den Abend hinaus.

Bläulicher Dunst lagerte über der alten Stadt. Wie hinter einem dünnen Schleier zogen Sonntagsspaziergänger rund um die Contrescarpe. Der Soldat flirtete um „die Hand, die Samstags ihren Besen führt", in ungezählten Exemplaren wanderte der Bremer Kommis mit der Miene eines Geschäftsinhabers einher.

„Nein, das geht nicht!" rief Thomsen, „das ist der banale Bremer Sonntag hier! Sehen Sie nur die Schwäne auf dem Wasser! Sie sehen so unglücklich aus, als könnten sie all die Kommis am Ufer gar nicht mehr aushalten. Wir wollen dort hinunter — an die Weser."

Er schlug den wohlbekannten Weg ein. So selten er auch im letzten Jahrzehnt in Bremen gewesen war, diese Jugendpfade hätte er auch mit verbundenen Augen gefunden. Sylvia mußte rasch ausschreiten, um mitzukommen, so eilig ging er.

In einem Garten, der von hohen Mauern umgeben war, blühte noch eine Linde. Der Duft wehte auf die Straße hinaus, sommerlich süß. Sie sogen ihn beide dankbar ein. Und da war auch die Weser.

Am jenseitigen Flußufer waren schon einige Lichter angesteckt, die wie schimmernde, güldene Punkte herüberflimmerten, auch an der Eisenbahnbrücke, über die gerade der Oldenburger Zug fuhr.

Die Lichter blinkten in den Wellen wider, schaukelten sich auf ihnen wie gelbe Möwen. Ernsthaften Blickes besah sich die Reihe der alten Handelshäuser im Strom, mit ihren Giebeln und Kranen und den Türmen von Bremen darüber. So sicher und ruhevoll zog der Strom dahin, so niedersächsisch bedächtig. Und seine große Schön-

Digitized by Google

heit trug er mit sich, die Poesie des echt deutschen Stromes, der vom deutschen Gebirge kommt:

„Ihn hat nicht wie den alten Rhein
Der Alpe kühner Geist beschworen –
Er ward in friedlichem Verein
Verwandter Ströme still geboren."

Und ein Hauch von Frische über ihm, wie eine Vorahnung, daß er bald am großen Ziele sein wird und seine stolzen Wogen gelassen hineinschütten kann in den unermeßlichen Ozean, um mitzuspielen im großen Wellentanz des Weltmeeres.

„Hier ist's schön," sagte er. „Das ist das einzige, was ich liebe an meiner Mutterstadt, dies Weserufer hier — das heißt, nein, nicht das einzige! Auch den Roland lasse ich gelten, ‚Roland, den Riesen am Rathaus zu Bremen', dem man die Nase so echt deutsch-barbarisch abgehauen hat, der so famos dalehnt, ohne Donatellosche Grazie zwar, aber doch so charakteristisch für die Stadt, die er beschaut. Und auch das Rathaus nehme ich aus, zumal wenn Mondschein darüber flimmert, so eine bläuliche Vollmondnacht, wie es deren ja gottlob gibt zum Glück der Menschengeschlechter — sonst aber — da ist mein stilles Saaleparadies mir lieber . . ."

„Ja, dort ist's schön," sagte Sylvia freundlich.

Thomsen blieb stehen. Mit schneller Bewegung wandte er sich ihr zu und sah ihr gespannt ins Gesicht. Seine Gedanken nahmen mit einem Male eine persönliche Wendung. „Fräulein Sylvia," sagte er, „warum sind Sie eigentlich mit mir gegangen?"

Sie sah ihn verständnislos an. „Ich weiß nicht," versetzte sie halb verlegen, „ich dächte, es war sehr langweilig heut."

„Nur darum?" fragte er.

Sie schwieg ein paar Sekunden. Dann sagte sie leise: „Und ich tat's ja auch gern."

Was er all diese Tage empfunden hatte, bewußt und unbewußt, daß sie auf diesem grau in grau gemalten Hintergrunde des alten Hauses das einzig Schöne und Begehrenswerte war, das bezauberte ihn in diesem Augenblick.

Er zog sie an sich. „Sylvia!" sagte er.

Ohne weitere Auseinandersetzungen und Deklamationen von seiner oder ihrer Seite waren sie verlobt. Nur dies Faktum goß Oel in die Entrüstung des „Kindertages" über das unerklärliche Verschwinden der beiden.

Als sie zurückkamen, waren noch alle sechsundvierzig zur Stelle.

Die allgemein beliebte Sylvia wurde mit Segenswünschen überhäuft. Ulrich erhielt sie auch, aber eine Tonart kühler. Er galt doch zu sehr als Sonderling.

Frau Thomsen war so selig, daß Ulrich es fast wie ein Gefühl der Beschämung empfand, ihr diesen Glückszustand nicht schon ein paar Wochen früher verschafft zu haben. Ihre dankbaren Blicke rührten ihn seltsam; er hatte sich — unpersönlich wie er zu denken pflegte — niemals ganz klar gemacht, wie sehr sein Schicksal ihr am Herzen lag.

Beim Nachhausegehen bezeichnete die Mathildesche Dynastie Sylvia als „ruhige" Braut — aber gerade das „Gehaltene" sei auch das Distinguierte.

Sylvia fühlte sich nach den Schicksalsstürmen von Gnesen wie in einem Hafen. Ulrich war ja auch „so nett".

VI

Rimini, Sept. 189 . .

„Mein lieber kleiner Alack!

Dein erster Sonntag in Lichterfelde soll doch nicht vorübergehn, ohne daß ein Brief von mir in Deine Einsamkeit kommt. Das heißt, Du bist vielleicht gar nicht einsam? All die andern kleinen Kadetten springen um Dich herum — wie nett denke ich mir den Anblick, so viel Zukunftsleutnants auf einem Fleck! Recht ein Anblick für mich, die ich doch eigentlich so fürs Militär bin und nun doch aus Versehen ins Zivil geraten bin . . . noch dazu ins gelehrte Zivil!

Aber ich kann schon zufrieden sein. Ulrich ist so nett. Er sorgt rührend für mich, und ich könnte es gar nicht besser haben.

Warum, kleiner Alack, hast Du Dich nur so an unsern Wagen gehängt, als wir davonfuhren? Warum hast Du geweint, Du, ein angehender Soldat? Weißt Du, schneidig war es gar nicht — merk Dir das!

Ich fand doch die Hochzeit eigentlich recht fidel. Ihr saht alle so gut aus, wie frisch vom Schneider, und daß es mit der Bremer Verwandtschaft so erfreulich klappte, war auch ein Glück. Und wie schön das Ständchen, alle meine Lieblingswalzer! Lili sah bildhübsch aus. Ich fand, Rangow machte ihr sehr den Hof; aber ich glaube, er ist kautionslos. Irene meinte zwar, es wäre da eine Tante, die was hätte. Aber solche Tanten kennt man. Haben sie was, so geben sie's nicht. Siehe Carlos.

Die anonymen Orchideen waren doch wohl von Carlos! Sie sahen so vermögend aus. Nun, er kann's ja. Habt ihr auch ordentlich Kuchen gekriegt und tüchtig Sekt, Du und der kleine Berg?

Nun sind wir schon acht Tage in Italien. Es ist ein komisches Land. Alles so verstaubt und gar kein Grün. Rimini ist aber ein netter kleiner Badeort. Sonderbare Fische gibt's hier, kleine Biester, die ‚calamajo' heißen, was auch Tintenfaß bedeutet.

Als wir sie neulich verlangten, setzte uns der Kellner ein Tintenfaß hin. War das nicht komisch? Ich wünschte Dich so her, um mit zu lachen!

Ulrich trägt mir einen Gruß an Dich auf. Er arbeitet sehr viel und muß auch noch für einen Freund, der Historiker ist, im Archiv hier etwas

Digitized by Google

nachsuchen in betreff einer Familie Malatesta, die früher hier lebte und scheinbar ein recht verbrecherisches Dasein geführt hat.

Ich faulenze den ganzen Tag am Strand. In den Ort gehe ich nicht gern. Italienische Städte riechen so scheußlich.

Exerziere recht hübsch, habe kein Heimweh und laß Dich in Gedanken küssen von Deiner

Dich sehr liebenden Schwester

Sylvia."

*

Rimini, Sept. 189..

„Geliebte Mutter!

Vielleicht ist es der scharfe Kontrast zu dem freudlosen polnischen Osten, der mich den Reiz dieser adriatischen Küste so besonders stark empfinden läßt. Die zitternde, blaue Meereslinie mit den leicht geblähten Segeln darauf und den schwer befrachteten Schiffen, die von hier zum dalmatischen Strande hinübergehn — unsre kleine Villa am Meer, die so ortsgemäß Villa Isotta heißt und von ein paar dichten Zypressen so schön eingerahmt wird — diese Septemberwärme mit ihrem Meeresaroma —, alles vereinigt sich, meinen Nerven wohlzutun.

Also, laß Deine Sorgen fahren! Ich glaube, Du hattest die arme Sylvia förmlich geängstigt mit all Deinen Gesundheitsratschlägen, so daß sie sich nun wundert, weil es nichts an mir zu pflegen gibt. Dir, da Du sie so genau kennst, brauche ich nicht erst zu versichern, daß sie die liebenswürdigste Reisegefährtin ist. Ihr Sinn für Italien ist natürlich noch unentwickelt, aber seit ich Gnesen kenne, begreife ich das.

Welch ein Unding ist doch eigentlich so eine Hochzeit! Und was für eine Predigt war es! Für Menschen mit Stilgefühl einfach ein physischer Schmerz.

Und weshalb mußte nur so viel Spektakel sein? So viel Verstoaste und Militärmusik? Und wie die kleinen Schuljungen schrien und jodelten! Mir schien es wie ein holländischer Jahrmarkt, und ich dankte Dir Deine Liebenswürdigkeit, mit der Du so freundlich zu allem lächeltest. Dir wird aber Sylvias Anblick wohl über alle Mißtöne weggeholfen haben, wie einem ja oft ein schönes Bild zum Troste werden kann. Ich, der ich neben ihr saß, hatte nicht den rechten Totaleindruck — und dann dieser schreckliche Herr Major mir gegenüber mit der krähenden Hahnenstimme! Warum muß so etwas sein? Gut, daß dieser Zwang nur einmal ist!

Die Gotthardfahrt schien Sylvia sehr zu gefallen. Es war auch solch ein reingeklärter Tag mit zarten Wolkengebilden über den schroffen Hängen und den goldschattierten Laubtönen des Herbstes. Und wie melodisch diese Farben zusammenklangen mit den blauweißen Katarakten der Reuß und jenseits der Höhe mit denen des geliebten Tessin, der sich mit solcher Wonne gen Süden stürzt und mich allein immer schon durch die Idee fasziniert, daß er bald unter der Brücke von Pavia groß und zahm geworden einherzieht.

Ueber zahllosen hellgelben Ahornwipfeln hob sich Faido, meine Schülerliebe — und dann kam das Wiedersehen, das so viel reizvoller ist als erstes Sehen — der unbeschreibliche Zauber des Südens, der wie eine große Sinfonie erscheint, die dann mit dem Blick auf den Luganer See in blauen Tönen ausklingt.

Sylvia staunte schweigend. Sie hat den angeborenen Geschmack, das: ‚O wie reizend!' — ‚Gott wie süß!' zu sparen, mit dem bahnfahrende Backfische mir so oft die Stimmung verdorben haben.

Rimini ist eine gute Wahl. Auf das schlechte Pflaster der alten Straßen fallen wie große Schatten aus Dantes Gesängen die Erinnerungen an die Malatesta. Mich berauscht ordentlich dieser Sigismondo, das Kraftgenie mit den blutbefleckten Händen, der seiner Liebe einen Tempel baute.

Und wenn einem das Monogramm dieser Liebe, das S und J des Sigismondo und der Isotta, eng verschlungen und steingemeißelt durch den Glanz der Mondnächte entgegenfunkelt, so empfindet man die Leidenschaft dieses Sünders im großen Stil wie etwas Heroisches und bedauert, kein Dichter zu sein, um diese alte Liebesgeschichte in neue Terzinen zu schmieden.

Ich suche für Herrmann in der Bibliothek allerhand Notizen über die Malatesta. Welch stimmungsvolle Arbeit, in den alten moderduftenden Folianten zu blättern, während die Fliegen summen und das Mittagslicht die blauen Schatten der Gebäude über die Straßen zeichnet.

Sylvia bleibt am liebsten am Strande.

Sie ist etwas ermüdet. Ich glaube, man hat sie mit Aussteuersachen überanstrengt. Gestern erzählte sie mir, sie habe neunzig Monogramme in Tischwäsche sticken müssen.

Ist solche Pein nötig?

Die Monogramme von Sigismondo und Isotta haben jedenfalls höheren Sinn!

Wenn Sylvia Rimini auf die Dauer nicht langweilig findet, werden wir bis zum Ferienschluß hier bleiben. Sie besteht nicht auf Rom. Mir ist das lieb. Ich bin augenblicklich nicht darauf gestimmt, jene großen Eindrücke wieder über mich hereinschauern zu lassen. Mein Buch liegt mir zu sehr im Sinn und tyrannisiert meine Gedanken.

Sylvia grüßt Dich sehr.

In aller Liebe

Dein

Ulrich."

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Hans Thoma

Offenes Tal

Digitized by Google

Graf Leopold von Kalckreuth,
Präsident des Deutschen Künstlerbundes

Vom Deutschen Künstlerbund

Von

E. N. Pascent

In der deutschen Kulturgeschichte werden — sofern zur Kultur eines Volkes sein Verhältnis zur zeitgenössischen Kunst gehört — die beiden Februartage dieses Jahres, in denen der deutsche Reichstag sich über Kunstgenossenschaft, Sezession und Deutschen Künstlerbund unterhielt, als denkwürdige und wichtige Daten fortleben. Die Vorgänge, die zu jener Kunstdebatte den Anlaß gaben, sind bekannt: Um der deutschen Kunst auf der Weltausstellung zu St. Louis eine kraft- und ausdrucksvolle, individuell bedeutende Vertretung zu sichern, hatte die deutsche Reichsregierung das Arrangement der deutschen Kunstabteilung nicht, wie für Chicago 1893 und Paris 1900, der Deutschen Kunstgenossenschaft übertragen, sondern einer Kommission, die aus hervorragenden Künstlern, Kunstgelehrten, privaten Kunstfreunden und Kunsthändlern zusammengesetzt war, dann aber war mit einem Male diese Kommission wieder außer Aktion gesetzt und die Leitung doch der Deutschen Kunstgenossenschaft übertragen worden. Darauf hatten die Sezessionen, in Erinnerung an die früheren Erfahrungen und in der Befürchtung, innerhalb der Kunstgenossenschaft bei der Juryrung ihrer Arbeiten majorisiert zu werden, beschlossen, sich von St. Louis ganz fernzuhalten. Es war dann aus den Kreisen der Sezessionen und der Freunde ihrer Kunst eine Anzahl von Männern zusammengetreten zur Gründung eines Deutschen Künstlerbundes, der sich im Herbst 1903 in Weimar konstituierte und nunmehr mit einer programmatischen Erklärung aus der Feder des Grafen Harry Keßler sich an die Oeffentlichkeit und speziell an den Reichstag wandte, um wenigstens in künftigen Fällen neben der Kunstgenossenschaft als selbständige, gleichberechtigte, in gleicher Weise staatlich zu fördernde Korporation anerkannt zu werden.

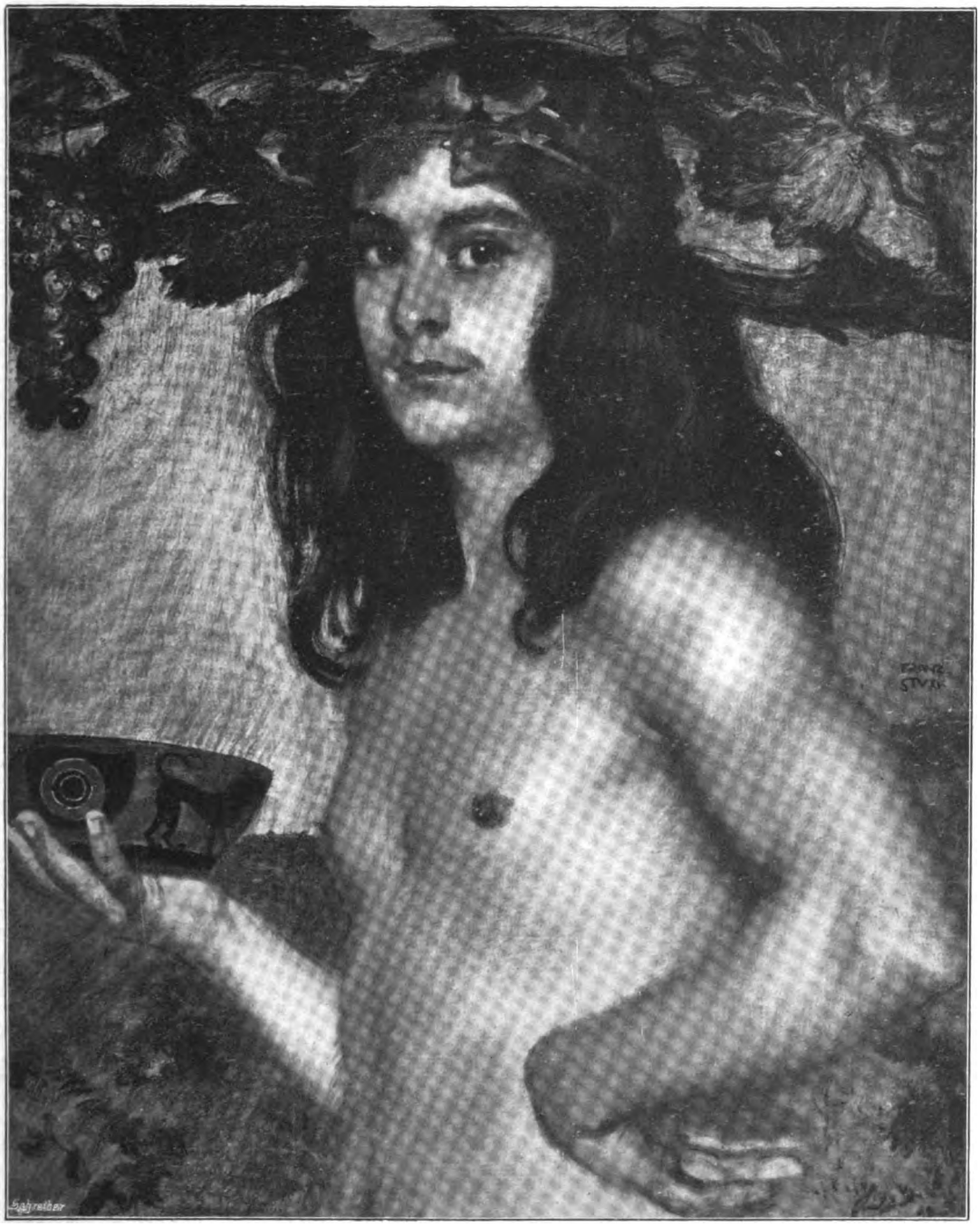
Im Reichstag nun erklärten sich Redner aller Parteien für diese Forderung, und auch Graf Posadowsky, der in der wenig beneidenswerten Lage war, die plötzliche Schwenkung der Reichsregierung verteidigen zu müssen, konnte nicht um-

Hans Thoma

Harry Graf Keßler

Max Liebermann

Digitized by Google



Dionyſos

Nach dem Gemälde von Franz Stuck

Digitized by Google

Digitized by Google

hin, wenigstens indirekt zu versprechen: „Wir wollen's nicht wieder tun!“ — Was aber jenen Reichstagssitzungen die ganz ungewöhnliche und symptomatische Bedeutung gab, war dies, daß die Ausführungen aller Redner zusammenklangen in eine einstimmige Kundgebung für die Freiheit der Kunst. Wenn sich bisher deutsche Parlamente mit der Kunst beschäftigt hatten, so war es fast ausnahmslos geschehen, um der bösen „modernen“, „sezessionistischen“ Kunst zu sagen, wie schrecklich verdorben sie sei, und ihr ins Gewissen zu führen, was die „wahre Kunst“ eigentlich „solle“. Nun jedoch haben die deutschen Volksvertreter feierlich und einmütig anerkannt, daß keine Kunstrichtung an sich gut oder schlecht sei, daß Stärke der Individualität und Wahrheitsliebe, nicht die Bevorzugung oder Ablehnung bestimmter Malweisen und Stoffkreise über den Wert eines Kunstwerks entscheiden und daß die Entwicklung der Kunst ihren eignen immanenten Gesetzen überlassen bleiben müsse, aber nicht durch äußere Machtfaktoren gehemmt werden dürfe und könne.

Gewiß haben mehrere Faktoren zusammenwirken müssen, damit diese überraschende und bedeutsame Kundgebung zustande kam. Die Uebertragung der St. Louiser Ausstellungsarbeiten von der jüngst eingesetzten Kommission an die Deutsche Kunstgenossenschaft war nur eine Etappe in dem Kampf, den das offizielle Preußen gegen die moderne Kunst führt; dieser letzte Vorstoß aber bedeutete einen Eingriff in die Kompetenzen der deutschen Bundesstaaten, gegen den, wenn nicht die Regierungen, so doch das Volk nach dem Geist der Reichsverfassung öffentlich Einspruch erheben mußte. Wenn bei diesem Einspruch neben der Politik die Kunst nicht zu kurz kam, so muß das zu einem großen Teil auf den Umstand zurückgeführt werden, daß gerade die vielfachen Aeußerungen des Kaisers in Kunstdingen immer aufs neue eine allgemeine, öffentliche Erörterung dieser Angelegenheiten wachgerufen hatten, die gar viele der Kunst bisher ferner Stehende darüber aufklärte, was eine freie Kunstentwicklung für das gesamte geistige und soziale Leben einer Nation bedeutet.

Und nun kam dazu, daß schon ein Blick auf die Männer, die sich im Deutschen Künstlerbunde zum Kampf für eine freie Kunst zusammengetan, jeden belehren mußte, hier handle es sich nicht um eine Bewegung mit politisch bedenklichen Tendenzen, noch um eine kleine Clique eigensinniger Künstler, die alle auf eine Methode eingeschworen wären. Nein, wenn Max Liebermann, der „Naturalist“, und Max Klinger, der Mitbegründer einer neuen Phantasiekunst, wenn F. v. Uhde, der die heiligen Stoffe der Bibel für die Kunst der Gegenwart erobert, und Franz Stuck, der das lebenstrunkene Heidentum der Antike in neuen Visionen heraufbeschworen hat, wenn Hans Thoma, der Maler der deutschen Seele, und Max Slevogt, der Vorkämpfer der absoluten Malerei, wenn der klassisch maßvolle Hildebrand und der wildkräftige Corinth, wenn so viele, von denen jeder „auch einer“ und „selber aner“ ist, sich zu einem Bunde zusammenschließen, so kann nur die große, allgemeine Sache, nicht das Schlagwort einer Koterie die Losung dieses Bundes sein. Schon die wenigen Abbildungen nach Werken von Künstlern, die der neuen Körperschaft angehören, werden das unsern Lesern vor Augen führen: ist ein in besserem Sinn internationales Werk als Slevogts „Schwarzer D'Andrade“, ein in besserem Sinn deutsches Bild als des Grafen Kalckreuth Kinderporträt denkbar?

Max Slevogt — Francesco d'Andrade als Don Juan

Digitized by Google

Franz Stuck

Wilhelm Trübner

Walter Leistikow

Es braucht danach hier nicht noch einmal betont zu werden, daß der Deutsche Künstlerbund nicht etwa eine Zusammenfassung aller deutschen Sezessionen bedeutet: weder sind alle Sezessionsmitglieder schon als solche auch Mitglieder des neuen Bundes, noch gehören alle im Bund vereinigten Künstler einer der Sezessionen an. In der Natur der Sache liegt es ja, daß das sezessionistische Element überwiegt; denn dasselbe Bedürfnis, das sich gerade den ihre eignen Wege gehenden, stark ausgeprägten Künstlerpersönlichkeiten aufdrängt: sich mit ihren Leistungen abzusondern von dem kaum mehr zu überschauenden Wirrwarr unsrer modernen Massenausstellungen und sich unabhängig zu machen von dem Urteilsspruch von Kollegen, die auf einem prinzipiell andern Standpunkt stehen — dasselbe Bedürfnis also hat seinerzeit die Sezessionen und nunmehr den Künstlerbund ins Leben gerufen. Einseitigkeit konnten aber auch den Sezessionen eigentlich nur Voreingenommene und ungenügend Unterrichtete vorwerfen; man verwechselte Einseitigkeit und Exklusivität. Bedürfte das noch eines Beweises, so brauchten wir aus den Reihen z. B. der Münchner Sezession außer Uhde und Stuck nur Heinrich Zügel und Karl Haider, Exter und Samberger zu nennen — immer je zwei Künstler, die in ihrer Art zu sehen und zu malen nahezu Antipoden und sich nur darin ähnlich sind, daß jeder eine scharf ausgeprägte Physiognomie hat. Der Deutsche Künstlerbund hat sich ein verheißungsreiches Programm positiven gemeinsamen Schaffens gestellt: er will in Deutschland alljährliche, ihren Sitz wechselnde Elite-Ausstellungen abhalten und für würdige Vertretung der deutschen Kunst im Ausland sorgen, er will ein planmäßig angelegtes Museum moderner Kunst gründen, das in Weimar seinen Platz finden soll, und will auf die Kunstpflege des Staates Einfluß zu gewinnen suchen. Die erste deutsche Ausstellung der neuen Vereinigung findet in den Sommermonaten dieses Jahres in München im Hause der Sezession statt; man darf hoffen, daß sie auch in dem etwas ausstellungsmüden München als ein eigenartiges und belebendes Ereignis wirken wird. Was die Wirksamkeit des Künstlerbundes dem Auslande gegenüber betrifft, so wird sie sich wohl kaum auf Weltausstellungen beschränken, auf diesen freilich viel Gutes fördern und Unerfreuliches verhüten können:

Graf Leopold von Kalckreuth

Mucki

Digitized by Google

Fritz von Uhde

Louis Corinth

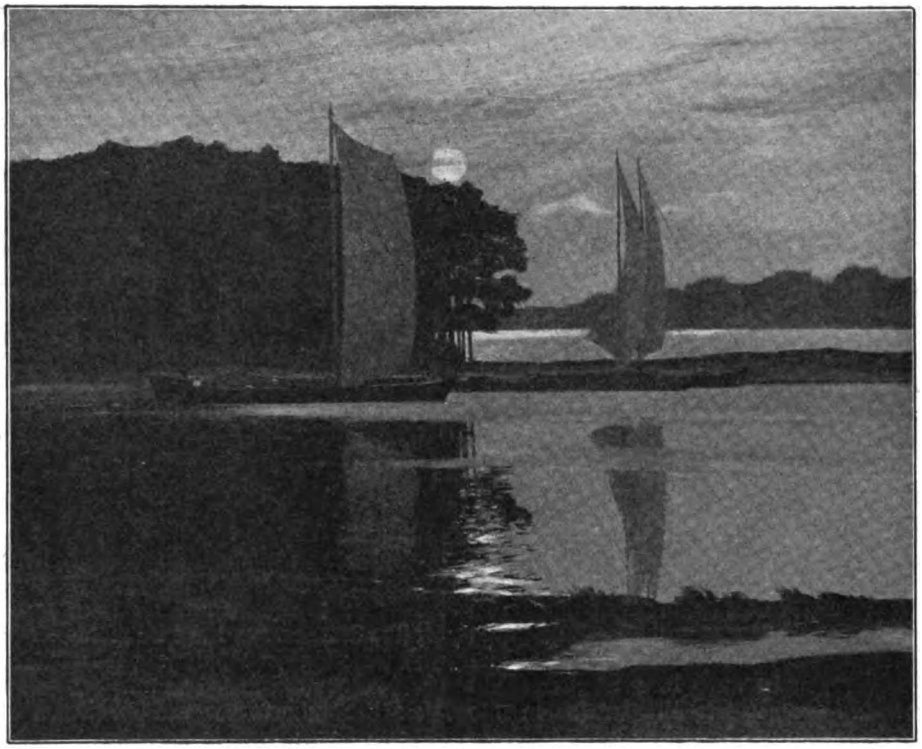
Max Klinger

wenn noch in Paris 1900 Böcklin gar nicht und Leibl ganz ungenügend vertreten waren, so werden hoffentlich solche Dinge fürderhin unmöglich sein. — Wie nützlich eine wirklich planmäßig nach rein sachlichen Gesichtspunkten angelegte Sammlung moderner Kunstwerke dem noch suchenden und lernenden Jünger, aber auch dem Meister (denn welcher echte Künstler hörte je auf, zu suchen und zu lernen!) werden kann, das hat Graf Keßler in seiner Denkschrift überzeugend dargelegt. Er hat in dieser Denkschrift darauf hingewiesen, welch glückliches Vorzeichen es sei, daß der junge Großherzog von Weimar dem Bunde seine fördernde Huld zugewandt — ein Sproß jenes Hauses, das im Laufe der Jahrhunderte Luther und Cranach, Goethe und Herder, Liszt und Wagner seinen Schutz und seine Gastfreundschaft gewährte. Nicht minder bedeutungsvoll ist es, daß nun das gesamte deutsche Volk der jungen Korporation seinen Patenspruch gegeben hat, indem es durch den Mund des Reichstags das Recht der Kunst auf Selbstbestimmung und freie Entwicklung feierlich anerkannte.

Louis Corinth

Max Halbe und Frau in der Sommerfrische

Digitized by Google



Walter Leiſtikow — Havelufer

Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin

Fritz von Uhde — Chriſtus bei Nikodemus

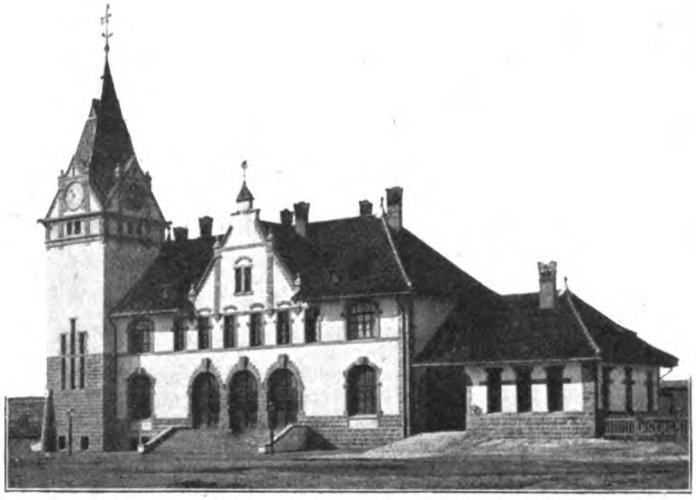
Digitized by Google

Max Liebermann — Badende Jungen

Wilhelm Trübner — Zimmermannsplatz

Zum Aufsatz „Vom Deutschen Künstlerbund"

Digitized by Google



Bahnhofsgebäude in Tsingtau

Die Schantung-Bahn

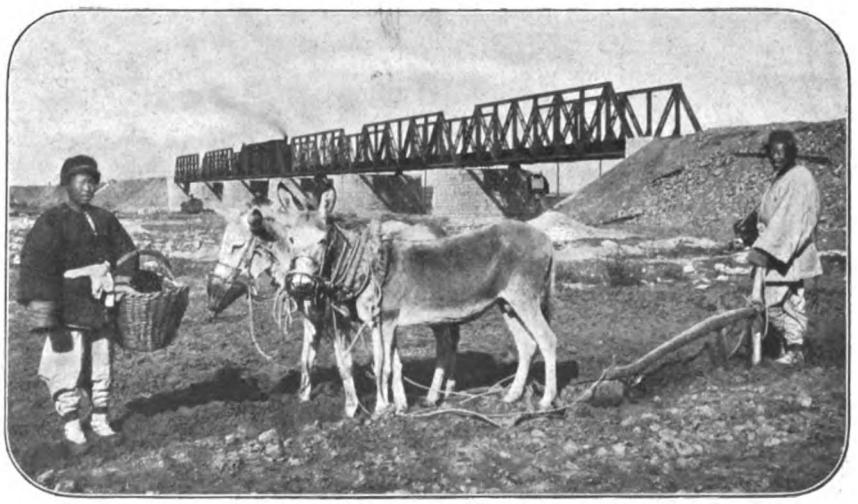
Von

Franz Woas,

Regierungsbaumeister in Shanghai

Wenn der Leser des „Monat" diese Zeilen zu Gesicht bekommt, dann ist ein großes Werk deutschen Unternehmungsgeistes vollendet, dann ist die Eisenbahn, die von Tsingtau aus in das Hinterland unsrer chinesischen Kolonie führt, in ihrer vollen Ausdehnung bereits im Betriebe. Damit ist der Endpunkt der Bahnstrecke, Tsinanfu, die Hauptstadt der Provinz Schantung, mit Tsingtau, der Haupt- und Hafenstadt des deutschen Schutzgebietes, durch den stählernen Strang einer Eisenbahn verbunden, und hoffentlich bewährt sich dieses Band weiterhin auch als eines von Stahl, das die Interessen der Deutschen und Chinesen fest und dauernd miteinander verknüpft.

Es war keine leichte Aufgabe, die sich mit dieser Bahn der deutsche Unternehmer und Ingenieur stellte. Auf der Karte sah die Sache freilich leicht aus, denn hohe Gebirge standen nicht im Wege. In der Wirklichkeit aber bereiteten dafür die Flußläufe, die die Bahn zu überschreiten hatte und die zunächst unbedeutend zu sein schienen, gewaltige Hindernisse. Diese Flußläufe nämlich haben das Eigentümliche, daß sie für gewöhnlich nur ganz unbedeutende Wassermengen führen, daß sie aber während der Regenzeit binnen wenigen Tagen, ja oft innerhalb einiger Stunden zu gewaltigen Strömen anschwellen! Wenn in den vollständig kahlen Bergen nur ein etwas stärkerer Regen längere Zeit anhält, oder wenn gar ein Wolkenbruch dort niedergeht, dann steigt das Wasser in den Flußläufen im Umsehen von knapp einem halben oder ganzen Meter auf 7, 8, ja 10 und 12 Meter. Für solche Verhältnisse die passenden Brücken zu bauen, ist ein schwieriges Stück; alle heimischen Erfahrungen und Theorien versagen da nur allzu leicht. Man



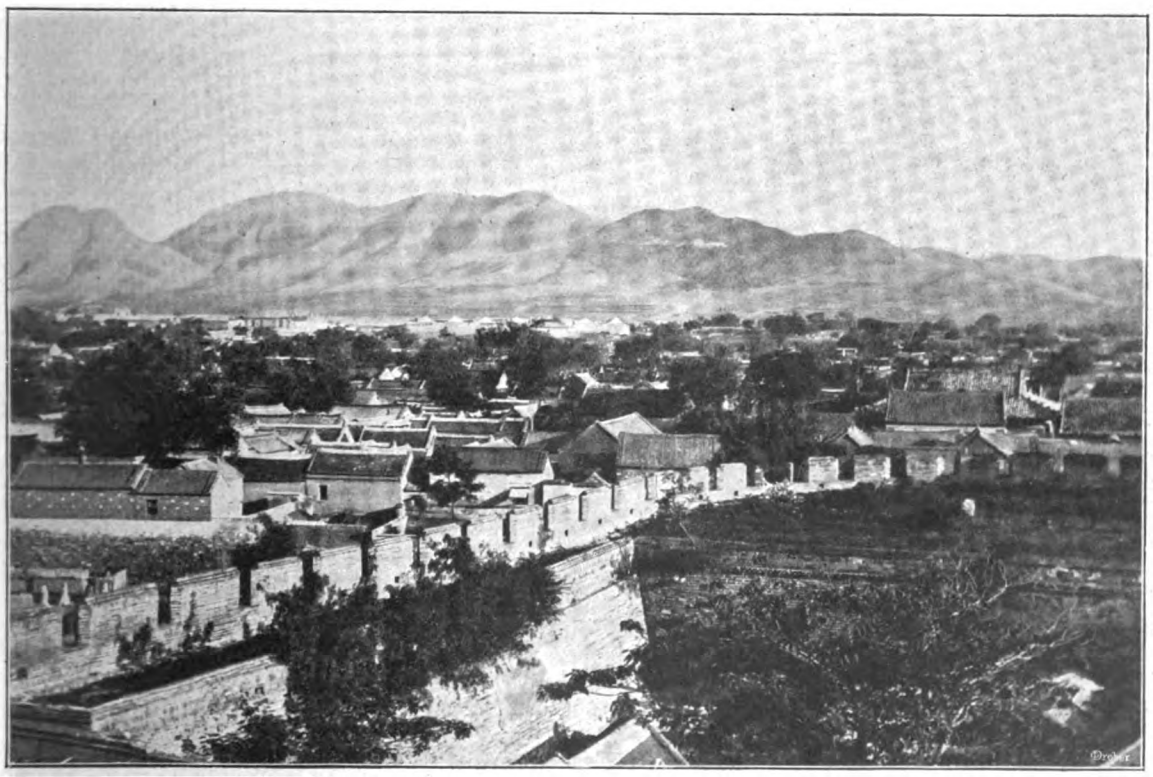
Brücke über den Taku-ho

In diesem Flußbett stieg infolge Wolkenbruchs das Wasser bis an die eisernen Brückenträger

Digitized by Google

kann aber anderseits nicht Brücke an Brücke bauen, weil dann das Werk zu kostspielig und nicht mehr rentabel sein würde. So erklärt es sich, daß im Beginne des Bahnbaues und nach Eröffnung der ersten Strecken an mehreren Stellen trotz aller Vorsorge die gewaltigen Wassermassen argen Schaden anrichteten, bis man sich dazu entschließen mußte, die Zahl der Brückenöffnungen entsprechend zu vermehren. Die gesamte Strecke zeigt heute, was Brücken betrifft, ein Verhältnis, wie es kaum eine andre Bahn dieser Art hat; es sind nämlich auf die volle Betriebsstrecke von 402 Kilometern nicht weniger als 7246 Meter Brücken vorhanden, so daß auf einen Kilometer Strecke 18 Meter Brücken kommen. Dabei sind gewöhnliche Durchlässe nicht mitgezählt, während sich anderseits Brücken darunter befinden, die außergewöhnlich lang sind. So ist die Brücke über den Tse-ho nicht weniger als 440 Meter lang und damit um 32 Meter länger als die Kölner Rheinbrücke. Insgesamt aber waren 18 Flußläufe mit mehr oder weniger großen Brücken zu überschreiten. Neben den Brückenbauten waren noch, um diese möglichst gegen die Wassermassen zu schützen, wiederum vielfache Bauarbeiten an den Flußufern vorzunehmen; besondere Leitdämme mußten in großer Ausdehnung und Stärke angelegt werden, um die herabkommenden Wassermassen nach Möglichkeit innerhalb des regulären Flußbettes zu halten. Am Endpunkte der Bahn bereitete es schließlich noch seine besonderen Schwierigkeiten, sich mit dem Bahnkörper durch die Hunderte von Lotosteichen hindurchzuwinden, von denen die Stadt Tsinanfu umgeben ist, die allerdings der Stadt einen eigenartigen Reiz verleihen, dem Eisenbahningenieur aber Schwierigkeiten genug bereiten. Zu alledem kam schließlich noch der erschwerende Umstand, daß diese Arbeiten in einem fremden,

Dienstgebäude des Abteilungsbaumeisters in Kutien



Blick auf die Stadt Tsinanfu; im Hintergrund die Berge des Li-shan

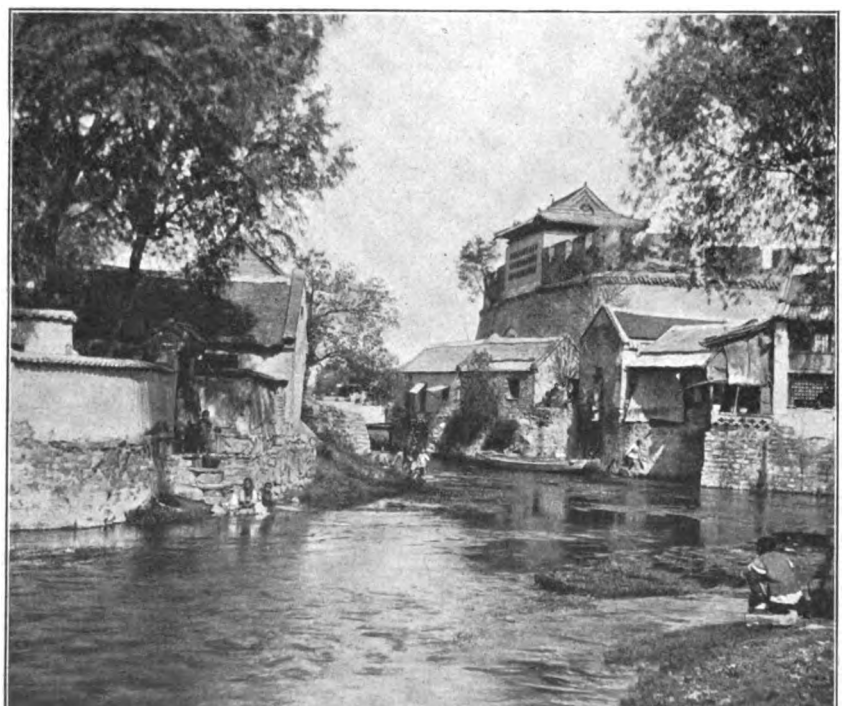
Digitized by Google

feindlich gesinnten, bisher gänzlich abgeschlossenen Lande ausgeführt werden mußten, in das nur ganz unzureichende Verkehrswege hineinführten; jede Eisenbahnschiene, jede Tonne Zement mußte anfangs, und zwar bisweilen viele Tagereisen weit, auf Karren zu den Baustellen herangefahren oder gar auf Menschenschultern herangetragen werden. Kosten, Verluste, Aufenthalte, auf die man gar nicht gerechnet hatte, traten da ein; und schließlich brachen ja auch noch im Jahre 1900 die Boxerunruhen aus; die Eisenbahningenieure wurden mit dem Tode bedroht, mußten ihre Arbeiten einstellen und sich nach Tsingtau zurückziehen.

Neuer Leitdamm am Tse-ho

Niemand würde etwas dabei gefunden haben, wenn sich unter solchen, vielfach unvorhergesehenen Umständen die Vollendung der Bahn um Jahre verzögert hätte, aber das Gegenteil ist eingetreten; trotz alledem ist der Bau, der im September 1898 begonnen wurde, noch vor dem festgesetzten Termin zu Ende gekommen (1. August 1904). Und ein noch weiteres, sonst nicht gerade übliches Endergebnis hat sich herausgestellt: die veranschlagten Kosten sind nicht überschritten worden. Die Bahn war bei einer vollen Betriebslänge von 450 Kilometern (einschließlich der Abzweigungen) zu 54 Millionen Mark veranschlagt worden, und dieser Betrag ist genau innegehalten worden. Der Kilometer stellt sich somit auf 120000 Mark.

Eine Fahrt ins Innere Chinas hinein ist auf dieser nunmehr fertigen Eisenbahn keine Strapaze mehr; sie ist bei schöner Jahreszeit vielmehr eine Annehmlichkeit und bietet dem Reisenden Unterhaltung und Belehrung in Fülle, denn sie führt ihn quer durch die Provinz Schantung, die bekanntlich eine uralte Stätte chinesischer Kultur ist. In kaum einem andern Teile Chinas ist eine solche Zahl alter Baudenkmäler vorhanden wie gerade hier, und während sonst die chinesischen Bauformen eine Gleichartigkeit zeigen, die schließlich ermüdet, wechseln sie hier in überraschender Weise. Nicht zu vergessen ist auch, daß man nunmehr in viel leichterer Weise als bisher die berühmten und hochinteressanten heiligen Stätten Chinas erreichen kann. Es sind dies der Gipfel des Tai-shan (1545 Meter) mit seinem berühmten Wallfahrtsorte und das Grab des Konfuzius, das nur eine Tagereise von Ki-fu entfernt liegt. Unzweifelhaft werden die Chinesen, die jetzt schon zu vielen Tausenden aus dem ganzen Reiche hierher wallfahrten, nun erst recht in großer Zahl hierher kommen und damit die Kasse der Eisenbahn füllen helfen. Aber auch sonst ist ein starker Personenverkehr für die neue Strecke zu erwarten, denn der Chinese ist reiselustiger Natur und scheut selbst größere Reisen zu geschäftlichen Zwecken durchaus nicht; ebenso sind die chinesischen Beamten fortwährend unterwegs, da ein beständiger Wechsel in ihren Stellen stattfindet.



Ansicht des südlichen Innentors von Tsinanfu

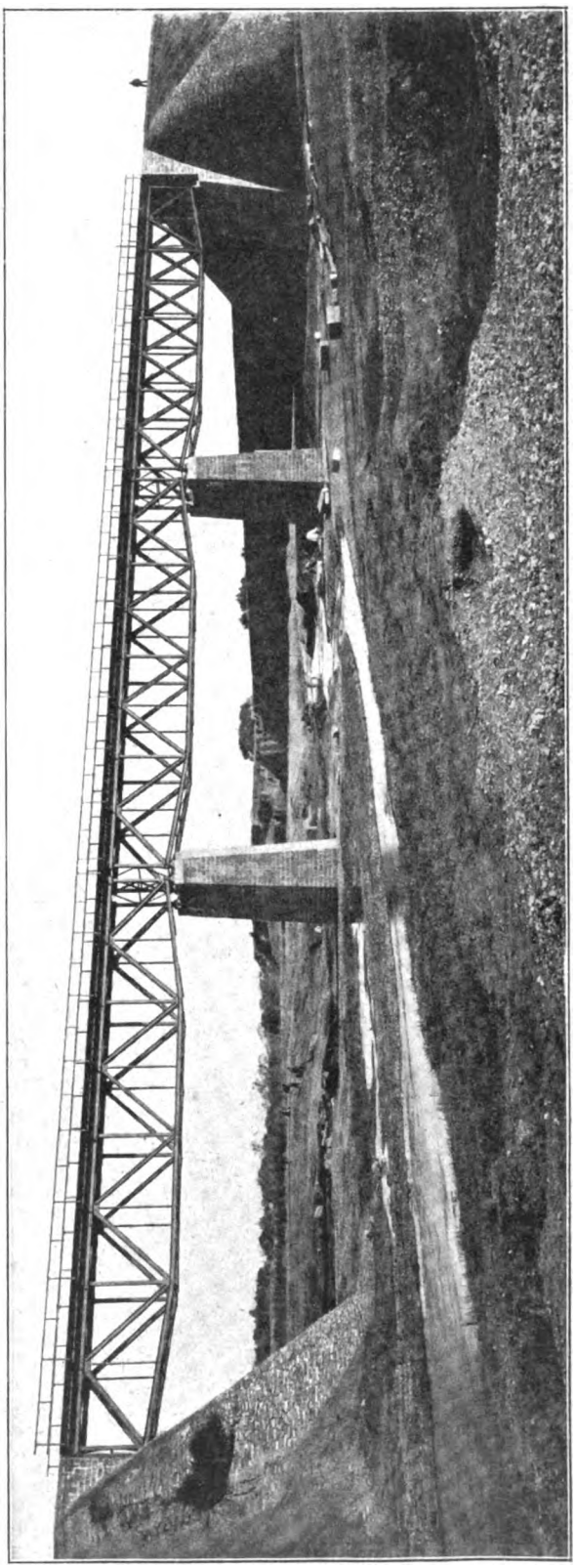
Digitized by Google

Wenn aber solch ein Beamter reist, dann setzt sich mit ihm ein ganzer Troß von Bedienung in Bewegung. Schließlich ist der Chinese auch ziemlich stark von der Neugierde geplagt; er muß es durchaus wissen, wie es sich denn eigentlich in solchen Wagen fährt, die auf Eisen laufen und von einer Feuermaschine gezogen werden. So ist es nicht zu verwundern, daß der Personenverkehr von Anfang an und für die erst zum kleineren Teile fertige Strecke sehr stark war und daß er bisher beständig zugenommen hat. Dabei sind die Chinesen die besten Passagiere der Welt; sie stellen gar keine Ansprüche an die Verwaltung, halten Ordnung, kommen nie im letzten Augenblick, schreien nicht nach dem Schaffner, sondern wissen still und bescheiden ihr Plätzchen zu finden; dem Aufsichtspersonal aber folgen sie unweigerlich, weil es durch kaiserliches Dekret mit Mandarinenrang versehen ist und dementsprechende Knöpfe an der Kopfbedeckung trägt.

Selbstverständlich ist trotzdem für beste Beaufsichtigung und Bewachung der Bahnanlagen gesorgt worden, und zwar auf deutschem Gebiete durch die deutschen Behörden und Soldaten, auf chinesischem Gebiete durch chinesische Polizei und Soldaten; aber es kommt nichts Wesentliches mehr vor, seit wiederholt gehörige Strafen auferlegt worden sind.

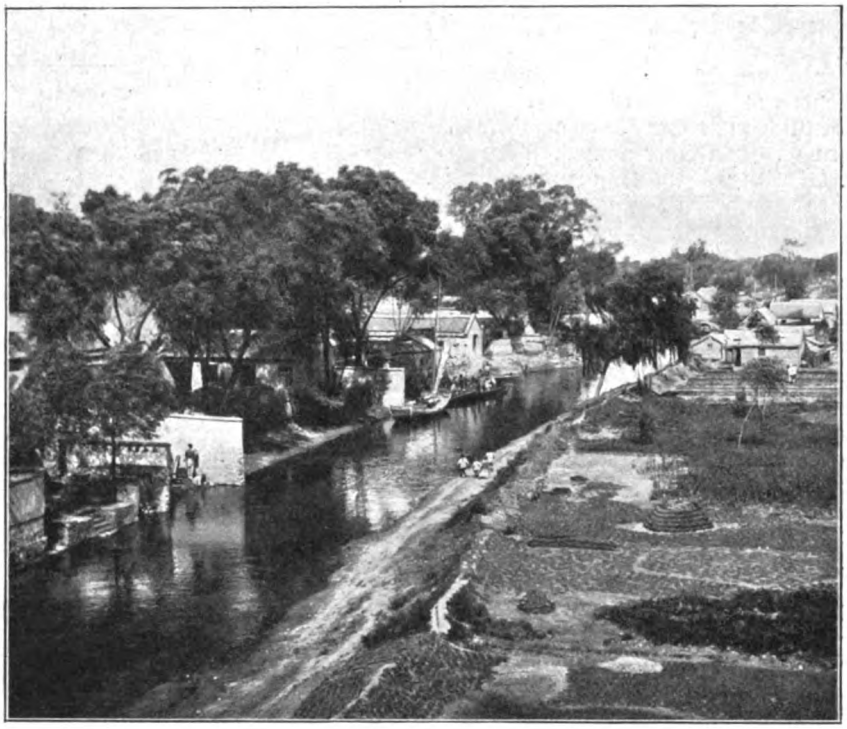
Die Eisenbahnstrecke berührt in dichter Folge eine Reihe der wichtigsten und größten Orte Schantungs, um schließlich in Tsinanfu, der Provinzialhauptstadt, zu enden. Zunächst umkreist sie die Bucht von Kiautschou in ihrer östlichen Hälfte und kommt nach der uralten und sehr interessanten Stadt Kiautschou; dann wendet sie sich nach Nordwesten, berührt Kaumi, das bereits außerhalb des Schutzgebietes liegt, aber doch eine deutsche Garnison enthält, und erreicht dann auf nicht ganz der Hälfte der gesamten Strecke (184 Kilometer von Tsingtau entfernt) die bedeutende Handelsstadt Weih-sien. Hier herum liegen unzählige alte chinesische Kohlenschächte, und kurz vor Weih-sien befindet sich auch das erste deutsche Kohlenbergwerk Fangtse, das nunmehr auch bereits im regelrechten Betriebe ist und der Eisenbahn täglich 200 bis 300 Tonnen Kohlen zuführt. Dieses Bergwerk wird in der Hauptsache von chinesischen Bergleuten betrieben, die unter deutscher Aufsicht arbeiten; insgesamt ist es jetzt etwa mit 1000 Mann belegt. Der Chinese ist als Bergmann gut zu gebrauchen und im übrigen hier auch seit Jahrhunderten an bergmännische Arbeiten gewöhnt.

Von Weih-sien aus schlägt die Bahn eine mehr westliche Richtung ein; sie wendet sich nach Tschingtschou-fu, einer der größten Städte Schantungs, überschreitet dann vermittelst der bereits erwähnten großen Brücke den Fluß Tse-ho und erreicht den Ort Tschou-tsan, der allerdings nur ein Marktflecken, aber doch der Haupthandels- und Stapelplatz der Schantung-Seide ist. Kurz vorher zweigt eine Nebenlinie ab, die in das Poschautal führt, wo seit Urzeiten Kohle gefördert, Glas geblasen und allerhand Tongeschirr gefertigt wird. Der hoch glänzenden Glasuren und Emaillen wegen, die hier erzeugt werden, könnte man auf den Gedanken kommen, daß das Poschautal vielleicht auch die richtige Geburtsstätte des Cloisonné ist.



Eisenbahnbrücke über den Da-tan-ho in der Nähe von Tan-len

Digitized by Google



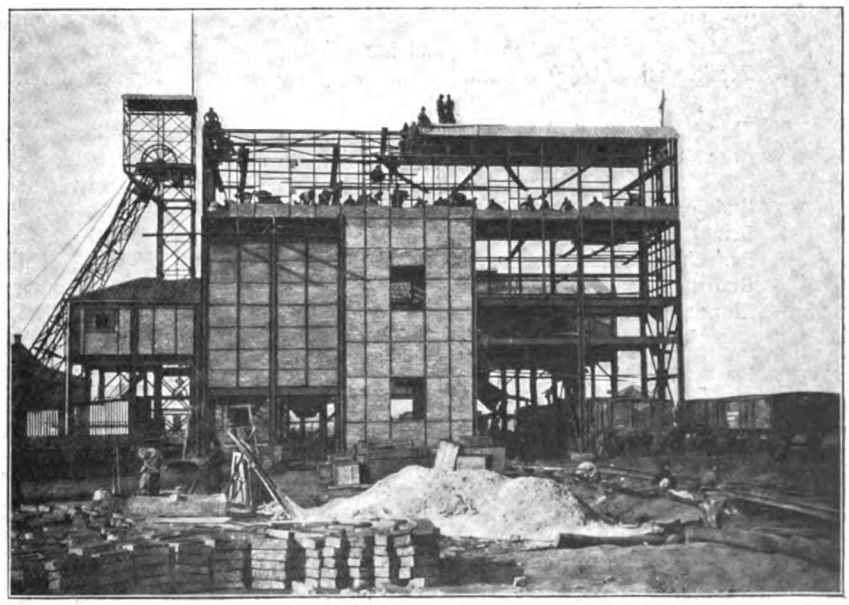
Die Wassergärten der nördlichen Vorstadt von Tsinanfu

Gedächtnishalle für Li-Hung-chang in Tsinanfu

Digitized by Google

Empfangsgebäude auf dem Bahnhof Weih-sien

Nunmehr durchbricht die Bahn den westlich gelegenen Gebirgsstock und steigt dabei im Verhältnis von 1:170 ziemlich stark in die Höhe, während sie bisher nur unwesentliche Steigungen zu überwinden hatte. Hier tritt sie in die eigentliche Heimat der altberühmten Ming-Dynastie ein, unter der — von 1368 bis 1644 — China groß dastand; ringsum liegen reiche kleinere und größere Städte, sämtlich stark befestigt, inmitten gesegneter, üppig gedeihender Fluren, eingefaßt durch Alleen von Obst- und Maulbeerbäumen. Auf allen Höhen aber ragen die Giebel und Zinnen von Tempeln und Klöstern als deutlichste Zeichen für den Reichtum des Landes. Immer zahlreicher und größer werden jetzt auch die Grabstätten sowie die Zypressenhaine, die die Gräber beschatten. Wir nähern uns der Großstadt Tsinanfu; Trompetensignale und Trommelwirbel erschallen, rechts und links der Bahn erscheinen genau quadratische Erdumwallungen; die Lager der hauptstädtischen Truppen. Unmittelbar dabei liegt der Bahnhof „Tsinanfu-Ost", der vorläufige Endpunkt der Strecke. Es ist ein bescheidenes Empfangsgebäude, das hier steht, wie auch alle andern Gebäude der Bahn (mit der einzigen Ausnahme des Empfangsgebäudes in Tsingtau) durchaus mit Recht bescheiden gehalten worden sind. Die eigentliche Stadt liegt noch gegen 2 Kilometer ab, und auch wenn wir bereits vor dem Tore und der ersten Umfassungsmauer der Stadt stehen, sind wir noch lange nicht im eigentlichen Tsinanfu; wir müssen vielmehr noch ein zweites und drittes Tor passieren; dann aber sind wir mitten in einem echt hauptstädtischen Leben und Treiben, in einer Stadt, der man es wohl anmerkt, daß sie 300 000 bis 400 000 Einwohner in ihren Mauern beherbergt. Die Straßen sind einer Großstadt würdig, 5 bis 6 Meter breit, durchweg gepflastert, wenn das Pflaster auch nicht gerade tadellos unterhalten wird. Zahlreich sind die Ehrenbogen, die in den frischesten Farben prangen; die Tempel sind zumeist recht gut erhalten, ebenso die Dienstgebäude der zahlreichen Mandarinen. Ich habe während meines Aufenthaltes in der Stadt viele von diesen Mandarinen kennen gelernt und war überrascht davon, in ihnen fast durchweg recht gebildete Männer zu finden, von denen nicht wenige vollendet Deutsch sprachen. Auch deutsche Kaufleute und Unternehmer haben hier in der Hauptstadt bereits Fuß gefaßt, bevor noch der erste Pfiff der Lokomotive ertönte. Wenn aber erst die Bahn eine Zeitlang im Betriebe ist, wird dies noch weit besser werden — zum Heile der deutschen Kolonie Kiautschou, aber auch zum Heile der Chinesen selbst.



Deutsches Kohlenbergwerk bei Fangtse

Digitized by Google

W. Strich-Chapell gez.

So steh' ich denn zum andernmal
An der vertrauten Stelle!
Des Abendlichts beschwipster Strahl
Tanzt taumelnd um die Schwelle,
Gedämpft vom blauen Nebelmeer
Unzähliger Zigarren
Geht Luft und Schwatzen hin und her
Der Weisen und der Narren.

Manch trunkfest biederer Kumpan
Blinzt von der Wand hernieder;
Mit blauem Fürtuch angetan
Und wohlverschnürtem Mieder
Bringt Meister Trebos Töchterlein
Den Ehrentrunk getragen,
Und weiß zum Magdalenerwein
Manch gutes Wort zu sagen.

Rings löst der Wein die Zungen sacht
Und weckt in Herzenstiefen
Gefühle, die, so klug bewacht,
So fest darinnen schliefen.
Es wiegt sich auf des Glases Rand
Der Jugend süße Dirne,
Spitzbübisch löst sie Band um Band
Von der Philisterstirne.

Mir ist, als höb' ein Flüstern sich
Im Winkel der Poeten,
Zu dem ich nun bescheidentlich,
Wie sich's gebührt, getreten.
Als tät' sich's auf geschnitztem Sitz
Behaglich dehnend regen,
Als flöge um mein Haupt der Witz
Beräuselter Kollegen.

Ich neige mich der edeln Zunft
Mit hingegebnen Mienen,
In lyrisch froher Unvernunft
Dem Augenblick zu dienen —
O Jugend, pries dich mancher Mund
Beredter als der meine:
So närrisch liebt von Herzensgrund,
So zärtlich liebt dich k e i n e!

Anna Ritter

Digitized by Google

Wo ist das Radium zu finden?

Von

Dr. W. Wilhelm Meyer

Woher kommt dieses Radium, von dem heute alle Welt spricht und von dessen Wundereigenschaften ich vor kurzem meine Leser unterhalten habe? Zuerst entdeckte es, oder doch eine „radioaktive“ Substanz, bekanntlich der Physiker Becquerel in Paris in einem Stückchen Uran, weshalb man jene merkwürdige Eigenschaft zuerst Becquerel- oder Uranstrahlen nannte. Der erstere Name ist berechtigterweise geblieben, während man von der Bezeichnung Uranstrahlen deshalb abstehen mußte, weil später eine ganze Reihe andrer Stoffe die gleichen Eigenschaften zeigte. Becquerel hatte gesehen, daß sein Uranpräparat jene selben Stoffe zum Selbstleuchten bringt, die in dieser Weise auf Röntgenstrahlen reagieren, und zwar geschah dies fortwährend, während doch hinter den Röntgenapparaten starke elektrische Kräfte stehen, und diese neuen Strahlen gingen ebenso durch undurchsichtige Stoffe hindurch, so daß zum Beispiel der Entdecker das Schattenbild eines Medaillons aus Aluminium auf einer photographischen Platte erhielt, die in schwarzes Papier gehüllt war, auf das man jenes Uranpulver gestreut hatte. Becquerel selbst glaubte so wenig an die Richtigkeit seiner Entdeckung, daß er sein Präparat ein ganzes Jahr im Schrank liegen ließ. Als es aber auch dann noch dieselben Eigenschaften zeigte, übergab er 1897 die Sache der Oeffentlichkeit und hat damit das Eingangstor geöffnet zu einem ganz neuen Erforschungsgebiete, etwa zu vergleichen mit dem der Elektrizität und des Magnetismus, das aber zweifellos von noch viel weiter tragender Wirkung auf unsre gesamten Anschauungen von den Naturgeschehnissen und vielleicht auch einmal auf die Beherrschung der Naturkräfte zu unsrer eignen Entlastung werden wird. Freilich stehen unsre Kenntnisse auf dem Gebiete der Radioaktivität der Materie heute noch etwa in demselben Stadium wie einstmals die von der Elektrizität, als man aus geriebenem Siegellack oder Glas die ersten kleinen Fünkchen zog. Also im Uran steckt das Wunder, so hätte man meinen sollen. Uran ist ein Metall und der schwerste Stoff, den wir überhaupt kennen. Es ist ziemlich, wenn auch nicht sehr selten, und wurde namentlich zur Färbung von Gläsern verwendet. Wenngleich es an verschiedenen Orten vorkommt, so wurde es doch nur in Joachimsthal im böhmischen Erzgebirge hüttenmännisch ausgebeutet. Bald aber bemerkte schon Becquerel selbst, daß nicht alles Uran sich radioaktiv zeigte, ja man fand, daß ganz reines Uran diese Wirkung überhaupt nicht besaß. Man war bald nicht mehr zweifelhaft darüber, daß jener Wunderstoff selbst ein noch unbekanntes Element sein müsse, das sich nur als ganz geringfügige Verunreinigung im Uran befindet, aber zugleich dem Uran chemisch sehr ähnlich sein müsse. Solcher fast unzertrennlichen Verschwisterung zweier oder mehrerer ähnlicher Elemente begegnet man sehr häufig, zum Beispiel sind die Eisenerze fast immer mit Nickel und Kobalt verunreinigt, das Platin mit dem ihm ungemein ähnlichen Iridium und Osmium; im Zink befinden sich fast immer Spuren von Arsen, die kaum daraus zu entfernen sind.

Auch aus dem Uran wollte es nicht gelingen, jene Spuren des unbekannten Elementes auszuscheiden. Man suchte überall danach und fand nun schließlich, daß gerade das Abfallsprodukt, das nach der Ausscheidung des Urans aus seinen Erzen übrigblieb, die sogenannte Pechblende, die man als wertlos wegzuwerfen pflegte, bei weitem größere Mengen des geheimnisvollen Stoffes in sich schloß als das Uran selbst.

Nun, wenn also in der wertlosen Pechblende das Radium steckt, so muß es wohl selbst auch wohlfeil sein, so sollte man meinen. Ja, das ist nun ebenso wie mit den Diamanten. Die Erde, in der sie gefunden werden, ist wertlos, aber die langwierige Arbeit, in dieser Erde die funkelnden Kristalle zu finden, macht sie so kostbar. Und noch viel seltener als jener kristallisierte Kohlenstoff in den Diamantgruben ist das Radium in jener Pechblende. Man muß aus der Lösung jener Stoffe, die die schwere radioaktive Substanz enthalten, immer nur die ersten Kristalle herausnehmen und diese dann immer wieder aufs neue behandeln, bis man schließlich das reine Radiumsalz herausbekommt, von dem heute das Milligramm 20 Mark kostet, das Gramm also 20 000 Mark, während zum Beispiel ein Gramm Goldsalz für 2 Mark käuflich ist. Der Stoff also, den menschliche Kunst und Ausdauer aus wertlosen Abfällen hervorlockt, ist durch diese Arbeit zehntausendmal wertvoller geworden als Gold.

Ein reines Radiumsalz haben auf diese Weise bisher nur Frau Curie in Paris und Professor Giesel in Braunschweig hergestellt. Letzterer ist augenblicklich in der von ihm geleiteten Chininfabrik allein imstande, solches Radium in relativ größeren Mengen sozusagen fabrikmäßig herzustellen.

Vor kurzem habe ich Professor Giesel besucht, und er war so liebenswürdig, mir seine Wunder zu zeigen: Radium in riesigen Quantitäten, ein ganzes Dezigramm auf einmal! Das sind zwar nur ein paar kristallinische Kügelchen unscheinbarer schmutzig-gelber Substanz, in einem Glasröhrchen, groß wie ein Kinderfinger, eingeschlossen: 2000 Mark im Wert! Ich habe in meinem Leben noch niemals gestohlen, Gott und der Staatsanwalt können das bezeugen, aber beim Anblick dieses Röhrchens

Digitized by Google

und seiner Wunder kamen mir verbrecherische Gedanken. Freilich wäre es mir nicht nur in einer Beziehung schlecht bekommen, wenn ich dieses Wertobjekt etwa in der Westentasche hätte verschwinden lassen, denn es hätte mich buchstäblich gebrandmarkt. Diese starken Präparate verursachen schon nach wenigen Minuten Einwirkung sehr schwer heilbare Brandwunden, die merkwürdigerweise erst nach Wochen auftreten, während man unmittelbar gar keine Empfindung auf der Haut spürt. Ich habe mich damit begnügen müssen, mir ein Milligramm von diesem Wunderstoff zu kaufen. Das ist nur ein einziges kleines Kristallchen wie ein Sandkorn, aber fein gefaßt in eine Messingkapsel wie ein Edelstein, und es ist ja auch der kostbarste aller Edelsteine, die wir kennen. Auch dieses Milligramm schon allein leistet mir des Erstaunlichen und Entzückenden genug, und Kind und Kindeskinder können sich noch daran ergötzen, denn es übt ja bekanntlich seine Wirkungen auf ganz unberechenbare Zeiten, es ist unerschöpflich.

Jene Bröckelchen verwandelten sich in ihrer Glasröhre, als es nun dunkel geworden war, in ebensoviele märchenhaft leuchtende Glühwürmchen, nur etwas mehr ins Bläuliche spielt ihr Licht, wie das jener lebendigen Lämpchen, die, wie alles, was lebt, ja wie alles, was sonst existiert, einmal aufhören werden zu glühen, nur jene Körnchen in der Glasröhre nicht. Sie schließt ja den Stoff ein, der der Urquell aller Kraft zu sein scheint, der Licht, Wärme, Elektrizität beständig ausstrahlt, ohne, soviel wir ermitteln konnten, jemals zu ermüden.

Von allen diesen Wirkungen habe ich ja bereits früher erzählt, nur von einer nicht, die ich bei Professor Giesel zum erstenmal und gleich in größtem Maßstabe sah. Nichts Geheimnisvolleres und zugleich Entzückenderes kann es geben als dieses Phänomen! Nähert man ein solches Präparat einem Papierschirm, der sogenannten Sidotblende, der mit einem besonderen phosphoreszierenden Stoff überzogen ist, so sieht man ihn unter einer Lupe überall rings herum aufleuchten wie von Tausenden und Abertausenden von Sternen, die wunderbar funkeln, die unruhvoll kommen und gehen. Es ist, als ob man im weiten Universum stände und, Jahrmillionen in Sekunden zusammenfassend, Milchstraßenschwärme entstehen und vergehen sähe. Selbst wenn man einen solchen Schirm tagelang nicht mehr in die Nähe von Radium gebracht hat, sieht man darauf immer noch neue Sterne aufflackern, sieht man, wie es überall in der Materie pulsiert und arbeitet, die unsern Augen tot und regungslos erscheint. In diesem Stückchen Papier hielt ich ein ungeheures Universum in meiner Hand, denn längst schon wissen wir ja, daß jedes Molekül ein Sonnensystem ist, in dem oft Hunderte und Tausende von Planeten ihre Kreise ziehen. Wo die Ausstrahlung des Radiums diese Sonnensysteme trifft, da werden sie selbstleuchtend und nun erst erkennbar für unsre allzu stumpfen Sinne.

In jüngerer Zeit hat Professor Giesel noch einen andern Stoff entdeckt, den sogenannten „Emanationskörper", der selbst kein Radium enthält, aber diese Eigenschaft der Erregung andrer Körper zum Selbstleuchten noch in höherem Maße besitzt. Er ist wesentlich billiger herzustellen als das Radium, und ein schön braunes Pulver. Wenn man über diesen Stoff einen Luftstrom gehen läßt, etwa durch Daraufblasen, so erscheint eine leuchtende Wolke auf dem Schirm, und in wunderbarer Pracht verwandelt sich das Papier in ein ganzes Firmament flimmernder, wimmelnder Sterne, so groß, daß man sie schon mit dem bloßen Auge sehen kann; unter der Lupe aber ist es ein Schauspiel von ganz unbeschreiblicher Schönheit.

Welche Wunder würde man erst sehen, wenn man das Radium in größeren Mengen, vielleicht gar kiloweise herstellen könnte! Professor Giesel zwar sagte, wenn das einmal möglich wäre, so würde er es doch nicht machen, denn die Sache wäre ihm zu gefährlich. Wir wissen ja schon, wie heimtückisch die ganz und gar rätselhafte Substanz ist. Als Professor Giesel einmal einem Kaninchen so ein Spürchen davon, in einer Kapsel eingeschlossen, am Ohrläppchen befestigt hatte, bekam das arme Tierchen nach Wochen an dieser Stelle ein Loch, das es bis an sein seliges Ende behalten hat. Mäuse werden von der Wirkung einiger Milligramme getötet; es kann sicher nur auf die Quantität ankommen, daß es auch für den Menschen eine tödliche Wirkung übt. Aber es gibt viele Gifte, die in sehr geringen Mengen heilsam werden. Das ist nun gewiß auch beim Radium der Fall. Es wird versichert, daß der Krebs, eben jene tückische Krankheit, die noch als gänzlich unheilbar gilt, durch Radiumstrahlung zu bekämpfen sei.

Da wäre es also für die leidende Menschheit doppelt wichtig, daß man wenigstens etwas größere Mengen dieses Stoffes herstellen könnte, denn was davon bis jetzt in der ganzen Welt in Menschenhänden ist, beläuft sich gewiß nur auf wenige Gramme. Mit dem unglaublich feinen Spürsinn unsrer modernen Forschungsmethoden suchte man weiter und fand in der Tat radioaktive Substanzen oder doch ihre Wirkung, „Emanation", nach und nach geradezu fast überall, leider aber immer nur in denselben unfaßbaren Mengen. So entdeckte man, daß das dem Uran verwandte Thorium auch eine Beimengung enthielt, die radioaktiv, aber mit dem Radium nicht völlig identisch ist, ebenso gibt es radioaktives Wismut und Radioblei. Dann zeigte es sich, daß jene Emanation überall in der Luft enthalten ist. Spannt man einen beliebigen Leitungsdraht in der Luft aus und ladet ihn elektrisch, so setzt sich mit der Zeit die Emanation aus der Luft auf dem Drahte an und macht ihn radioaktiv. Wischt man den Draht mit einem Tuch ab, so wird diesem gleichfalls die Wundereigenschaft übertragen. Macht man das Experiment in Bergwerken, so setzt sich mehr von jenem Leuchtstoff ab. Man trifft ihn in den Thermen, die aus großer Tiefe unserm Erdkörper, voll wundersamer Heilkraft, entströmen, und ganz neuerdings entdeckte man ihn in dem sogenannten Fangoschlamm, einem gleichfalls in unbekannten Erdtiefen geborenen vulkanischen Produkte, dem geheimnisvolle Heilwirkungen zugeschrieben werden.

Alle betreffenden Wahrnehmungen lassen darauf schließen, daß im Innern der Erde verhältnismäßig viel größere Mengen von Radium und seinen Verwandten vorhanden sind, denn alle diese Stoffe

Digitized by Google

sind sehr schwer, und auch die andern schweren Stoffe kommen mit der Tiefe immer häufiger vor. Ich habe auch schon in meinem ersten Artikel erzählt, wie Ramsay in jüngster Zeit nachwies, daß das Radium mit der Zeit ganz von selbst in Helium zerfällt, einen im Gegensatz zu dem ersteren sehr leichten Stoff, der in dieser Hinsicht nur von dem Wasserstoff übertroffen wird. Helium setzt in ungeheuern Mengen die obersten Schichten der Sonnenatmosphäre zusammen, und dieser Stoff wird außerdem aus dem Innern der Sonne in gewaltigen Eruptionen fortwährend ausgeschleudert. Das geschieht aus den Sonnenflecken, und oft sehen wir gerade, wenn solch ein Fleck uns zugewandt ist, ein Polarlicht in unsern höchsten Atmosphärenschichten aufflammen. Im kleinen geschieht nun aber ganz dasselbe in einer luftverdünnten Röhre, wenn man Radium in ihre Nähe bringt; von ihm gehen ja, wie ich schon in meinem ersten Artikel sagte, negativ elektrisch geladene Teilchen mit Lichtgeschwindigkeit aus, und eine gleiche Emanation muß auch von der Sonne bis zu uns herüber gelangen, ohne die wir die Erscheinungen der Polarlichter nicht erklären könnten. Das Radium im Erdinnern erzeugt nun zunächst jene Emanation, die wir nachweisen konnten, und zerfällt zugleich in Helium, das sofort aufsteigt und, seiner großen Leichtigkeit wegen, sich in unsrer Atmosphäre nicht erhalten kann, wie rechnerisch nachzuweisen ist, dagegen von der viel mächtigeren Sonne festgehalten wird.

Auch die Erscheinungen der fast materielosen Kometenschweife, die von der Sonne abgestoßen werden, sind sofort durch das Radium völlig erklärt. Jedes Radiumpräparat wird im Felde einer Quelle negativer Elektrizität sofort zu einem wirklichen Kometen. Wir wissen ja, daß von ihm negativ elektrische Teilchen, die Elektronen, beständig ausgeschleudert werden. Diese werden von der Elektrizitätsquelle abgestoßen und bilden dadurch hinter dem Radiumkern einen unter Umständen schwachleuchtenden Schweif.

Fischmarkt

Nach dem Gemälde von Hans Herrmann

Digitized by Google

Wildbad im Schwarzwald

Graf Eberhard der Greiner von Württemberg

Von

Eugen Schneider

„Brich denn aus deinem Sarge, steig aus dem düstern Chor
Mit deinem Heldensohne, du Rauschebart, hervor!
Du schlugst dich unverwüstlich noch greise Jahr entlang:
Brich auch durch unsre Zeiten mit hellem Schwerterklang!"

So hat einst Uhlands Muse den Geist Eberhards des Greiners, d. h. des Zänkers oder des Rauschebarts, hervorgerufen, und hat ihm durch die Lieder vom Ueberfall in Wildbad, von der Schlacht bei Reutlingen und der Döffinger Schlacht eine Gestalt verliehen, in der er in Württemberg, ja in allen deutschen Gauen bekannter geworden ist als irgend ein andrer württembergischer Fürst. Ja er hat ihm, durch Mißverstehen seiner geschichtlichen Quelle verleitet, auch noch die Gefangennahme der drei Könige zu Heimsen, die beinahe ein Kartenspiel abgegeben hätten, zugeschrieben, obgleich diese seinem friedlicheren Enkel, Eberhard dem Milden, gelungen ist. Auch Schiller hat in jugendlicher Keckheit sein Kriegslied von Graf Eberhard dem Greiner von Württemberg hingeworfen, ein Beweis, daß dieser damals gleichfalls als tapferer Held gefeiert wurde.

Es ist richtig: Graf Eberhard der Greiner war ein frischer, freier Katzbalger und Kriegsmann, wie er bezeichnet worden ist. Aber in seiner Regierungszeit finden sich auch Ansätze für die innere Entwicklung seines Landes, die diesem erst seine Bedeutung schufen.

Eberhard ist etwa im Jahr 1315 geboren, zu einer Zeit, da sein Großvater Eberhard der Erlauchte, der einst dem König Rudolf von Habsburg hinter den Mauern Stuttgarts Trotz geboten hatte, zuletzt aber durch die schwäbischen Reichsstädte fast seines ganzen Landes beraubt worden war, durch den Streit der Gegenkönige Friedrich von Oesterreich und Ludwig von Bayern wieder Luft bekam. In seine Jugend fiel die Verlegung des im Kriege verwüsteten Stifts Beutelsbach mit dem

Digitized by Google

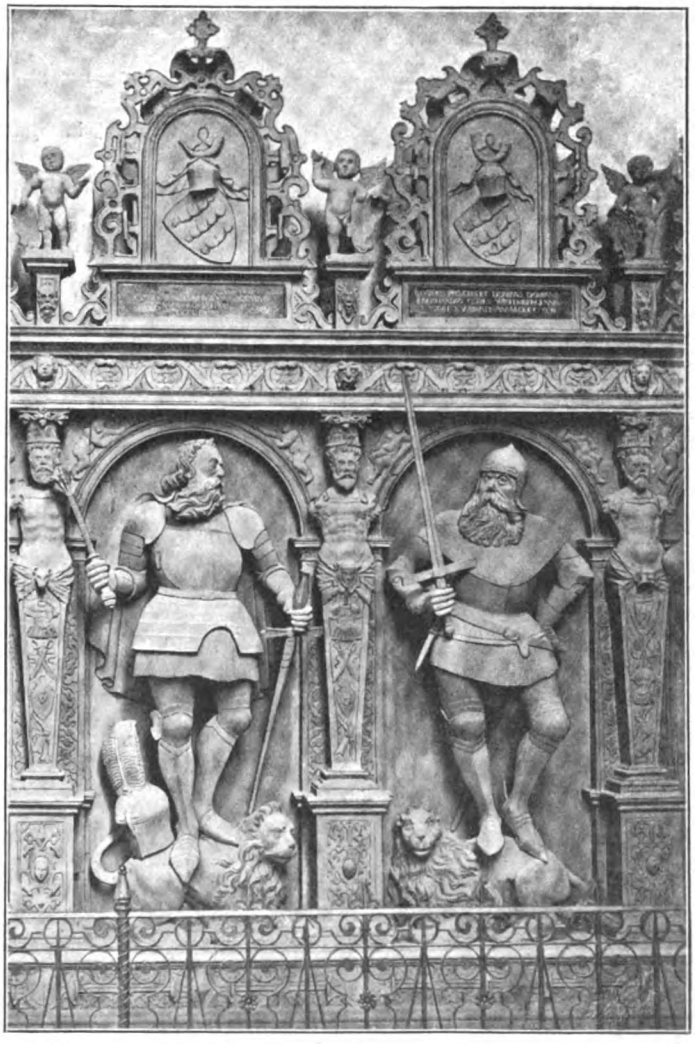
Erbbegräbnis seiner Ahnen nach Stuttgart, die Erhebung der dortigen Kirche, die seither zu Altenburg bei Cannstatt gehört hatte, zur Pfarrei, die Erweiterung der Burg und Neubefestigung der Stadt, die jetzt erst der bevorzugte Sitz der Grafen wurde, nachdem sie bis dahin bald da, bald dort eine Burg oder ein festes Schloß des Landes bewohnt hatten.

Eberhards Vater war Graf Ulrich III., der durch geschickte Stellungnahme gegenüber dem Kaiser seine Macht gewahrt und durch kluges Haushalten und die Mitgift seiner Gemahlin Sophie aus dem elsässischen Geschlecht der Grafen von Pfirt nicht nur die elsässischen Herrschaften Horburg und Reichenweier auf Jahrhunderte an sein Haus brachte, sondern auch Markgröningen mit dem Lehen der Reichssturmfahne, die Burg Achalm, Stadt und Schloß Tübingen erwarb.

Als Ulrich III. 1344 starb, war die Grafschaft groß genug für zwei Herren. Eberhard und sein einziger Bruder Ulrich IV. entschlossen sich, sie gemeinschaftlich zu regieren. Von Anfang an trat jener als der ältere und tatkräftigere in den Vordergrund. Ein eigentümlicher Kampf drohte gegen sie auszubrechen: der Vater hatte zu seinen Erwerbungen Geld von den Juden in Colmar und Schlettstadt aufgenommen, ohne sich um die Heimzahlung zu kümmern; da boten die Juden ein Söldnerheer auf, um sich an den württembergischen Besitzungen schadlos zu halten; Kaiser Ludwig der Bayer, dem die Brüder treu anhingen, erklärte aber die Schuldbriefe einfach für ungültig. Nach des Kaisers Tod bot sein ältester Sohn den Württembergern 100000 Gulden für ihre Unterstützung in der Bewerbung um die deutsche Krone; sie hatten sich jedoch schon dem nachmaligen Kaiser Karl IV. um 70000 Gulden verpflichtet. Graf Eberhard zog selbst ins Feld, als gegen diesen Günter von Schwarzburg als Gegenkönig aufgestellt worden war, und hatte das Glück, Karl IV. bei einem Ueberfall in der Nähe von Mainz mit seinen Reitern herauszuhauen. Karl bestellte ihn denn auch zu seinem Kriegshauptmann bei dem freilich vergeblichen Zuge gegen Zürich und übertrug ihm die Aufrechterhaltung das Landfriedens in Schwaben. Auch bei Hofe und Reichstagen stellte sich der Graf ein; so war er 1356 in Nürnberg anwesend, als der Kaiser die goldene Bulle mit den Vorschriften über die Königswahl verkündigte.

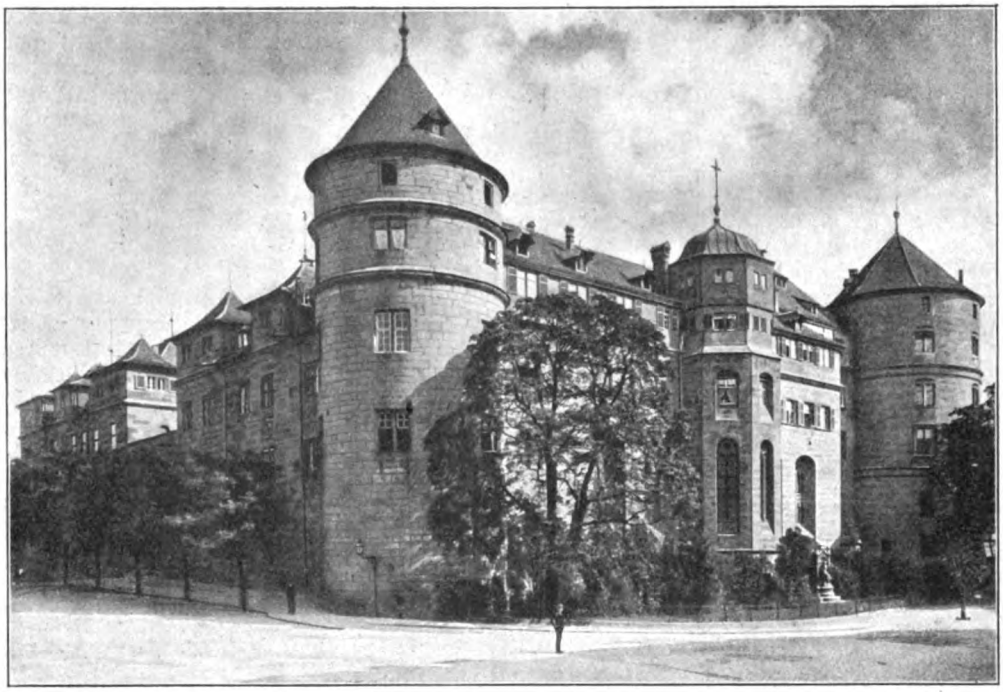
In diese erste, im ganzen friedliche Zeit Eberhards fällt der Ausbruch des Schwarzen Todes, jener unheimlichen Pest, die die schauerlichen Bußzüge schwärmerischer Geißler hervorrief und auch in Schwaben die Wut der Menge gegen die Juden erregte, die die Brunnen vergiftet haben sollten. 1348 fielen in Stuttgart zahllose Juden den Flammenstößen zum Opfer.

Aber gerade das Streben, die Güter der Juden nicht alle dem Reichsoberhaupte zu überlassen, sondern auch einen Teil für sich herauszuschlagen, führte mit zu Bündnissen von Fürsten und Herren, an denen sich auch die Grafen von Württemberg beteiligten. Da diese die Umstände für günstig hielten, übten sie gegen die von ihrem Gebiet umschlossenen Reichsstädte, vor allem Eßlingen, Reutlingen, Weilderstadt, einen immer stärkeren Druck aus, um sie von sich abhängig zu machen. Sie sperrten ihnen die Zufuhr von Stein, Holz, Korn, Kohlen auf Straßen und Flüssen und erhoben neue Zölle; sie erschwerten ihren Bürgern die Erwerbung von Gütern in Württemberg und legten gar Besatzungen in Höfe, die den unter württembergischem Schutz stehenden Klöstern in den Reichsstädten gehörten. Die lauten Klagen der Reichsstädte erhöhten den Unmut des Kaisers über die Beteiligung der Grafen an gegen ihn gerichteten Bündnissen; er lud 1360 Eberhard vor sich nach Nürnberg. Trotzig weigerte sich dieser, zu erscheinen. Da bot



Die Grabmäler Graf Eberhard des Greiners (rechts) und seines Sohnes, Graf Ulrich (links), in der Stiftskirche zu Stuttgart

Digitized by Google



Das alte Schloß in Stuttgart

Die Stiftskirche in Stuttgart

der Kaiser sofort ein Heer auf, namentlich reichsstädtische Mannschaft; er befahl, die württembergischen Städte und Burgen zu brechen und die Insassen als Landfriedensstörer mit dem Schwerte zu strafen. Schorndorf, Göppingen und Markgröningen wurden belagert. Aber es war, als hätte der Kaiser nur den Ernst zeigen wollen: nach drei Tagen hob er die Belagerung von Schorndorf, die er selbst geleitet hatte, wieder auf nnd gewährte Württemberg billige Friedensbedingungen.

Im folgenden Jahre zeigte sich der Kaiser sogar so gnädig, daß er den Grafen das Recht erteilte, daß sie nur vor ihm oder einem eigens bestellten Hofrichter belangt und auch ihre Untertanen außer bei Rechtsverzögerungen vor kein auswärtiges Gericht geladen werden konnten.

Vielleicht gerade die vergrößerte Machtstellung der Grafschaft, zusammen mit der Gewalttätigkeit der Natur Eberhards brachte den jüngeren Bruder Ulrich auf den Gedanken einer Teilung des Landes. Seine Räte billigten das Verlangen. Kurz entschlossen setzte Eberhard diese gefangen und nahm die Huldigung des Landes für sich allein in Anspruch. Ulrich wandte sich an den Kaiser. Aber auch diesem war ein starker Freund lieber als zwei schwache. Er bewog Ulrich im Dezember 1361 zu der Anerkennung der Unteilbarkeit und Unveräußerlichkeit des Landes, wobei zwar Ulrich die Burg Württemberg und die Stadt Marbach vorbehalten, im übrigen aber Eberhard die Regierung in so weitgehendem Maße überlassen wurde, daß Ulrich im Stuttgarter Vertrag vom 1. Mai 1362 lieber ganz auf die Regierung verzichtete. Der Kaiser verlieh noch dem Grafen Eberhard die Gerichtsbarkeit über seine sämtlichen Untertanen auch in Straffachen, während sich bis dahin noch Reste der Aburteilung

Digitized by Google

Grabmal des Konrad Besserer zu Ulm

durch Standesgenossen erhalten hatten. Später kam dazu das Recht, eigne Heller zu münzen.

Freilich ließ sich Karl IV. diese Rechte reichlich bezahlen, indem er sich von den württembergischen Grafen mehrere Festen zu Lehen seines Königreichs Böhmen machen ließ und sie so fest an sich kettete.

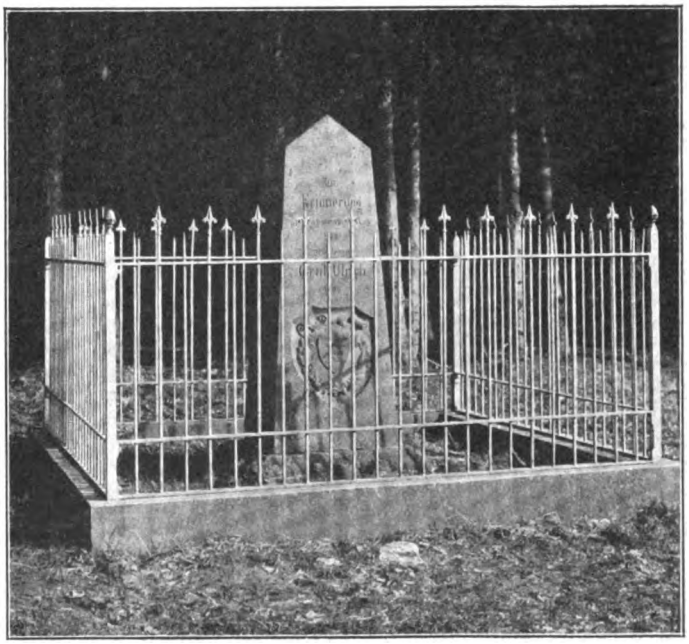
In die erste Zeit der Alleinherrschaft Eberhards fällt eine Reihe von Regierungsmaßregeln, die in der Verwaltung Ordnung schufen. Die Einkünfte des Landesherrn aus den Gütern der Untertanen wurden in Lagerbüchern festgelegt, ebenso die Vergebung der zahlreichen Lehengüter. Regiert wurde auf väterliche Weise. Zwar hatte der Bürger und der Bauer bei jeder Gelegenheit eine bestimmte Abgabe zu liefern; er genoß aber dafür weitgehenden Rechtsschutz und wohlwollende Handreichung.

Hatte Eberhard durch seine Heirat mit der reichen Gräfin Elisabeth von Henneberg, die ihm 90 000 Gulden in die Ehe brachte, sein Gebiet durch Kauf von Städten wie Böblingen, Calw, Nagold vermehren können, so gelang es ihm auch, durch die glänzenden Verlobungen seiner Kinder das Ansehen seines Hauses zu heben. Sein Sohn Ulrich vermählte sich mit Elisabeth, der Tochter Kaiser Ludwigs des Bayern, und seine Tochter Sophie wurde Herzogin von Lothringen. Alles lud zu ruhigem, friedlichem Genuß seiner Stellung ein. Die Verschärfung der Gegensätze zwischen dem Kaiser, dem Adel und den Reichsstädten rief jedoch immer wieder Unruhen hervor, und Eberhard wurde schon durch seine eigne Natur in sie hineingezogen.

Zwar der erste Kampf wurde durch persönliche Reibereien mit Standesgenossen, die ihm sein Emporsteigen nicht gönnten, hervorgerufen. Als der Graf mit seiner Familie im Frühjahr 1367 das Wildbad gebrauchte, suchten ihn seine Feinde, voran die Grafen von Eberstein und der Ritter Wolf von Wunnenstein, zu überfallen. Ein Bauer warnte ihn und führte ihn auf steilen Waldwegen nach der Burg Zavelstein. Nach der Sage, der Uhland folgt, ließ der Graf eine Münze auf seine Rettung schlagen und das Städtchen durch Mauern schützen. Zur Strafe dieses Landfriedensbruchs bot Eberhard das Reichsheer in Schwaben auf. Er belagerte Neu-Eberstein; da es aber weder den Reichsstädtern noch dem Kaiser Ernst war, mußte er die Belagerung aufgeben und erhielt erst nach langen Jahren Genugtuung.

Das Siegel des Grafen Eberhard

Graf Eberhard suchte nun seinerseits Anschluß an Fürsten und Adlige, während die Reichsstädte diesen immer stärker mißtrauten und bei der schwankenden Haltung des Kaisers, der sich auf die Städte stützen und doch möglichst viel Geld von ihnen herausschlagen wollte, zu engen Bündnissen unter sich gedrängt wurden. Zunächst stellten sie sich unter den Kaiser und ließen sich von ihm den Grafen Ulrich von Helfenstein zum Hauptmann setzen. Da dieser, ein Schwager des 1366 verstorbenen Grafen Ulrich von Württemberg, mit



Der Ulrichstein bei Döffingen

Digitized by Google

Die Schlacht bei Döffingen. Wandgemälde von J. A. von Gegenbaur im königlichen Residenzschloß zu Stuttgart

dessen Bruder Eberhard in lebhaftem Erbstreite lag, gaben sie dem letzteren Schuld, als ihr Hauptmann 1372 von einigen Adligen gefangen genommen wurde, und rüsteten gegen ihn zum Krieg. Eberhard kam ihnen zuvor, überfiel auf der Ulmer Alb ihr Hauptheer und vernichtete es. Als wenige Wochen nach der Schlacht Ulrich von Helfenstein

Partie von der Stadtmauer in Reutlingen

mit abgeschnittenem Halse im Gefängnis gefunden wurde, wurde der Verdacht der Untat wieder auf Eberhard geworfen. Der Kaiser vermittelte; aber der Funken glimmte unter der Asche weiter.

Nachdem es dem Kaiser gelungen war, im Juni 1376 seinen Sohn Wenzel zum römischen König wählen zu lassen, wuchs die Furcht der Reichsstädte vor den Anforderungen des durch die Wahlkosten in große Schulden gestürzten Kaisers; sie weigerten sich, Wenzel anzuerkennen. Da griff der Kaiser zu dem Mittel, dem Feinde der Städte, Eberhard dem Greiner, zahlreiche Gerechtsame in Reichsstädten zu verpfänden und so diese in starke Abhängigkeit von jenem zu bringen. Die Städte widersetzten sich, der Kaiser sprach die Reichsacht über sie aus und rückte mit Eberhard vor Ulm, das ihm nach dessen Aussage eine Morgensuppe sein sollte. Aber die Ulmer wehrten sich tapfer. Der Kaiserin Elisabeth, die ihren Gemahl begleitet haben soll, wird die Aeußerung in den Mund gelegt, der Käfig sei gut, aber die Vögel darin seien böse. Nach wenigen Tagen zog der Kaiser wieder ab; außer der Verheerung der Umgegend hatte er keine Erfolge zu verzeichnen.

Damit hatte der große Städtekrieg begonnen, der zwei Jahre lang das Land verheerte. Da Belagerungen umständlich und aussichtslos, offene Feldschlachten zu gefährlich waren, suchten die Parteien durch rasche Raubzüge einander möglichst großen Schaden zuzufügen. Zahllose Dörfer wurden verbrannt, viele Menschen getötet, die Felder verwüstet. So wurden die bei Eßlingen gelegenen, von Württemberg beschirmten Klöster Denkendorf und Weil in Asche gelegt. Nur selten stießen die Gegner selbst aufeinander. In der Nacht vom 13. zum 14. Mai 1377 zog eine Schar von etwa 700 Reutlinger Bürgern und Gesellen in die Umgebung von Urach, nahm dort mehr als 200 Stück Vieh weg und machte sich sengend und brennend auf den Heimweg. In der Nähe der Stadt Reutlingen vereinigte sie sich mit einer zweiten Schar, die unter Führung des Bürgermeisters ausgerückt war, um die württembergische Besatzung auf der

Digitized by Google

Achalm zu beobachten. Erst jetzt gelang es Graf Ulrich, dem Sohn des Greiners, der mit vielen Rittern und Knechten die Stadt im Schach halten sollte, sich den Reutlingern entgegenzuwerfen. Mit 232 Spießen, d. h. ebensoviel Rittern mit je 1 bis 2 Knechten, stieß er bei der Leonhardskapelle wenig südöstlich vor der Stadt auf die Gegner. Es ist wahrscheinlich, daß die schwerbewaffneten Ritter von den an Zahl weit überlegenen Städtern umzingelt wurden, während die Nachricht von dem epheuumwachsenen Tor, aus dem ein Bürgerhaufe den Rittern in den Rücken gefallen sei, der Sage angehört. Im wogenden Handgemenge waren die Ritter, deren Kraft auf der Wucht des Ansturms beruhte, zum voraus im Nachteil. Auf sie hatten es die tapferen „Gerber und Färber" besonders abgesehen, und so bedeckten bald 70 Grafen und Ritter neben wenigen Knechten das Schlachtfeld. Die Reutlinger zählten an Toten nur einen Bürger und zwölf Knechte. Ulrich selbst wurde verwundet und rettete sich auf die Achalm. Geblieben waren Grafen von Tübingen und Zollern, Herren von Gemmingen, Neipperg, Speth, Sternenfels; auch das württembergische Banner, das Götz Schoder von Windsheim getragen hatte, war verloren gegangen. Die Reutlinger schafften die Leichen in die Stadt, gestatteten aber die Abholung durch die Knechte. Als dauerndes Siegeszeichen brachten sie die Wappen der Erschlagenen auf den Rathausfenstern an. Uhland und seine Gewährsmänner lassen Graf Eberhard das Tischtuch zwischen sich und seinem heimgekehrten Sohn entzweischneiden, als Zeichen, daß er sich mit Schande bedeckt habe.

Je seltener damals ein solcher Zusammenstoß auf offenem Felde war, um so nachhaltiger war die Wirkung, die die Niederlage der Fürstenpartei bei Reutlingen ausübte. König Wenzel hob sofort die Reichsacht auf, in der die Städte noch standen. Diese erneuerten ihre Streifzüge und suchten Württemberg schwer heim. Die Ulmer drangen verwüstend bis Münsingen, die Oberländer mit den Reutlingern und Eßlingern bis Stuttgart. Eberhard der Greiner und sein Sohn nahmen dafür Eßlingen, die Orte Möhringen und Vaihingen auf den Fildern fort und verbrannten Wimpfen im Tal. Einen förmlichen Abschluß brachte der Frieden, den Kaiser Karl im August 1378 zu Nürnberg durchsetzte. Er nahm dem Grafen Eberhard alle Rechte, die er in den Reichsstädten erhalten hatte, und erfüllte ihn vollends mit Grimm gegen die Anmaßung der Städter.

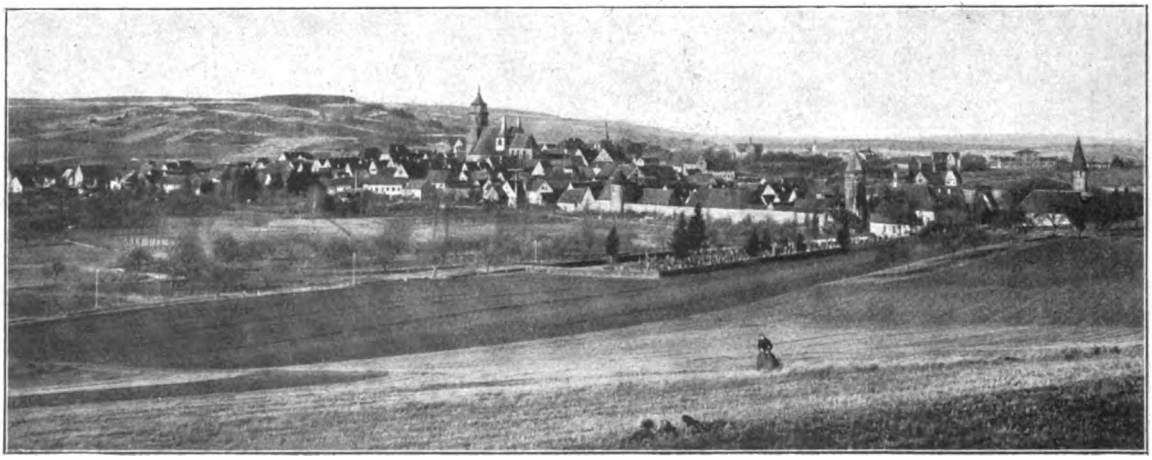
Die Zerfahrenheit der öffentlichen Zustände wurde noch greller, als in demselben Jahre die große Kirchenspaltung durch Aufstellung zweier Päpste die Gemüter erregte und der Tod Karls IV. den schwachen König Wenzel zum Herrscher Deutschlands machte. Ueberall suchte man nach Verbündeten, am meisten der schwäbische Städtebund, der

Die Flucht aus Wildbad. Wandgemälde von J. A. von Gegenbaur im königlichen Residenzschloß zu Stuttgart

Digitized by Google

Leonberg

nicht nur mit den rheinischen Städten wie Mainz, Straßburg, Worms, Speier, Frankfurt, sondern auch mit Augsburg, Regensburg, Nürnberg, Basel samt dem Land Appenzell, zusammen 40 Mitgliedern, Verträge schloß. Als Wetterleuchten ging dem neuen Sturm der Kampf des Herzogs Leopold von Oesterreich mit den schweizerischen Eidgenossen voraus; die blutige Niederlage des Herzogs bei Sempach (1386) gab dem Ansehen der Fürsten einen schweren Stoß. Die Gefangennahme des städtefreundlichen Erzbischofs von Salzburg durch die bayrischen Herzoge im November 1387 brachte den Krieg wieder zum Ausbruch. Graf Ulrich von Württemberg eilte nach Bayern und kämpfte in der Gegend von Augsburg. Der Städtebund trat in Ulm zur Beratschlagung zusammen. Nürnberg heischte Hilfe, da es von den Fürsten bedroht schien. Aber der Haß der Reichsstädte gegen den alten Feind Eberhard von Württemberg und die Furcht, er möchte, wenn ihre Truppen sich anderswohin wendeten, die Gelegenheit benutzen, seine Macht zu zeigen, bewog den Bund, zuerst über Württemberg herzufallen. Im Juni 1388 wurde eine zwölftägige „streichende Reise", ein Verheerungszug, durch Württemberg beschlossen. Am 7. August brach das Heer, der Mehrzahl nach aus Nürnberger, Rothenburger, Augsburger, Ulmer Truppen zusammengesetzt, in einer Stärke von etwa 4000 Mann von Augsburg auf, drang brennend und plündernd mitten durch Württemberg bis Eßlingen, von hier über die Filder nach Weilderstadt, um auf einem andern Wege heimzukehren und das Land noch weiter zu verwüsten. In Weilderstadt wurden sie aufgefordert, den befestigten Kirchhof des benachbarten Döffingen einzunehmen, in den die württembergischen Bauern der Umgegend sich und ihre Habe geflüchtet hatten. Der Ausrüstung und Bewaffnung nach zerfiel das städtische Heer in schwer- und leichtbewaffnete Reiter, in Fußknechte und Schützen. Die schwere Reiterei war aus wohlhabenden Bürgern und in den Dienst der Städte getretenen Edelleuten gebildet; doch waren die Bürger selbst nur verpflichtet, eine Tagreise von ihrer Stadt weg die Waffen zu tragen. Deshalb überwogen bei Döffingen unter den Bürgern die Weilderstädter, während die Hauptmasse des Heeres aus Söldnern bestand. Daß vor Döffingen Feuerwaffen geführt worden wären, ist nirgends überliefert, obgleich damals schon

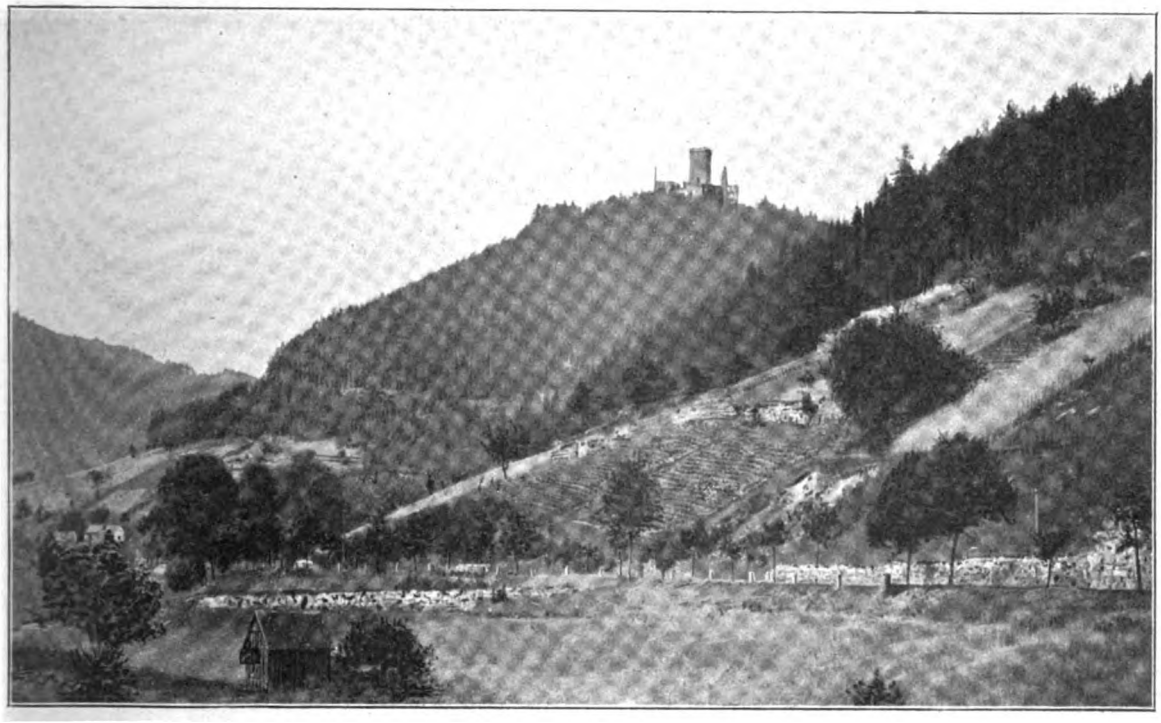


Weilderstadt

Digitized by Google

Handbüchsen im Gebrauch waren, Nürnberg unter seinen Bürgern geübte Büchsenschützen hatte und in Ulmer Stadtrechnungen desselben Jahres Kugeln und Büchsen aufgeführt werden. Die Bauern waren jedenfalls nur notdürftig mit Schwert, Spieß oder Axt bewaffnet.

Die Städter lagerten sich vor dem Kirchhof in einzelnen Haufen und hofften wohl auf Uebergabe. Da kam der gehaßte Greiner über sie. Beim Nahen der Städter hatte er seine fürstlichen Bundesgenossen, die gerade Heilbronn und Windsheim belagerten, um Hilfe angerufen, seine Lehensleute und Bauern aufgeboten und in aller Stille im festen Leonberg gesammelt. Am Vormittag des 23. August, eines Sonntags, überraschte er die Seinigen an. Die fränkischen und rheinischen Städtesöldner flohen, und bald war der Sieg entschieden. Der Städtehauptmann Konrad Besserer von Ulm blieb auf der Walstatt, von dem nahen Weilderstadt nicht weniger als 68 Bürger, deren Verlust so schwer empfunden wurde, daß bis zum Ende der reichsstädtischen Zeit ihr Gedächtnis in der Kirche jährlich gefeiert wurde. Der Bürger, der zur Belagerung des Kirchhofs geraten hatte, wurde von einem württembergischen Ritter gefangen und mußte ihm als Lösegeld die ganze Summe bezahlen, die ihm Graf Eberhard für seine Dienste schuldete. Auf städtischer Seite waren etwa 1000 Mann gefallen, auf württembergischer soll man mehr als 40 Wagen mit toten Knechten und



Burg Zavelstein, auf die Graf Eberhard sich bei der Flucht aus Wildbad rettete

nichtsahnenden Städter. Auf der Straße von Leonberg her rückten zuerst die Ritter heran, allen voraus Graf Ulrich von Württemberg. Er stieg mit den Seinen vom Pferde und stürmte tollkühn den Berg hinan; er fiel tödlich verwundet mit zahlreichen Rittern und Knechten. Zu seinem Gedächtnis erhebt sich dort der Ulrichstein (Abb. a. S. 43).

Das Fußvolk hatte auf der Anhöhe gegenüber dem Kirchhof Stellung genommen. Dort hielt auch hoch zu Roß der mehr als siebzigjährige Eberhard und lenkte den Ansturm. Dem durch den Fall der Ritter entmutigten Heere gelang es nicht, vorzudringen. Da schlug und trieb der Graf seine Leute vorwärts. Plötzlich kam von Herrenberg her, geführt von dem dortigen Obervogt Werner von Rosenfeld, rettender Zuzug. Der Feind sah sich von Weilderstadt abgeschnitten und geriet in Verwirrung. Um so mehr feuerte Graf Eberhard die Bauern weggeführt haben. Lange haben sich Spuren der Schlacht in der Gegend erhalten: ein im Harnisch steckendes Skelett wurde in einem hohlen Baume entdeckt, und noch nach Jahrhunderten sind Gebeine, Ringe, Lanzen und Pfeilspitzen aufgefunden worden.

Die Schlacht bei Döffingen war die einzige große Feldschlacht während der langen Kämpfe, und das durch die Umgestaltung der Bewaffnung dem Untergang geweihte Rittertum holte sich hier noch einmal Ruhm. Der Krieg löste sich wieder in kleine Einzelkämpfe auf. Die Städter, obgleich reicher an Mitteln als ihre Gegner, verloren den Kampfmut. Auf dem Reichstag zu Eger konnte im Mai 1389 ein Landfrieden verkündigt werden, und die bald darauf geschlossenen Verträge mit Ulm, Eßlingen und Reutlingen brachten dem Grafen, wenn auch einige Opfer, so doch mancherlei

Digitized by Google

Vorteile, namentlich das Verbot, daß die Reichsstädte württembergische Untertanen als Bürger aufnahmen und so dem Grafen entzogen. Dafür mußte er zum Beispiel der Stadt Ulm den Platz, den sie ihm genommen und zu dem Bau ihres neuen Münsters gezogen hatte, belassen. Am wichtigsten war für Eberhard und die ganze weitere Entwicklung der Dinge, daß durch seinen Sieg das Uebergewicht der Städte gebrochen und die Fürstenmacht gerettet war.

Bald hat sich die Sage der Schlacht bemächtigt: Graf Eberhards kräftiges Eingreifen feierte man, indem man ihm die Worte in den Mund legte, sein Sohn sei wie ein andrer Mann. Wegen der Tatsache, daß einige Tage nach der Schlacht seinem Sohn ein Enkel geboren wurde, ließ man ihn freudig ausrufen: sei es Gott gedankt; Fink hat wieder Samen. Und mehr als 150 Jahre nach der Schlacht wurde erzählt, daß Wolf von Wunnenstein dem Grafen Hilfe gebracht, aber gleich nachher dessen Dorf Zuffenhausen verbrannt habe, was ihm Eberhard lachend zugute gehalten.

Die letzten Lebensjahre des Greiners verflossen ruhig. Am 15. März 1392 ist er in die Gruft gestiegen. Er hatte sich vom Papste das Recht verschafft, auf dem Sterbebette völligen Ablaß zu erhalten, wofür er sich verpflichten mußte, Gewänder zu tragen, die bis zu den Knien gehen, was sonst nicht üblich war. Kriegslustig, wo es sich um seine Machtstellung handelte, hat er sein Land weise gemehrt und gefestigt. Es ist nicht zu Unrecht geschehen, daß Sage und Dichtung seine Gestalt verklärt haben.

Reutlingen mit der Burg Achalm

Lied

Ich war ein junger Knab',
Der Sträuße band mit Mädchenhaar,
Der manches Kränzel pflückte,
Das sein nicht war.

Die eine hat geweint,
Die andre zog die Lippen schief
Die dritte hob die Arme
Und seufzte tief.

Nun sind die Freuden aus,
Nun quäl' ich mich ums liebe Brot,
Und manchmal muß ich denken
An Nacht und Tod.

Wie kurz ist doch der Weg,
Der Sarg und Wiege binden mag!
Schon will es Abend werden —
O blieb' es Tag!

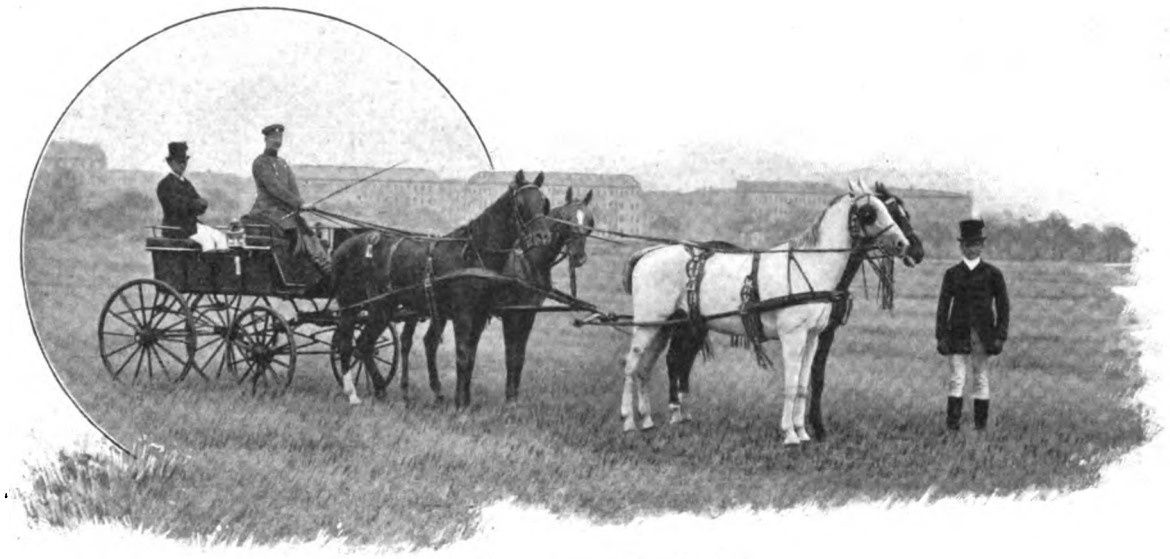
Carl Busse

Digitized by Google

Friesisches Mädchen

Studie von Otto H. Engel

Digitized by Google



Ein Viererzug ungarischer Zucker

Vom Fahrsport

Ein Brief

von

Rich. Schoenbeck

Mein lieber Freund!

Du siehst mich untröstlich, daß ich Deiner liebenswürdigen Aufforderung, der Einweihung Deines neuen Schlosses beizuwohnen, nicht entsprechen kann. Die Folgen meines Rumplers auf der Carlshorster Bahn, der meiner schönen Liddy Great das Leben kostete, sind noch immer nicht überwunden. Teplitz hat allerdings Wunder getan, und ich hoffe doch, bald ganz gesund zu werden, damit ich Dir wenigstens im Frühjahr nicht abermals einen Korb zu geben brauche, wenn Du Deine reizende Braut als glückliche Gattin in das feenhafte Heim führst. Du Glücklicher — na, aber nur keine Reflexionen! Meine augenblickliche Abwesenheit wäre ja weiter kein großes Unglück, wenn Du mir nicht gleichzeitig den ehrenvollen Auftrag erteilt hättest, Deinen Marstall einzurichten. Siehst Du, lieber Freund, das wäre meine Passion gewesen! Da ich aber doch nichts weiter unternehmen kann, so will ich Dir das Opfer bringen und in das Tintenfaß steigen, um Dich wenigstens auf einige Punkte dabei aufmerksam zu machen, denen Du Deine Beachtung schenken mußt.

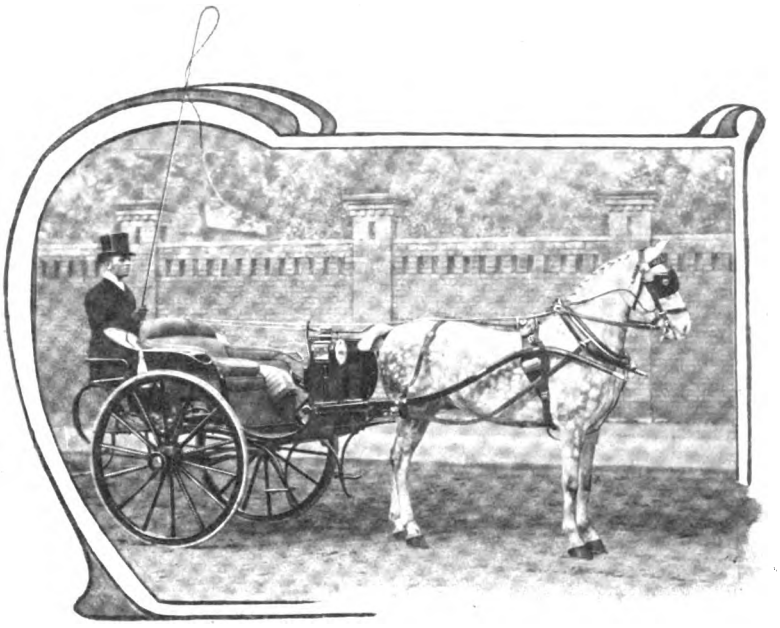
Kutscherphaeton mit Pferden mittleren Wagenschlags bespannt

Dein alter Friedrich, das Stallfaktotum von Deines seligen Vaters Zeiten her, ist zweifellos eine treue und zuverlässige Seele, dem Du ja im Stallrayon auch irgend einen Vertrauensposten übertragen kannst — aber weißt Du — so ehrwürdig sein weißer Vollbart auch aussieht und so geschmackvoll er vielleicht die hinten auf dem Rockkragen aufstoßenden Haare auch findet — absolument impossible! „Nicht zu machen", wie der Berliner sagt. Wir sind hier nämlich seit einigen Jahren in bezug auf den Fahrsport ziemlich kritisch geworden, d. h. seitdem der deutsche Sportverein, dem als Vorstandsmitglied anzugehören ich die Ehre habe, es sich zur Aufgabe gestellt hat, durch Abhaltung jährlicher Concours hippiques nach dem Beispiel unsrer sämtlichen

Digitized by Google

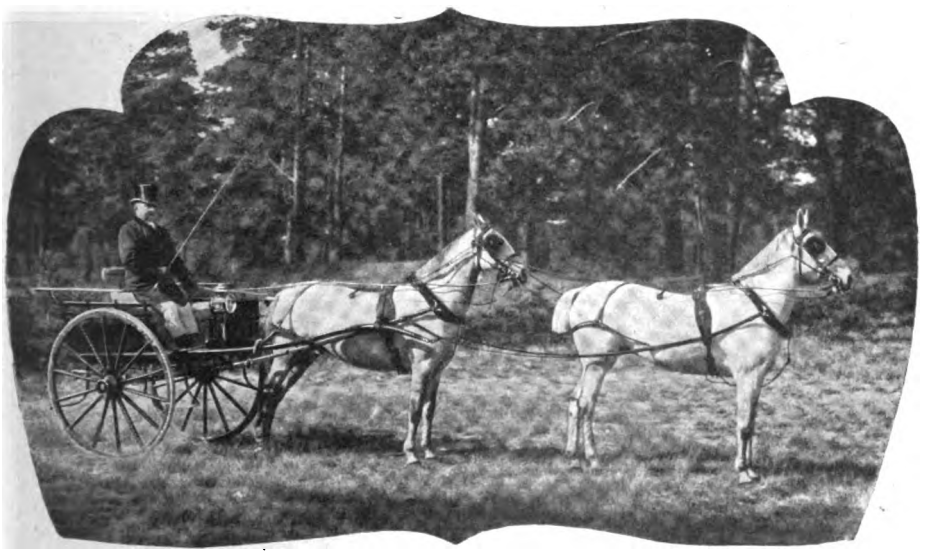
ausländischen Nachbarstaaten, den Berlinern zu zeigen, wie man eigentlich anspannen soll. — Du, das war sehr nötig — aber schon machen sich die Erfolge dieses „Anschauungsunterrichts“, der in den allerdings leider bald wieder entschlafenen Promenadenfahrten auf der wunderbaren Siegesallee gleichsam eine Fortsetzung fand, sehr angenehm bemerkbar. Man kennt Berlin gar nicht wieder, man sieht tatsächlich jetzt schon recht schicke Equipagen jeden Genres, was doch darauf schließen läßt, daß das gute Beispiel Schule macht.

Also um auf Dich und Deinen zukünftigen Marstall zurückzukommen, so muß ich gestehen, daß 16 besetzte Stände immerhin eine recht achtbare Leistung darstellen — notabene, wenn sie gut besetzt sind. Von vornherein gehen vier Reitpferde, zwei für Dich und zwei für Deine zukünftige Frau Gemahlin, davon ab — natürlich muß sie sie vorfinden, wenn sie ihren Einzug hält —, so bleiben für den Fahrdienst noch zwölf Stände — gratuliere! Ist mir aber lieb, daß ich sie nicht aus eigner Tasche zu besetzen und zu unterhalten brauche. Aber Du kannst es ja!



Damendogcart mit Hackney

Nun kommt die Frage: wie sollen sie besetzt werden? Wenn Du erstmals Deine junge Frau anständig in ihr neues Heim führen willst — es sind doch gut immerhin zwei Meilen von der Bahnstation —, so kann das nur mit vier anständigen Coachhorses geschehen, die Du auch in die Roadcoach, den Drag oder den Char-à-bancs spannen kannst. Die Farbe dieser Pferde würde keine hervorragende Rolle spielen, aber die Rasse! Die Stangenpferde müssen stark, tief und kurzbeinig sein, die Vorderpferde gleicher Art, etwas leichter, besonders aber edel und sehr gängig. Ich bin ein großer Patriot, auch in bezug auf unsre deutschen Zuchten, soweit ich aber Gelegenheit hatte, Vergleiche anzustellen — und ich fand solche vielfach — konnten unsre deutschen Pferde wenigstens in bezug auf Gang keinen Vergleich aushalten mit den englischen im Huntertyp gezogenen oder auch den größeren Hackneys, die z. B. in Deutschland das Gestüt Zieverich am Rhein, Herrn Rittmeister Gottlieb Langen gehörig, in besonderer Güte produziert. Unter den deutschen Pferden, die natürlich billiger zu acquirieren sind, stände Dir die Wahl frei zwischen Oldenburgern — die eine sehr ansehnliche Figur machen —, großen Ostpreußen aus der Memeler Gegend, Holsteinern, Mecklenburgern, Ostfriesen und Hannoveranern, letztere besonders aus der Kehdinger Gegend. Das muß ich natürlich Deinem Geschmack und dem überlassen, was Du für eine Summe anzulegen gedenkst. Gut aussehende Russen werden ja vielfach importiert; ich schwärme nicht für sie, weil sie, wenn auch schnell, meist „bügeln“, auch vielfach nicht genügende Tiefe besitzen. Dagegen würden die großen ungarischen Pferde, die allerdings ihren guten Preis haben, wohl mit in Betracht zu ziehen sein. Diese Pferde würden gespannweise natürlich auch in der Viktoria und im Landau gehen, auch im Coupé, falls Du nicht vorziehst, dieses einspännig mit einem hervorragend gängigen großen Pferde zu bespannen — sehr schick!



Ein Tandem

Dabei möchte ich gleich etwas erwähnen, was Du

Digitized by Google

Dogcart mit einem englischen Coupépferd bespannt

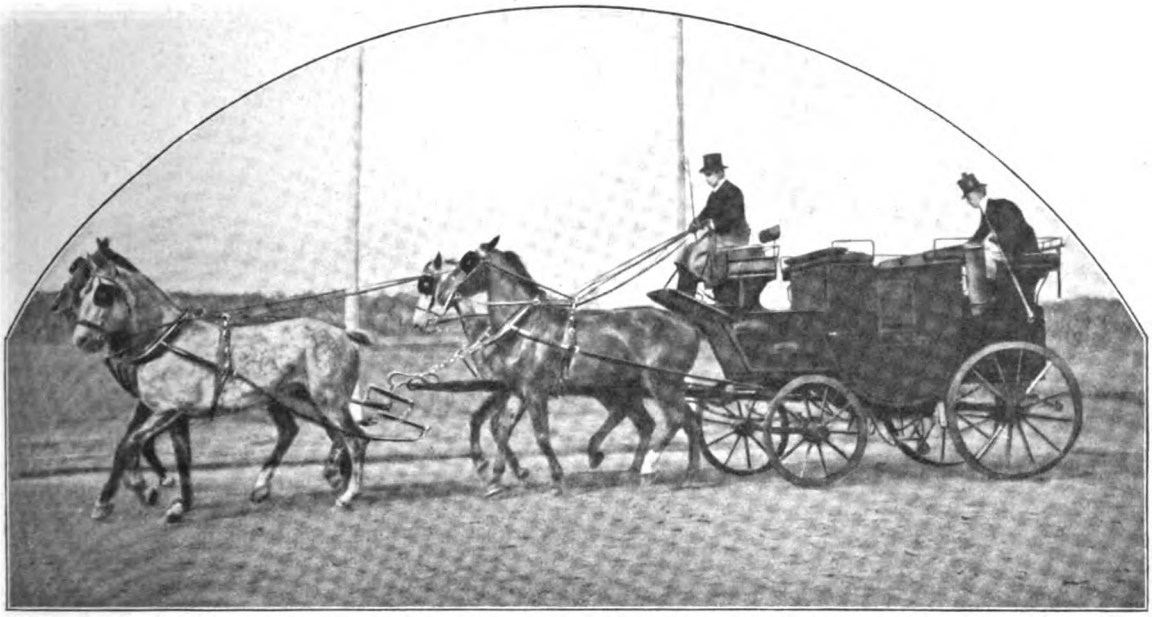
nicht außer Betracht lassen solltest. Du weißt, daß heutzutage, wie vor 150 Jahren schon einmal, eine ebenso geschmacklose wie tierquälerische Mode, das Coupieren der Pferdeschwänze, Platz gegriffen hat, ein direkter, gänzlich unmotivierter Eingriff in die Struktur des Knochengebäudes. Wenn man so einen Viererzug köstlicher und teuerster, edler Pferde sieht, daß einem das Herz im Leibe dabei lacht, und der Blick fällt dann auf die elenden, armen, in die Luft gereckten Stummelchen, denen man mit Raffinement auch noch die wenigen Haare abgeschnitten hat, die noch übrig waren, dann möchte man heulen! Ich wenigstens habe immer diese Empfindung! Ich kenne Dich ja lange genug, mein lieber Alter, um zu wissen, daß Du ein offenes Auge für alles Schöne hast — die Wahl Deiner Braut ist ja wieder ein Beweis dafür. Du hast auch nie Deinen Körper durch die modernen, vielfach unschönen, bummeligen Gigerlmoden verunziert, also wirst Du vielleicht auch bei der Wahl Deiner Pferde möglichst nicht coupierte Tiere zu kaufen suchen — notabene, wenn Du solche bekommst —, um dadurch das hohe Verdienst zu haben, einer der wenigen zu sein, die gegen diese elende Mode energisch Front machen. Nebenbei sollen die in den teilweise schon genannten Voitüren — Barouche, Victoria, Vis-a-vis, Landau — eingespannten Pferde überhaupt nicht coupiert sein, sondern volle Schweife haben, die man etwa 5 Zentimeter unter der Rübenspitze stumpf — innen etwas kürzer wie außen — abschneidet.

Außer diesem Vierspänner, bezw. beiden Zweispännern von Karossiers wirst Du nicht umhin können, Dir einen Viererzug, oder aber zwei Einzelgespanne von schneidigen Juckern hinzustellen, die Du gar nicht entbehren kannst, um selbst zu kutschieren, bezw. um in die Stadt oder zur Jagd zu fahren. Daß Du zu diesem Zweck die ungarischen, schnittigen, edeln, kleineren, aber sehr schnellen Pferde wählst, brauche ich Dir wohl kaum zu sagen. Allerdingst wirst Du zur Erlangung hervorragenden Materials nach Wien oder Budapest fahren müssen, und besser noch zu den Züchtern selbst, von denen ich Dir verschiedene Adressen angeben kann. Stelle Dir einen solchen Juckerzug möglichst bunt zusammen, und kaufe Dir gleich noch ein Reservepferd, das Du auch als fünftes Pferd zwischen den beiden Vorderpferden mit einspannen kannst. Mit diesen fünf Pferden, die hauptsächlich für Deinen eignen Gebrauch bestimmt sind, kannst Du in vielen Variationen fahren. Du hast den Vierer- und Fünferzug, Du wirst Dir einen eleganten leichten Tandemzug daraus zusammenstellen können, und endlich werden diese Pferde zweispännig Dienst tun, um zur Station zu fahren, Gäste abzuholen, Einkäufe aus der Stadt nach Hause zu bringen, Deine Jagdgäste ins Terrain zu fahren u. s. w. Also an Verwendung für diese Jucker fehlt's nicht, selbst einspännig in einer leichten Dogcart sind sie zu empfehlen, während die Karossiers mehr für die Ausfahrten Deiner Gattin, bezw. mit Dir zusammen bestimmt sind. Allerdings werden die Stangenpferde auch ein vorzügliches Material für Deinen Mailphaeton abgeben, während Du die leichteren Vorderpferde sehr passend in einen leichten Kutschierwagen einspannen kannst.

Englischer Pony vor einem Damenparkwagen

Nun haben wir nur noch drei Stände zu besetzen. Da mir bekannt ist, daß Deine künftige Gattin besondere Passion für Pferde hat — sie ist auch eine famose Reiterin — so würdest Du sie unzweifelhaft damit außerordentlich erfreuen, wenn Du ihr zum Selbstkutschieren

Digitized by Google



Ein Viererzug englischer Coachhorses vor einem Drag

ein Paar kleinere, edle und gängige, absolut sichere — Pardon, bei Pferden kann man nur von „relativ" sicher sprechen — also sichere Pferde, nicht über 1,55 Meter groß, hinstellteſt. Die wird ſie einſpännig oder zweiſpännig mit großem Vergnügen ſelbſt ſteuern, wenn ſie eben ſicher ſind und leicht am Gebiß ſtehen — für kleinere Spazierfahrten, zu Vormittagsbeſuchen in der Nachbarſchaft u. ſ. w. Selbſt Du wirſt es nicht verſchmähen, Dich hin und wieder von dieſem reizenden Kutſcher fahren zu laſſen und dabei über Dein Glück nachzudenken. In dieſem Falle würde ich Dir raten, wieder unter den engliſchen Pferden, und zwar den ſo vorzüglichen Ponies, die für jeden Gebrauch geeignet ſind, Umſchau zu halten. So nützlich dieſe Pferde in England ſind, bei uns wollen ſie ſich nicht einbürgern. Wir wollen immer nur große Pferde, was ganz falſch iſt — ſie füttern ſich ſchlechter und leiſten ſchließlich doch nicht mehr wie jene auch ihrem Temperament nach ausgezeichnete Raſſe. Und nun gar im Luxuszug! Noch eine Pferderaſſe, die, was Leiſtungsfähigkeit anbelangt, ſich auch eines beſonders guten Rufes erfreut, könnte eventuell dabei mit in Betracht kommen. Es ſind dies die beſonders in der Gegend von Radautz gezogenen Huzulen, die auch nur klein, aber beſonders als Gebirgspferde ſehr geſchätzt ſind.

Alſo dieſe beiden, ſpeziell der Hausherrin gehörigen Pferde können, wie ich ſchon anführte, ein- und zweiſpännig benutzt werden. Einſpännig in einer niedrigen Dogcart oder in einem leichten Parkwagen, zweiſpännig im Damenphaeton, Spider Duc u. ſ. w.

Jetzt iſt nur noch ein Stand zu beſetzen. Dieſen hatte ich für einen ganz kleinen Shetlandpony beſtimmt, allerdings erſt in vier oder fünf Jahren. Darin wirſt Du mir recht geben. Inzwiſchen mag er frei bleiben, wenn Du es nicht vorziehſt, noch ein beſonders großes, ſchön aufgeſetztes und ſteppendes Kabriolett- oder Coupépferd hineinzuſtellen. Damit wäre alſo Dein Marſtall eingerichtet — leider vorläufig erſt auf dem Papier. Nun kommen wir zu den dafür erforderlichen Wagen. Von dieſen iſt das Beſte gerade gut genug — auch das billigſte.

Ich möchte hier nur die Wagen anführen, die Du unbedingt haben mußt, um — Deinem Marſtall

Zwei Karoſſiers vor einem Mailphaeton

Digitized by Google

und Deiner Stellung als Grand Seigneur entsprechend — anständig aufzutreten.

Wir haben da also die Wagen, die der Kutscher vom Bock fährt, und die Selbstkutschierwagen. Von den ersteren brauchst Du in erster Linie eine Viktoria und ein Coupé, vielleicht auch zwei dieser letzteren Art, ein schwereres für euch beide bei schlechtem Wetter oder in der kälteren Jahreszeit, und ein leichteres, in dem Deine Frau oder Du mal zu Empletten eventuell allein nach der Stadt fahren können. Was die Viktoria betrifft, so beherrscht augenblicklich der Mylord Bateau die Mode, und wenn man im allgemeinen auch etwas leichter zu bauen beginnt, so behält man trotzdem die runden steilen Formen bei und richtet den Wagen im Innern komfortabel zu.

Ein gedeckter leichter Omnibus zur Abholung von Gästen von der Bahn u. dgl. mehr ist ein höchst nützliches Vehikel und kaum zu entbehren, bezw. auch ein offener, die Charette-Wagonnette. Alle diese Wagen werden natürlich zweispännig gefahren. A double usage, d. h. zwei- und vierspännig, ist ein offener Pürschwagen, bezw. auch ein sogenannter Sandschneider oder Neutitscheiner erforderlich — Arbeit für Deine Jucker. Deine Coachhorses aber gehen in der Mailcoach, bezw. im Drag — wenn Du zu den Rennen fährst — auch die offenen Coaches (Char-à-bancs) und die Herrenbreaks sind für diesen Zweck sehr vornehme Fahrzeuge. Natürlich muß ich es Dir und Deinem Geschmack überlassen, welchem von diesen Fahrzeugen Du den Vorzug gibst.

Danach kommen wir zu den Wagen, bei denen Du bezw. auch Deine Gattin selbst die Zügel in die Hand nehmen, und zwar mit zwei Pferden bespannt. Um wie immer mit den Damen zu beginnen, so brauchen wir einen Parkwagen mit niedrigen Rädern, ohne Kutschbock, aber mit Bedientensitz für den Groom. Zieht Deine Gattin jedoch den Damenkutschierwagen (Duc) vor, so wirst Du Dich damit abzufinden haben. Er hat hohe Räder, hinten aber ebenfalls den Sitz für den Groom. Für Dich selbst empfehle ich entweder den Mailphaeton mit Langbaum oder Parallelogrammfeder oder den ebenso beliebten Spider. Beide Fahrzeuge sind gleich vornehm. Um auch einmal einspännig zu fahren, empfehle ich Dir eine Dogcart, die man in sehr verschiedenen Nuancen hat. Die Hauptsache aber ist, daß das Ding in richtigem Verhältnis zur Größe des Pferdes steht. Nichts sieht miserabler aus als ein großes Pferd, das eine Dogcart mit niedrigen Rädern hinter sich herschleift. Das richtige Maß wirst Du stets erkennen, wenn die Gabelbäume parallel dem Erdboden liegen; demnach ist die Höhe der Räder maßgebend.

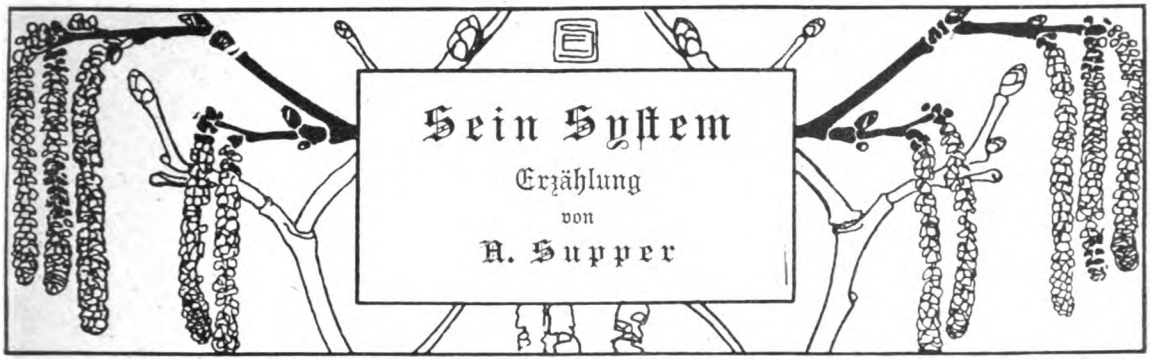
Willst Du Tandem fahren — und ich zweifle keinen Augenblick, daß Du diese eleganteste und vornehmste Art des Herrenfahrsports wirst ausüben wollen —, so brauchst Du dazu ein besonderes zweirädriges Gefährt, das man mit dem Namen Tandemcart belegt hat. Auch bei diesem müssen die Räder sehr hoch sein, weil man ein großes Pferd in die Gabel spannt, der Kutscher sitzt dos-à-dos mit Dir, wie meist bei der Dogcart. Nur die mit Verdeck versehene Charette führt einen besonderen Dienersitz hinten; beim Tilbury, der Matinale und der Cabcart sitzt der Kutscher neben Dir. Also, um auf die Tandemcart wieder zurückzukommen, so führt diese gerade Gabelbäume, keine geschweiften wie die Dogcarts. Sie muß so hoch sein, daß man vom Bockkissen aus über Kopf und Hals des Scherenpferdes diejenige Stelle der Straße sehen kann, über die das linke Wagenrad gehen wird. Selbstredend müssen besonders hier die Gabelbäume parallel dem Erdboden liegen, außerdem muß die Tandemcart ein bewegliches Ortscheit besitzen, das am besten durch Haken an der Achse zieht.

Nun aber Schluß für heute, ich kann wirklich nicht mehr. Willst Du die Güte haben, mich Deiner reizenden Braut angelegentlichst zu empfehlen, so wird mich das sehr erfreuen. Du selbst sei herzlichst gegrüßt von Deinem alten Freunde und einstigen Regimentskameraden

Konrad.

Trakehner Pferde vor einer Viktoria (Kaiserliche Equipage)

Digitized by Google



Der Schulmeister Michael Schlosser von Neudorf hat seine Weltanschauung in ein System gebracht. Er sagt, die Welt im allgemeinen und die Erde im besonderen sei wie eine der großen Pappschachteln, die man auf den Jahrmärkten kauft, und bei denen in der größeren immer eine kleinere stecke. Nur komme bei diesen Pappschachteln jedesmal ein allerletztes Schächtelchen; in der Welt aber gehe es fort ohne Ende.

Die Doktoren und Professoren jeder Richtung und Fakultät, sagt der Schulmeister, seien gewiß gelehrte und gründliche und insonderheit fleißige Herren, aber die ehrlichen von ihnen müssen bezeugen, daß jederzeit aus einer herausgeschälten Schachtel nur wiederum eine Schachtel herausgeschält worden sei.

Wenn dann und wann einer ausposaune, er sei jetzt auf den Kern des Schachtelwerks gekommen, so springe ein andrer hinzu und lege mit Sicherheit dar, daß der vermeintliche Kern nur abermals ein Schächtelchen sei.

Der Schulmeister nennt diese Auffassung sein „Schachtelsystem". Die Neudorfer Bauern sagen, der Schulmeister habe „einen Sparren", der Pfarrer nennt's „einen schwachen Punkt".

Einmal, beim Beginn seiner seelsorgerlichen Wirksamkeit zu Neudorf hat sich der Pfarrer mit dem Schulmeister näher auf das Schachtelsystem eingelassen.

In der „Krone" war's an einem Mittwochabend, beim ersten gemütlichen Zusammensitzen mit den Männern von Neudorf. Schultheiß und Gemeinderat spitzten damals die Ohren.

„Und Sie, lieber Schlosser, wie denken Sie sich den eigentlichen Kern?" fragte zum Schluß mit mildem Lächeln der Pfarrer.

„Der Kern muß doch der Herrgott sein," rief laut, fast grob der Schultheiß vom unteren Tischende herauf und schlug auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

Der starkknochige Mann war ein Realpolitiker, der alle Systeme klappen machte, je nachdem es not tat.

Der alte Schulmeister aber zuckte die Achseln. Ein klein wenig hilflos blickte er über den Tisch und sagte leise: „Der Herrgott ist eine Sache ganz für sich."

Das mit dem Kern ließ er unentschieden.

Seither mied der Pfarrer das Schachtelsystem und ließ dem Alten seinen schwachen Punkt.

Ueber fünfzig Jahre ist Michael Schlosser Schulmeister zu Neudorf. Das ist Zeit und Grund genug, um sich ein System zu bilden. Bisweilen sagt der Alte zu einem seiner meist barfüßigen Schulkinder: „Deine Mutter und deine Großmutter haben ihre Sprüche besser gelernt als du!" Sonst aber findet der Mann, daß alles immer das gleiche ist.

Die Eisenbahn ist wohl in die Nachbarschaft gekommen, die Neudorfer Mädchen gehen nach der Stadt in alle möglichen Dienste, und zwei Metzger sind jetzt im Dorf, wo früher keiner war. Wenn die Maria noch leben würde, die Schulmeisterin, dann könnte sie doch bisweilen gesottenes Rindfleisch essen, das hatte sie sich so oft gewünscht. Alle Vierteljahr einmal hat sie welches bekommen. Die Stadt war so weit und des Schulmeisters Beutel so leer damals. Darüber ist sie gestorben, und die Wendung zum Besseren nützte sie nichts mehr.

War es denn überhaupt eine Wendung zum Besseren? Der Schulmeister schüttelte den Kopf: „Ein neues Schächtelchen! Nichts weiter."

Keine geeignetere Stunde zum stillen Sinnieren, als wenn der Tag sich neigt und die wundersamen Schleier über Nähe und Ferne sinken.

Der Schulmeister schaute Abend für Abend in die beginnende Dämmerung und probierte sein System durch.

Wie er auch suchte, er fand keine Lücke. Das machte den stillen Mann oft stolz, aber niemals froh. Oft wollte ihm scheinen, als mache dieses System mit seiner starren, endlosen Folgerichtigkeit so müde, daß das Leben kaum mehr zu tragen sei. Dann schaute er hinüber auf das braungestrichene Tor, das vor den Schulhausfenstern lag und hinter dem drei Stufen hinaufführten auf den alten, grasigen Teil des Kirchhofs, wo die Schulmeisterin lag.

‚Ist nur gut, daß das Schachtelwerk ein Ende nimmt, sobald man einmal so weit ist wie die Maria,' dachte er dann. Oft aber kam ihn ein großer Schrecken an, auch dies könnte nicht das Letzte sein! Dann schaute er ganz starr hinaus in die Dämmerung und legte den alten Kopf an die kühlen Scheiben.

Wie eine große Erlösung fiel ihm dann ein, daß der Herrgott wenigstens eine Sache für sich sei, ein Allerletztes, hinter dem und über das hinaus es nichts mehr gebe.

Tief atmete der Greis und griff zum Schlüsselbund. Betläuten drüben in der Kirche, das war des Schulmeisters Sache. Gott sei Dank!

Er drückte das runde Käppchen aufs starkgelichtete weiße Haar und schritt über die schmutzige Dorfgasse zu dem braunen Tor, über dem in

Digitized by Google

zerwaschenen Lettern geschrieben stand: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben.“

So oft er hinaufsah, dachte er: ‚Man muß die Schrift neu übermalen lassen, sonst verwittert sie ganz und gar.‘ Aber dann war es ihm im geheimen doch wieder recht, daß alles beim Alten blieb, weil ja die Maria, weil dieser und jener, den er gekannt und der auch ihn gekannt, unter der verwaschenen Inschrift hindurchgetragen worden war.

Immer seltener wurden die, die ihn kannten. Er, der Schulmeister, der jetzt teilweise schon die dritte Generation zu Neudorf unter der Obhut hatte, er kannte ja diese Menschen, die eigentlich nur die Fortsetzung waren von den vorhergegangenen. Aber sie kannten ihn nicht mehr.

Langsam schritt er die drei Stufen empor. Auf die unterste setzte er den rechten Fuß, auf die zweite den linken, auf die dritte wieder den rechten. Unweigerlich tat er so, Abend für Abend. Dreißig Jahre waren es her, seit die Stufen neu gelegt wurden. In der untersten war rechts ein Kiesel in das grobe Korn des Sandsteins eingesprengt, die zweite zeigte links eine brüchige Ader, die dritte rechts einen beginnenden Riß.

Diese Fehler im Gestein zeigte am ersten Tage der achtsame Schulmeister dem arbeitenden Maurer. Der Mann wurde grob und meinte, die Toten stolpern nicht darüber, und die Lebendigen sollen die Füße darauf setzen, dann sähen sie die paar Schrammen nicht.

Der erste, den man kurz danach über die Stufen trug, war der Maurer gewesen. Er stolperte richtig nicht, und der Schulmeister, der hinterher schritt, setzte die Füße auf die Fehler der Steine. Seither tat er es Abend für Abend.

Wenn er so viele tausend Male den Fuß auf den gleichen Fleck setzen würde, dachte der Alte, dann müsse die Staffel hinter dem braunen Tor die Spur von Michael Schlossers Dasein tragen, wenn er schon lange oben lag neben der Maria. Der Stein müsse in drei Fußabdrücken Kunde geben von einem Mann, der immer und immer wieder zum Beten geläutet und den Neudorfern das Ausruhen vom Tagewerk ans Herz gelegt habe. Aber des Schulmeisters Tritt war nicht wuchtig genug.

Gleichmäßig verwitterte der Stein. Die zielbewußten Schritte des Alten schufen keine andre Spur als die gleichgültigen Schritte der andern. Bald würde man die Stufen erneuern müssen, und von den drei bedeutungsvollen Stellen würde niemand wissen als ein alter Mann, der tausend und abertausendmal seinen Fuß darauf gesetzt und nichts erreicht hatte.

Ueber den alten Teil des Kirchhofs schritt der Schulmeister. Schneebeerenbüsche und verwilderte Rosensträucher zeigten an, daß der Acker Gottes schon seit langer Zeit bestellt sei da unten. Der weißgetünchten Mauer entlang wuchsen windschiefe Pflaumenbäume. Nirgends gediehen die Früchte größer und süßer als hier, nirgends lag so zart und bläulich der Duft der Unberührtheit darüber.

An der Kirchentüre steckte der Alte den schweren Schlüssel ins Schloß, nahm demütig sein Käppchen ab und trat leise ins dunkelnde Heiligtum.

Dann zog er die Glocke und betete: „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ, weil es nun Abend worden ist.“

Fünfzig Jahre schon tat er so, und alle Abend war ihm, als versinke der Tag, der zwischen jetzt und dem letzten Läuten lag; als schließe der Glocke erster Ton an den letzten von gestern.

In der dunkelnden Kirche, wo die seltsamen Schatten im Gebälk lagen, wo das Glockenseil knirschte und das Erz dröhnte, war ihm vor vielen, vielen Jahren zum erstenmal der Gedanke gekommen, den er in der „Krone“ dazumal vor dem neuen Pfarrer und den Bauern preisgegeben hatte. Der Gedanke, daß der liebe Herrgott eine Sache für sich sei, daß er mit dem endlosen, ruhelosen Schachtelwerk alles Irdischen gar nicht in einem Atem genannt werden dürfe.

Ach, wie das wohltat, so zu denken! Wie das wohltat, bei Gott und beim Abendläuten ausruhen zu dürfen von allem, auch vom System, das oft so müde machte, wenn man es in der Dämmerstunde durchprobierte. Die Glocke gab immer den gleichen Klang. Nur wenn der Sturm im Frühjahr und Herbst durch den Dachstuhl heulte, tönte das Erz anders als sonst. Unruhig, zerfahren, ohne Zuversicht gellten dann die abgerissenen Schläge durch die Dämmerung.

Der Schulmeister schüttelte den weißen Kopf; aber er konnte nichts ändern. Auch er kannte ja Stürme, die ihm zuzeiten die Stimme verschlagen hatten, daß kein guter Klang war im Abendgebet. Dazumal zum Beispiel, als die Maria starb.

Aber alles ging vorüber, alles! Der Schmerz wie der Sturm war auch nur wieder ein Pappschächtelchen, das in einem andern steckte, ein andres umhüllte, mehr nicht!

Bis über die Grenzen der Markung drang das Läuten; aber am stärksten strich es über Hans Krämers Hof, der an den Kirchhof stieß. Jedes einzelne Anschlagen des Schwengels hörte man da als hartes Dröhnen. Man fühlte den Ruf zur Ruhe und zum Beten entstehen unter des Küsters Händen.

Der Hofhund in seiner Hütte fing jammernd zu heulen an, hinter den Stalltüren klirrten die Ketten der Rinder und Pferde.

Oben am Kirchturmdach sah man die Käuzlein, die seit unvordenklichen Zeiten in immer erneuten Generationen dort hausten, ihren Horst verlassen und ruhelos um die Schallöcher streichen.

„Daß die Biester nicht gehen, wenn sie doch das Läuten nicht mögen,“ sagte Hans Krämers neue Magd, als sie hinaufschaute zu dem unguten Gevögel.

„Das wäre ein Sauberer,“ entgegnete der Großknecht, „der die Heimat gleich ließe, weil ihm etwas nicht daran gefällt.“

Das grünbemooste Brett legte er als Deckel über den Brunnentrog neben der Stalltüre, und mit dem breiten Rücken gegen das Haus gelehnt saß er und schaute hinüber zum Turm, dessen plumpe Masse kaum mehr aus der grauen Dämmerung ragte. Läuten konnte der Alte, bei dem der Großknecht schon das ABC gelernt hatte und sonst noch mancherlei! Jawohl, noch mancherlei! Zuweilen mitten im Tag, in der heißen Arbeit fiel dem Knecht etwas ein, was er einmal aus des Schulmeisters Mund gehört hatte. Und jetzt, da es ihm durch den Sinn ging, was morgen zu tun sei in Feld und Hof, da rief eine Stimme mitten

Digitized by Google

aus den Glockenschlägen heraus: „Laß, laß, laß! Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigne Plage habe!“ Und die Stimme gehörte dem Schulmeister. Und dann, als die neue Magd neben dem Knecht auf dem Brunnentrog saß, diese Neue, die von dem Schulmeister und von seinem Läuten nichts wußte und nichts verstand, die so nahe herrückte an den Mann, daß dieser ihres Körpers Wärme spüren mußte, da war wieder eine Stimme da, die rief: „Laß, laß, laß!“ — Und die Stimme gehörte dem Schulmeister.

In der rußigen Schmiede, rechts drüben im Hof, verstummten die Hammerschläge, sobald der erste Glockenton vom Turme kam. In der Fremde hatte der Schmied nicht gelernt, auf Kirchenglocken zu lauschen. Aber so läuteten sie draußen auch nicht, wie der alte Schulmeister läutete.

Wie altmodischer Firlefanz ohne Sinn, der zum lärmenden Leben nicht paßte und nicht gehörte, so lautete in der großen Stadt der Abendglockenklang. Ihm zulieb schwieg kein Hammer, verstummte kein Lärm, ruhte keine Hand und kein Herz.

Aber wenn der Schulmeister zu Neudorf läutete, dann klang jeder Glockenschlag wie ein „Ruh aus“. Die Schmiede, Hans Krämers Hof, die ganze stille, dunkelnde Welt war erfüllt vom hallenden Ruf: „Ruh aus!“

Schreiben, lesen und rechnen lehren, das konnten die Schulmeister der Stadt vielleicht besser als der Alte zu Neudorf; sie waren wohl auch sonst gescheiter als dieser, dem immerfort „sein System“ im Kopfe spukte; aber läuten, Betglocke läuten, das brachte keiner fertig wie der Neudorfer.

Des Schmiedes rußige Hände legten sich ineinander, fast unvermerkt. Da, wo er stand unter dem hängenden Kaminschoß, auf den schwarzen, zerrissenen Steinfließen, da war schon sein Vater gestanden, der vierschrötige, zornige Mann, der die seltsamen Flüche seiner Zunft den klingenden Hammerschlägen nur allzugern zum Geleit gab. Aber wenn der Abend dämmerte und der Schulmeister läutete, legte auch er den Hammer weg, stand lauschend, wie jetzt sein Sohn, und hielt die rußigen Hände gefaltet.

Und der kleine Andreas, des Schmieds Erstgeborener, der die blanken Aeuglein nicht vom Ambos wendete, solang die Flammen ums Eisen sprühten, er hob schon den kleinen, rußigen Finger beim ersten Glockenschlag: „Vater, pst! der Schulmeister!“

Zu hinterst im Hof, da wo dieser an den Pfarrgarten anstößt, lag ein Häuslein, dessen weißer Kalkbewurf noch sichtbar war, wenn sonst der ganze Hof in Nacht und Dunkel lag.

Seit langer Zeit drang kein Lampenschein durch die Fensterladen. Das achtzigjährige Taglöhnersweib, das dort wohnte, sparte Oel und Kerzen; sie war seit Jahren beinahe blind. Vom Morgen bis zum Abend saß sie und spann. Ihre graugelben, runzeligen Hände griffen Flachs und Faden fein und gleich und regelmäßig wie eine Maschine. Aber außer Kunkel und Spinnrad gab es nichts mehr im Leben, nichts mehr auf Erden für dies Weib.

Der Lärm des Hofes und der Gasse, die klingenden Schläge aus der Schmiede, der Wind, der durch die Bäume im Pfarrgarten strich, das Schnattern der Dorfgänse, das Zanken der Nachbarn, das Bellen des Hofhundes — alle die Geräusche des arbeitsvollen Tages gingen an der Greisin vorüber, ohne daß sie acht darauf hatte. Sie sagten ihr, die den hellen Tag nicht sah, nichts mehr, lagen abseits von ihrem Wege, der einsam in der Dämmerung hinlief. Selbst die Schläge der Turmuhr, diese aufblitzenden Wellenkämmchen in der strömenden Zeit, beachtete die Alte nicht mehr.

Nur eines hörte sie noch, auf eines wartete sie: auf des Schulmeisters Abendläuten.

Diese schweren Klänge vom Kirchturm drüben, sie kamen aus der Welt, die das krumm- und lahm- und blindgearbeitete Weib verstand, als alles andre längst unverständlich für sie geworden war.

Die welken Hände ließen den Faden in zitternder Hast, die Finger krampften sich ineinander, als wollten sie sich nie wieder zu ermüdender Erdenarbeit lösen. „Ruh aus, ruh aus!“ rief durch der Glocke Mund der Schulmeister.

Bis der letzte Ton verhallt war, stand das Spinnrad. Dann tastete des alten Weibleins Linke nach dem verlorenen Faden, die Rechte brachte das Rad in Schwung, leise klapperte die ausgeleierte Spule, knarrte das Triebwerk, und der Flachs am Rocken schmolz dahin unter den alten Händen.

Leichter, müheloser als am Tage lief jetzt dem Weibe die Arbeit. Der Gedanke, daß die Nacht über das Dorf sank, tat ihr wohl. Sie fühlte sich minder einsam, weniger abseits, wenn sie wußte, daß für alle die bunte Welt versank, wie sie ihr schon lang versunken war.

Lautlos, mit kaum bewegten Lippen, im Rhythmus der Glockenklänge sprach Michael Schlosser sein Gebet. Mit dem Amen tat er den letzten Schlag. Dann lauschte er dem zitternden Nachhall, der leise schwingend das dunkle Kirchlein füllte und langsam sich verlor.

Des Alten Gesicht mit seinen tausend Rinnen und Falten war nicht mehr zu unterscheiden im rasch sterbenden Licht; aber die hagere Gestalt schritt weniger müd über den Kirchhof zurück. Er hatte sich die Gedanken vom Halse geläutet, der Schulmeister, die bohrenden Gedanken, die kein Ende fanden und keinen andern Trost ließen als den: der liebe Herrgott ist eine Sache für sich! Wenn immer wieder ein Pappschächtelchen herauskommt, nur ein Pappschächtelchen — er ist die Ruhe nach allem Suchen.

Die Nacht lag jetzt über dem Dorf, über dem Kirchhofstor mit seiner verwitterten Inschrift und über den drei Stufen, die sich weigerten, des alten Glöckners Spur zu tragen. Die andre Spur, die des Großknechts heißes Blut dämmte, den werktägigen Sinn des Schmieds zur Feierstunde zwang und die müde Seele der Achtzigjährigen auf den Heimweg leitete, diese Spur kannte der Schulmeister nicht.

Seltener und immer seltener spricht der Alte von seinem System. Daß die Leute es für ein Stückchen verbohrter Narrheit halten, das schließt ihm nicht den Mund.

Das ABC, denkt er, und das Einmaleins, das sind die Systeme, die ein Schulmeister lehren kann. Das andre aber, das mit den Schächtelchen ohne Ende, das lehren die Jahre, die über den Menschen gehen. Die einen begreifen's, die andern verlachen's — das Einmaleins lernt ja auch mancher zeit seines Lebens nicht.

Digitized by Google

Londoner Klubleben

Von

Harry St. Jones

(Hierzu 7 Abbildungen nach Zeichnungen von Ed. Cucuel und photographischen Aufnahmen)

Eigenartig und vielgestaltig wie das Klubleben selbst, je nachdem es sich in Wien, Paris, Berlin, London oder Jokohama abspielt, ist das Wort „Klub" oder vielmehr „Club". Zunächst bedeutet es soviel als Keule oder Knüttel, ferner die Zeche, die der einzelne in einer Gesellschaft bezahlt, die Gesellschaft selbst und schließlich das Lokal. Unartige Leute werden zwischen allen diesen Bedeutungen ein verbindendes Band finden und behaupten, daß es zuweilen Klubs geben mag, in denen spielselige Männer eine Zeche zu bezahlen haben, die es ihnen wünschenswert erscheinen ließe, ihrem glücklichen Partner in wenig parlamentarischer Weise „auf den Kopf" zu kommen. Doch ist dem nicht so. In England, dem Ursprungslande der Klubs, das bereits auf ein Klubleben seit Beginn des 18. Jahrhunderts zurückblickt, hat die Spielleidenschaft nur in ganz vereinzelten Fällen einen Umfang angenommen, wie es andernorts, z. B. in Paris, Wien und Pest der Fall ist. Vielleicht auch, weil die Statuten der einzelnen Klubs das Spiel entweder völlig aus ihren Räumen verbannten oder ihm doch eine Grenze setzten, deren Ueberschreitung die sofortige Eliminierung der schuldigen Mitglieder zur Folge haben würde.

Am Portal

Eine Ausnahme davon machen der Royal-Yachtklub, dieser exklusivste aller englischen Klubs, dessen Eintrittsgebühr 2000 Mark beträgt, und der von König Eduard noch als Prinz von Wales begründete Marlborough-Klub, in den niemand ohne die Genehmigung seines königlichen Gründers Aufnahme finden kann. In Pall Mall, dieser Straße, die von den Renaissancepalästen eines Dutzends der vornehmsten Klubs flankiert wird, erhebt sich das fürstlich ausgestattete Gebäude des sich königlicher Gunst erfreuenden Marlborough-Klubs, der in seiner Pracht einen seltsamen Kontrast zu einem andern, altberühmten Klub bildet, dem der englische Monarch seit mehr als dreißig Jahren als Ehrenmitglied angehört. Es ist dies der Wiener Jockeiklub, zu dessen glücklichsten Gewinnern der damalige Prinz von Wales seit 1873 gezählt hatte, und dem er auch jetzt ein reges, freundschaftliches Interesse bewahrt. Der Jockeiklub, eine der vornehmsten und exklusivsten Vereinigungen dieser Art, domiziliert im Gegensatz zu den englischen Klubs gleichen Ranges merkwürdigerweise nicht in einem eignen Heim, sondern wohnt in Miete, da er — so verwunderlich dies auch klingen mag — von seinen Mitgliedern kein Geld zur Errichtung eines eignen, nur Klubzwecken dienenden Hauses zusammenbringen kann. Diese Tatsache wirkt um so erstaunlicher, als die meisten der Clubmen sich im Besitze großen Reichtums befinden, verschiedene sogar mit Jahreseinkünften rechnen, die sie selbst einen Spielverlust von 2 Millionen Kronen in einer Nacht verschmerzen lassen. (Graf Josef Potocki, der Schwiegersohn des General-Adjutanten des Deutschen Kaisers, Fürsten Anton Radziwill, verlor dort unlängst diese Summe in einer Stunde.) Die Mehrzahl der Mitglieder hat der Bequemlichkeit wegen Spieldepots im Klub erlegt, von denen eine außerordentlich große Zahl die Summe von 100 000 Kronen beträgt; nicht gering sind auch die nach mehreren hunderttausend Kronen zählenden Depots, und einige der polnischen Aristokratie angehörige Herren haben dort 1—2 Millionen Kronen deponiert, „damit das Gerenne nicht immer ist". Zur weiteren Bequemlichkeit derer, die kein Spieldepot festgelegt haben, gewährt ihnen der Klub einen Kredit bis zu 10 000 Kronen pro Nacht oder, wie es euphemistisch heißt, „pro Spielabend". Da der „Abend" erst nach Mitternacht zu beginnen pflegt, bricht die „Nacht" selbstverständlich erst gegen 6 Uhr morgens an. In hoffnungsgrüner Farbe erstrahlen die Tapeten der Spielsäle, an deren Wänden zu Nutz und Frommen, Erbauung und Belehrung eine Tafel die Worte trägt: „Nach § 22 des Strafgesetzbuchs darf nicht hasardiert werden." Es ist außerhalb der Klubräume unbekannt geblieben, ob diese Tafel während der Millionenverluste des

Digitized by Google

Armee- und Marine-Klub

Grafen Potocki mit dem „Gesicht" zur Wand umgedreht wurde . . .

Spiele in dieser Höhe dürften selbst in dem Marlborough- und dem Royal-Yachtklub niemals vorgekommen sein. Noch weniger in den andern hervorragenden der nach Hunderten zählenden Klubs der englischen Hauptstadt, unter denen der aus aktiven und ehemaligen Offizieren der vier Garde-Grenadierregimenter bestehende Guards-Klub, der liberale Reformklub, der konservative Carltonklub und das Athenäum, der Versammlungspunkt aller Spitzen aus der Welt der Wissenschaft, Kunst und Literatur, an erster Stelle stehen. Außer diesen ist der National-Liberal-Klub, der zu den in politischer Hinsicht wichtigsten gezählt werden kann, dank seiner gastfreundlichsten Aufnahmebedingungen (der Jahresbeitrag beträgt etwas über 100 Mark), besonders nennenswert, nicht minder der Armee- und Marine-Klub, der auch äußerlich insofern interessant ist, als er eine getreue Abbildung des Venezianer Palastes Cornaro darstellt. Diesem äußeren Prunk entsprechen in ihrer inneren Ausstattung fast sämtliche Londoner Klubs, gleichviel, ob sie sich in Pall Mall, St. James-Street oder in Picadilly befinden, wo sich im Westend, dem Green-Park gegenüber, eine ganze Klubstraße hinzieht. Die Zahl der Londoner Klubs, die allen möglichen politischen, wissenschaftlichen, sportlichen und gesellschaftlichen Zwecken dienen, wächst von Jahr zu Jahr ins Ungeheure. Während England bis zum Jahre 1815 nur vier bemerkenswerte Klubs besaß, den Kitcat-, Hanoverian-, Brothers- und den von Samuel Johnson, dem ausgezeichneten englischen Schriftsteller und Lehrer Garricks gestifteten Literary-Klub, sind die seither begründeten kaum mehr zu zählen. Es erstanden da: der Union-, United-Service-, Travellers-, Conservative-, Free-Trade-, Wyndham-, Boodles-, Whites-, Brooks-, Arthurs-, Garrick-, Oxford and Cambridge-Klub für alte Herren und Studierende der beiden berühmtesten Landesuniversitäten u. s. w. in unübersehbarer Folge. In den mit allem erdenklichen Komfort und Luxus ausgestatteten Klubräumen finden die Mitglieder einen Ersatz eines eignen Heims, falls sie Junggesellen sind, Gleichgesinnte und vor allem gesellschaftlich Gleichstehende, mit denen sie sich zu geistigem Austausch, zum Spiel oder lediglich zur Zerstreuung begegnen, falls sie eine Familie und eigne Häuslichkeit besitzen. Der Segen des Klublebens offenbart sich jedoch am wohltuendsten dem „einschichtigen" Mann gegenüber, der in den wohlig ausgestatteten Räumen alles findet, wonach er Verlangen trägt: eine zumeist vortreffliche Küche, wohlgepflegte Weine, Schreib- und Lesezimmer mit allen Tages- und Wochenblättern des In- und Auslandes, Rauch-, Spiel- und Billardsäle, die aufmerksamste Bedienung, und das alles für ein im Verhältnis zu dem Gebotenen überaus geringes Entgelt eines Jahresbeitrages. Rechnet man noch dazu, daß die Preise für die vortrefflichen Speisen und Weine die eines mittelmäßigen Restaurants nicht überschreiten, und daß in der Mehrzahl der Klubs den Angestellten die Annahme von Trinkgeldern streng untersagt ist, so ergibt sich der außerordentliche Vorteil dieser Vereinigungen. Für diejenigen, deren Lebensgewohnheiten und Erziehung sie Komfort schmerzlich vermissen ließen, denen ihr Beruf, ihr Wunsch und vor allem ihre pekuniär bis zu einem gewissen Grade beschränkte Lage die Gründung einer eignen Häuslichkeit nicht wünschenswert erscheinen lassen, bietet der Klub das eleganteste, angenehmste, bequemste Heim ohne nennenswerte Opfer.

Aber auch in andrer Beziehung füllt er eine fühlbare Lücke des Londoner Lebens aus. Da es

Marlborough-Klub

Digitized by Google

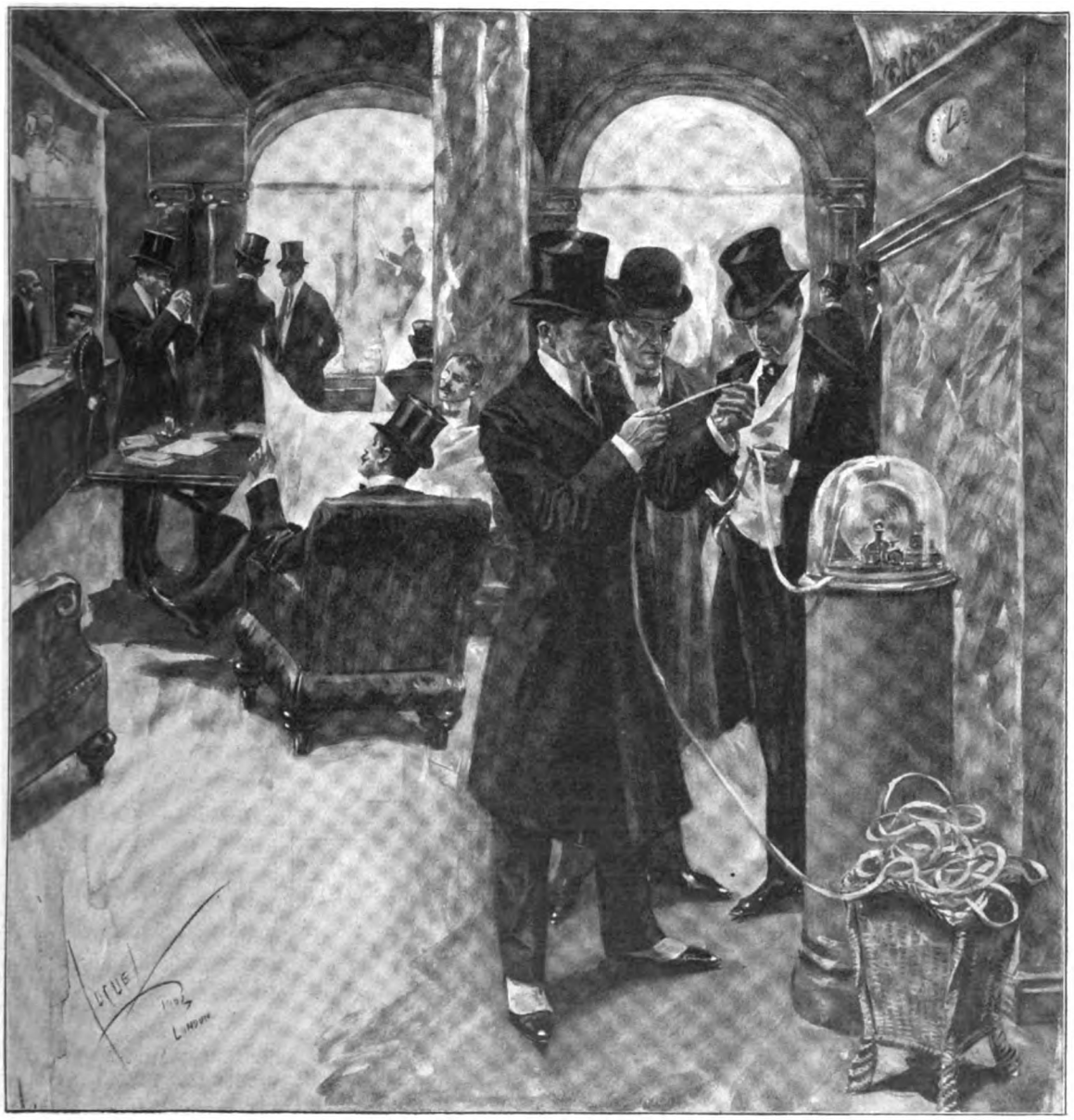
Abends im Smoking-Room

nämlich dort keine Kaffeehäuser gibt, deren Besuch nun einmal zu den berechtigten Eigentümlichkeiten nicht nur der Deutschen, sondern auch der Franzosen, Italiener u. s. w. gehört, ferner Restaurants eigentlich nur während zweier Mittags- und mehrerer Abendstunden „bewohnbar" sind, wobei nicht unerwähnt bleiben soll, daß alle öffentlichen Restaurants vor 1 Uhr nachts geschlossen werden müssen, ist die Möglichkeit, in seinem Klub zu jeder Tages- und Nachtzeit Speise und Trank zu finden, von nicht zu unterschätzendem Wert. Ganz besonders an Sonn- und Festtagen, wo die Vergnügungslokale geschlossen bleiben, die Restaurants nur für die Dauer weniger Stunden geöffnet werden. Da bietet der Klub einen Zufluchtsort, in dem man im Smoking-Room, seine Zigarre im Mund, in einem der abgrundtiefen Klubstühle versunken, auf Stunden vergessen lernt, daß man sich im Lande des Nebels und der Sonntagsheiligung — allerdings nur mit Bezug auf geistige und kulinarische Genüsse — befindet ... Und wer Verlangen danach trägt, zu erfahren, was außerhalb Londons auf dem Erdenball passiert, der nimmt im Vestibül, zwischen Kommenden und Gehenden, Plaudernden und Träumenden Platz und läßt sich von dem Tape, dem selbsttätigen, mit Schreibmaschinen verbundenen Telegraphenapparat, schweigend erzählen, was die Nachrichtenagenturen aller Länder über Politik, Sensation, Unglücksfälle, Rennresultate, kurz, über alles Neue zu berichten wissen. Wenn irgend ein politisches Ereignis die Gemüter in Spannung erhält, so arbeitet der kleine Apparat beinahe ununterbrochen. Bald erscheint die Nachricht von einem neuen kriegerischen Zusammentreffen in Ostasien, bald die letzte Rede eines bekannten Parlamentariers im Telegrammstil auf den schmalen Papierstreifen, die später an einer Tafel an der Wand befestigt werden. So kann man, ohne sich kaum vom Platze zu bewegen, alle Sensationen mitempfinden. Man ist tatsächlich im Mittelpunkt der Welt und erlebt Weltgeschichte in komfortabelster Form.

Es wäre ungalant, wollte man bei Erörterung der Londoner Klubs, unter denen man ja gewöhnlich nur solche für Herren versteht, nicht auch der englischen Frauenklubs gedenken, deren es ungefähr drei Dutzend gibt und die Tausende von Damen aller Gesellschaftsstände zu ihren Mitgliedern zählen. Die weibliche Aristokratie und jener Teil der englischen Weiblichkeit, dessen Lebensinhalt Amüsement und Sport bildet, finden sich im Automobilklub oder im Ladies-Field-Klub zusammen, von denen der letzgenannte zumeist dem Sport im Freien huldigt. Es wird da gefochten, gerudert, gejagt, Tennis gespielt, man besitzt auch ein Landhaus und eine Mailcoach zu Klubzwecken, und auch Spiel- und Billardzimmer fehlen nicht, da es doch ungerecht wäre, den männlichen Mitbürgern alle

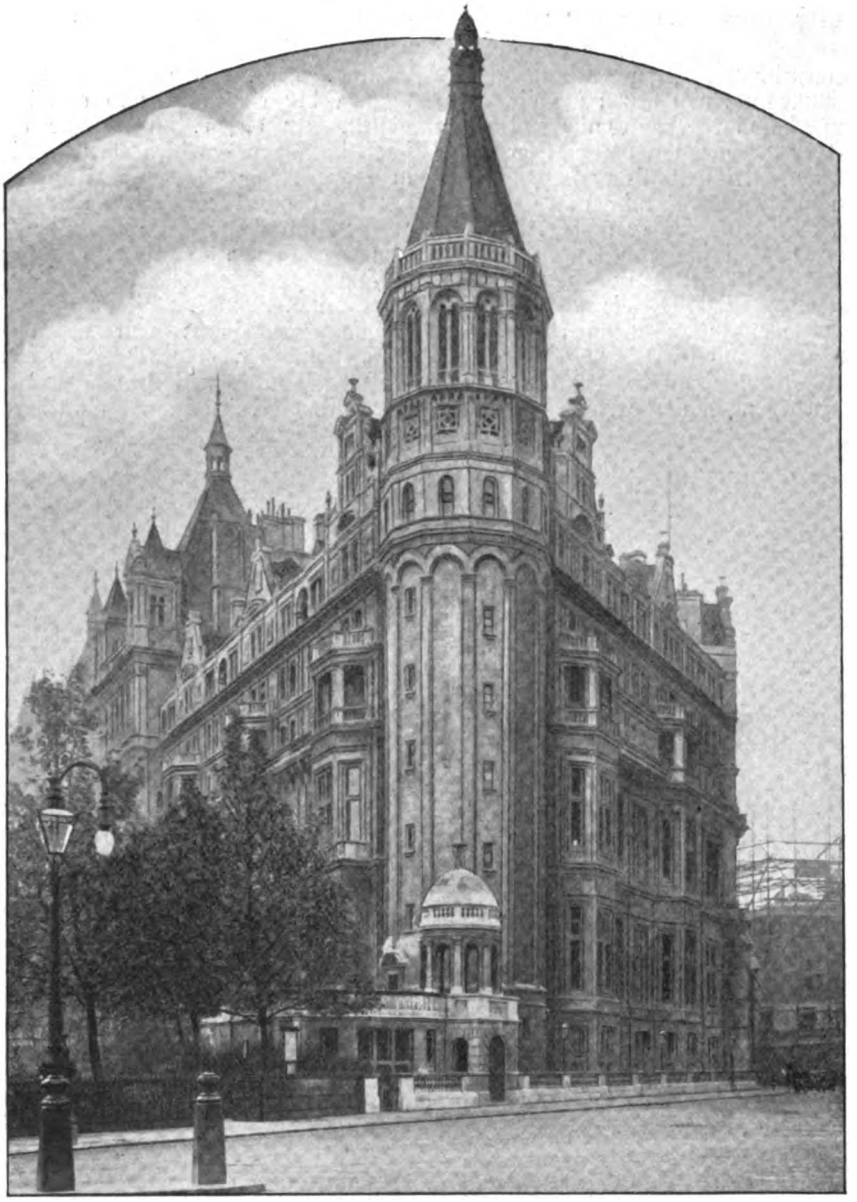
Digitized by Google

Laster allein zu überlassen. Das Originellste an diesem Ladiesklub sind jedoch ohne Zweifel die Hunde- und Katzenzimmer, die zur Aufnahme jener Vierfüßler bestimmt sind, von denen sich die Klubwomen selbst außerhalb ihres Hauses nicht zu trennen geneigt sind. Der Verpflegungspreis dieser Herrschaften, soweit sie — Klubmitglieder sind, ist, verglichen mit den sozialen Verhältnissen ihrer Herrinnen, ein äußerst bescheidener, er beträgt für Kost und Logis nur 1 Schilling pro Tag. Zu den Gründerinnen des Ladies-Field-Klubs gehören Lady Forbes, Counteß of Limerick, die Herzogin von Aberdeen und viele andre Trägerinnen erster englischer Namen. Ebenfalls sportlichen Zwecken gilt der von Lady Scott-Montagu ins Leben gerufene Automobilklub, zu dessen Mitgliedern die Herzoginnen von Marlborough und Sutherland, die Gräfinnen von Warwick und Derby, Lady Algernon Gordon Lennox, Mrs. Arthur Paget und eine Anzahl Damen der englischen und amerikanischen society zählen. Zu diesen, im Grunde doch nur gesellschaftlichen Zwecken dienenden Vereinigungen kann in erster Reihe der Empreßklub gezählt werden, der wohl als der eleganteste Frauenklub und der größte Klub Londons bezeichnet werden kann. In dem prachtvollen Gebäude, das sich von Doverstreet nach Berkeleystreet erstreckt, befinden sich außer den Speise-, Rauch-, Spiel- und Lesesälen und den Empfangsgemächern, von denen besonders der „blaue" und der „goldene" Salon von hervorragender Pracht sind, noch 100 Schlafzimmer, die für eine Zeit, die einen Monat nicht überschreiten darf,



Am Schreibtelegraphen im Vestibül eines politischen Klubs: Neues vom Kriegsschauplatz

Digitized by Google



National-Liberal-Klub

an Mitglieder vermietet werden. Eine wirklich praktische und anerkennenswerte Schöpfung jedoch wird das binnen kurzem zu eröffnende „Klubhotel" sein, ein neuer Frauenklub, an dessen Spitze Lady Frances Balfour steht und dessen Vorsitzende, die Schriftstellerin Miß Constanze Smedley (Verfasserin des Romans „An april princess", des größten buchhändlerischen Erfolges des Vorjahrs in England), die beste Gewähr für die zweifellose Güte des neuen Unternehmens bildet. Dieser, zwischen Charing-Croß und Fleetstreet gelegene Klub soll nicht nur gesellschaftlichen Zwecken dienen, sondern in allererster Reihe die Zunft der Schriftstellerinnen, Journalistinnen und studierenden Frauen aller Länder vereinigen. Ein internationaler Klub also, der seinen auswärtigen Mitgliedern nicht nur die Möglichkeit schafft, dort zu billigem Preis vorübergehend wohnen und leben zu können, sondern ihnen auch Informationen auf allen Gebieten zur Verfügung stellt, sie über alles sie Interessierende auf dem Felde der Journalistik, der Literatur, des Zeitungswesens orientiert, ihnen unentgeltliche Auskunft über literarische Rechtsfragen erteilt, sie mit Empfehlungen an Verleger, Schriftsteller, Redakteure ausrüstet — kurz, ein idealer Treffpunkt für geistig tätige Frauen aller Länder. Man muß nur bedauern, daß dieser internationale Frauenklub mit seinen vortrefflichen Einrichtungen sich in England und nicht in Deutschland befindet, wo man doch so gern das Ausländische nachahmt.

Digitized by Google

Die Reihe der Londoner Klubhäuser in Picadilly, gegenüber dem Green-Park

Digitized by Google

Louis Antoine Henri, Herzog von Enghien

Die Ermordung des Herzogs von Enghien

Von

Prof. Dr. Karl Theodor von Heigel

Wenn ich befragt würde, welches von den zahllosen Büchern über Napoleon I. ich für das beste hielte, würde ich unbedenklich Lanfreys Werk nennen. Lanfrey scheint mir ein anschaulicheres und vor allem richtigeres Bild vom Leben und Schaffen des großen Kaisers zu bieten, als das weitschweifige Werk von Adolf Thiers. Einseitig ist aber Lanfrey in nicht geringerem Maße als Thiers. Wie dieser jedes Mittel anwendet, um den Despotismus und Egoismus seines Helden zu beschönigen, so wird das Urteil Lanfreys durch den Haß irregeführt; ihm ist jeder ein „Tor“ oder „Wicht“, der am Bonaparteschen „Trugwerk“ Anteil hat, und jeder ein Held, der den Tyrannen mit Wort oder Schwert bekämpft hat. Es ist ungerecht, wenn Lanfrey die Sache so darstellt, als sei Napoleon Bonaparte nur durch die nackte Gewalt zum Thron emporgekommen, als habe ihm niemals das Volk, das wirkliche Volk, zugejubelt, sondern immer nur eine von Savary oder Fouché gedungene Menge, als habe er kein Anrecht gehabt, sich den Erkorenen der Nation zu nennen.

Dagegen ist durch zahlreiche unverdächtige Zeugnisse von Zeitgenossen aus allen Parteilagern festgestellt, daß die große Mehrheit des französischen Volkes im Staatsstreich vom 18. Brumaire, der dem Obergeneral die leitende Stelle auch im Staat einräumte, eine Erlösung erblickte. Und diese Stimmung erhielt sich auch während des Konsulats.

Um so leidenschaftlicher wuchs die Erbitterung der Gegner im royalistischen, wie im republikanischen Lager, und da sich immer deutlicher kundgab, daß der siegreiche Emporkömmling nicht bloß die Macht, sondern auch die Stellung und den Namen eines Fürsten haben wolle, wendeten sich die zahlreichen Verschwörungen gegen des Regenten eigne Person.

Der gefährlichste Anschlag ging von dem Vendeeischen Offizier Georges Cadoudal aus. Er trat mit dem grollenden Pichegru und andern Mißvergnügten und Verbannten in Verbindung; bis zum Fanatismus waghalsig, wollte er über der Leiche Bonapartes die absolute Monarchie wieder aufrichten; dem durch Bonapartes Ehrgeiz zurückgedrängten Moreau sollte die Rolle eines Generals Mack zufallen.

Lanfrey meint, der ganze Plan sei nur von Bonaparteschen Lockspitzeln eingefädelt worden. Das ist eine unerwiesene Behauptung, aber so viel steht fest, daß die Polizei alle Fäden der Verschwörung in Händen hatte und das Netz nur so lange offen ließ, bis sie sich aller Mitschuldigen bemächtigen konnte. Am 9. März 1804 wurde Cadoudal in seinem Pariser Versteck aufgehoben, wegen eines Mordanschlages auf das Staatsoberhaupt zum Tode verurteilt und mit elf Genossen der Guillotine überliefert. Pichegru wurde in den Temple gebracht; bald darauf fand man ihn mit seinem Halstuch erdrosselt auf dem Bette liegen. Moreau wurde zu zweijähriger Kerkerstrafe verurteilt, doch Bonaparte „begnadigte“ den alten Kriegskameraden zur Deportation nach Amerika.

Die wertvollste Beute, der Graf von Artois und der Herzog von Berry, waren, da sie, rechtzeitig gewarnt, die beabsichtigte Landung in Frankreich

Digitized by Google

aufgegeben hatten, der Konsularpolizei entschlüpft. Doch noch ein andrer Bourbon, so wird dem Konsul hinterbracht, hat sich mit Georges Cadoudal eingelassen, und dieser, wenn auch auf neutralem Gebiete sich selbst für gesichert haltend, ist der Gewalt des Konsuls erreichbar. Der zweiunddreißigjährige Louis Antoine Henri, Herzog von Enghien, wohnt seit einigen Monaten in dem badischen Städtchen Ettenheim, das sich an liebliche Rebenhügel auf dem rechten Rheinufer anlehnt. Der junge Herzog hatte im Emigrantenkorps seines Großvaters, des Prinzen von Condé, 1793 am Rhein gefochten, war später in russische Dienste getreten und hatte sich besonders bei der Verteidigung von Konstanz ausgezeichnet. Seit dem Friedensschluß von 1801 lebte er als Privatmann von einem kleinen Jahresgehalt, den ihm die englische Regierung angewiesen hatte. Nachdem er sich, einer aufrichtigen Herzensneigung folgend, mit der in Ettenheim wohnenden Prinzessin Charlotte von Rohan-Roquefort — der dürftigen Vermögensverhältnisse wegen insgeheim — vermählt hatte, siedelte auch er nach dem badischen Städtchen über. Bei Wiederausbruch des Krieges zwischen Frankreich und England bot er dem englischen Hofe seine Dienste an. In seinem Schreiben an Sir Charles Stuart (15. Februar 1804) bezeichnete er die Franzosen als „unversöhnlichste Feinde“ und den Dienst in den Reihen der Engländer als „die Bahn der Ehre“. Das sind für ein französisches Ohr unerträgliche Worte, und es ist denn auch von patriotischen Franzosen der Meinung Ausdruck gegeben worden, daß der Herzog schon um jener verräterischen Kundgebung willen den Tod verdient habe. Bei gerechter Erwägung aller Verhältnisse wird man aber zugeben müssen, daß ein Bourbon nicht anders denken und sprechen konnte; der König weilte im englischen Lager, also konnte auch der königstreue Enghien in den Leuten der republikanischen Regierung nur Rebellen und Feinde erblicken. Dagegen steht fest, daß der Herzog an der Verschwörung Cadoudals und Pichegrus nicht den geringsten Anteil hatte.

Doch während der Prinz harmlos und unbefangen in den großen Forsten um Ettenheim der Jagd oblag, zog sich um ihn selbst fest und fester das Jagdgarn. Die Agenten Bonapartes wußten allerlei verdächtige Tatsachen ausfindig zu machen. Der verbannte Dumouriez sollte sich in Ettenheim aufgehalten haben; ein englischer Offizier Smith sollte erst kürzlich dort angekommen sein; der Herzog selbst war wiederholt in Straßburg gesehen worden. Freilich erwiesen sich bei genauerer Untersuchung alle diese Verdachtsgründe als unhaltbar. Nicht Dumouriez, sondern ein Herr von Thumery war in Ettenheim gewesen; der englische Offizier entpuppte sich als ein deutscher Leutnant Schmidt aus dem benachbarten Freiburg; der Herzog war zwar wiederholt in Straßburg gewesen, aber nur um Aufführungen einer französischen Schauspieltruppe beizuwohnen. Trotzdem erhielt sich bei Bonaparte und seinen Leuten der Argwohn, daß vom Wühlernest Ettenheim aus die Herrschaft, ja, das Leben des Konsuls bedroht werde. Ein kleiner diplomatischer und militärischer Feldzug wurde in Szene gesetzt, um die drohende Gefahr abzuwenden. Dabei ist vor allen Talleyrand in seinem Element. Keiner ist eifriger bemüht, das Vaterland zu retten, und keiner weiß besser dem Konsul begreiflich zu machen, daß der Sieger von Mantua und Marengo ohne seinen treuen, klugen Diener ein verlorener Mann wäre.

Am 15. März um Mitternacht brach eine Abteilung Dragoner aus Schlettstadt auf, setzte über den Rhein und umzingelte das Städtchen Ettenheim. Der Ueberfall bedeutete eine gewalttätige Verletzung des deutschen Gebiets, allein was kümmerte dies Bonaparte, um dessen Gunst alle deutschen Fürsten wetteifernd buhlten! — Dem Herzog waren wiederholt Anzeigen zugegangen, daß ein Anschlag auf ihn geplant werde; er hatte aber, wie sein Kammerdiener Canone erzählt, kein Gewicht darauf gelegt; man werde, meinte er, höchstens ein paar Banditen auf ihn loslassen, deren er sich leicht erwehren könne. Am 15. März frühmorgens wird er geweckt, das Haus ist auf allen Seiten von Gendarmen und Soldaten umschlossen! Den Rat, durch das Fenster eines Dienerzimmers zu fliehen, weist der Herzog zurück; den Plan einer Verteidigung muß er als nutzlos aufgeben; die Türen werden erbrochen, Gendarmen stürzen ins Gemach; Enghien muß seinen Degen ausliefern; es wird ihm nicht einmal gestattet, Kleider anzuziehen; in Nachtgewand und Pantoffeln wird er abgeführt, in eine Postkutsche geschleppt, und fort geht's nach Straßburg, wo der Gefangene in der Zitadelle untergebracht wird. Trotz des Ueberfalles war der Herzog guten Mutes und ahnte nichts Schlimmes. „Wenn man meine Papiere untersucht,“ schrieb er aus Straßburg an seine Gattin, „wenn man die Briefe meiner Eltern und des Königs und die Abschriften meiner Briefe finden wird, so kann mich dies alles nicht in schlimmerer Weise bloßstellen, als schon mein Name und mein Verhalten im Verlauf der Revolution!“ Als ihm der mitleidige Festungskommandant die Erlaubnis gab, im Hausgarten sich zu beschäftigen, sagte der Herzog zu seinem Diener: „Morgen ist Sonntag, da wollen wir die Messe hören, am Montag wollen wir zu graben beginnen.“

Das Haus in Ettenheim (Baden), in dem der Herzog von Enghien verhaftet wurde

Digitized by Google

Doch nicht der Herzog sollte graben im Straßburger Garten, sondern für den Herzog sollte am Wall zu Vincennes gegraben werden — ein Grab!

Als Joseph Bonaparte in Paris Gerüchte von der Aufhebung eines bourbonischen Prinzen hörte, eilte er nach Schloß Malmaison. Madame Josephine erzählte ihm, was sie von der Sache wußte; sie habe, so versicherte sie, ihren Gatten flehentlich beschworen, das Leben des Prinzen zu schonen. „Doch diesen Hinkebein fürchte ich," rief sie, indem sie auf Talleyrand wies, der mit dem Konsul im Garten wandelte, „lassen Sie die Unterredung mit diesem Menschen nicht mehr länger dauern!" Joseph gab sich nun alle Mühe, den Bruder versöhnlich zu stimmen, indem er ihn daran erinnerte, welche Verehrung sie beide als Knaben dem Prinzen Condé, dem Großvater Enghiens, gewidmet hätten —, umsonst! Napoleon erwiderte bündig: „Wenn die Rücksicht auf das Wohl des Staates spricht, haben alle andern Stimmen zu schweigen!"

Am Vorabend der Katastrophe spielte Bonaparte mit Frau von Remusat, der ersten Palastdame seines konsularischen Hofes, eine Partie Schach. Er war offenbar zerstreut, und plötzlich begann er mit halblauter Stimme allerlei Verse zu zitieren. Deutlich wiederholte er das berühmte Wort, das Corneille dem Augustus in den Mund legt: „Laß uns Freunde sein, Cinna!" Dann deklamierte er die Verse Guzmans aus Voltaires „Alzire":

„Du siehst den Unterschied der Götter, die wir ehren:
Die deinen konnten dich nur Mord und Rache lehren,
Doch ob dein Arm den Mordstreich auch nach mir getan,
So treibt mein Gott mich doch zu Huld und Mitleid an!"

Dabei lächelte der Gewaltige — Frau von Remusat glaubte nicht anders, als daß der Konsul beschlossen habe, eine rührende Versöhnungsfeier in Szene zu setzen. Da trat plötzlich General Hullin ein, der erste Konsul schob das Schachbrett zurück, trat in ein Nebengemach und verbrachte sodann die Nacht in Beratung mit Hullin, Murat und Savary.

Nach kurzem Aufenhalt in Straßburg war Enghien in einer verschlossenen Kutsche nach Vincennes gebracht worden (20. März). Der Name Vincennes wäre dazu angetan gewesen, in einem Bourbon trübe Erinnerungen zu wecken: 1627 hatte Richelieu den Prinzen Heinrich Condé, 1650 hatte Mazarin den großen Condé hier eingekerkert! Der junge Herzog ließ sich aber durch seine Haft die Laune nicht verderben. Er kenne kein höheres Vergnügen als die Jagd, sagte er zum Kommandanten Havel. „Wenn mir gestattet würde, in der Umgebung ein bißchen zu jagen, so dürften Sie sich darauf verlassen, daß ich niemals durchgehen werde!" Dann schlief er ruhig und fest, bis er zum Verhör geführt wurde. Das Kriegsgericht bestand aus sieben höheren Offizieren unter Vorsitz des Generals Hullin. Der Herzog antwortete auf die an ihn gestellten Fragen, wie ein Bourbon antworten mußte; er beteuerte, weder an der Verschwörung Cadoudals, noch an irgendeinem andern Anschlag gegen die Republik beteiligt gewesen zu sein, gestand aber freimütig ein, daß er sich mit der Absicht getragen habe, in die englische Armee einzutreten und sich mit dem Degen den Weg ins Vaterland wieder zu erschließen.

Dieses Wort genügte. Nach den Gesetzen der Republik war auf Teilnahme eines Bürgers am Krieg in den Reihen der Landesfeinde die Todesstrafe gesetzt. „Ich gebe zu," sagt Hullin, „ein Condé konnte nicht anders als mit dem Degen in der Hand den Boden Frankreichs betreten, aber für uns Richter gab es nach dieser Erklärung keine andre Möglichkeit, als über den Unglücklichen das Todesurteil zu fällen." Einstimmig fällten denn auch die Richter das Urteil: Da der Verrat des Louis Antoine von Bourbon offen zutage liegt, soll er vom Leben zum Tod befördert werden! Der Spruch des Gerichts erschien aber den Getreuen des Konsuls in Malmaison doch etwas gar zu formlos und wurde deshalb durch einen ausführlicher begründeten ersetzt; diese zweite Redaktion wurde im Moniteur veröffentlicht.

Hullin erzählte, er habe nach Schluß der Sitzung, von Mitleid mit dem armen Verurteilten erfüllt, an Bonaparte schreiben wollen, daß der Prinz um eine Unterredung mit dem Staatsoberhaupt bitten lasse, da sei ein Mann, der sich schon während der Sitzung auffällig im Saal herumgetrieben habe, zu ihm herangetreten mit den Worten: „Was machen Sie da? Ihr Geschäft ist beendigt, das übrige ist meine Obliegenheit!" Darauf habe er den Saal verlassen, da sei schon, während er noch in der Vorhalle auf seinen Wagen wartete, ein Schuß gefallen, der alle erstarren machte! „Ich schwöre im Namen meiner Kollegen: an einer so übereilten Exekution tragen wir nicht die Schuld; unser Urteilsspruch hätte erst noch dem Kriegsministerium, dem Oberrichter, dem Justizminister, dem Gouverneur von Paris mitgeteilt werden sollen — da kündigte der Schuß uns an, daß alles schon zu Ende sei!" Mit dem Manne, der den Vorsitzenden abgehalten haben soll, den Verurteilten der Gnade des Konsuls zu empfehlen, ist Savary gemeint. Dieser selbst aber beteuert, den Gerichtssaal schon vor der Beendigung der Sitzung verlassen und den Urteilsspruch erst zwei Stunden später erfahren zu haben. Es ist nicht nötig, auf die Widersprüche in den feierlichen Erklärungen der Selbstverteidiger näher einzugehen; ihre Aussagen können um so weniger ins Gewicht fallen, als wir heute wissen, daß der Befehl, für den nach Vincennes gebrachten Hochverräter ein Grab bereit zu halten, schon vor der Entscheidung des Kriegsgerichts erteilt worden ist. Es liegen der Bericht Havels und die Angaben der dabei beschäftigten Arbeiter vor. — Auch das Originalurteil der sieben Beisitzer hat sich erhalten. Es besteht nur aus sechzehn Zeilen und schließt mit den Worten: „On a appliqué l'article ... de la loi ... ainsi conçu ... et en conséquence l'a condamné à la peine de mort."

Napoleon versicherte in St. Helena vor dem Grafen Las Cases, er bedaure lebhaft, einen Brief des Herzogs von Enghien nicht rechtzeitig erhalten zu haben; das Gnadengesuch sei ihm, Gott wisse, aus welchen Gründen, von Talleyrand erst nach dem Tode des Prinzen übergeben worden, sonst wäre der Unglückliche sicher begnadigt worden. Von einem Briefe des Herzogs an den Konsul ist aber sonst nirgend die Rede, ja, die Vorgänge in den wenigen Stunden zwischen der Verurteilung und Hinrichtung schließen die Möglichkeit, daß Enghien ein Gnadengesuch geschrieben habe, fast völlig aus. Savary

Digitized by Google

weiß sogar zu berichten, Napoleon habe sich tatsächlich schon für Begnadigung entschieden und den Staatsrat Real nach Vincennes geschickt, um mit Enghien nochmals ein Verhör anzustellen; Real aber habe sich verschlafen und sei deshalb zu spät gekommen. Boulay de la Meurthe maß der Erzählung Savarys Glauben bei; Welschinger hat jedoch durch genaueste Untersuchung aller dafür und dawider sprechenden Gründe überzeugend nachgewiesen: die Sendung Reals nach Vincennes ist eine Legende, Bonaparte hat sich niemals ernstlich mit der Absicht einer Begnadigung Enghiens getragen. Uebrigens hat Napoleon selbst nur zeitweise versucht, die Schuld an der Katastrophe von Vincennes von sich abzulenken. Kurz vor seinem Tode hat er die volle Verantwortung stolzen Sinnes auf sich genommen. Während er, von entsetzlichen Leiden gepeinigt, zu Bette lag, wurde ihm eine aus englischer Feder stammende heftige Kritik des Verfahrens gegen Enghien vorgelesen. Da ließ er sich nochmals sein Testament reichen und schrieb zwischen die Zeilen folgende Worte: „Ich habe den Herzog von Enghien verhaften und aburteilen lassen, weil dies nötig war für die Sicherheit, das Interesse und die Ehre des französischen Volkes. Es geschah in jenen Tagen, da der Graf von Artois nach eignem Geständnis sechzig Meuchelmörder in Paris unterhielt. Unter ähnlichen Umständen würde ich auf die nämliche Weise wieder handeln."

Auch nach dem Verhör stieg im Herzog noch immer nicht der Gedanke auf, daß sein Leben bedroht sei. Er unterhielt sich mit dem Offizier, der ihn in den Kerker zurückbrachte, mit harmlosen Scherzen. Das einfache Abendessen teilte er mit seinem zärtlich geliebten Hündchen, das man ihn auf dringendes Bitten von Ettenheim hatte mitnehmen lassen. Plötzlich erschien der Kommandant Havel in der Zelle und lud, ohne eine weitere Aufklärung zu geben, den Gefangenen ein, ihm zu folgen. Nach kurzer Wanderung durch den Festungsgraben sah sich der Herzog gegenüber dem von Savary aufgestellten Pikett Gendarmen. Es war den Leuten erst kurz vorher eröffnet worden, daß sie einen Verräter, der für Frankreich wieder die Zeit Robespierres heraufbeschwören wolle, durch ihre Kugeln vom Leben zum Tod befördern sollten. Mit ruhiger Fassung hörte Enghien der Verlesung des Urteilsspruches zu. Die Bitte um Beistand eines Geistlichen wurde abgeschlagen. Savary soll höhnisch gerufen haben: „Wollt Ihr denn wie ein Kapuziner sterben?" In seiner Rechtfertigungsschrift erklärt er: „Selbst wenn es sich wirklich so verhielte, daß geistlicher Beistand verweigert wurde, so konnte das Gesuch des Prinzen nicht an mich gerichtet werden, denn ich hatte hierin weder etwas zu bewilligen, noch zu versagen." Damit ist aber nicht in Abrede gestellt, daß jenes abscheuliche Wort gesprochen, daß ein Braver, der schon in zwanzig Schlachten dem Tod ins Auge geblickt hatte, verhöhnt worden sei. „Wie schrecklich ist es, von der Hand von Franzosen den Tod erleiden zu müssen!" Das waren die letzten Worte des Herzogs. Auf das verabredete Zeichen, der Offizier legte die Hand an seinen Hut, gaben die Soldaten Feuer. Der Herzog war sofort tot. Die Leiche wurde unmittelbar darauf am Fuße des Pavillon de la Reine verscharrt. Um drei Uhr morgens war alles zu Ende.

Die erste Kunde von der Bluttat in Vincennes rief in Paris allgemeine Aufregung, wilden Schrecken, stumme Entrüstung hervor. Im Staatsrat erschien Bonaparte selbst, um das Vorgehen gegen den Bourbon zu rechtfertigen. Die Rücksicht auf das Staatswohl, erklärte er, habe die rasche Hinrichtung des Verräters geboten. „Was die öffentliche Meinung betrifft, so muß man ihr Urteil ehren, aber ihre Launen verachten! Im übrigen verfüge ich über fünfzigtausend Mann, um, wenn es nötig sein sollte, den Willen der Nation zur Geltung zu bringen!"

Wenn Einwände gegen die Hinrichtung des Bourbon erhoben würden, schrieb Talleyrand schon am 19. März, also zwei Tage vor der Katastrophe, an den Gesandten in Wien, Champagny, und wenn wegen der Verletzung des neutralen Bodens Berufung an das Völkerrecht eingelegt werden sollte, möge er solche Reden „même avec moquerie" barsch zurückweisen; wenn das Heil eines Staates auf dem Spiel stehe, könne man Schutzvorkehrungen nicht mit dem Zirkel abmessen. Es liegt noch das Konzept einer andern Depesche Talleyrands vor, welche die dreiste Lüge enthält, daß Enghien „mit den Waffen in der Hand" ergriffen worden sei; sie scheint aber nicht abgeschickt worden zu sein. Durch Einschüchterung der europäischen Höfe wurde auch tatsächlich erreicht, daß weder in Wien noch in Regensburg, weder in Madrid noch in Neapel ein offenes Wort des Tadels laut wurde.

Um so unbedingter und unbeschränkter hat die Geschichte das Vorgehen gegen Enghien verurteilt. Von einer rechtlichen Begründung kann, wie Welschinger hervorhebt, gar nicht gesprochen werden. Waren die Richter zuständig? Die Frage ist kaum zu bejahen. War die Verhaftung zulässig? Gewiß nicht. Waren die Zeugenaussagen belastend? Es gab keine Zeugen. Kam der Verteidiger seiner Verpflichtung nach? Es gab keinen Verteidiger. War der Urteilsspruch nach bestem Wissen und Gewissen gefällt? Er war schon vor der Sitzung in blanco abgefaßt. Das Ganze war also nicht eine auf Grund gerichtlicher Entscheidung vollzogene Hinrichtung, sondern ein Mord.

Digitized by Google

Herrenhaus auf einem russischen Landgut

Vom Landleben im Innern Rußlands

Von

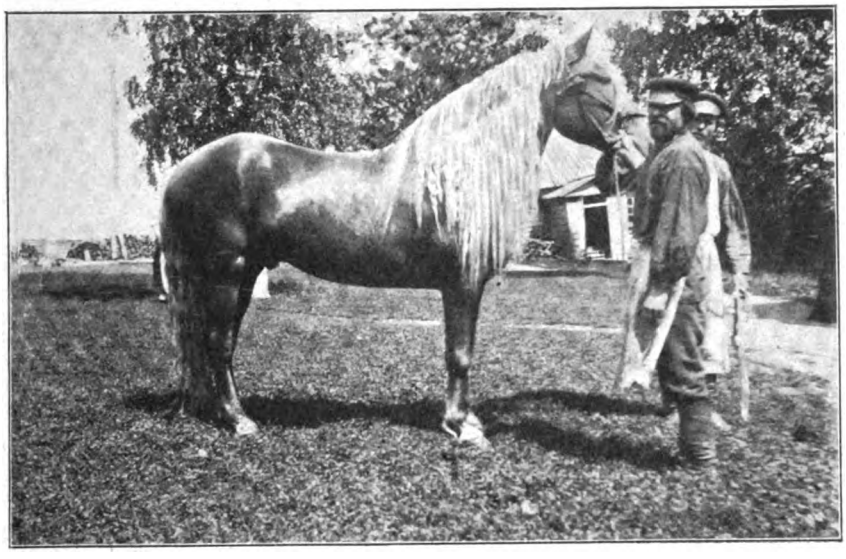
A. von Schack

(Hierzu 9 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Wenn man bei uns in Deutschland sagt: wir gehen für einige Zeit heraus aus der Hauptstadt aufs Land, so verbinden wir gewöhnlich damit den Gedanken einer Reise von ein paar Stunden, wenn es hoch kommt eines Tages mit der Bahn, und vielleicht noch einer kurzen Wagenfahrt. Wer mir aber heute auf meinem Ausflug aus der Hauptstadt auf ein Landgut im Innern Rußlands folgen will, muß sich schon auf einen etwas weiteren Weg gefaßt machen. Er muß die Eisenbahn von Petersburg nach Moskau und von da nach Nishnij Nowgorod benutzen, um hier einen der großartigen, nach amerikanischen Mustern gebauten Dampfer zu besteigen, der ihn die Wolga hinunter bis Kasan trägt. Vielleicht darf ich ein andermal eine solche Fahrt auf diesem gewaltigsten Strome Europas, mit seinen herrlichen Ufern, seinen reichen, eigenartigen Städten, seinen merkwürdigen Fahrzeugen, Fischern und Flößern schildern, heute würde es zu weit führen, denn in Kasan müssen wir wieder einen andern Dampfer nehmen, um die Kama oder den Weißen Fluß, den bedeutendsten Nebenfluß der Wolga, bis zur Distriktstadt Tschistopol heraufzufahren. Ein eigentümliches Fahrzeug aber, das man vielleicht nur auf der Wolga trifft, möchte ich hier erwähnen, weil es ein Haupterzeugnis der Gegend, die wir besuchen wollen, bildet. Immer wieder wird unser Blick durch richtige schwimmende Häuser gefesselt, die bald groß, bald klein in den verschiedensten Formen an uns vorübergleiten. Béliana nennen sie sich, eine Bezeichnung, die sich von dem Worte bélaca (weiß) ableitet, und sie tragen ihren Namen mit Recht, denn leuchtend weiß schimmern sie in ihrer unberührten Frische.

Der Pope und seine Familie

Digitized by Google



Eigene Zucht

Es sind vollkommen fertige Holzhäuser, d. h. alles Material dazu fertig behauen, geschnitzt 2c., die nur noch des Zusammensetzens bedürfen und die langsam auf einem floßartigen Boot, mit ihrem richtigen Dach gedeckt, nach den Gouvernements Saratow und Astrachan hinunterziehen, wo sie in den absolut holzlosen Gegenden mit enormen Preisen von 20000 Mark an bis zu 200000, ja 300000 Mark und darüber bezahlt werden. Von großem Interesse ist auch die Fahrt auf der Kama, die mit ihren vielen Inseln und Inselchen, mit ihren Tausenden von Schiffen und Flößen immer aufs neue wechselnde Bilder bietet. Erfrischt von der Flußfahrt steigen wir endlich ans Land. Von Tschistopol geht es nun die Poststraße weiter, meilenweit durchs Land in einem bequemen, leichten Wagen unsrer Gastgeber, mit herrlichen Trabern, deren lange Schweife den Boden fegen, und die an verschiedenen Poststationen durch entgegengeschickte Pferde ersetzt werden. In buntem Wechsel fliegen Felder und Wälder, liebliche Hügelketten, trostlose Sümpfe und Moräste, große Dörfer mit Kirchen und Moscheen, verstreute kleine Bauernhäuschen und einzelne große Landsitze an uns vorüber. Fast endlos will uns der Weg erscheinen, und doch kann uns das nicht wundernehmen, wenn wir bedenken, daß das Gouvernement Kasan, in dem unser Endziel liegt, fast die Größe von ganz Frankreich hat.

Wir betreten das Wohnhaus, das in einem sorgfältig gepflegten Park liegt, einen leichten, graziösen Holzbau, mit Galerien, Säulen und Schnitzereien, von dem wir uns verwundert sagen, daß es wohl kaum ein geeigneter Winteraufenthalt sein dürfte, und das doch gerade in dieser Jahreszeit besonders warm und behaglich sein soll. Es ist angefüllt mit antiken englischen und französischen Möbeln (Stile Jakob und Louis XVI.), altem Meißener-, Wiener- und Sèvresporzellan, wunderbaren Pariser Bronzen. Wie mögen sie nur das damals alles an diesen entlegenen Ort gebracht haben, denn es ist wirklich Urväterhausrat.

Mit unendlichen Verbeugungen und Handküssen nimmt uns die Dienerschaft in Empfang, und selbst wenn wir nur wenig oder gar kein Russisch können, verständigen wir uns doch bald durch ihre lebhafte Zeichensprache. Ein eignes patriarchalisches Verhältnis besteht noch zwischen den Leuten und ihren Herrschaften; man merkt, daß schon Eltern und Großeltern derselben Familie gedient haben.

Wie ich es sogar noch in Petersburg häufig ge-

Der Gärtner des Gutes und seine Frau

Digitized by Google

Landschaftsszenerie im Gutspark

funden habe, sind Koch und Jungfer, Diener und Stubenmädchen, Kutscher und Wäscherin untereinander verheiratet, tun ruhig ihren Dienst, und ihre oft zahlreiche Kinderschar wächst neben ihnen auf, wird von der Herrschaft über die Taufe gehalten, mit Bonbons gefüttert und oft in energischer Weise abgekanzelt, wenn sie sich in zu großer Nähe der Wohnzimmer hören lassen.

Die russische Gastfreundschaft, besonders auf dem Lande, ist ja so sprichwörtlich bekannt, daß ich hier kein Wort weiter darüber sagen will. Allerdings ist das Leben der dortigen Großgrundbesitzer jetzt doch ein vielfach andres geworden als vordem. Während sie in früheren Jahren ganz als große Herren auf ihrer eignen Scholle lebten, sie nur selten verließen und alles, was sie an Kunst und Zerstreuung brauchten, in ihr eignes Haus hineintrugen, oft ihre eigne Musikkapelle, ihre eigne Schauspielertruppe hielten, die Damen sich den Sommer über mit ihren Gästen damit amüsierten, auf dem Herde eines kleinen Gartenhauses in silbernen Kasserollen und Pfannen unendliche Mengen von Früchten zu Konfitüren, Gelees oder Pasten einzukochen, sind sie jetzt fast alle im Militär- und Staatsdienst und bringen nur kurze Sommermonate zur Erholung auf ihrem Landsitz zu, dessen Bewirtschaftung sie fast ganz ihren Pächtern und Verwaltern überlassen.

Die Ställe, Scheunen und Arbeiterhäuser sind teils aus Holz, teils aus roh behauenen Steinen, und die Arbeiten werden teils von den eignen Leuten, teils von Tagelöhnern aus den benachbarten Dörfern, die eine gemischte Bevölkerung von Russen, Tataren, Wotjaken, Tscheremissen u. s. w. haben, besorgt. Man hört so verschiedene Sprachen und Dialekte, sieht so verschiedene Typen und Trachten, daß man oft nicht begreift, wie all das bunte Gemisch so einheitlich neben- und miteinander arbeiten kann. Einen besonders geweckten, intelligenten Eindruck machen die Tscheremissen, die sich hauptsächlich mit Wald- und Holzarbeiten beschäftigen, und deren Dörfer, dementsprechend meistens in Wald- und Talschluchten liegend, freundlicher und sauberer aussehen wie die übrigen. Die Obst- und Gemüsegärten werden aufs sorgfältigste gepflegt und gedeihen meist gut, trotzdem Hitze und Dürre im Sommer sowie die Kälte im Winter oft sehr groß sind. Pferde- und Viehzucht, sowie Ackerbau sind ertragreich und nahmen in den letzten Jahren einen bedeutenden Aufschwung, wenn auch die Bearbeitungskosten enorm gestiegen sind. Es werden dort hauptsächlich Roggen, Hafer, Erbsen, Lein, Buchweizen und Kartoffeln gebaut, seit kurzem aber auch Rübsen und Linsen. Ackerbauschulen und Winterkurse in den einzelnen größeren Dörfern sorgen dafür, daß die jungen Verwalter und Bauernsöhne eine bessere landwirtschaftliche Ausbildung erhalten wie bisher und mit den Fortschritten der Neuzeit vertraut gemacht werden.

Die umliegenden Dörfer bilden feste Gemeinden. Die einzelnen Gehöfte bestehen aus Wohnhaus, Stall und Scheune, und selbst die kleinsten Bauern

In der Erntezeit: Setzen der Getreideschober

Digitized by Google

Auf dem Wege zur Mühle

haben ihr eignes Pferd, Kuh, Schwein, Gänse, Enten und Hühner. Eine ziemlich bedeutende Einnahmequelle gerade auch für die Aermsten bildet in den letzten Jahren der Eierverkauf, da sich besonders englische Gesellschaften in den Großstädten gebildet haben, die ihre Unterhändler über das ganze Land verteilen und selbst in den entlegensten Dörfern die Eier zu Tausenden aufkaufen, um sie zu versenden.

Fast jedes größere Dorf hat seine Kirche, Schule, Gasthaus und mehrere Läden, in denen die Bauern ihre Bedürfnisse an Schnitt- und Kolonialwaren, Tabak, Petroleum u. s. w. befriedigen können. Seitdem die Regierung den Spiritus monopolisiert hat, darf er nicht mehr in Gasthäusern verschänkt, sondern nur in den Läden gekauft und zu Hause getrunken werden. Dafür sind „Teehäuser" entstanden, und dies leidenschaftlich geliebte Nationalgetränk der Russen wird selbst unter den primitivsten Verhältnissen wirklich ganz ausgezeichnet zubereitet. In vereinzelten Dörfern findet man auch sogenannte „Bierhallen", doch glaube ich, daß einem echten Münchner wohl eine richtige Gänsehaut beim Genusse dieses Stoffes über den Rücken laufen würde.

Die Bevölkerung ist, trotzdem sie, wie schon erwähnt, aus so verschiedenen Volksstämmen zusammengesetzt ist, fast durchweg recht fleißig und geschickt. Im Frühling, Sommer und Herbst treiben Männer, Frauen und Kinder ausschließlich Ackerbau, im Winter aber auch manch andre nutzbringende Beschäftigung, die Männer besonders die Bearbeitung des Holzes. Da wird es gefällt, behauen, abgefahren, aber auch zu Häusern, Haus- und Wirtschaftsgeräten bis zu wirklichen Kunstgegenständen verarbeitet. Die Frauen spinnen, weben, stricken und sticken, alles für ihre Familien und zum Verkauf, und ich habe manche selbstgewebten Gardinen und Portieren, manche handgeknüpften und gestickten Teppiche gesehen, die sich den orientalischen würdig zur Seite stellen können.

Jagd und Fischerei sind außerordentlich ergiebig. Von der Mannigfaltigkeit des Wildes und besonders der Fische kann man sich bei uns kaum eine Vorstellung machen. Allein vier Arten von

Russische und tatarische Taglöhner

Digitized by Google

Hasen habe ich gesehen, graubräunliche wie bei uns, dann graue, schwarze, weiße, ebenso ganz aparte Sorten von Hirschen, darunter auch ganz schwarze, und eine Unmenge verschiedenen Geflügels. Noch größer ist jedoch die Verschiedenheit der Fische, wovon ein recht spaßhafter Beweis ist, daß man mir vier Wochen lang jeden Tag einen andern Fisch vorgesetzt hat. Die Mannigfaltigkeit der Arten, nach denen sie gedörrt und geräuchert, eingesalzen und mariniert werden, sind wirklich staunenswert.

Die Bevölkerung der Umgegend endlich, namentlich die Leute rein russischen Stammes, machen auf den oberflächlichen Beobachter einen ruhigen, sanften, fast elegischen Eindruck; die Leute sind tief religiös und von dem Bedürfnis beseelt, diese Religiosität auch nach außen hin zu betätigen, besonders durch Wallfahrten an wundertätige Gnadenorte, ja sogar nach Jerusalem, die sie mit ihren Strapazen und Entbehrungen oft bis an den Rand des Grabes bringen.

Während ich dies niederschreibe, steht mir so deutlich die rührende Gestalt der lieben alten Gruscha vor Augen, die diesem Bedürfnis sogar ihr Leben opferte. Eigentlich trug sie den stolzen Namen Agrippina, der in der russischen Verkürzung Gruscha, zu deutsch „Birne" heißt. Und nie anders wie mit diesem Neck- oder Kosenamen riefen wir das treue Geschöpf, das der echte Typus des russischen Dienstboten früherer Zeiten war. Nichts ging ihr über ihre Herrschaften, nur noch ihr Gott, und für ihn ist sie auch gestorben. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, zum heiligen Grabe zu pilgern, und alle Bitten und Vorstellungen, daß sie viel zu alt und schwach zu solchen Anstrengungen wäre, prallten machtlos an dem sonst so gehorsamen Wesen ab. Mit einem wirklich verklärten Ausdruck zog sie aus, sie sollte nicht mehr heimkehren, denn sterbend schleppte sie sich bis Jerusalem — aber ihre Augen hatten das gelobte Land geschaut.

Aber auch in diesem weltfernen Winkel fängt die soziale Frage an, die Gemüter zu beunruhigen. Das alte patriarchalische Verhältnis zwischen der Herrschaft und den Dienenden lockert sich immer mehr von Jahr zu Jahr. Nicht mehr ist für den russischen Bauer die Welt zu Ende bei jenen leichten blauen Hügelwellen, die den Horizont begrenzen, oder beim nächsten Flußlauf. Der Militärdienst führt heute den jungen Burschen in andre Gegenden, manchmal über Europa hinaus, und neben dem Gehorchen lernt er auch das Befehlen. Es glimmt bereits ein Funke von Haß und Erbitterung in diesen kindlichen Seelen. Zu welchen Flammen er emporlodern könnte, welch leidenschaftliches Empfinden unter der scheinbar so stillen Oberfläche ruht, lehrt uns wohl am besten ihre Musik, die fast in jedem ihrer Gesänge, die sie mit der Handharmonika, Violine und Balalaika — diesem eigentümlichen, gitarreähnlichen Nationalinstrument von dreieckig flacher Form und seltsam zartem und doch durchdringendem Ton — begleiten, von tiefster Melancholie plötzlich zu der wildesten Leidenschaftlichkeit überspringt.

Der Diakon

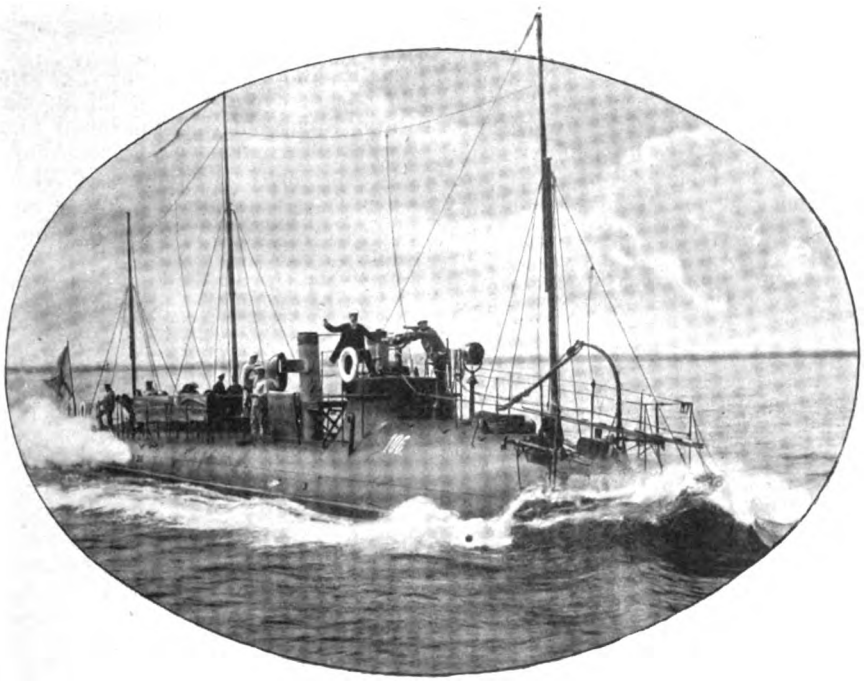
Digitized by Google

Leichte Musik

Nach dem Gemälde von Paul Meyer-Mainz

Digitized by Google

Digitized by Google



Russisches Torpedoboot

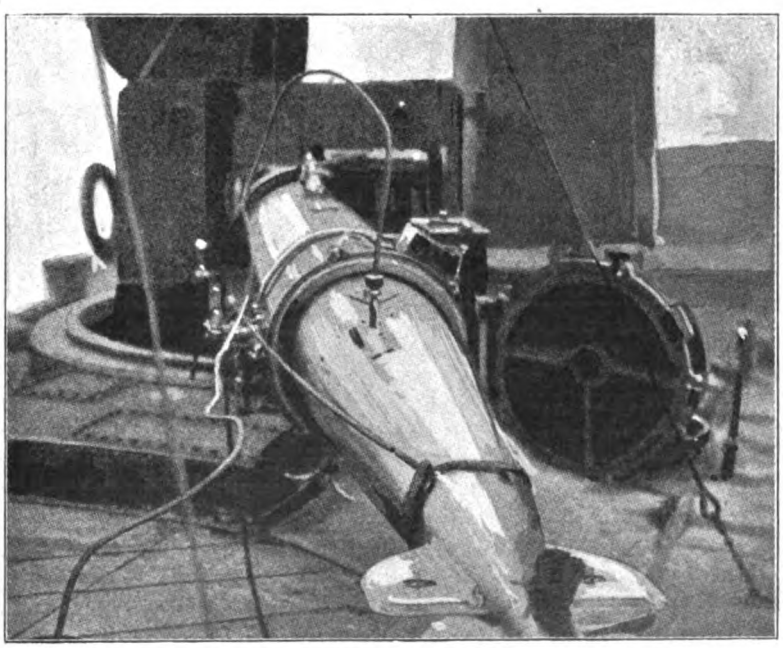
Die Torpedowaffe, ihre Entwicklung und Taktik

Von

Graf E. Reventlow

(Hierzu 7 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

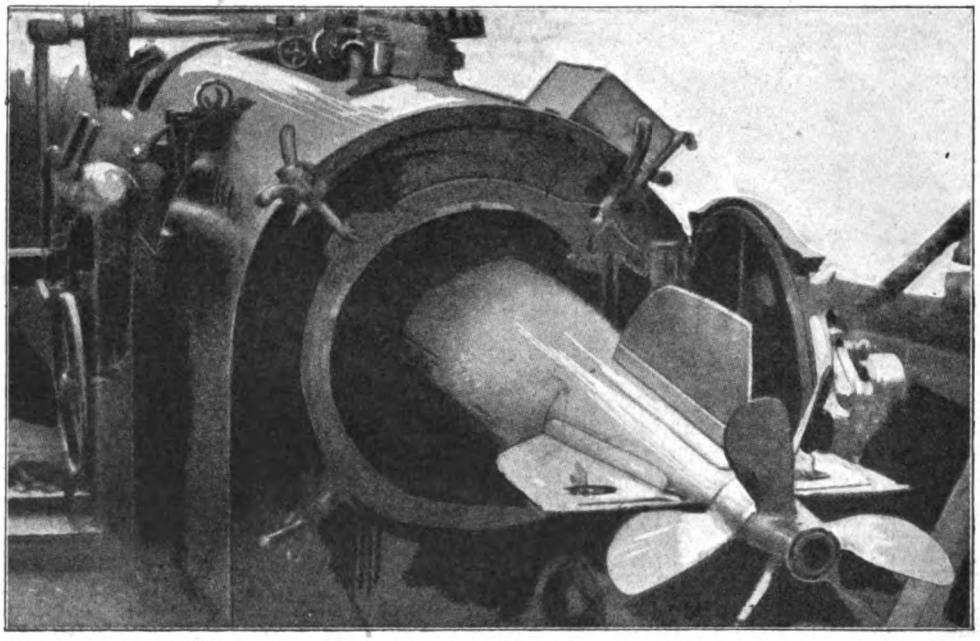
Das Torpedoboot, das jetzt seine Existenzberechtigung so schlagend im fernen Osten dargetan hat, ist eine ganz moderne Waffe und verdankt seine Entstehung dem Geschoß, nach dem es genannt wird, dem Torpedo. Und zwar war dies ein ganz bestimmter Torpedo, der sich von der unterseeischen Mine, die man früher auch „Torpedo" nannte, vor allem dadurch unterschied, daß er sich selbständig unter Wasser fortbewegen konnte. Dieser automobile Torpedo wurde in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts von dem österreichischen Ingenieur Whitehead erfunden und auch nach ihm benannt. Das Prinzip seiner Konstruktion, die natürlich im Laufe der Jahre bedeutend modifiziert und verbessert wurde, ist kurz das folgende. Ein reichlich 3 Meter langes, zigarrenförmiges Gehäuse aus Bronze oder Stahl enthält in seinem vordersten Teil, dem sogenannten Kopf, eine Sprengladung, die bei modernen Torpedos sich auf ungefähr 100 Kilogramm Schießbaumwolle beläuft. Am Ende des Kopfes wiederum sitzt eine scharfe Spitze von einem Bolzen, der in das Innere der Ladung hineinragt. Stößt diese Spitze gegen einen harten Gegenstand, so wird der Bolzen damit auf einen Zündsatz gestoßen, dieser detoniert und bringt seinerseits die Schießbaumwolladung zur Explosion. Der



Ein Whitehead-Torpedo wird mit komprimierter Luft gefüllt

Digitized by Google

mittlere Teil des Torpedos enthält die Mechanismen zu seiner Fortbewegung: eine kleine, aber äußerst kräftige Kolbenmaschine, die nicht durch Dampf, wie sonst derartige Maschinen, in Tätigkeit gesetzt wird, sondern durch stark komprimierte Luft. Diese ist in einem Reservoir, dem sogenannten Kessel, aufgespeichert und strömt von dort nach Oeffnung eines Ventils in die Maschine hinein. Von der Maschine wiederum werden zwei ineinanderliegende Schraubenwellen in schnelle Drehung gesetzt, deren Enden hinten aus dem Torpedo herausragen und zwei Propellerschrauben tragen. Der hintere Teil des Torpedos endlich enthält ebenso komplizierte wie sinnreiche Mechanismen, um ihn während seines Laufes durch das Wasser in der graden Richtung zu halten, sowohl nach oben und unten wie nach den Seiten. Seine Bewegungsgeschwindigkeit beträgt heutzutage auf kurze Strecke bis vielleicht 600 Meter 20 Meter in der Sekunde, auf weitere Entfernungen 14 bis 15 Meter.



Whitehead-Torpedo im Ausstoßrohr

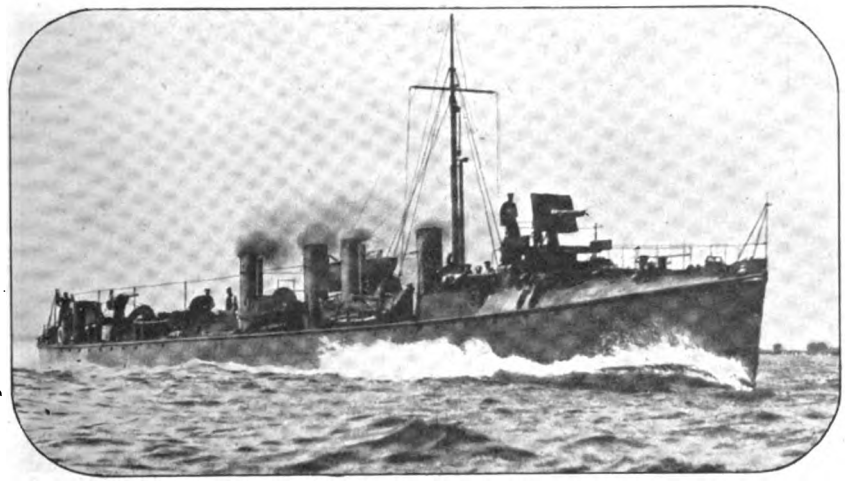
Diese Erfindung wurde im Sinne des Wortes zu einer epochemachenden; hatte man doch nach jahrhundertelangem Suchen ein Zerstörungsmittel gefunden, das gegen die tief unter Wasser liegenden, nicht durch starken Panzer geschützten Teile wirksam war. Wegen der daraus erwachsenden ungeheuern Gewichtsvermehrung ist es nämlich nicht möglich, außer dem nur wenige Meter hohen Wasserlinienpanzer ein Kriegsschiff mittels Panzerung zu schützen.

In früheren Zeiten schon hatte man sich kleiner Boote bedient, um die damaligen Torpedos oder Minen unmittelbar an das feindliche Schiff heranzubringen, was beinahe nie von Erfolg begleitet gewesen war. Jetzt brauchte man nur auf einige hundert Meter heranzugehen und dem Torpedo die genaue Richtung nach dem Ziel zu geben. Dabei stand man damals gerade im Anfang der schnellen Entwicklung von Maschinenbau und Eisenschiffskonstruktion und wurde dadurch auf den Gedanken gebracht, ein kleines schnelles Boot als Träger des Torpedos zu bauen: das Torpedoboot. Klein und schnell mußte es sein, um sich dem Feinde überraschend nähern zu können und nicht von den Geschossen seiner Artillerie vernichtet zu werden; aus demselben Grunde konnte man es auch nur in geringstem Maße belasten und mußte daher auf jeglichen Panzerschutz verzichten. Um so mehr war es auf Schnelligkeit und Unsichtbarkeit durch seine Kleinheit und das Dunkel der Nacht angewiesen.

Während nun die andern Nationen aus der Notwendigkeit dieser Eigenschaften in jener Zeit den Schluß für die Praxis zogen, daß das Torpedoboot nur in unmittelbarer Nähe der Küsten wirksam sein könne und auf diese angewiesen sei, ging Deutschland seinen Weg für sich, der sich in der Folge als der allein richtige erwiesen hat. Es war das große Verdienst des jetzigen Staatssekretärs des Reichsmarineamts, des damaligen Kapitänleutnants Tirpitz, dem das Torpedowesen unterstellt war, daß er gegen heftigen Widerstand weit älterer Seeoffiziere den Grundsatz zum maßgebenden machte, das Torpedoboot müsse zur Hochseewaffe entwickelt werden und befähigt sein, bei jedem Wetter die hohe See zu halten, den Feind dort zu finden und anzugreifen. Das Mittel, um diesen Plan in die Praxis zu übersetzen, boten ihm die ausgezeichneten konstruktiven und technischen Leistungen der Firma Schichau-Elbing, deren Torpedoboote im Laufe der Jahre Weltberühmtheit erlangt haben.

Die Folge der hervorragenden Leistungen der deutschen Torpedoboote war die Epoche des sogenannten

Digitized by Google

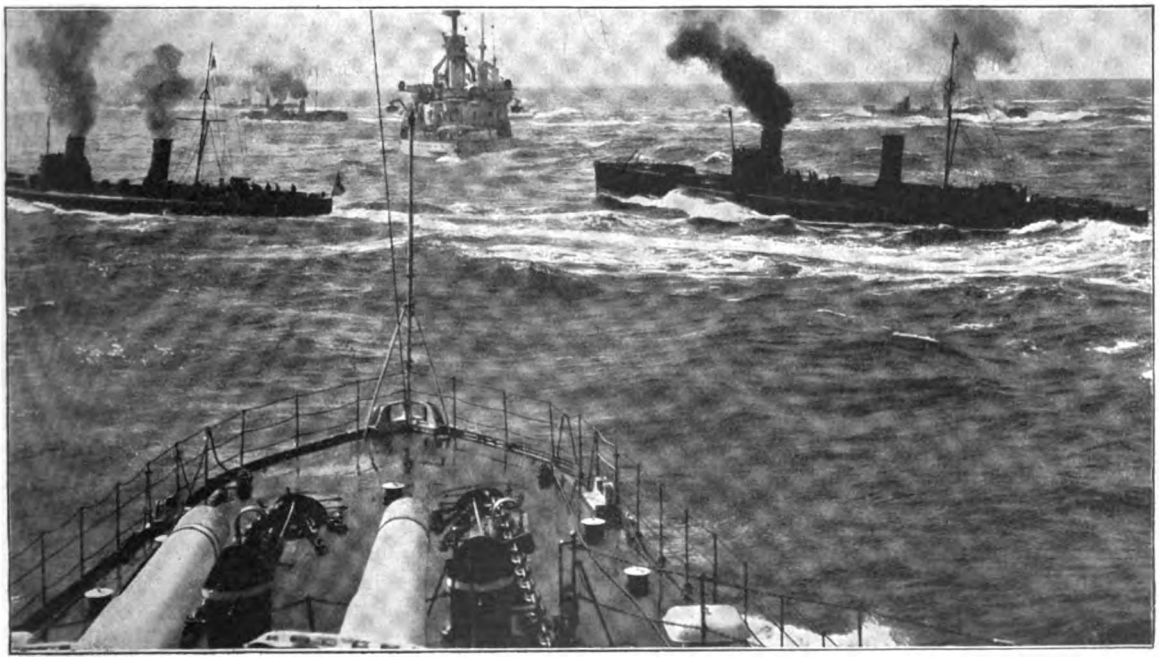


Russischer Torpedobootszerstörer

Torpedobootenthusiasmus. Unsre Flotte war damals in einer sehr traurigen Verfassung, und nach einer guten Entwicklung unter Admiral von Stosch flossen jetzt die von der Volksvertretung bewilligten Mittel immer spärlicher. Da hieß es denn auf einmal: das Torpedoboot ist imstande, das größte Panzerschiff in den Grund zu bohren, für die Kosten eines einzigen Schlachtschiffes können wir eine Menge Torpedoboote bauen, also sparen wir ungeheure Summen, die weggeworfen wären, und bauen wir nur noch Torpedoboote und vielleicht auch einige Küstenpanzerschiffe. Auch der damalige Chef der Admiralität, General von Caprivi, neigte dieser Ansicht zu, und unter ihren Folgen hat unsre Flotte lange zu leiden gehabt, ja bis auf den heutigen Tag.

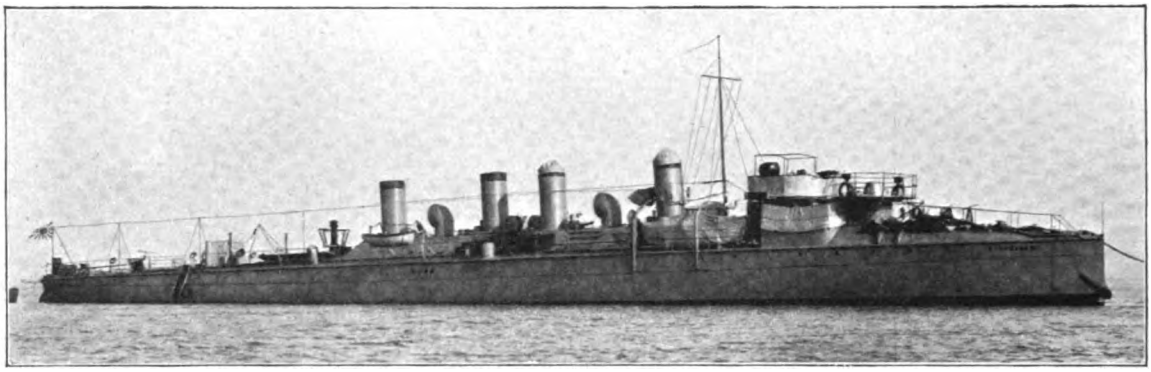
Die nächsten Jahre aber zeigten bereits, daß man einen Trugschluß gezogen hatte, denn die Entwicklung der Panzerschiffe machte bedeutende Fortschritte: ihre Fahrtgeschwindigkeit wurde stetig erhöht, und vor allem, man erfand die Schnellade-kanone und die Maximwaffen, beides die schlimmsten und mörderischsten Feinde des ungeschützten Torpedobootes. Außerdem drang auch in Deutschland endlich der Gedanke siegreich durch, daß die Seeherrschaft die Entscheidung jeden Seekrieges bedeute, diese sich aber mit dem Torpedoboot nicht erkämpfen lasse; dies beiläufig, da wir uns hier lediglich mit der Entwicklung des Torpedobootes beschäftigen wollen.

Je schneller das anzugreifende Schiff ist, desto schneller muß auch das angreifende Torpedoboot



Aus der Taktik: Torpedoboote brechen zum Angriff auf den Gegner durch die Linie der eignen Panzerschiffe

Digitized by Google



Typus der japanischen Torpedobootszerstörer, die bei Port Arthur im Gefecht waren

laufen, ja es muß, um erst einzuholen und dann anzugreifen, einen ganz bedeutenden Geschwindigkeitsüberschuß vor dem Schlachtschiff haben. Höchste Schnelligkeit wird ebenfalls von ihm verlangt, damit es nur eine verschwindend kurze Zeit sich dem verheerenden Feuer der weittragenden und äußerst präzise schießenden Schnelladekanonen auszusetzen braucht. Je höher die Geschwindigkeit, desto kräftiger und größer müssen aber auch Maschine und Kessel, desto umfangreicher der Kohlenvorrat sein, und aus dieser zwingenden Forderung erwuchs die Notwendigkeit, auch die Größe der Boote zu steigern, entgegen dem richtigen Anfangsprinzip möglichster Kleinheit. So wuchs das deutsche Torpedoboot aus diesen Gründen von rund 90 Tonnen auf ungefähr das Doppelte an Deplacement. Der Typ blieb gleichwohl im großen und ganzen derselbe: ein niedrig über Wasser liegendes Fahrzeug mit scharfgeschnittenen Linien; das Vorschiff war nach oben gewölbt, um der Gewalt der Seen widerstehen zu können, eben dahinter ein kleiner Turm, der dem Rudersmann als Aufenthaltsort diente und dem dahinter stehenden Kommandanten und dem wachthabenden Unteroffizier Schutz gewährte. Jedes Boot führte drei Torpedoausstoßrohre, von denen zwei auf dem Oberdeck lagen, eines unter der Wasserlinie im Bug. Das Funktionieren der Außstoßrohre ist kurz das folgende: der Torpedo wird hineingeschoben, dann dem Rohr ungefähr die Richtung gegeben, in der sich der Feind befindet; das Boot läuft nun auf die wirksame Schußdistanz heran und fährt am feindlichen Schiff vorbei, dabei zielt der „Rohrmeister" mit einem am Rohr angebrachten Zielapparat und drückt auf einen Hebel oder Knopf, wenn das Ziel genau in der Linie ist. Durch diesen Druck entzündet sich eine kleine Pulverpatrone am Rohr oder es strömt durch ein Ventil komprimierte Luft in dieses hinein und schleudert den Torpedo nach vorn heraus, dicht neben dem Torpedoboot ins Wasser. Sowie er darin ist, setzt sich seine Maschine in Bewegung, seine Steuerapparate lenken ihn selbsttätig auf eine Tiefe von 3 Metern unter Wasser, und so läuft er mit großer Geschwindigkeit seinem Ziel zu. Trifft er, so explodiert in der anfangs skizzierten Weise seine Schießbaumwolladung an der Wand des feindlichen Schiffes und reißt bei senkrechtem Auftreffen an einer günstigen Stelle ein Loch bis zu 20 Quadratmetern Größe. An „ungünstigen" Stellen wurden die beiden russischen Schlachtschiffe „Retwisan" und „Zesarewitsch" getroffen, das eine ganz vorn, das andre ganz hinten; trotzdem haben sie genug gehabt.

Dieser kleine Torpedobootstyp war nicht nur für seine Besatzung — 1 Offizier und ca. 20 Unteroffiziere und Mannschaften — ein höchst anstrengender und aufreibender Aufenthaltsort, sondern hatte außerdem noch den Nachteil, daß bei der Niedrigkeit der Boote die Fernsicht eine sehr geringe und eine genaue Navigierung beinahe ausgeschlossen war. Bei schlechtem Wetter mußte man mehr daran denken, sich festzuhalten, als an Navigation. Vornehmlich aus diesem Grunde gab man zu sechsen dieser Boote, die „eine Division" bildeten, noch ein größeres, im allgemeinen ebenso eingerichtetes und gestaltetes Torpedofahrzeug mit, das Divisionsboot oder kurz D-Boot genannt wurde. Die ersten dieser D-Boote hatten ein Deplacement von 280, die neuesten von 350 Tonnen; sie hatten, wie gesagt, die Aufgabe, für die ganze Division zu navigieren, sie überhaupt und auch zum Angriff an den Feind heranzuführen.

Als nun aber während des letzten Jahrzehnts die Geschwindigkeit der großen Schlachtschiffe auf 18 Seemeilen pro Stunde wuchs, war es auf dem bisherigen Wege geringer und allmählicher Größensteigerung der Torpedoboote nicht mehr möglich, ihnen den notwendigen Geschwindigkeitsüberschuß bei guter Seefähigkeit zu gewährleisten. Man tat infolgedessen den großen und mit manchen im übrigen bewährten Traditionen brechenden Schritt, daß vom Ende des vergangenen Jahrhunderts an nur noch Torpedoboote von 350 Tonnen Deplacement gebaut wurden und auch heute noch werden. Diese ausgezeichnet schnellen — bis zu 30 Seemeilen pro Stunde — und sehr seefähigen Boote ähneln dem früheren D-Boot, haben jedoch anstatt einer zwei getrennte Schiffsmaschinen, durch die auch nur die hohe Geschwindigkeit ermöglicht wurde. D-Boote werden nicht mehr gebaut.

In den andern Marinen ist man nicht auf dieser geraden Linie gegangen, sondern unterscheidet noch heute Küstentorpedoboote, Hochseetorpedoboote und Torpedobootszerstörer oder -jäger. Was man aber z. B. in Frankreich unter Hochseetorpedobooten versteht, sind Fahrzeuge, die den Anforderungen, die wir an Hochseefähigkeit stellen, lange nicht genügen würden. Dagegen entsprechen die englischen und französischen Torpedobootszerstörer in der Größe

Digitized by Google

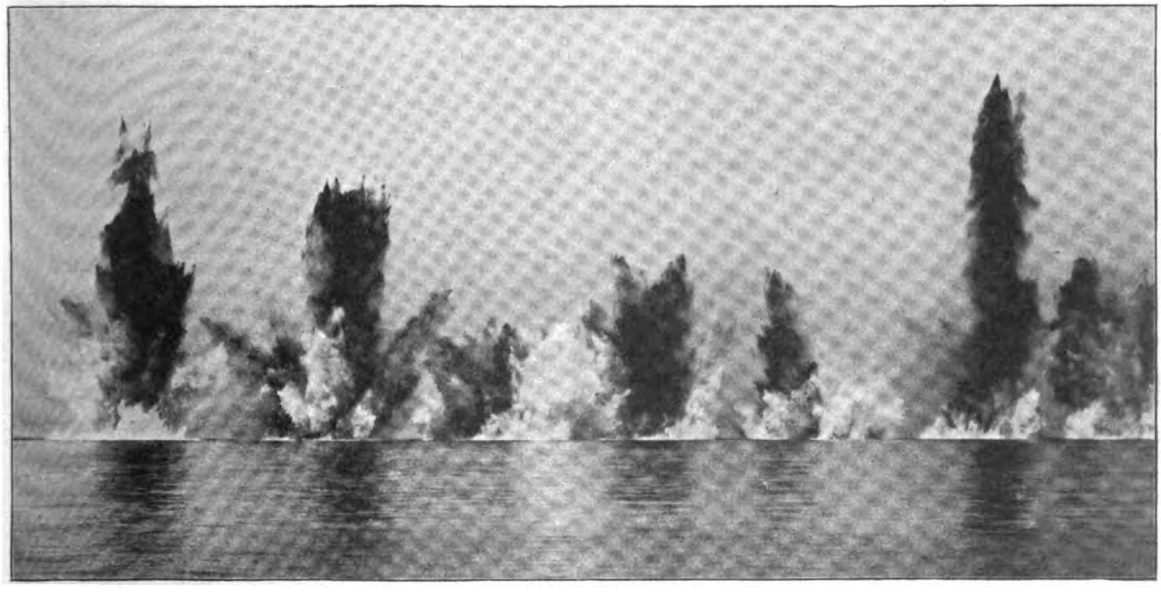
und manchem andern unsern neuen großen Hochseetorpedobooten, allerdings mit dem prinzipiellen Unterschied, daß sie, um ihrem Zweck als „Zerstörer" zu genügen, weit schwerer mit Artillerie ausgerüstet sind, während die Hauptaufgabe der unsrigen der Torpedoangriff auf große Schiffe bleibt und demgemäß auch die Torpedoarmierung durchaus im Vordergrunde steht. Vor Port Arthur ist es aber gerade in der letzten Zeit vor der Sperrung des Hafens wiederholt vorgekommen, daß Torpedobootszerstörer gegen Torpedobootszerstörer kämpfen mußten, und die bessere Bestückung der japanischen, aus England bezogenen Fahrzeuge hat sich glänzend bewährt. Die japanischen Zerstörer, die allerdings meistens, wie ausdrücklich hervorgehoben werden muß, in der Ueberzahl waren, umringten den Gegner, und es gelang ihnen in unverhältnismäßig kurzer Zeit, ihn mit der leichten Artillerie so zuzurichten, daß die Fahrzeuge entweder sanken oder genommen werden konnten. Vielleicht ziehen auch die deutschen Konstrukteure daraus den Schluß, unsre Hochseetorpedoboote in Zukunft mit etwas stärkerer Artillerie zu versehen.

Die Taktik des Torpedoboots kann eine sehr verschiedene sein. Der Leitsatz für alle ihre Operationen ist: auf Schußweite an den Feind heran! Einfach gesagt, aber oft schwierig ausführbar, denn die Schußweite des Torpedos ist im Verhältnis zu der des Geschützes äußerst gering, das Torpedoboot also der Wirkung des letzteren im höchsten Grade ausgesetzt.

Wenn es also nicht vernichtet werden will, bevor es seinen Torpedo auf gute Entfernung abgeschossen hat, so muß es möglichst bis zu diesem Moment vom Feinde unbemerkt bleiben, und daraus ergibt sich, abgesehen von seltenen Ausnahmefällen, daß es nur bei Nacht günstige Chancen hat. Bei Nacht wiederum sind die Aussichten am günstigsten, wenn der Torpedobootskommandant genau weiß, wo der anzugreifende Feind sich aufhält, und das ist wieder der Fall, wenn er auf einer bekannten Reede vor Anker liegt. Diesen günstigsten aller Fälle trafen die japanischen Torpedoboote bei Port Arthur an, und die totale Unaufmerksamkeit der Russen machte ihn geradezu ideal. Sie werden sich — natürlich ohne irgend welche Lichter zu führen und alles Innenlicht nach außen abgeblendet — langsam und vorsichtig bis auf eine gewisse Entfernung herangeschlichen haben; dann aber heißt es, höchste Fahrt aufnehmen, am Feinde auf Torpedoschußweite vorbeijagen, die Torpedos lanzieren und so schnell wie möglich wieder davon aus dem Bereich der Geschütze. Der größte Feind des Torpedoboots ist außer dem Geschütz dessen wirksamer Helfer, der elektrische Scheinwerfer — wenn er richtig bedient wird. Fällt sein heller Lichtkegel auf das Torpedoboot, so bietet es dem Geschütz ein sehr deutlich wahrnehmbares und genau zu unterscheidendes Ziel, außerdem aber blendet das Scheinwerferlicht den Torpedobootskommandanten unter Umständen völlig. Gelingt es, ein Torpedoboot scharf von vorn zu beleuchten, ehe es zum Angriff gelangt ist, so sieht der Kommandant das Schiff nicht mehr, sondern nur das blendende Licht, die Rohrmeister können nicht zielen, und viele Friedensmanöver haben gezeigt, daß der Scheinwerfer bisweilen einen Angriff völlig vereiteln kann.

Befinden sich die feindlichen Schiffe in Fahrt, so liegt die Sache viel schwieriger, denn man muß sie finden und unter Berücksichtigung ihrer Geschwindigkeit und ihrer Fahrtrichtung angreifen. Das erfordert große Geschicklichkeit, zumal wenn die Schiffe sich durch schnelle Wendungen der Gefahr zu entziehen versuchen.

Bei Tage kann das Torpedoboot nur auf Erfolg rechnen, wenn die feindlichen Schlachtschiffe im Kampf mit denen der andern Partei begriffen und schon eine große Anzahl ihrer leichten Geschütze außer Gefecht gesetzt worden sind.



Explosion von Seeminen, hervorgerufen durch eine Contremine
Seeminen sind im Gegensatz zum Whitehead-Torpedo fest verankert und werden durch Anstoß des feindlichen Schiffes oder durch Elektrizität entzündet

Digitized by Google

Geographiestunde

Aus dem Blindeninstitut

Von

Theodor Haller

(Hierzu 6 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die Verbindung der Blinden mit der Außenwelt vermittelt der Tastsinn. Unterstützend tritt ihm zur Seite der Gehörsinn. Anfänglich allerdings ist dieses Verhältnis oft umgekehrt. Man kann bei vielen blinden Kindern die Beobachtung machen, daß sie bei Beginn des Unterrichts ein vollständig unentwickeltes Tastvermögen besitzen und den Gegenständen ihrer Umgebung so lange fremd gegenüberstehen, bis sie sie durch charakteristische Töne und Geräusche erkannt haben. Um durch das Gehör eine Vorstellung von den ihnen übergebenen Gegenständen oder verkleinerten Modellen zu empfangen, gehen sie dann in der Weise zu Werke, daß sie die Lehrobjekte entweder mit dem Finger abklopfen oder sie kräftig auf Bank und Tisch aufsetzen. Derartig ungeübte Kinder müssen erst zur richtigen Betastungsmethode angelernt werden. Die äußere Formgebung der Lehrgegenstände ist dem Blinden zunächst ziemlich gleichgültig. Weit mehr interessiert ihn die wechselnde Beschaffenheit der Oberfläche, ihre Rauheit oder Glätte und ihre Temperatur. Erst allmählich gelingt es, durch die Auswahl und Vorlegung passender Tastobjekte, die aus dem gleichen Stoff gefertigt sind und der Unterscheidung nach der Oberflächenbeschaffenheit daher keine Anhaltepunkte gewähren, die Aufmerksamkeit der Schüler auf die Formverhältnisse zu lenken. Das Eckige oder Runde sind diejenigen Merkmale, die den blinden Zöglingen bei den methodischen Abtastungen zuerst auffallen. Im Beginn wissen sie überhaupt keine andern Unterschiede wahrzunehmen und anzugeben. Je mehr sich aber die Fähigkeit vervollkommnet, sich über die ihnen vorgelegten Tastobjekte Sicherheit zu verschaffen und Auskunft zu geben, desto deutlicher tritt auch eine Veränderung in der Tastart hervor. Natürlich schreitet man auch beim Blindenunterricht vom Einfachen zum Schwierigeren vor. Trotzdem verursacht es den Kindern vielfach eine große Anstrengung, sich auch von einfachen Lehrgegenständen eine zusammenfassende Vorstellung zu bilden. Uebergibt man einem Schüler einen Würfel mit der Aufforderung, ihn nach der Zahl der Ecken, Kanten und Flächen, nach der Größe und dem Stoff zu beschreiben, so geschieht es häufig, daß er diese Bestimmungen von dem Lehrobjekt sozusagen ganz richtig Punkt für Punkt abliest, mit dieser genauen Beschreibung aber, wie sich alsbald herausstellt, keineswegs eine entsprechend genaue Vorstellung verbindet. Der Schüler zählt eben nur nach der Reihenfolge der Fragen die Zahl der Ecken, Kanten und Flächen, nimmt darauf die Maßbestimmung vor, wobei er, solange er noch ungeübter ist, die eng aneinander gelegten Finger als Maßstab benutzt, und überzeugt sich zuletzt durch den Klopfton von der Beschaffenheit des Stoffes, aus dem der Würfel besteht, faßt aber diese Einzelheiten nicht zu einem Ganzen in seiner Vorstellung zusammen.

Interessant ist es, bei vorgeschritteneren Schülern, sei es im Handfertigkeitsunterricht, sei es in den schulgemäßen Lehrfächern, wie der Naturkunde,

Digitized by Google

wenn Vögel und andre Tiere der Heimat besprochen werden, das methodische Abtastungsverfahren zu verfolgen. Um sich einen allgemeinen Eindruck von den Lehrobjekten zu verschaffen, bedienen sich die Kinder zunächst beider Hände, indem sie den Gegenstand mit ihnen umschließen. Die Hände besitzen die Fähigkeit, sich bis zu einem gewissen Grade der Form der Objekte anzupassen, und dieses Anpassungsvermögen wächst noch bedeutend durch die Ergänzung, die die eine Hand der andern infolge der gegenseitigen Lage darbietet. Die Blinden formen gleichsam die Unterrichtsgegenstände mit ihren Händen nach. Aber in der Ruhestellung ist die Abtastungsfläche und demgemäß das Vorstellungsbild doch immer nur beschränkt. Erst die Bewegung bringt den Gegenstand mit den Stellen der deutlichsten Tastempfindung allseitig in Berührung. Daher drehen die Kinder die Unterrichtsobjekte in den Händen, und zwar unter stellenweiser Lösung des Handschlusses. Diese Bewegungen vollziehen sich nicht fortgesetzt, sondern sie werden häufig unterbrochen, und hin und wieder wird der Gegenstand auch stärker angedrückt.

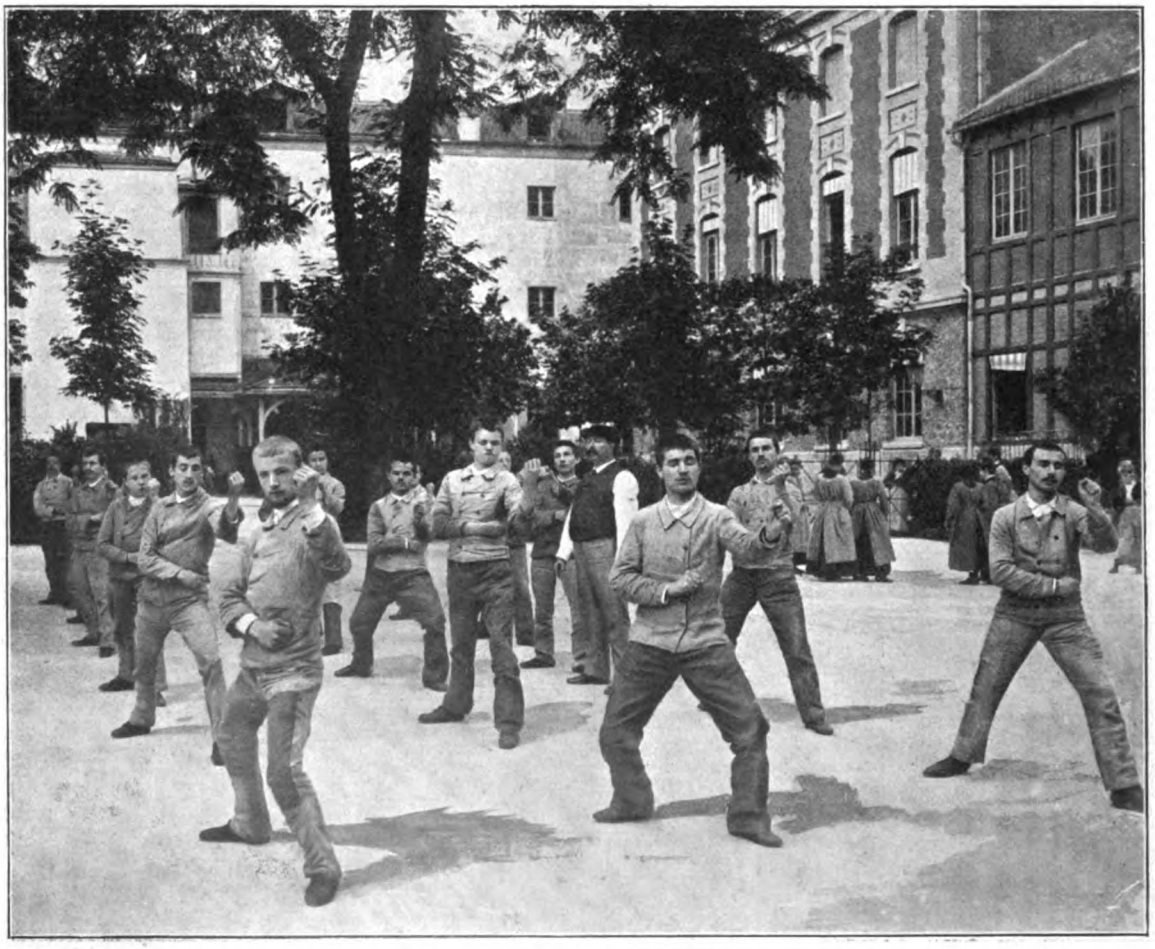
Zur feineren Abtastung gebrauchen die Kinder stets zwei Finger, den Zeigefinger und den ihm entgegengestellten Daumen. Der zu betastende Gegenstand wird an zwei entgegengesetzten Seiten erfaßt, und nun gleiten die Finger über die sich gegenüberliegenden Kanten und Flächen hinweg, indem aus der jeweiligen gegenseitigen Entfernung der Finger im Vergleich zu ihrer Anfangslage ein Maß für die Verlaufsrichtung der Begrenzungslinien gewonnen wird. Behalten die Finger während des Hingleitens ihren Abstand bei, so weiß der Blinde, daß die Begrenzungslinien einander parallel sind, entfernen sie sich voneinander, so merkt er, daß eine Ausbuchtung, nähern sie sich, so erkennt er, daß eine Verschmälerung und Verengerung vorhanden sein muß. Mit der Zeit erwerben sich die Zöglinge in dieser Fingerabzirkelung eine erstaunlich sichere Größenabschätzung. Viele vermögen auf diese Weise Maßunterschiede auf Millimeter genau zu erkennen. Sie sind beispielsweise imstande, die wechselnde Dicke von Papiersorten zu unterscheiden, die für gewöhnlich nur mit Hilfe feinster Maßverfahren festgestellt werden kann. Dabei erfolgen die Tastbewegungen mit außerordentlicher Schnelligkeit. Den Besuchern von Blindenanstalten erscheint gerade diese Schnelligkeit besonders wunderbar. Aber sie erleichtert den Blinden die Zusammenziehung der Einzelwahrnehmungen zu einem Gesamteindruck. Werden sie zu einer Verlangsamung der

Wie blinde Kinder Naturgeschichte lernen

Digitized by Google

Tastbewegungen aufgefordert, so sind Unsicherheit und Unentschlossenheit die stete Folge. Ein weiterer, die Besucher überraschender Umstand ist die Beobachtung, daß sich bei vielen Zöglingen eine nahezu vollkommene Uebereinstimmung in der Ausführung der einzelnen Tastbewegungen zeigt. Die große Mehrzahl der Blinden tastet in senkrechter Richtung nicht von unten nach oben, sondern umgekehrt, und bei der Ausmessung wagerechter Flächen werden Hände und Arme nicht aus der Beugung in die Streckung, vielmehr aus dieser in jene übergeführt, so daß ihre Bewegung von außen nach innen erfolgt. Diese Gleichartigkeit des Bewegungsmechanismus ist indessen nicht ein Ergebnis des Unterrichts. Sie entspringt allein dem Gesetz der Kraftersparnis, das die Blinden unwillkürlich anwenden, indem sie einfach diejenigen Bewegungsformen wählen, welche die geringsten Anstrengungen erfordern.

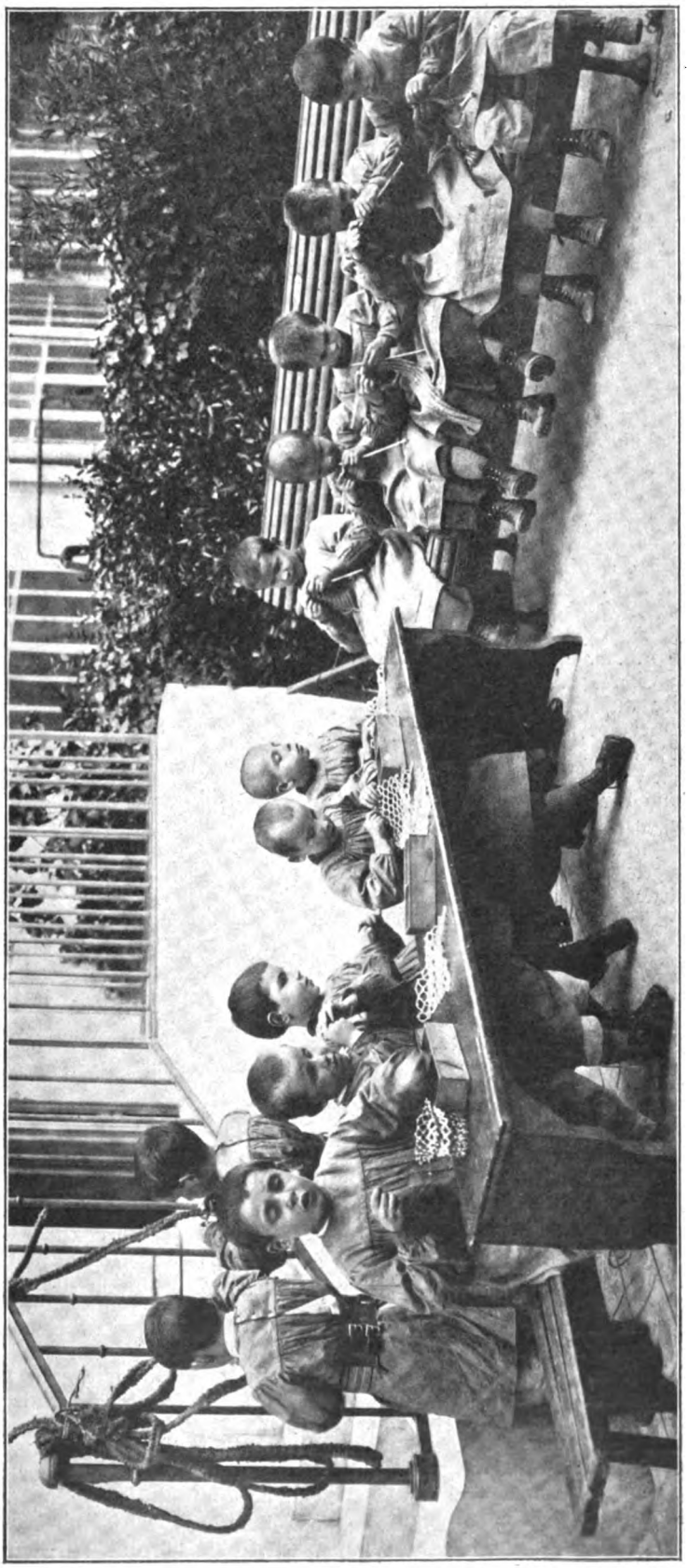
Rasten heißt schon für den Vollsinnigen rosten. Für den Blinden aber bedeutet Untätigkeit Verkümmerung und Verdumpfung. Beschäftigung ist für ihn nicht bloß Unterhaltung, sondern mehr noch Anregung und Erweckung seiner geistigen Fähigkeiten. Freilich, was muß nicht schon alles von den Kleinsten der Kleinen gelernt werden, bis die Anfertigung einer einfachen Handarbeit gelingt? Man muß erst mit dem Stoff und den Geräten vertraut werden, man muß Schritt für Schritt die Strähnen flechten, die Knoten knüpfen und die Maschen legen lernen. Der größere Teil der Kinder ist nicht blind geboren, sondern erst später erblindet. Ist die Netzhaut nicht völlig zerstört, so sind sie noch imstande, Helligkeitsabstufungen wahrzunehmen, und wo diese Möglichkeit gegeben ist, wird fleißig geäugt, um mit dem verbliebenen Schimmer das Werk der kleinen Hände zu fördern. Uebung macht den Meister. Und so lernt man denn Strohseile flechten, Beutelchen und Netze knüpfen, Waschlappen und Strümpfe stricken, Passen und Deckchen häkeln. Fehler laufen zwar hier und da unter, aber sie sind ja dazu da, um mit Hilfe der Lehrerin und des Lehrers schleunigst verbessert zu werden. Hat man endlich Sicherheit erlangt und ist das kleine Kunstwerk tadellos fertiggestellt, dann ist das befriedigte Aufleuchten in den lieben, unschuldigen Gesichtern den Unterrichtenden die erhebendste Belohnung für alle ihre Mühen. Später gehen die Herangewachsenen zur Erlernung von Stuhl- und Korbflechten, zur Bürstenbinderei, zum Schuh- und Teppichmachen aus Tuchenden, zur Seiler-, Drechsler-, Böttcher- und Tischlerarbeit über. In verschiedenen Anstalten wird auch das Klavierstimmen gelehrt.



Körperliche Ausbildung der Blinden: Freiübungen

Digitized by Google

So wertvoll der Handfertigkeitsunterricht auch ist, er würde doch in den Zöglingen eine weite Kluft geistiger Leere übrig lassen, wenn sie nicht wenigstens mit den elementaren Lehrfächern der Schule bekannt gemacht werden könnten. Der Blinde lernt heute nicht nur Lesen, Schreiben und Rechnen, sondern er wird auch in die Naturgeschichte und Erdkunde eingeführt. Die üblichste Schriftgattung ist jetzt die Braillesche Punktierschrift. Sie ist durch den internationalen Kongreß der Blindenlehrer vom Jahre 1879 in Berlin zur Weltschrift für Blinde erhoben worden. Sie führt ihren Namen von Louis Braille, der, selbst mit drei Jahren erblindet, als Lehrer an der Pariser Anstalt wirkte. Das Punktsystem zur Wiedergabe der Schriftzeichen hatte bereits J. W. Klein vorgeschlagen. Braille und mit ihm sein Kollege Charles Barbier fanden durch ihre eignen Erfahrungen, daß von allen Schriftgattungen die Antiqua sich am bequemsten durch Punktanordnungenausdrücken lasse. Barbier rückte die einzelnen Punkte weiter auseinander, als es Klein getan hatte, und schaltete einen Teil der unwesentlichen Mittelpunkte aus, wodurch die Abtastung bei dem Lesen und die Niederschrift noch mehr erleichtert wurden. Den letzten Schritt tat Braille, indem er von einer genauen Nachahmung der Antiquaschrift durch die Punktanordnungen ganz absah und ihr vielmehr ein System von zuerst acht, später sechs Punkten zugrunde legte, das nun den Anforderungen der Blinden aufs beste entsprach. Mit dieser vereinfachten Punktierschrift trat er 1829 hervor. Die Grundform des Brailleschen Schriftsystems ist folgende Punktgruppierung (⁚⁚). Die Punkte werden auf je drei zusammengehörige, wagerechte Linien mittels eines Stahlstiftes oder Griffels eingedrückt. Sie stehen wechselseitig drei Millimeter auseinander. Die erste Gruppe und den Kristallisationskern aller übrigen



Handarbeitsstunde der blinden Knaben im Garten des Instituts

Digitized by Google

Schriftzeichen bilden die Buchstaben von A bis J, deren Punkte auf die beiden obersten Linien eingetragen werden. Es versinnbildlichen:

A ⠁ B ⠃ C ⠉ D ⠙ E ⠑
F ⠋ G ⠛ H ⠓ I ⠊ J ⠚

Wird zu diesen Punktanordnungen der untere linke Punkt der Grundform auf der dritten Linie hinzugesetzt, so ergeben sich die Zeichen für die Buchstaben K bis T auf folgende Weise:

K ⠅ L ⠇ M ⠍ N ⠝ O ⠕
P ⠏ Q ⠟ R ⠗ S ⠎ T ⠞

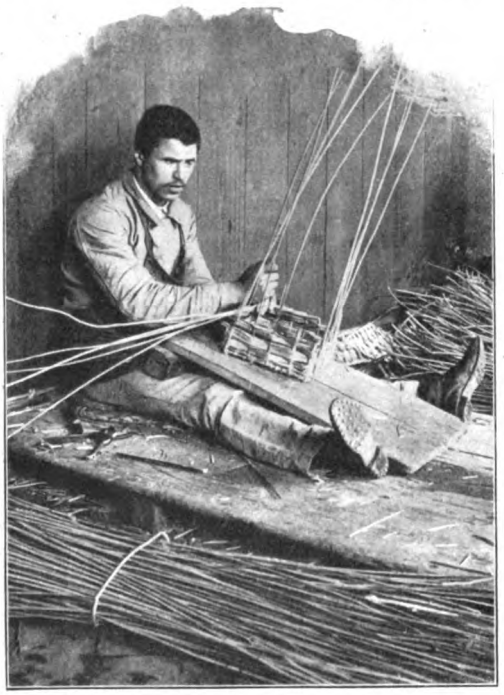
Werden zu den ersten fünf Zeichen der ersten Gruppe die beiden untersten Punkte der Grundform hinzugefügt, so erhält man die Buchstaben U bis Z, also:

U ⠥ V ⠧ X ⠭ Y ⠽ Z ⠵

Das System ist, wie der Blick lehrt, äußerst übersichtlich und sehr leicht erlernbar. Durch die Vorsetzung des Zeichens ⠼ vor die Charaktere der ersten zehn Schriftzeichen werden dann zugleich die Ziffern ausgedrückt. Es bedeutet demnach:

1 ⠼⠁ 2 ⠼⠃ 3 ⠼⠉
u. s. w. 0 ⠼⠚

Beim Schreiben wird das Papier auf eine gefurchte Zinktafel gelegt und in einen Rahmen eingespannt. Um die Stellung und Entfernung der Punkte richtig zu treffen, wird ein Messinglineal über das Schreibblatt gelegt, in dem kleine Rechtecke von der Größe der Buchstaben ausgeschnitten sind, so daß hier das Papier frei liegt. Die oberen und unteren Punkte werden mit dem Griffel in die entsprechenden vier Ecken der Ausschnitte eingedrückt, während kleine Ausbuchtungen in der Mitte der beiden Längsseiten der Rechtecke den Anhalt für die Anbringung der mittleren Punkte bieten. Die Blinden schreiben von rechts nach links. Wird das Blatt umgewendet, so sind hier die erhöhten Punkte für den Finger deutlich fühlbar. Beim Lesen fährt der Zeigefinger der rechten Hand über die Punktgruppen hin, wobei der Zeigefinger der linken Hand am Anfang der jedesmaligen Zeile liegen bleibt, um das Auffinden der folgenden Zeile zu erleichtern. Neuerdings ist unter Benutzung des Brailleschen Systems eine Kurzschrift in Aufnahme gekommen, durch die infolge Einführung von Abkürzungen für die gebräuchlichsten Worte eine Zusammendrängung des Inhalts auf einen geringeren Raum ermöglicht wird. In der Brailleschrift sind mittels eines sinnreichen Druckverfahrens zahlreiche Werke, wie Goethes „Herman und Dorothea“, Schillers „Wilhelm Tell“ und Scheffels „Trompeter von Säkkingen“, erschienen.



Korbflechten, die gewöhnliche Handarbeit

Ferner werden die Braillezeichen als Notenschrift verwendet. Die sieben Töne innerhalb der Oktave werden durch die Buchstaben von D bis K wiedergegeben. Die andern Buchstaben werden zur Bezeichnung der Tonart, des Taktes, des Notenwertes und der Oktavenhöhe in mannigfacher Verbindung benutzt. Im schriftlichen Verkehr mit Nichtblinden bedienen sich jetzt vielfach die Blinden der Schreibmaschine mit Klaviatur.

Der Rechenunterricht umfaßt hauptsächlich das Kopfrechnen, das an der Hand von hundert kleinen Würfeln gelehrt wird. Sonst gebraucht man auch die Taylorsche Rechentafel, bei der die Rechnungen durch Versetzung vierkantiger kleiner Metalltypen ausgeführt werden. Den Unterricht in der Erdkunde hatte bereits Hauy in den Lehrplan aufgenommen, in dem er für seine Schüler Landkarten herstellte, die durch eine wechselnde Bestickungsart das topographische Gepräge kennzeichneten. Gegenwärtig bestehen die Hilfsmittel aus Erdgloben und Landkarten, auf denen nach dem Vorgang J. A. Zeunes Gebirge, Flüsse, Landesgrenzen und Städte im Relief dargestellt sind. Verschiedentlich benutzt man dabei kleine Apparate zur Abtastung und Ausmessung der Entfernungen. Großes Vergnüen bereitet den Kindern der naturgeschichtliche Unterricht, soweit er sich auf die Zoologie bezieht. All die Eulen, Störche, Reiher, Singvögel, Tauben und Enten werden nicht nur sorgfältig abgetastet, sondern auch liebevoll gestreichelt und gedrückt. Schwieriger gestaltet sich die Unterweisung in der Botanik. Hier ist ja der Farbenreiz das sinnfälligste Moment, und außerdem erleiden die feineren Pflanzenorgane durch die Fingerbetastung leicht störende Formenveränderungen und Verletzungen. Es ist nun interessant, daß ein Teil der Schüler zur Vermeidung des letzteren Umstandes Zunge und Lippe zu Hilfe nimmt, um sich über den Bau der Pflanzen zu vergewissern. Bekanntlich besitzt die Zungenspitze das ausgebildetste Tastgefühl. Bei den Lippen bringt es die Vorwölbung der Ränder mit sich, daß schon die leiseste Berührung eine deutliche Unterscheidung der Zwischenstufen zwischen Rauheit und Glätte gestattet. Hat der Blinde einen Pflanzenteil, beispielsweise eine Blüte, nach dieser Richtung hin mit den Lippen geprüft, dann zählt er durch rasche Zungenbewegungen die Blumen- und Kelchblätter, dringt mit der Zungenspitze auch in das Innere der Blüte ein und stellt nun sogar die Zahl der Staubgefäße fest.

Digitized by Google

Beim Fischfang

Nach einer Naturaufnahme von Joseph Valla

Digitized by Google

Eine Dame der Halle

In den Pariser Markthallen

Von

Dr. Kaethe Schirmacher

(Hierzu 8 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Zu den Pariser Sehenswürdigkeiten gehören die Markthallen auf alle Fälle, das läßt sich wohl nicht leugnen. Nicht jedem mag dieser Stapelplatz der Materie, dieser „ventre de Paris", wie Zola sie genannt, gefallen. Ich kann mir zartbesaitete Gemüter denken, die beim Anblick der roten Fleischstücke, der Massen von Kohl, der Unmengen von Käse, Butter und Eiern ein wahrer Ekel befällt und die sich gegen das Ueberwältigende dieser grob sinnlichen Eindrücke wehren. Gerade das Massige aber bildet das Charakteristikum der Pariser Markthallen. Gegessen wird auf der ganzen Welt, Märkte gibt es auf der ganzen Erde, den Markt, und zwar den Hauptmarkt einer Dreimillionenstadt bietet uns jedoch nur Paris, das auch auf diesem Gebiet dem Grundsatz der Zentralisation treu bleibt.

Einen schwarzen Kaffee für 2 Sous!

Um diese Sehenswürdigkeit zu betrachten, opfern daher viele Fremde einen Teil ihrer Nachtruhe, denn die Pariser Zentralmarkthallen zeigen sich von ihrer eigenartigsten und malerischsten Seite zwischen 12 und 2 Uhr nachts oder 6 und 7 Uhr morgens. Von 12 Uhr ab wird angefahren, abgeladen, von 6 Uhr ab an die Großhändler verkauft.

Beides muß man gesehen haben, um sich von dem Riesenappetit der Riesenstadt einen Begriff zu machen.

Seit dem 12. Jahrhundert stehen die „Hallen" an dem gleichen Platz, freilich haben sie in dem Maße an Umfang zugenommen, wie die Stadt, deren Hunger sie befriedigen sollten, an Ausdehnung gewann. Wir bemerken beiläufig, daß Paris seinen Durst nicht in den Markthallen, sondern in der halle aux vins stillt, die, weniger bekannt und weniger besucht, doch auch ein Studium verdiente. Ludwig VII. erwarb den jetzigen Hallenplatz, der damals Champeaux, Campelli, die kleinen Felder,

Digitized by Google

hieß, und dieser „königliche“ Markt brachte an Abgaben ein Erkleckliches ein.

Sind heute die Pariser Markthallen ausschließlich Floren, Pomonen, Ceres und Momus geweiht, was völlig genügt, sie zu einem lärmenden Warenhaus, einem Tummelplatz animalischer Derbheit zu machen, so waren sie früher durch das Gemisch aller Gewerke und Gewerbe noch weit bunter und mannigfaltiger. Die Hallen bildeten damals auch das Zentralneuigkeitsbureau von Paris, waren der Sammelplatz des „populaire“, und deshalb wurden bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hier auch, als warnendes Beispiel und zur sichtbaren Sühne, die Fälscher, Wucherer und Bankrotteure während zwei Stunden Marktzeit an den Pranger gestellt.

Wie seelenruhig man damals übrigens die einfachsten Forderungen der Hygiene außer Augen ließ, beweist der Umstand, daß bis 1786 die Toten mit den Lebenden, die auf immer Satten mit den täglich Hungrigen in engster Nachbarschaft wohnten. Dicht an die Hallen grenzte ein alter Friedhof, le Cimetière des Innocents, dessen Bogengänge mit Schädeln und Knochen vollgeschichtet waren, während Unkraut die alten Hügel überwucherte. Dort machte die liebe Hallenjugend ihre Narrenstreiche (die gute alte Zeit nahm es mit der Scheidung von Heiligem und Profanem ja nicht so genau), und mancher Junge, der in den Hallen einen Apfel oder ein Bund Rüben gemaust, mag seinen Raub im Cimetière des Innocents, angesichts der grinsenden Totenschädel, verzehrt haben. Auch Molière hat sicher hier gespielt.

Diesem Idyll ward 1786, wie gesagt, ein Ende gemacht und die Reste der Begrabenen in die sogenannten „Katakomben“ von Montrouge (die aber ganz einfache Steinbrüche im südlichen Paris sind) gebracht. Ein sehr hübscher Brunnen mit Reliefs von Jean Goujon steht heute auf der Stelle des alten Friedhofs.

Napoleon I., dessen organisatorisches Genie kaum ein Gebiet übersah, ließ auch einen modernen Markthallenentwurf ausarbeiten, und zwar im Jahre 1811. Politische Ereignisse, Intrigen und Eifersüchteleien, eine Studienreise der Architekten, die jedoch nur in England brauchbare Vorbilder fanden, verzögerten die Ausführung des Projekts bis 1851: erst Napoleon III. legte den Grundstein der heutigen Pariser Markthallen.

Sie sind ein „echt moderner“ Bau, insofern als sie, ganz von Eisen, ein Denkmal der modernen Eisenindustrie darstellen. Ihr Flächenraum mit den umliegenden, gleichfalls als Markt dienenden Straßen beträgt rund 90000 Quadratmeter.

Die zwölf Pavillons, die teils dem Großverkauf, teils dem Detailhandel dienen, bieten in bunter Abwechslung Fleisch, Wurstwaren, Fleck, Geflügel, Früchte, Gemüse, Fische, Butter, Eier, Käse, Austern, Pilze u. s. w. Jede Nacht werden dort ganze Karrenladungen angeschleppt. Durch alle Tore von Paris ziehen die zweirädrigen Marktwagen, hoch-

Frühstückspause

Digitized by Google

Ein paar Champignons für die Sauce!

beladen mit Salat, Karotten und Gurken — einer hinter dem andern herein. Oft schläft der Bauer auf dem Wagenbrett, und das brave Pferd trottet selbständig den bekannten Weg. Bald erheben sich ganze Berge und Burgen von Säcken, Bündeln, Gemüsen. Der rötliche Schein der Laternen flackert darüber, und schlaftrunkene, vermummte Gestalten hocken dazwischen, die Eigner und Wächter der ländlichen Erzeugnisse. Ist alles abgeladen (und für das Anfahren der Waren sind feste Stunden abgegrenzt), so beginnt das Einräumen, und ist das vorbei, so setzt mit Schreien und Toben, Lärmen und Heulen der öffentliche Verkauf, Groß- und Detailverkauf, ein. Von diesen homerischen Kämpfen um Kalbsschlegel und frische Butter ahnt das große Publikum nichts. Was ihm zu Gesicht kommt, die sauber aufgeräumten, friedlichen Verkaufsstände der Hallen morgens nach 9 Uhr, sind nur ein harmloses Nachspiel der episch-dramatischen Vorgänge, die sich hier nachts und früh morgens abspielen. Wenn Hallenmänner und Hallenweiber an 50, 60 Auktionsbänken durcheinanderschreien, kann es dem schwächlichen Vertreter der oberen Zehntausend um sein zartbesaitetes Ich bange werden.

Den Lärm der Börse in Paris kennt jeder Fremde, denn dieser Lärm wird zu ziviler Zeit, zwischen 12 und 5 Uhr, vollführt. Gegen den Lärm der Hallen beim Verkauf ist dies ein lindes Säuseln.

Denn in den Hallen und um sie herum lebt und hantiert ein derbes Geschlecht. Es bedarf breiter Schultern, starker Ellbogen, einer lauten Stimme, um in dem Drängen und Getöse zu seinem Recht und zu Wort zu kommen.

Die großen Aufkäufer und Aufkäuferinnen sind Kraftmenschen, die Leute, die halbe Rinder auf die Schultern laden, die mit Mehlsäcken wie mit Federbällen spielen, diese „forts de la halle“ bilden eine Zunft von Athleten. Selbst wenn die Morgenschlacht geschlagen, die Waren für den Tagesverkauf gesichert, bleibt den „Hallendamen“, die in ihrem Verkaufsstand thronen, noch etwas Streitbares. Mögen sie zarte Artischocken, freundliche Blumen, süße Früchte, sanfte Muscheln und zahme Krabben feilhalten, sie bleiben doch immer „les dames de la halle“, eine furchtbare und gefürchtete Verkörperung der elementaren Volksseele, die in der französischen Geschichte eine Rolle gespielt. Die dames de la halle zogen einst mit nach Versailles, um Ludwig XVI., Marie Antoi-

Frische Froschschenkel gefällig?

Digitized by Google

nette und den Dauphin nach Paris zu holen, die dames de la halle waren unter den Schafott-megären, den tricoteuses. Freilich sind in friedlichen Zeitläuften diese Damen auch zivilisiert genug, um der Zarin einen Blumen-strauß zu überreichen. Die dames de la halle (obgleich von der moder-nen Frauenemanzipation durchaus unberührt) ha-ben sich auch stets das Recht politischer Mei-nungsäußerung gewahrt und haben das Wort „die Frau gehört ins Haus“ empfindlich Lügen gestraft.

Muscheln, Krebse und Hummern frisch aus der See!

Ihr Metier verstehen sie freilich. Mit ungemei-ner Zungenfertigkeit wis-sen sie dem Vorüber-wandelnden ihre Waren, und seien es „Frosch-schenkel“ (sie schmecken zart wie Hühnerfleisch, Madame!) oder Champignons (sie werden draußen in Kremlin-Bicêtre künstlich gezüchtet) anzupreisen. Das viele Reden aber macht durstig, und daher sollen nur recht wenige Hallendamen Temperenzler oder gar Abstinenzler sein. Freilich, in den Riesen-hallen, durch die Wind und Wetter fröhlich und ungehemmt blasen, wird nicht geheizt, das Feuer-kistchen unter den Füßen wärmt nicht genug, so muß denn ein „Seelenstärker“ der Flasche entnommen werden. Und da diese Feuertropfen das Blut er-hitzen, ist es nicht ratsam, den Zorn der Hallen-damen durch eitles Be-kritteln ihrer Ware zu erregen, denn, wie der Kunstausdruck lautet, sie verstehen es „d'engueuler leur monde“.

Da zu allen Tages- und Nachtzeiten in den Hallen und um sie herum Bewegung ist, gibt's dort auch immer Leute, die gern was verzehren möch-ten. In allen an die Markthallen grenzenden Straßen findet man da-her Restaurationen und Schenken, ja Herbergen und Schlafstellen, die nur von Hallenpublikum, Käufern, Verkäufern, Trägern, Lungerern be-sucht werden. Meist sind es Nachtherbergen, Nacht-schenken, Nachtcafés volkstümlichen Charak-ters, deren Besuch furcht-samen oder nervenschwachen Leuten übrigens ab-zuraten ist. Denn unsers lieben Herrgotts Tier-garten bereichert sich gerade dort um mehrere ganz besondere Spezies, und sehr gut riechen tut es dort auch nicht.

Damit die, welche Paris ernähren, aber ihren Durst und Hunger gleich an Ort und Stelle stillen können, gibt es auch „fliegende“ Kaffeeküchen oder Suppenküchen, die auf offener Straße aufgeschlagen werden und wo sich männiglich für einen oder zwei Sous was Warmes geben lassen kann.

Obst und Südfrüchte zum Dessert!

Digitized by Google

Um die Fetten der Welt gruppieren sich hier die ewigen Hungerleider. Eine Schar von Lumpaci wird von den Hallen angelockt. In der Hoffnung auf kleinen Verdienst — können sie doch einen Korb schleppen, einen Gang besorgen — lungern sie dort stundenlang umher und nehmen zuletzt beim Garkoch mit einem „Harlekin" vorlieb, so nennt man die buntscheckigen Reste der großen Restaurants, die dorthin verkauft und daselbst weiterverhandelt werden. Solch ein „Harlekin" besteht aus dem Rostbeef, den Bohnen und der Mayonnaise, die der Schlemmer übersättigt beiseite schob, und mit denen der Enterbte sich sättigt. Appetitlich ist's nicht, aber billig.

Auch eine Anzahl Frauenberufe verdanken den Hallen ihre Existenz. Die „Weckerin" läuft bei ihren Kunden umher, läutet dort an und zwingt sie, rechtzeitig aufzustehen, denn in den Hallen heißt es früh auf den Beinen sein. Die Weckerin übt ein altes Metier, dem die Weckeruhren jetzt aber den Garaus machen. Die Zeiten, als die Weckerin täglich 6, 7 Franken verdiente, sind heute vorbei.

Die „Schotenkernerinnen" bilden eine andre Zunft meist blasser, magerer Frauen, die nächtlicherweile Schoten auskernen, sich dabei Schauergeschichten erzählen oder Liedchen summen. Die meisten sind Arbeiterinnen, für die die tote Jahreszeit eingetreten ist. Bei großer Geschicklichkeit bringen sie es auf 3 Franken täglich.

Von den Zentralmarkthallen werden alle andern Pariser Markthallen und Detailgeschäfte gespeist. Jeden Morgen begeben die kleinen und großen Händler sich dorthin, das Nötige einzuholen. Und wenn etwas selbst in den Zentralmarkthallen nicht zu haben ist, so darf man getrost darauf verzichten. In Berlin oder London findet man es sicher nicht.

Gemüse- und Salatverkauf

Aphorismen

Wenn ein Genie die Geleise gelegt hat, melden sich die Talente als „Zugführer".

*

Einem Engel zulieb, der ihm die Hand führt, verschreibt sich mancher dem Teufel.

*

In den meisten Ehen sinkt die Flagge der Liebe langsam auf Halbmast.

*

Mancher gilt für einen Ausnahmsmenschen, nur weil er wirklich Mensch ist.

*

Die Weiber kennt mancher, der vom Weib keine Ahnung hat.

Verkannt zu werden, ist der Fluch der Großen, sich für verkannt zu halten, der Trost der Kleinen.

*

Das Bitterste am Scheiden ist, daß man oft erst da erkennt, von was man scheidet.

*

Das Nachdenken der meisten Menschen ist nur ein Nach-Denken.

*

Die uns verteidigen, verwunden uns oft am tiefsten.

*

Die Deutschen begreifen manches so schwer, weil sie immer gleich mit Begriffen kommen. Sirius

Digitized by Google

Wie man Drückeberger entlarvt

Von

Theo Seelmann

„Süß ist es, für das Vaterland zu sterben," sagt Horaz. Die Dichter gelten zwar als Verkünder der Wahrheit, aber im praktischen Handeln ist man doch nur zu oft geneigt, von ihren Lehren abzuweichen. Man hält es daher auch nicht nur für schöner, für das Vaterland zu leben, sondern versucht es auch sogar hier und da, sich den Verpflichtungen gegen das Vaterland zu entziehen. Ein Fall in der bayrischen Armee, dessen parlamentarisches Vor- und Nachspiel das allgemeine Interesse in hohem Maße erregt hat, lenkt jetzt wieder die Aufmerksamkeit auf diese Vaterlandsverteidiger wider Willen. Allerdings muß gerade in bezug auf den angezogenen Fall eingeschaltet werden, daß auch wohl die Scheu vor dem Soldatendienst ihren Grund in krankhafter Veranlagung haben kann. Weitaus die größte Mehrzahl jedoch fingiert die Krankheit, um im Ernstfall im Kriege daheim am warmen Ofen bleiben zu können. In jedem größeren Gestellungsbezirk erscheinen denn auch alljährlich junge Leute, die durch die Vortäuschung dieses oder jenes Gebrechens des Königs Rock von sich fernzuhalten suchen. Allein sie haben die Rechnung ohne den untersuchenden Arzt gemacht. Die Wissenschaft kennt die Kniffe der Waffendienstscheuen.

Um gut schießen zu können, muß man gute Augen haben. Mit Recht wird daher auf die Brauchbarkeit der Augen das größte Gewicht gelegt. Das ist allgemein bekannt, und aus diesem Grunde sucht man, um sich von dem Dienst in Reih' und Glied zu befreien, alle etwaigen Fehler der Augen zu übertreiben oder sie völlig vorzugeben. Bei der starken Verbreitung der Schwachsichtigkeit liegt es gerade hier recht nahe, einen höheren Grad vorzuschützen, als wirklich vorhanden ist. Zur Feststellung des Sachverhalts benutzt der Arzt weiße Scheiben, die er bei einer bestimmten Beleuchtung hinter einem Schirm hervortreten läßt. Die Prüfung wird in derjenigen Entfernung von dem Wehrpflichtigen vorgenommen, in der er die Scheibe eben noch wahrzunehmen erklärt. Zugleich wird ihm anbefohlen, so oft er die Scheibe erblickt, es sogleich mitzuteilen. Nachdem der Arzt verschiedentlich Scheiben von einem gewissen Umfang hat vorüberziehen lassen, führt er plötzlich ein kleineres Scheibenblatt vor. Versichert jetzt der junge Mann trotzdem, dieses kleinere Blatt, von dem er ja nicht weiß, wann es an die Reihe kommt, zu sehen, so liefert er damit selbst den Beweis, daß er seine Schwachsichtigkeit übertrieben hat. Zuweilen behauptet auch ein Gestellungspflichtiger, an Doppelsehen zu leiden. Um diese Aussage auf ihre Richtigkeit zu prüfen, benutzt man ein Stereoskop, wie es den Kindern als Spielzeug geschenkt wird. In das Stereoskop werden Halbbilder mit gleicher Buchstabenschrift geschoben. Bei wirklichem Doppelsehen muß sich die Schrift naturgemäß verwischen. Kann aber der angehende Vaterlandsverteidiger die Schrift lesen, so liegt es auf der Hand, daß es sich um eine Vortäuschung handelt. Noch klarer läßt sich die falsche Vorspiegelung dartun, wenn man den jungen Mann beim Durchsehen durch das Stereoskop abwechselnd das eine und andre Auge schließen läßt. Gewöhnlich wird erklärt, daß auch jetzt Doppelbilder gesehen werden, da der Unkundige der Meinung ist, daß ein jedes Auge für sich doppelsichtig ist. Aber das Doppelsehen kann nur eintreten bei dem gleichzeitigen Gebrauch beider Augen, und so wird denn die Versicherung, auch mit einem einzigen Auge Doppelbilder zu erblicken, nur ein spöttisches Lächeln des Arztes erwecken.

Ziemlich beliebt ist die Vorschützung einseitiger Blindheit. Es ist anscheinend nichts leichter, als fest dabei zu verharren, auf dem einen Auge nicht sehen zu können. Auch hier bringt das Stereoskop die Wahrheit an den Tag. Es werden in den kleinen Apparat zwei Schriftproben von gleicher Buchstabengröße, aber von verschiedenem Inhalt geschoben. Der einseitig Blinde kann die eine Hälfte der Schriftproben mit dem gesunden Auge sogleich lesen, dem Heuchler dagegen, der mit einem jeden Auge andre Schriftworte erblickt, verwirren sich die Buchstaben in dem Grade, daß er sprachlos vor den Hieroglyphen steht. Uebrigens gibt es auch noch andre kurze Verfahren, um der Vortäuschung einseitiger Blindheit auf den Grund zu kommen. Bei einem Fingerdruck des Arztes auf das angeblich blinde Auge antwortet der Simulant auf Befragen in der Regel, Druckfiguren wahrzunehmen. Er glaubt, sie seien Krankheitssymptome. Aber der Sachverhalt ist gerade umgekehrt. Die Druckfiguren bezeugen die Empfindlichkeit des Sehnerven und somit die Gesundheit des Auges. Es kann ferner der Weg eingeschlagen werden, daß dem Militärpflichtigen das gesunde Auge verbunden und er nun aufgefordert wird, den emporgehobenen Finger seiner einen eignen Hand mit einem Finger der andern Hand zu berühren. Der Simulant erklärt entweder, diese Bewegung überhaupt nicht ausführen zu können, da er der Ansicht ist, er würde damit die Sehkraft des unverbundenen und angeblich blinden Auges verraten, oder er fährt doch absichtlich mit dem einen Finger an dem andern

Digitized by Google

vorbei. Der tatsächlich einseitig Blinde indessen wird die Berührung leicht und sicher vornehmen. Denn wenn man selbst beide Augen schließt und nun die Bewegung ausführt, so wird man finden, daß für sie die Sehkraft gar nicht nötig ist.

Schwerhörigkeit und Taubheit auf einem oder beiden Ohren sind die üblichsten Ohrenleiden, die vorgeschützt werden. Zur Ermittlung einseitiger Schwerhörigkeit oder Taubheit benutzt der Arzt ein trompetenförmiges Hörrohr, das er in das wirklich oder nur angeblich taube Ohr einschiebt. Dann spricht er in den Trichter des Hörrohrs mit Flüsterstimme. Der Spiegelfechter gibt durchweg an, nichts zu vernehmen, da er sich sagt, daß das kranke Ohr auf seine Hörfähigkeit geprüft wird. Er bedenkt dabei nicht, daß er die geflüsterten Worte wenigstens mit dem gesunden Ohr hätte hören müssen. Die beabsichtigte Irreführung wird so kurzerhand aufgedeckt. Ganz anders ist das Verhalten des wirklich einseitig Tauben. Er räumt die Wahrnehmung des Geflüsters ohne Bedenken ein, da er aus Erfahrung weiß, daß er dieses mit dem brauchbaren Ohr ganz gut hört. Für die Aufdeckung vorgetäuschter doppelseitiger Taubheit gibt es ein ebenso einfaches Verfahren. Es wird dem Simulanten aufgetragen, jedes Geräusch, das er hinter seinem Rücken bemerkt, anzugeben. Zunächst spricht der Arzt einige Worte, die zu hören der Gestellungspflichtige natürlich bestreitet. Dann aber stößt der Arzt dicht hinter dem Drückeberger kräftig einen Stuhl auf die Erde. Auch jetzt verneint der Heuchler, irgend etwas verspürt zu haben. Indessen mit dieser Uebervorsichtigkeit bringt er sich gerade zu Fall. Denn wäre er wirklich auf beiden Seiten taub, so würde er zwar nicht den Schall gehört, wohl aber die Erschütterung des Bodens gefühlt haben. Aus der Ableugnung dieser Empfindung geht seine Simulation hervor. Der wahrhaft Taube erklärt dagegen freimütig, daß er das Erbeben des Fußbodens deutlich gespürt hat.

Ebenfalls ein vielerprobtes Versuchsfeld für Simulationskniffe sind die oberen Gliedmaßen. Man traktiert sie von der Schulter bis zu den Fingerspitzen. In gewissen Gegenden Oesterreichs erfreut sich die sogenannte Flügelschulter einer ausgesprochenen Bevorzugung. Man erzeugt sie durch gewaltsame Zerrungen des Schultergelenks. Sie soll eine veraltete Ausrenkung des Oberarmknochens und die Verwachsung des Schultergelenks vorspiegeln. Aber die Methode zu ihrer Beseitigung wirkt ebenso vortrefflich wie diejenige zu ihrer Hervorbringung. Vermittelst eines starken Druckes und Zuges am Oberarm hebt der Arzt den in der Achselhöhle fühlbaren Kopf des Oberarmknochens wieder in das Gelenk, und der Ueberlistete erkennt zu seiner Enttäuschung, daß er den Arm wohl oder übel zu den anstrengendsten Gewehrgriffen aufs beste wird gebrauchen können. Man weiß, daß Glieder, die längere Zeit außer Tätigkeit gesetzt werden, an Stärke und Beweglichkeit abnehmen. Diese Erfahrung macht man sich, um den einen oder den andern Arm als beschädigt hinzustellen, insofern zunutze, als man ihn mehrere Wochen hindurch fest in einer Binde trägt. Durchgängig behauptet der Simulant, damit das Gebrechen möglichst schwer erscheint, daß der Arm schon jahrelang gebrauchsunfähig sei. Doch der Arzt untersucht nicht nur den Arm, sondern auch die Hand. Da bemerkt er denn am Daumenballen und an den Fingern die bekannten Verdickungen der Hornhaut, die man als Schwielen bezeichnet, und nun unterliegt es für ihn keinem Zweifel, daß der Arm bis vor kurzem wacker seine Arbeit verrichtet hat, also auch erst unlängst in Ruhezustand versetzt worden ist. Diese wohlbegründete Handlesekunst offenbart den mit dem Arm versuchten Betrug demnach tatsächlich im Handumdrehen. — Raffiniert in seiner Art ist der Kniff, durch den man eine künstliche Fingerverwachsung herbeizuführen versteht. Zwischen zwei benachbarte Finger wird Scheuerkraut oder Schachtelhalm gelegt, worauf die Finger mit einem Leinwandstreifen umwickelt werden. Durch die fortwährende Reibung wird eine Entzündung hervorgerufen, die die Abstoßung der Oberhaut der einander zugekehrten Seiten der Finger zur Folge hat. Jetzt wird um die beiden Finger ein fester Verband gelegt, unter dem die Wundflächen miteinander verwachsen. Die Farbe der Narben sowie die ganze Form der Verwachsung bringt aber auch den Arzt bald auf die richtige Fährte. Uebrigens ist diese Vornahme ziemlich zweischneidig. Es gelingt nicht immer, die Verwachsung wieder zu trennen, so daß dann eine dauernde Beeinträchtigung der Arbeitsfähigkeit zurückbleibt.

Zur Nachahmung von Verkrümmungen der Wirbelsäule benutzt man einen ganzen Apparatenschatz. Hohe Absätze für den einen Fuß, Gurte, Mieder und Schienen und ähnliche Vorrichtungen müssen diesem Zwecke dienen. Freilich ohne Erfolg. Argwöhnt der Arzt eine Spiegelfechterei, so läßt er den Militärpflichtigen an den Schultern an einem Gestell aufhängen, während die Füße gestreckt werden. Mag sich der Drückeberger auch noch so hartnäckig bemühen, die Verkrümmung aufrechtzuerhalten, in kurzem ist seine Kraft erlahmt und die eingezogene Körperhälfte reckt sich gerade aus.

Junge Männer, deren Körperlänge hart an das Mindestmaß streift, können diese durch Vermeidung der Bettruhe, langes Stehen oder Dauermärsche in der dem Gestellungstage vorausgehenden Nacht bis um einen Zentimeter herabdrücken. Zwischen den Wirbelkörpern des Rückgrats sind nämlich elastische Knorpelscheiben eingelagert, die durch die Last des Oberkörpers zusammengedrückt werden. Zudem flacht sich auch noch das Fußgewölbe, wenn man viele Stunden hindurch steht oder geht, ab. Man ist auf ärztlicher Seite gerade durch das Aushebungsgeschäft auf diese Verhältnisse aufmerksam geworden. Es fand sich, daß, wenn die Militärpflichtigen bei der ersten Gestellung früh, bei der Generalstellung aber zufällig erst spät am Nachmittag, nachdem sie die ganze Zeit hindurch im Aushebungslokal herumgestanden hatten, gemessen wurden, sie bei der zweiten Messung um ein Geringes kleiner waren. Wie bereits erwähnt, kann das absichtliche Herabdrücken der Körperlänge nur bei Leuten in Betracht kommen, deren Längenmaß knapp an die gesetzlichen Bestimmungen heranreicht. Steigt nach gewissen Anzeigen in dem Arzt der Verdacht auf, daß eine Entziehung von der Wehrpflicht versucht wird, so läßt er den Waffenscheuen eine Stunde auf dem Rücken liegen. Während dieser Ruhepause dehnen

Digitized by Google

sich die Zwischenknorpel des Rückgrats wieder aus. War der Verdacht ungerechtfertigt, so wird bei der abermaligen Messung sich dieselbe Körperlänge oder doch nur eine unwesentliche Zunahme ergeben, war er dagegen begründet, so ist der Jüngling trotz der kurzen Frist merklich gewachsen, und seiner Einkleidung in den bunten Rock steht nichts mehr im Wege, wenn er auch kaum der Garde zugewiesen werden wird.

Endlich verfallen auch manche kluge Köpfe darauf, Krampfadern nachzuahmen. Denn ein Soldat mit Krampfadern ist eine Unmöglichkeit. Die Technik der künstlichen Krampfadern ist ganz niedlich. Man zieht die Aderrichtungen mit Höllenstein nach und trägt sogar hier und da Aderknoten auf. Der Farbenwechsel bei den Krampfaderknoten gibt dem Arzt den Fingerzeig. Drückt er tatsächlich vorhandene Krampfadern unterhalb der knotigen Erweiterungen, so wird der Blutzufluß gehemmt, und die Farbe des Knotens erblaßt. Werden die Adern oberhalb der Knoten gepreßt, so wird umgekehrt das Blut gestaut, und die Färbung wird dunkler. Künstlich geätzten Krampfadern fehlt natürlich dieser Farbenwechsel, so daß damit ihr unlauterer Ursprung offenbar wird. Eine große Anzahl von Rekruten, die tatsächlich mit einem leichten Uebel behaftet sind, bemühen sich natürlich, sobald der gefürchtete Termin herangekommen, ihr Leiden so viel als möglich zu verschlimmern. Oft tun sie sich selber dabei den größten Schaden, der sie manchmal viel länger quält, als wie die schnell vorübergehenden zwei Jahre, die sie im bunten Rock hätten dienen müssen. Eine strenge Bestrafung ist hier unter allen Umständen angezeigt.

Die Methoden, die zur Klarlegung von Vortäuschungen bei der Gestellung selbst angewendet werden, müssen sich durch Kürze und Einfachheit auszeichnen. Läßt sich mit ihrer Hilfe kein sicheres Urteil fällen, so wandern die verdächtigen Militärpflichtigen in das Lazarett, wo die Heranziehung des ganzen wissenschaftlichen Untersuchungsapparates bald die Entscheidung bringt. Es ist nichts so schlimm, wie es auf den ersten Blick aussieht. Auch die unsicheren Kantonisten gewöhnen sich an den Dienst mit den Waffen, und sind sie zu ihrem Beruf zurückgekehrt, dann stimmen auch sie, wie so viele andre, überzeugt das Reservelied an: „Soldatenzeit, du schöne Zeit!“

Literatur

Von **Friedrich Theodor Vischers** „Auch Einer“ erscheint jetzt, neben der in zehnter Auflage vorliegenden zweibändigen Ausgabe (Preis 9 M., geb. 11 M.), eine billige **Volksausgabe** in einem Band (Preis 4 Mark, gebunden 5 Mark. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Leipzig). Wenn das merkwürdige und reiche Buch des großen Aesthetikers und mannhaften Dichters sich schon bisher in den 25 Jahren, die seit seinem ersten Hervortreten verflossen sind, einen immer wachsenden Freundeskreis erworben hat, so wird gewiß die neue Volksausgabe dazu beitragen, seine Popularität und Verbreitung noch beträchtlich zu steigern. Und das wäre nur mit Freuden zu begrüßen, denn „Auch Einer“ gehört zu jenen Werken, in denen eine starke, edle Persönlichkeit mit ihrem Besten und Innerlichsten für die Nachwelt fortlebt; und zugleich ist das Buch, über das Persönliche hinaus, ein Vermächtnis jenes deutschen Idealismus, der in seiner hohen Weltanschauung, in seiner reinen patriotischen Sehnsucht die Geister wachhielt und reif werden ließ für die Erfüllung unsrer nationalen Träume, für die Einigung des deutschen Volkes zu einem festgefügten Ganzen. Nicht in ermüdender Lehrhaftigkeit erklingen die Mahnungen Vischers; er hat sie einer Gestalt in den Mund gelegt, die in ihrer Mischung von Schrullenhaftigkeit und gewaltigem Ernst, von polternder Rauheit und selbstloser Güte als eine der köstlichsten Schöpfungen unsrer neueren Literatur bezeichnet werden darf. In dem Kampf gegen Tierquälerei, gegen Modetorheiten u. a. spricht durch den Mund „Albert Einharts“ der Verfasser selbst nicht minder direkt und beredt zu uns, wie in den feinsinnigen Bemerkungen über Schöpfungen der Poesie und bildenden Kunst. — Kein abgeschlossenes Kunstwerk ist der „Auch Einer“, aber wenn auf Einen, so darf auf Vischers „Reisebekanntschaft“ das Wort C. F. Meyers angewandt werden: ‚Ich bin kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch!‘

Im Strom unsrer Zeit. Aus Briefen eines Ingenieurs von **Max Eyth**, Band I und II. (Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung, gebd. à 6 Mark). Diese beiden Bände bilden in gekürzter und ergänzter Form die dritte Auflage des früher sechsbändigen „Wanderbuch eines Ingenieurs“. Sie schildern die Lehr- und Wanderjahre eines Technikers, der neben hervorragenden beruflichen Qualitäten auch das Prädikat eines guten Beobachters mit entschieden künstlerischer Veranlagung für sich in Anspruch nehmen kann. Von seiten des Verlegers war es ein guter Gedanke, aus dem einst sechsbändigen Werke, durch Ausscheidung dessen, was, auch nach des Autors Meinung, „einen dritten Topf Druckerschwärze heute nicht mehr wert war“, zwei so unterhaltliche Bücher zu schaffen. Ein in Aussicht gestellter dritter Band ganz neuen Inhalts soll die Jahre 1882—1896 umfassen, die der Verfasser nach seiner Rückkehr aus England vorzugsweise auf die Begründung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft und deren Wanderausstellungen verwendet hat.

— Aus Anlaß ihres fünfzigjährigen Bestehens hat die **Verbindung für historische Kunst** (Geschäftsadresse Berlin C., Kgl. Nationalgalerie) eine **Denkschrift** herausgegeben, die einen schätzbaren Ueberblick über die Tätigkeit dieser Gesellschaft liefert. Der Begriff „Historische Kunst“ wird von ihr bekanntlich im allerweitesten Sinne gefaßt, und mit Genugtuung kann betont werden, daß besonders im letzten Jahrzehnt in Anlehnung an die Entwicklung der Malerei das Programm für die Wirksamkeit der Verbindung immer freier ausgelegt worden ist. Das in der Denkschrift u. a. zum Abdruck gekommene Verzeichnis der 84 Gemälde, die seit 1858 in den Besitz der Verbindung gelangten und von ihr unter die Mitglieder verlost wurden, wird von Photogravüre-Wiedergaben von 20 der bedeutendsten Erwerbungen begleitet. Der Jahresbeitrag zur Verbindung beträgt 150 Mark für den Anteilschein, ihrer sind zurzeit 157 ausgegeben.

— Seit Dostojewskys berühmten „Memoiren aus einem toten Hause“ ist kein Buch erschienen, in dem Leben und Treiben der nach Sibirien Verschickten anschaulicher und packender geschildert wäre als es in den Novellen geschieht, die L. **Melschin** unter dem Titel „**In der Welt der Verstoßenen**“ vereinigt hat (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, geh. 2 Mark, geb. 3 Mark). Der Band umfaßt fünf Erzählungen, die den Leidensgang des Sträflings gewissermaßen etappenweise vorführen, von der Verurteilung und dem Beginn der furchtbaren, Monate währenden Wanderung bis zum Bestimmungsort. Nicht minder ergreifend ist die Schilderung des Lebens in den Zuchthäusern und der harten Zwangsarbeit in den Bergwerken, aus denen nur wenigen eine Art Erlösung durch Entlassung zum „Freikommando“ zuteil wird. Alle diese Leidensstationen hat der Verfasser, einst wegen politischer Vergehen verurteilt und heute von seinen Landsleuten als Dichter hoch gefeiert, selber zurückgelegt. Nichts blieb ihm erspart von all dem Schaurigen, das der Gebildete empfindet, dem die Gemeinschaft mit niedrigen Verbrechern auferzwungen wird, und doch weiß der Dichter, seine schmerzlichen Erfahrungen wiedergebend, den Leser über diese düstere Sphäre emporzuheben. Er geht von dem der reinen Menschenliebe entquellenden Grundsatz aus, daß auch in der Seele des Entarteten, Verkommenen, von aller Welt Verachteten ein Fünkchen besseren Bewußtseins lebt, das, zu rechter Zeit angefacht, ihn vielleicht zu einem brauchbaren Mitgliede der Gesellschaft hätte machen können.

Digitized by Google

Der Krieg in Ostasien

Mit ebenso großer Kühnheit wie Beharrlichkeit hat die japanische Flotte ihre Unternehmungen gegen Port Arthur fortgesetzt. Nachdem am 10. März ein Gefecht zwischen Torpedobooten vor der hartumstrittenen Feste zur Vernichtung des großen russischen Torpedobootes „Stereguбschi" und zum Bombardement der Neustadt von Port Arthur geführt hatte, fand am 22. März ein abermaliger Angriff statt, eingeleitet durch zwei Torpedobootsangriffe, denen eine Beschießung durch Panzerschiffe folgte. Der 27. März brachte den nächsten Angriff auf Port Arthur, eingeleitet durch einen abermals mißglückten Sperrversuch mit nachfolgendem Torpedobootsangriff. In der Zwischenzeit hatten die Russen das am 9. Februar beschädigte Panzerschiff „Retwisan" bergen können; auch hatte der energische neuernannte Chef der russischen Seestreitkräfte im Stillen Ozean, Admiral Makarow, es ermöglicht, mit dem Geschwader von Port Arthur in See und gelegentlich dem Feinde entgegenzugehen. In der Nacht vom 12. auf den 13. April ordnete dann der japanische Admiral Togo den achten Angriff auf Port Arthur an, der zu dem schwersten Schlage führte, den Rußlands Flotte bisher in diesem wie auch in früheren Kriegen erlitten hat. Nachdem es den Japanern in der Nacht des 12. gelungen war, trotz der feindlichen Scheinwerfer unentdeckt am Hafeneingang Minen zu legen und ihre Torpedojägerflottille gegen Tagesanbruch einen russischen Torpedojäger („Straschnij"), der von Dalny kam, in den Grund gebohrt hatte, ließ sich Admiral Makarow durch einen Scheinangriff des dritten japanischen Kreuzergeschwaders um 8 Uhr mit seinem aus drei Schlachtschiffen und vier Kreuzern bestehenden Geschwader auf das offene Meer hinauslocken. Die japanischen Schiffe zogen sich zunächst zurück, alsbald erschien aber auch ihr durch drahtlose Telegraphie benachrichtigtes erstes Geschwader auf dem Kampfplatz, um Makarow den Rückzug abzuschneiden. Dies gelang zwar nicht, da die russischen Schiffe rechtzeitig den Hafeneingang wieder erreichten; dort aber geriet das Linienschiff „Petropawlowsk" allem Anschein nach auf eine Mine, und mit ihm ging Admiral Makarow und fast sein ganzer Stab unter, desgleichen der berühmte Schlachtenmaler Wassily Wereschtschagin. Großfürst Kyrill Wladimirowitsch, der sich als Abteilungschef im Stabe des kommandierenden Admirals an Bord befand, ist, leicht verwundet, wie durch einen Zufall gerettet worden. Außerdem wurde noch das Linienschiff „Pobjeda" gleichfalls durch eine Mine beschädigt. Das untergegangene Schlachtschiff „Petropawlowsk" war 1894 vom Stapel gelaufen und gehörte mit 11 130 Tonnen Wasserverdrängung zur sechsten Klasse der russischen Linienschiffe. Es war 113 Meter lang, 21,3 Meter breit und hatte einen Tiefgang von 7,9 Metern; die Geschwindigkeit betrug 16,4 Seemeilen in der Stunde.

Admiral Makarow †

Admiral Skrydlow
Nachfolger Makarows in Ostasien

Colliers Weekly, New York

Japanische Pioniere auf dem Marsche in Korea

Digitized by Google

Colliers Weekly, New York

Ausschiffung des japanischen Roten Kreuzes bei Tschemulpo

Der „Petropawlowsk" führte 700 Mann Besatzung, hatte 6 Torpedorohre und einen Gürtelpanzer von 400 Millimetern. An Bestückung besaß er 4 Geschütze von 30,5 Zentimetern Kaliber und 30 Maschinenkanonen mittleren Kalibers. — Durch diese Katastrophe ist nun die Zahl der russischen Linienschiffe in Port Arthur auf drei gesunken, falls es nicht bald gelingt, „Retwisan", „Zäsarewitsch" und „Pobjeda" wieder seedienstfähig zu machen. Weit schwerer wiegt jedoch der tragische Tod des ausgezeichneten Geschwaderchefs, auf den so große Hoffnungen gesetzt wurden. Admiral Makarow war 1848 geboren und 1864 in die Marine eingetreten. Bereits im russisch-türkischen Kriege zeichnete er sich als Kommandant des „Großfürst Konstantin" im Schwarzen Meere aus; 1881 nahm er an Skobelews Zug gegen Gök Tepe teil. Nach verschiedenen großen Reisen trat Makarow an die Spitze des Ostseegeschwaders; in Port Arthur, wo er den Vizeadmiral Starck ersetzte, war er am 8. März eingetroffen. Auf seinen Posten wurde der bisherige Kommandant der Schwarzen Meerflotte, Vizeadmiral Nikolaj Iwanowitsch Skrydlow (geb. 1844), berufen, der in Rußland nicht nur als hochbegabter Seeoffizier gilt, sondern auch als geschickter Diplomat, der sich in mancher schwierigen Lage bewährte.

Inzwischen hatte die erste japanische Armee unter General Kuroki, die seinerzeit bei Tschemulpo gelandet worden war und die aus der Garde, der 1. und 12. Division besteht, ihren Vormarsch nach dem Yalufluffe fortgesetzt. Die Schwierigkeiten dieses Vorrückens durch Nordkorea waren ungeheuer, da es dort völlig an gangbaren Wegen gebricht. Unsre Illustration auf S. 92 zeigt uns japanische Pioniere auf dem Marsche in Korea, während das obere Bild auf S. 94 japanische Kavallerie darstellt, die einen zugefrorenen Fluß auf Strohmatten überschritet. Als dann im April Tauwetter eintrat, wurden die Märsche zunächst nur noch schwieriger gemacht, aber keinerlei Ungemach vermochte die Truppen des Mikado zu hemmen; unaufhaltsam drangen ihre Kolonnen nordwärts vor, während man in der Heimat in größter Spannung auf die Kunde von den ersten größeren Gefechten zu Lande wartete (s. die Abb. auf S. 94).

Nachdem die Vorbereitungen beinahe drei Monate gewährt, und während dieser Zeit fast nur die kriegerischen Ereignisse zur See die Aufmerksamkeit der Welt beschäftigt hatten, trat

Colliers Weekly, New York

Landung der japanischen Bagagen bei Tschemulpo

Digitized by Google

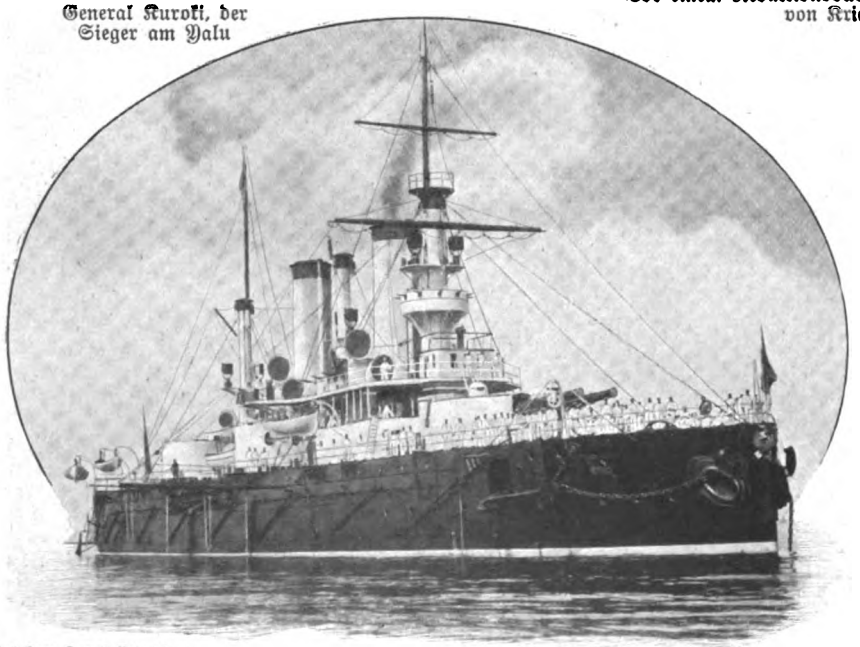
Colliers Weekly
Japanische Kavallerie auf Strohmatten das Eis eines Flusses überschreitend

General Kuroki, der Sieger am Yalu

jener Augenblick mit dem 1. Mai ein. Durch die Schlacht am Yalu haben die Japaner an derselben Stelle wie im Kriege gegen China 1894 den Uebergang über diesen Fluß erzwungen. Sie wußten sich auch im Landkriege die Offensive zu sichern, gingen mit ihrer ersten Armee auf das rechte Ufer über und standen nun am Eingange in die Mandschurei.

General Baron Kuroki, der als Befehlshaber dieser Armee mit seinen Truppen die russische Stellung bei Kiulientscheng stürmte, steht bei seinen Landsleuten als General in ebenso hohem Ansehen wie Togo als Admiral. Er vermeidet als Heerführer jede Uebereilung, bereitet vielmehr alles bis in die kleinsten Einzelheiten vor; erst dann schlägt er zu, und zwar gründlich. Er ist älter als Admiral Togo und steht im 62. Lebensjahre. Kuroki ist der Typus

Vor einem Redaktionsbureau in Yokohama: Eintreffen von Kriegsnachrichten



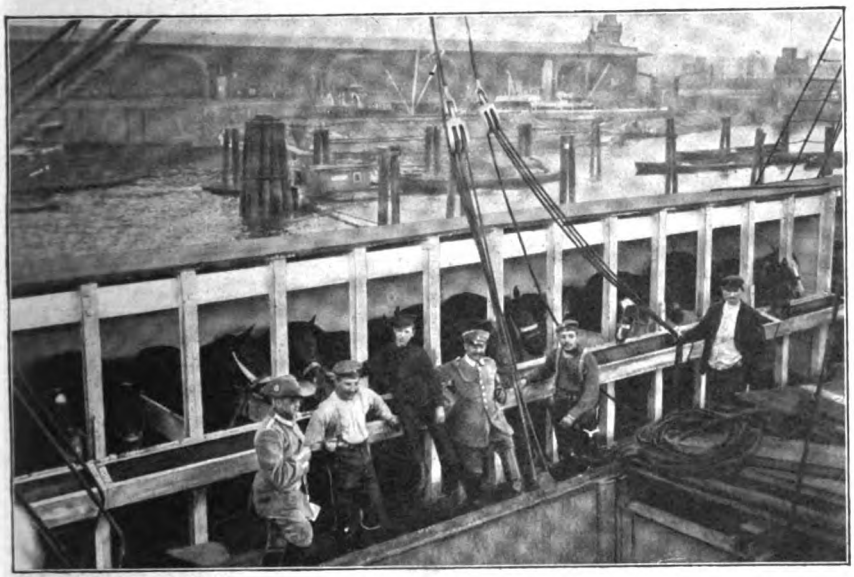
Phot. Jean Dubal, Petersburg
Das untergegangene russische Linienschiff „Petropawlowsk"

eines Satsuma, d. h. er entstammt einer der militärischen Familien, in denen die Männer von früher Kindheit an für den Kampf erzogen werden. In der großen Revolution, die Japan erschütterte, als Kuroki noch ein junger Mann war, kämpfte er auf seiten des Kaisers. In den siebziger und achtziger Jahren erwarb er sich bereits Anerkennung im Heere, trat aber erst im Kriege gegen China in den Vordergrund. Weil man damals seine großen Fähigkeiten als Organisator anderweitig nicht entbehren konnte, war er in jenem Feldzuge nicht zugegen, als den Chinesen die Stellung bei Kiulientscheng weggenommen wurde, die er jetzt persönlich den Russen mit so glänzender Bravour entrissen hat. Während des chinesisch-japanischen Krieges leitete er die ganze Mobilmachung von Anfang bis zum Ende und konnte dann erst auf den Kriegsschauplatz eilen.

Digitized by Google

Verstärkungstransporte nach Deutsch-Südwestafrika

Bei den Operationen auf dem Kriegsschauplatz in Südwestafrika, wo am 22. März die Kavallerie der Schutztruppe das von den Herero verlassene Owikokorero besetzte, machte sich für das Fühlunghalten mit den Aufständischen zunächst der Mangel an Pferden auf das empfindlichste bemerkbar. Inzwischen sind einige Pferdetransporte in Swakopmund eingetroffen, doch sind die aus Argentinien dort angelangten Pferde noch ganz roh und wild, also vorläufig noch nicht gebrauchsfähig; sie müssen erst eingefahren werden, was natürlich Zeit und Mühe kostet. Man hat deshalb auch bereits deutsches, möglichst widerstandsfähiges Pferdematerial hinübergeschickt. Am Nachmittag des 30. März ist der Dampfer „Markgraf" mit 500 Pferden und die „Entrerios" mit 700 Pferden in der folgenden Nacht nach Swakopmund in See gegangen. Am 7. April folgte der Dampfer „Lucie Wörmann" mit 26 Offizieren und 350 Mann zur Verstärkung der Schutztruppe.



Phot. Hans Breuer, Hamburg

Zum Aufstand in Deutsch-Südwestafrika: Verschiffung von Pferden in Hamburg

digten ein und förderte die Gründung klerikal-tschechischer Vereine. Jedoch soll der neue Erzbischof, der als hochbegabt und fein gebildet geschildert wird, der Regierung in Wien klare und bestimmte Versicherungen seiner Neutralität in der Nationalitätenfrage gegeben haben. Auch Preußen berührt die Neubesetzung des erzbischöflichen Stuhles in Olmütz insofern, als diesem auch ein freilich nur kleiner Bezirk von Preußisch-Schlesien, nämlich Stadt und Bezirk Katscher im Regierungsbezirk Oppeln, das sogenannte Preußisch-Mähren, kirchlich untersteht.

Atelier Rafael, Brünn

Bischof Dr. Bauer, Nachfolger des Fürsterzbischofs Kohn in Olmütz

Neue Stuttgarter Denkmäler

Die von Rebenhügeln umgebene schwäbische Haupt- und Residenzstadt ist durch zwei neue Denkmäler geschmückt worden. Das erste ist dem Andenken des am 31. August 1901 verstorbenen ritterlichen Prinzen Herrmann von Sachsen-Weimar (geb. 4. August 1825) gewidmet, der zeitlebens nicht nur in Stuttgart selbst, sondern im ganzen württembergischen Land sich allgemeiner Beliebtheit erfreute und eine

Der neue Erzbischof von Olmütz

Zum Erzbischof von Olmütz ist als Nachfolger des zum Rücktritt genötigten Erzbischofs Dr. Theodor Kohn der bisherige Bischof von Brünn, Dr. Franz Bauer, ernannt worden. Er ist am 26. Januar 1841 im Dorfe Grachowatz bei Wallachisch-Meseritsch (Mähren) als der Sohn eines deutschen Vaters und einer tschechischen Mutter geboren. Seine erste Kaplanstelle führte den jungen Priester in die hannakische Stadt Wischau; zehn Jahre später wurde Dr. Bauer Professor der Theologie an der damals noch ungeteilten Prager Universität, 1875 Dekan, 1879 Direktor des Prager Seminars und 1882 Bischof von Brünn. Politisch war er bis dahin wenig hervorgetreten, doch stimmte er als Bischof im mährischen Landtage mit der klerikal-feudalen Partei, führte nach Möglichkeit tschechische Pre-

Phot. A. Siebenhüner, Hamburg

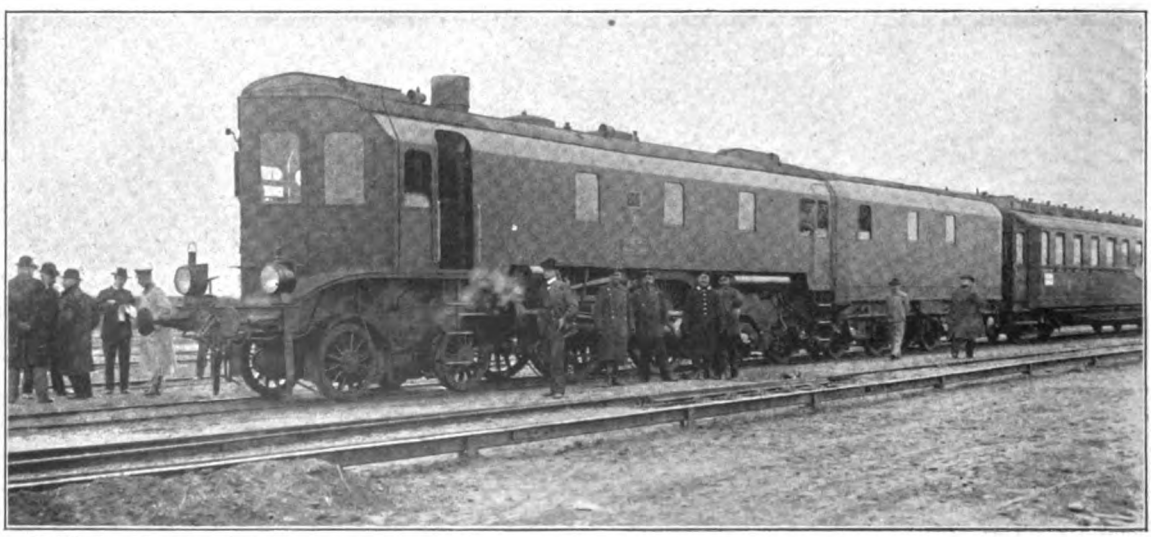
Abfahrt der Verstärkungstruppen nach Deutsch-Südwestafrika mit dem Dampfer „Markgraf": Der letzte Gruß an die Heimat

Digitized by Google

Standbild des Prinzen Herrmann von Sachsen-Weimar von K. Donndorf

im besten Sinne populäre Persönlichkeit war. „Prinz Weimar", wie er überall genannt wurde, war bereits im Jahre 1840 nach Württemberg gekommen, das ihm eine zweite Heimat werden sollte, und hatte sich am 17. Juni 1851 mit Prinzessin Auguste, der jüngsten Tochter des Königs Wilhelm I., vermählt. Er war der Oheim des jetzt regierenden Königs Wilhelm II. und der Großvater mütterlicherseits des Großherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach. Das von Professor Karl Donndorf jun. in Stuttgart ausgeführte, in Bronze gegossene Denkmal zeigt den Verewigten in überlebensgroßer Figur; er ist in Zivilkleidung dargestellt, die eine Hand ungezwungen in die Seite gestützt, in der andern Hut, Handschuh und Stock haltend. Die charakteristische Haltung des Prinzen ist trefflich wiedergegeben, die Gesichtszüge sind von sprechender Aehnlichkeit, so daß das Kunstwerk volles Leben atmet. Der Aufstellungsort des Denkmals befindet sich in der Neckarstraße neben dem Museum der bildenden Künste. — Unweit davon, auf dem hinter dem Museum erhöht gelegenen Urbansplatze, erhebt sich inmitten hübscher Anlagen das originelle Urban-Denkmal des Bildhauers A. Fremd. St. Urban ist bekanntlich **der Schutzpatron der Weinbauer; der Künstler hat auf den Unterbau von mächtigen Steinblöcken aber nicht die Figur des Heiligen gestellt, sondern sein Urban ist ein echter Stuttgarter „Wingerter" (Weingärtner), der dem Beschauer einen gefüllten Humpen entgegenhält und mit den Attributen seiner mühevollen Tätigkeit ausgestattet ist. Auch der wachsame Spitz zu seinen Füßen ist nicht vergessen.**

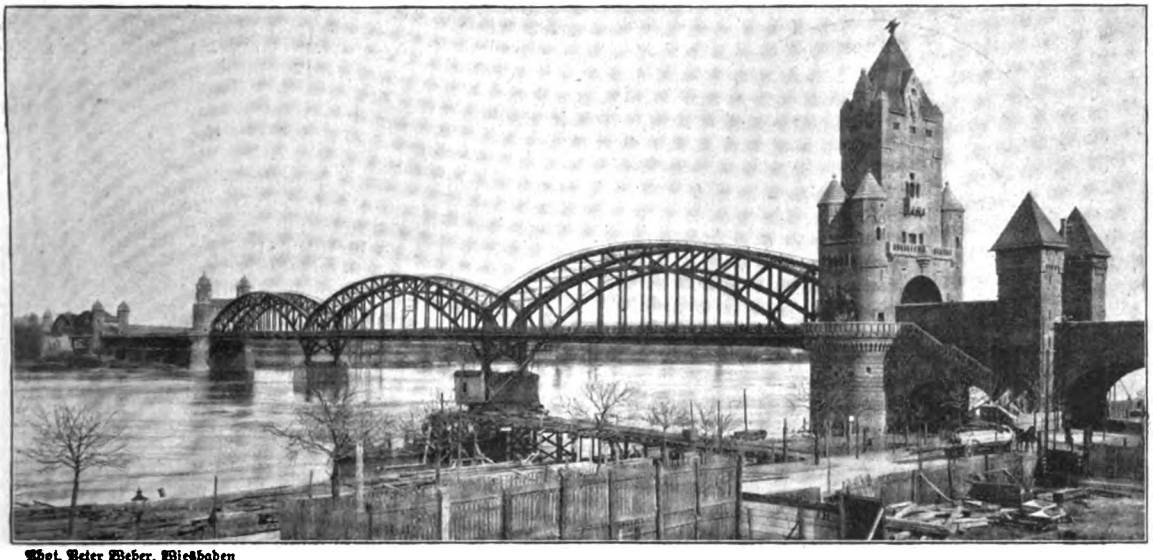
Standbild des Urban, modelliert von A. Fremd



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Die neue auf die Weltausstellung in St. Louis geschickte deutsche Schnellzugslokomotive

Digitized by Google



Phot. Peter Weber, Wiesbaden

Die neue Rheinbrücke (Kaiserbrücke) bei Mainz

Neue Schnellzugslokomotive für St. Louis

Auf der Militärbahn Marienfelde-Zossen haben neuerdings interessante Schnellfahrten mit einem neuartigen Lokomotivsystem stattgefunden: einer dreizylindrigen Verbundmaschine (Bauart Wittfeld), die bei Henschel & Sohn in Kassel gebaut worden ist. Schon die äußere Erscheinung dieser Lokomotive ist eigenartig genug; sie gleicht mit der wegen des geringeren Luftwiderstandes vorn an der Maschine angebrachten Spitze und dem eisernen Ueberbau über Maschine und Tender eher einem Panzerwagen als einem Schnellzugsvehikel. Bei den Versuchsfahrten mit dem Sechswagenzug von 224 Tonnen Zuggewicht erreichte man bei geringem Seitenwind mit dieser Dreizylinder-Verbundmaschine eine größte Geschwindigkeit von 128 Kilometern pro Stunde und mit dem Dreiwagenzug (109 Tonnen) eine solche von 137 Kilometern. Vor der Einstellung in den regelmäßigen Dienst ist die Henschelsche Lokomotive zur Weltausstellung nach St. Louis geschickt worden.

Die neue Rheinbrücke bei Mainz

Das Hauptwerk der neuen Bahnanlagen zwischen Mainz und Mombach, die hauptsächlich aus strategischen Rücksichten erbaut sind, die große Rheinbrücke, ist am 1. Mai durch den Kaiser dem Verkehr übergeben worden. Die neue Brücke, die eine Länge von über 800 Metern hat, ist ein Meisterwerk deutscher Bau- und Ingenieurkunst. Der Eingang führt durch einen gewaltigen Turm aus massivem Sandstein mit reicher Fassadenverzierung; auf der Spitze ist ein mächtiger Adler mit ausgebreiteten Flügeln angebracht. Bis auf die Petersaue überwölben drei mächtige Bogen mit Oberspannung den südlichen Rheinarm, während über der Petersaue selbst die Bogen fortfallen und von da ab abermals zwei mächtige Bogen den östlichen Rheinarm überspannen. Die Spannweite beträgt von der Mainzer Seite aus bei dem ersten Bogen 94 Meter, bei dem zweiten 108 Meter, bei dem dritten 96 Meter, bei dem vierten 104 Meter und bei dem fünften 104 Meter. Der über die Petersaue führende Teil ohne Bogen hat eine Länge von 210 Metern, so daß die ganze Brücke 850 Meter lang ist. Die beiden von der Petersaue sich abhebenden Bogen stützen sich auf je einen aus massivem roten Sandstein errichteten Turm, wodurch beide Brückenteile einen architektonisch schönen und sehr gefälligen Abschluß erhalten. Wie an der westlichen, so läuft auch auf der östlichen Seite (Kasteler) die Brücke wieder in einen mächtigen Turm aus. Dieser ist, wie auch der westliche, schwer und massig, wirkt aber ungemein malerisch und bildet mit seinen Schießscharten und Verteidigungsvorrichtungen als befestigter Brückenkopf ein starkes Bollwerk gegen einen stürmenden Feind. Am oberen Stockwerk des Turmes ist nach der Amöneburger Seite zu ein mächtiger Reichsadler als Wappen in Stein gehauen, während die Kasteler Seite das hessische Wappen ziert.

Phot. Peter Weber, Wiesbaden

Das Kaiserpaar und der Großherzog von Hessen bei der Einweihung der neuen Rheinbrücke (Kaiserbrücke) bei Mainz

Digitized by Google

Phot. Ed. Klam

Das Grabmal von Malwida von Meysenbug in Rom

Das Grabmal Malwida von Meysenbugs

Am Karfreitagmorgen, in strahlender Frühlingspracht, wurde auf jenem entzückend schönen Erdenfleck vor den Mauern Roms, der die irdischen Hüllen der dort verstorbenen nichtkatholischen Deutschen birgt, an der Pyramide des Cestius die Asche der „Idealistin" Malwida von Meysenbug zur letzten Ruhe bestattet. Professor Monod, der Gemahl der Tochter Alexander Herzens, deren Erziehung sich einst Malwida von Meysenbug in selbstloser Weise widmete, hielt die Grabrede in französischer Sprache. Er gedachte ihrer Liebe zur deutschen Heimat, ihrer Beziehungen zu Frankreich, an das sie Bande der Abstammung knüpften, zu England, das lange ihre Zufluchtsstätte war, und Italien, wo sie zuletzt lebte und wo sie die letzte Ruhe fand. Sie, deren ganzes Leben von dem Gedanken edelster Humanität erfüllt war, hatte selbst in der Sterbestunde keinen andern Gedanken, als den echter Liebe zur Menschheit. „Liebe — Friede", „Friede — Liebe" waren ihre letzten Worte, die nun in italienischer Sprache auch ihren Grabstein zieren. Das Grabmal steht unmittelbar neben der Grabstätte von Goethes jungverstorbenem Sohne und vor der gebrochenen Grabsäule Waiblingers, des leider nie gewürdigten begeisterten Sängers der Campagna, der in jungen Jahren an der Stätte sein Grab fand, der er eines seiner schönsten Gedichte gewidmet hatte. Eine schönere, dem Charakter der edlen Frau mehr entsprechende Stätte hätte nicht leicht für das hübsche Tempelchen aus Marmor gefunden werden können. Es trägt außer den Worten „Amore — Pace" nur ihren Namen, die Worte „Kassel 1816", „Rom 1903", Geburts- und Todesdaten. Oberhalb der Urne, die die Asche enthält, ist das Medaillonbild Malwida von Meysenbugs angebracht. Die Schöpfer des Denkmals sind zwei junge französische Künstler, der Bildhauer Landovsky und der Architekt Hulst.

Die grossherzogliche Familie von Oldenburg

Von seiner jüngst unternommenen amerikanischen Reise ist Großherzog Friedrich August von Oldenburg im besten Wohlsein wieder in sein Land zurückgekehrt. Der neuerdings erfolgte Verzicht des russischen Kaiserhauses auf die Erbfolge im Großherzogtum Oldenburg zugunsten des Herzogs Friedrich Ferdinand von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg hat die öffentliche Aufmerksamkeit auf die großherzogliche Familie von Oldenburg gelenkt, deren Haupt der am 16. November 1852 geborene und am 18. Juni 1900 auf den Thron gelangte Großherzog Friedrich August ist. Seiner ersten Ehe mit der 1895 gestorbenen Prinzessin Elisabeth von Preußen entstammt die 1879 geborene Herzogin Sophie Charlotte, seiner 1896 geschlossenen zweiten Ehe mit der Herzogin Elisabeth zu Mecklenburg der am 10. August 1897 geborene Erbgroßherzog Nikolaus und die Herzoginnen Ingeborg Alix (geb. 1901) und Altburg (geb. 1903). Unvermählt geblieben ist der achtundvierzigjährige Bruder des Großherzogs, Herzog Georg Ludwig. Nach der oldenburgischen Linie des Hauses Holstein-Gottorp war der nächstberechtigte Thronfolger im Großherzogbisher Zar Nikolaus II., der nun durch den obenerwähnten Verzicht ausgeschieden ist. Der russische Kaiser hat die ältere Augustenburger Linie (von der Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein und Prinz Christian Protest erhoben haben) übergangen und seine Erbrechte an die jüngere Linie Glücksburg abgetreten. Der präsumtive Thronfolger Herzog Friedrich Ferdinand ist am 12. Oktober 1855 geboren und vermählte sich am 19. März 1885 mit Prinzessin Karoline Mathilde, der älteren Schwester der Deutschen Kaiserin. Dieser Ehe entstammen sechs Kinder, der am 23. Oktober 1891 geborene Prinz Fiedrich und fünf Töchter: Prinzessin Viktoria Adelheid (geb. 1885), Prinzessin Alexandra Viktoria (geb. 1887), Prinzessin Helena (geb. 1888), Prinzessin Adelheid (geb. 1889) und Prinzessin Karoline Mathilde (geb. 1894). König Christian von Dänemark ist der Oheim des Herzogs Friedrich Ferdinand.

Vom Eisenbahnerausstand in Ungarn

In ganz Ungarn brach am 20. April ein Ausstand der Eisenbahnangestellten aus, durch den Regierung, Behörden und Publikum in gleicher Weise überrascht worden sind. Er war

Phot. J. B. Fellner, Oldenburg

Die großherzogliche Familie von Oldenburg

Von links nach rechts: Großherzogin Elisabeth mit Herzogin Altburg, Herzogin Ingeborg, Großherzog August, Herzogin Sophie Charlotte, Erbgroßherzog Nikolaus

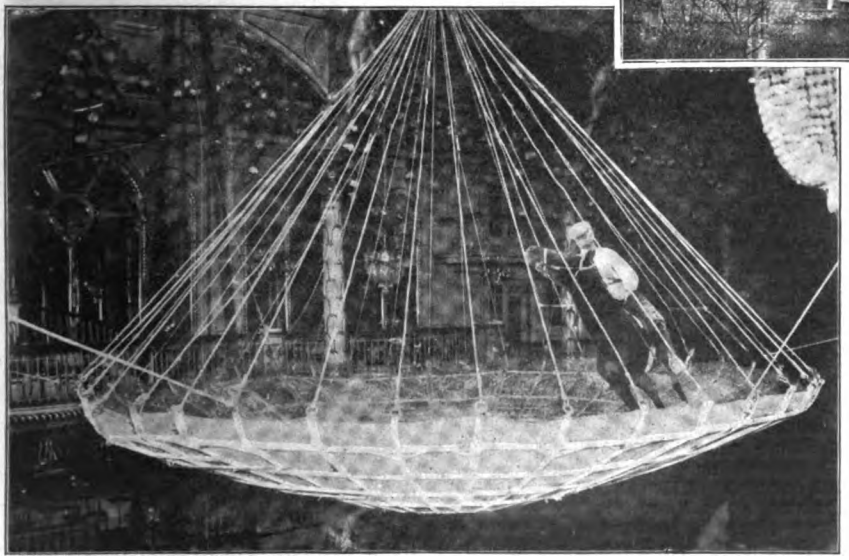
Digitized by Google

Vom Streik der Eisenbahner in Ungarn: Militär besetzt einen Bahnhof

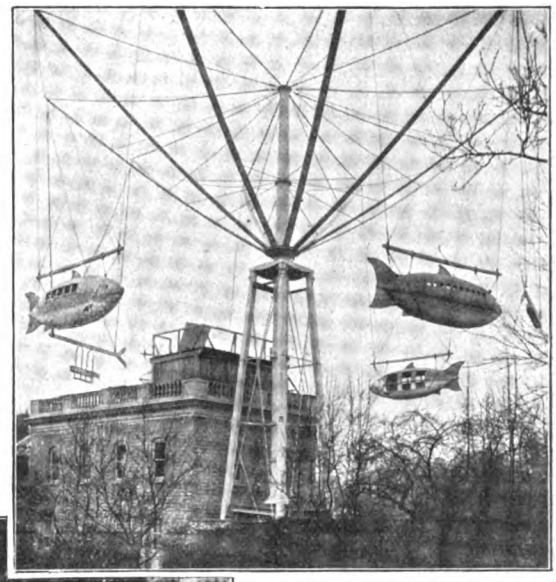
hervorgerufen worden durch die Enttäuschung, die der kurz zuvor dem Abgeordnetenhause vorgelegte Gesetzentwurf über die Gehaltsregulierung der Eisenbahnangestellten bei diesen verursacht hatte. Sie verlangten Gehaltsverbesserung in der von ihren Delegierten abgefaßten Denkschrift, und als die Regierung sich weigerte, darauf einzugehen, stellten sie den Dienst ein. Da die Mehrzahl der Werkstättenarbeiter, die Arbeiter der Staatsbahn und sogar die meisten Beamten der Pester Direktion sich ihnen anschlossen, so feierten bereits am 21. April gegen 36 000 Beamte, Heizer, Lokomotivführer, Wächter und sonstige Bedienstete. Der Zugverkehr im ganzen Lande stockte, und auf sämtlichen Strecken der Pest linksseitigen und Pest rechtsseitigen Betriebsleitung der ungarischen Staatsbahnen mußte der Gesamtverkehr der Orientexpreßzüge, die Ostende-Expreßzüge inbegriffen, bis auf weiteres eingestellt werden; desgleichen der Verkehr nach und von Ungarn über Bruck und Marchegg. Bereits abgelassene Züge wurden von den Aufständischen mit Gewalt zum Stehen gebracht und vielfach die Telegraphen zerstört, so daß die Lage in hohem Grade kritisch wurde. Schleunigst traf die Regierung Maßregeln, durch Heranziehung von Militär die Ordnung wieder herzustellen; sie ließ die Bahnhöfe militärisch besetzen und suchte durch Verwendung des Eisenbahn- und Telegraphenregiments die Wiederaufnahme des Verkehrs zu ermöglichen. Nachdem zahlreiche Verhaftungen vorgenommen worden waren, wurde der Ausstand unterdrückt, aber ohne daß der Friede wiederhergestellt worden wäre. Bereits am 23. gingen wieder Züge nach allen Richtungen ab.

Ein neuer Artistentrick

Im Casino de Paris macht gegenwärtig der „Cercle de la mort", der in schwindelnder Höhe ausgeführte Ritt eines Kunstreiters im „Todesring", Sensation. Hoch über der Manege schwebt unter der Decke des Zirkus an Drahtseilen ein Gestell, das sich kegelförmig nach oben zuspitzt und dessen Seitenwände in einem Winkel von etwa 45 Grad zur Ebene geneigt sind. Auf diesen steilen Seitenwänden sprengen nun Roß und Reiter in rasendem Galopp um das todbringende Loch, das der an den Drahtseilen hängende Korb aus starkem Weidengeflecht in seinem Boden hat. Nur ein Fachmann kann völlig ermessen, welche staunenswerte Gewandtheit des Reiters erforderlich ist, um diesen Ritt zu vollführen.



Eine neue Zirkus-Sensation: Cercle de la mort



Ein neues Riesenluftkarussell

Neues Riesenluftkarussell

Vor kurzem fand im Thurlowparke, Norwood, vor einem auserlesenen Publikum ein Versuch mit dem von Sir Hiram Maxim erfundenen Riesenluftkarussell statt. Der ganze Apparat besteht aus einem kolossalen Gerüste aus Stahl, das auf einem außerordentlich fest verankerten Fundament steht. Das letztere besteht im wesentlichen aus zahlreichen, sehr langen und dicken Stahlstangen, die in den Boden eingerammt sind und dann mit einigen tausend Tonnen Zement befestigt

Digitized by Google

Das Shakespeare-Denkmal in Weimar
Von Professor Otto Lessing

wurden. Der Oberbau gleicht einem umgekehrten Schirme. An den Spitzen der Speichen hängen Schiffchen, Torpedos u. s. w. an Drahtseilen herab, die zur Aufnahme der Personen dienen. Wird nun der Apparat in Betrieb gesetzt, so schwingen die Schiffchen infolge der Zentrifugalkraft in weitem Umkreise. Außerdem sind aber noch Vorrichtungen angebracht, um diese Schwingungsbahnen willkürlich zu verändern, so daß allerhand Evolutionen beschrieben werden können, die das Gefühl erwecken sollen, als ob man in einem lenkbaren Luftschiff säße. Der bereits erprobte Apparat ist zwar noch nicht die eigentliche Verwirklichung der Idee Maxims, immerhin hat er schon eine Schnelligkeit von ca. 30—40 engl. Meilen in der Stunde. Der Apparat wird im großen Stile in den bekannten Londoner Vergnügungsetablissements Earl's Court und Crystal-Palace wiederholt werden. Die hierfür im Bau befindlichen Karussells sind von besonders umfangreichen Dimensionen. Sie werden nur vier Runden in der Minute machen, und doch wird der Kreis, den die Schiffchen mit ihren Insassen beschreiben, so groß sein, daß die Schnelligkeit bis 65 Meilen in der Stunde betragen wird. Ruder oder Steuer ermöglichen es, bei Wind den Schiffchen verschiedene Richtungen zu geben. Ein noch weitaus größerer Apparat wird in der Ausstellung zu St. Louis aufgestellt werden.

Das Shakespeare-Denkmal in Weimar

Die diesjährige Generalversammlung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, die am 23. April stattfand, hatte eine ungewöhnlich große Anzahl von Festteilnehmern nach Weimar gelockt. Galt es doch einmal, den vierzigsten Gründungstag der 1864 ins Leben gerufenen Gesellschaft würdig zu begehen, ferner aber sollte dem Tage eine besondere Weihe durch die Enthüllung des ersten Shakespeare-Denkmals auf deutschem Boden zuteil werden. Mehr poetisch-heiter als dramatisch-kraftvoll, ist das oben abgebildete, von Professor Otto Lessing in Berlin in weißem Marmor gemeißelte Werk vortrefflich eingestimmt auf die idyllische Stätte, an der es aufgestellt ist. Am Granitsockel befindet sich eine Erztafel mit den Worten „William Shakespeare". Die auf einem Baumstamme sitzende Gestalt des Dichters fällt durch ihren durchgeistigten Charakterkopf auf, dessen hohe, weit ausgebuchtete Stirn und dessen kühn geschwungener, fein lächelnder Mund mit dem scharfgezeichneten Kinn ungewöhnliche Geisteskraft und Energie bekunden; sinnend, beobachtend und sarkastisch blicken die Augen in die Welt hinein. Die Haltung des mit der Gewandung seiner Zeit bekleideten Dramatikers ist durchaus ungezwungen: mit der in die rechte Seite gestemmten Hand hält er eine Papierrolle, während die linke mit einer blühenden Rose spielt. Lässig sitzt Meister William da, als ob er eben der Probe eines seiner Dramen beiwohnte. Zu den Füßen sind ein von der Schellenkappe bedeckter Totenschädel, ein Dolch und eine Narrenpritsche gruppiert, die von einem breitblätterigen, in einer Schleife endenden Lorbeerkranz umschlossen werden.

Präsident Loubet in Italien

Die große Loubetwoche in Italien ist vorüber. Am Sonntag (24. April) nachmittags um vier Uhr fuhr der Salonzug des Präsidenten der französischen Republik in die mit Fahnen und Blumen geschmückte Bahnhofshalle der Siebenhügelstadt ein, wo Loubet vom König Viktor Emanuel, dem Grafen von Turin und dem Herzog von Genua empfangen wurde. Am folgenden Morgen begab sich der Präsident ins Pantheon und legte auf den Gräbern Viktor Emanuels II. und Humberts I. Kränze nieder. Der Hauptfeiertag für das Volk war der Dienstag, an dem es morgens die große Parade auf dem Exerzierplatz in den Prati del Castello und abends die Beleuchtung der Stadt gab. Am 27. begab sich der Präsident nach der Villa Medici, wo ihm der frühere französische Minister Lockroy eine Nachbildung des von der franko-italienischen Liga der Stadt Rom geschenkten Standbildes Viktor Hugos überreichte. Am Nachmittag besuchte der Präsident in Begleitung des Königs das Forum Romanum, einen kleinen Teil des Palatins, die Caracalla-Thermen und das im Bau begriffene Nationaldenkmal auf dem Kapitol. Die neuesten Entdeckungen auf dem Forum wurden durch den verdienten Leiter der Ausgrabungen, Boni, erläutert, der die letzten drei „vorromulusschen" Gräber, die unweit des Faustina-Tempels zum Vorschein gekommen sind, vollends freilegen ließ. Am Abend war großer Empfang in den historischen Sälen der Munizipalität auf dem Kapitol. Am 28. begab sich der König mit seinem Gaste nach Neapel, wo am Vormittag des 29. eine Revue über das französische und das italienische Geschwader abgehalten wurde. Am Nachmittag des 30. April traf Präsident Loubet an Bord des Panzerkreuzers „Marseillaise" von seiner italienischen Reise in Marseille ein.

Phot. Léon Bouet, Paris
Die von der franko-italienischen Liga gestiftete Viktor Hugo-Statue für Rom

Digitized by Google

Für müßige Stunden

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

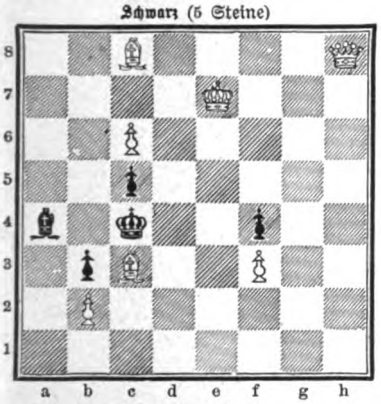
Aufgabe XV

Von

Karl Hoffmann in Lutzmannsburg (Ungarn)

(Neu)

Schwarz (5 Steine)



Weiß (7 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XII

W. 1. Sd4—c6
S. 1. Kd5×c6
W. 2. Dh3—d3!
S. 2. e4×d3, Ke6—d7 od. beliebig
W. 3. Lf1—g2, Dd3—d7 (event. auch ×e4) matt.

A.

S. 1. La8×c6
W. 2. Dh3—c3
S. 2. e4—e3 oder beliebig
W. 3. Lf1—g2, Sa6—b4 matt.

B.

S. 1. La8—b7
W. 2. Dh3—b3†
S. 2. Kd5×c6
W. 3 Lf1—b5 matt.

C.

S. 1. Le1×d2
W. 2. Dh3—h8!
S. 2. Kd5×c6, e4—e3, La8×c6, Ld2—g5 oder beliebig anders
W. 3. Dh8×a8, —h1, c2—e4, Sc6—b4, ×e7 matt.

Partie Nr. VII

Kürzlich zu Berlin gespielt

Englisches Springerspiel

Weiß: Dr. Oskar Blumenthal. — Schwarz: N. N.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	7. Sf3×e5	Dd8—e7[2]
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	8. 0—0	De7—d6[4]
3. c2—c3	Sg8—f6[1]	9. Le1—g5!	Dd6×d5[5]
4. d2—d4	Sf6×e4	10. Tf1—e1	Sc5—e6
5. d4—d5	Sc6—b8[3]	11. Se5×f7	Th8—g8[6]
6. Lf1—d3	Se4—c5	12. Ld3—g6!	Dd5×d1
		13. Sf7—d6 matt.[7]	

[1]) Dies und d7—d5 gelten als die besten Verteidigungszüge; auch f7—f5 kann geschehen.

[2]) Lf8—c5 gewährt einen interessanten Angriff, der aber bei korrekter Entgegnung mit Vorteil zurückgeschlagen wird.

[3]) Ein schwacher Zug, der die Entwicklung des schwarzen Spieles schädigt. Se5×d3 sollte geschehen.

[4]) Besser noch jetzt Sc5×d3 (9. Se5×d3 De7—f6).

[5]) Hierauf folgt ein überraschender Schluß. (Wegen des anscheinend besseren Zuges f7—f6 siehe Anmerkung 7.)

[6]) Falls Kf8×f7, so 12. Ld3—g6† mit Damengewinn.

[7]) Der Führer der schwarzen Steine erklärte nach Schluß der Partie, daß er sich durch den Angriff 9. Le1—g5 nur habe verblüffen lassen, und sprach die Ansicht aus, daß ihm mit f7—f6 die Verteidigung leicht gewesen sein würde. Dr. Blumenthal war gern bereit, die Partie auch bei dieser Entgegnung weiterzuführen, und es ergab sich folgende gleich erbauliche Fortsetzung:

9.	f7—f6	12. Dd1—h5†	g7—g6
10. Tf1—e1	f6×e5	13. Dh5×g6†	h7×g6
11. Te1×e5†	Dd6×e5	14. Ld3×g6 matt.	

Anagramm

Ein großer Bau, meist nüchtern, kahl,
Mit viel Bewohnern, deren Wahl
Der Aufenthalt nicht immer wäre,
Doch führt ein Muß sie in die Lehre;
Fehlt es auch dort an einem Garten
Sind täglich Blüten zu erwarten.

Ein r streich aus dem Innern fort
Und setz die Zeichen um im Wort;
Mit k und c nimm's nicht genau
Und nun zu deinem Lohne schau,
Wie aus der Vorzeit sich ein Weiser
Dir naht, ergeben seinem Kaiser,
Der, undankbar das höchste Gut
Einforderte, sein Lebensblut! M. Sch.

Verkürzungsrätsel

Womit Damen gern sich putzen,
Mußt zwei Zeichen du abstutzen:
Was alsdann bleibt übrig stehn,
Kann dir treu zur Seite gehn. Dr. K. K. von F.

Zweisilbige Charade

Gefahr und Schmerz und Melodien
Der ersten sich verweben,
Und Freundestreu und Liebe fliehn,
Sind sie ihr preisgegeben.

Wenn Müh' der zweiten sich gesellt,
Wirst du wohl gern sie meiden,
Und hat sie Schick, noch mehr vergällt
Sie dir des Daseins Freuden.

Das Ganze blüht als Stadt noch heut
Im schönen Lande Baden,
Und stand zu der Ottonen Zeit
Bei ihnen schon in Gnaden. M. Sch.

Buchstabenrätsel

Dem Mädchen fallen sie aufs Mieder,
Ein Zeichen vor: vom Himmel nieder.

Dr. K. K. von F.

Homonym (Vierfilbig.)

Schön-Phyllis kam heimlich zum Stelldichein.
„— — — —," rief bang sie, „wo magst du wohl sein?"
„Ei," lachte ihr Liebster, der junge Fant,
„Hier, unter dem Strauch, den du genannt." Trist.-Mend.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 8:

Des Streichrätsels: Wir verlieren unser Herz gern, wenn wir eins gefunden haben.

Des Anagramms: Dolomiten — in Toledo.

Des Rätsels: Feder.

Des Zahlen-Bilderrätsels: Die Buchstaben des Alphabets von A—M bezeichnet man mit den Zahlen 1—13, die von N—Z mit 1—13. Jene Zahlen im Kreise, bei denen dunkle Stellen sind, gehören der zweiten Alphabethälfte an, die andern der ersten Hälfte. Man beginnt rechts vom Hängepunkte der Lampe und liest alle Strahlen in der Runde gegen links ab. Es ergibt sich der Spruch: „Wo viel Licht, da ist auch viel Schatten."

Des Silbenrätsels: Monopol.

Auch eine Ausrede

„Wenn Sie schon meine Zigarren rauchen, Johann, könnten Sie sich doch wenigstens an die billigen halten!"

„Dann würden Herr Baron mir ja nachsagen können, ‚der Kerl ist so dumm, daß er keine Pfälzer von einer Havanna unterscheiden kann'!"

Digitized by Google

Briefmappe

Oberl. G. M., Berlin. Auch in diesem Jahre findet in der Zeit vom 11. bis 30. Juli an der Universität Greifswald ein Ferienkursus (XI. Jahrgang) statt; ausführliche Programme sind unentgeltlich unter der Adresse „Ferienkurse, Greifswald" zu erhalten. Hier nur so viel zur allgemeinen Orientierung: die Fächer sind Sprachphysiologie, Phonetik (Prof. Heuckenkamp), deutsche Sprache und Literatur (Professoren Dr. Heller, E. F. Frey), Französisch (M. Reynaud), Englisch (Mr. Campbell, Prof. Konrath), Religion (Prof. Lic. Kropatscheck), Philosophie (Prof. Rehmke), Geschichte (Prof. Seeck und Bernheim), Geographie und Geologie (Prof. Credner und Deecke), Chemie (Privatdozent Dr. Strecker), Physik (Prof. Mie), Zoologie (Privatdozent Dr. Stempell), Botanik (Prof. Schütt), Hygiene (Geheimrat Prof. Löffler), Kunstgeschichte (Prof. Seeck). Den Vorlesungen zur Seite gehen zoologische, botanische, physikalische Uebungen, geographisch-geologische Exkursionen, französische, englische, deutsche Sprachübungen. Gleichzeitig findet ein unentgeltlicher Spielkursus zur Ausbildung von Lehrern zu Leitern im Volks- und Jugendspiel statt.

H. M., Wien. Wir müssen bestens dankend ablehnen, da wir noch reichlich versehen sind.

Ph. G., M. Das hat sich seit dem Jahre 1900 geändert; gegenwärtig führt die Feldartillerie keine Fahnen mehr, sondern nur noch die Fußartillerie. Jedes Regiment besitzt eine, die beim 1. Bataillon getragen wird.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Soeben erschienen:

Oberleutnant Grote.

Roman

von

Liesbet Dill

Verfasserin von „Lo's Ehe".

Geheftet M. 3.—, geb. M. 4.—

Auch ein „Roman aus einer kleinen Garnison" — aber ein Werk, das in seinem künstlerischen Ernst und seiner vornehmen, echt sittlichen Lebensauffassung sich fern von allem Sensationellen hält und doch jeden Leser fesseln und gewinnen wird. Mit größter Anschaulichkeit und Treue, aber ohne eine nur der Klatschsucht dienende Detailmalerei ist das Leben der Offizierskreise, das ganze Milieu einer jener Garnisonstädte an der Westgrenze des Reichs geschildert, in denen die Zahl der Soldaten die der Zivilbevölkerung überwiegt.

Büstenhalter

und Gesundheits-Korsetts

auch speziell solche unt. Reformkleider i. jed. Preislage.

SPEZIALITÄT:

Reform-Korsett

„Gesundheit und Schönheit"

verleiht eine schöne, tadellose Taille, trotzdem es der geringsten Bewegung nachgibt. Bleibt selbst bei längerem Tragen unverändert. — Kein Gummi, sondern dehnbare, in jeder Beziehung sich bewährende Messingspiralfedern. — Tausende von Anerkennungsschreiben aus Damenkreisen aller Gesellschaftsklassen.

Namhafte Frauenärzte, wie die Herren: Sanitätsrat **Dr. med. Bilfinger, Dr. med. Böhm, Dr. med. Prager, Dr. med. Eckstein, Dr. Gotthilf Thraenhart, Dr. med. Birnbaum,** die Naturheillehrerin Frau **Clara Muche** u. a. empfehlen dieses Reformkorsett als das zweckmässigste und beste. Solches wurde in vielen ärztlichen Werken und in Frauenzeitschriften äusserst lobend erwähnt.

Moderne Korsetts in den feinsten Ausführungen und in den verschiedensten Formen. — **Anfertigung und Lieferung nur nach Maas.**

Reich illustrierter Katalog mit Massanleitung auf Verlangen umsonst u. frei.

A. B. Meschke, Korsett-Atelier, Lieferant vieler fürstl. Höfe, **Rosswein No. 56,** Königreich Sachsen.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

Kalodezma- GELEE SEIFE PUDER.

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut! F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Jeder Nervenleidende lese d. Broschüre „Ein grosser Fortschritt auf d. Gebiete der Heilung sämtlicher Gemüts- und

Nerven-

leiden", wie Nervosität, Schwermut, Schlaflosigk., Angstgefühl, Schwindelanfälle, nervöse Kopfschmerzen, Gehirnschwäche, Epilepsie. Gegen Einsendg. von 20 Pf. in Briefm. franko zu beziehen durch **Apotheker Bässgen in Büsingen a. Rh. 157** (Baden).

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- u. Abitur.-Examen, rasch, sicher, billigst. Mathematik wird in verstärkter Stundenzahl gelehrt, um mindestens normale Leistungen zu erzielen. **Moesta,** Direktor, **Dresden-N. 8.**

Deva-Roman-Sammlung

Bis jetzt sind 50 Bände erschienen.

Jeder Band geh. **50 Pf.,** gebunden **75 Pf.**

Verzeichnis durch jede Buchhandlung oder direkt von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

NESTLE'S Kindermehl.

Beste Nahrung für Kinder, Kranke u. Magenleidende. Unübertroffen bei: **Diarrhoe, Brechdurchfall, Darmkatarrh.** Vorrätig in Apoth. Drog. u. Delicatess.

Bleyle's Knaben-Anzüge

sind die gesundeste und bequemste Kleidung der Gegenwart.

Nur aus bestem, reinwollenem Kammgarn angefertigt, vereinigen sie in sich alle Eigenschaften, die an einen tadellosen Knabenanzug gestellt werden können; sie sind praktisch, unübertroffen dauerhaft, kleiden vornehm, haben flotten Sitz und bieten für jede Jahreszeit bei jeder Witterung die angenehmste und vorteilhafteste Kleidung. Zu haben für 2—16 Jahre. Ausführliche illustrierte Preislisten gratis und franko.

Aug. Friedr. Sauer, Stuttgart P. 47.

Einziges Spezialgeschäft für Bleyle's poröse Oberkleidung.

Digitized by Google

Frau v. M. in Coblenz. Wir nennen Ihnen da in erster Linie St. Blasien im Schwarzwald, das infolge seiner Lage, seiner klimatischen Vorzüge und der in seinen Gasthöfen und Heilanstalten vorhandenen Schutzvorrichtungen gegen etwaige Rückschläge der Witterung seit einer Reihe von Jahren auch als Frühjahrsaufenthalt für Nerven-, Magen-, Herz-, Nieren-, Stoffwechselkranke bei den Aerzten immer mehr Anerkennung findet. Im dortigen Hotel und Kurhaus ist Kranken solcher Art — Lungenkranke sind ausgeschlossen — Gelegenheit gegeben, auf ärztliche Anordnung hin an besonderen Diättischen zu speisen. Die hotelgemäße regelmäßige Verpflegung der Sommerfrischler in den Pensionen (Table d'hote) wird jedoch hierdurch nicht berührt. Unter der gleichen ärztlichen Leitung wie das Kurhaus steht die gleich der Mehrzahl der Gasthöfe und Pensionen Lungenkranke ausschließende, behaglich eingerichtete Villa Luisenheim.

Fr. H. in Braunschweig. Die Deutsche Gesellschaft für Volksbäder versendet zwei neue Hefte ihrer Veröffentlichungen. Der reiche und vielseitige Inhalt gibt Kunde von dem lebendigen Fortschritt des deutschen Badewesens und dem Anteil, welcher der Tätigkeit jener gemeinnützigen Vereinigung zu danken ist. In dem einen Heft (Nr. 3) sind die Ergebnisse des vorjährigen Preisausschreibens für ein kurzgefaßtes und gemeinverständliches Plakat über die Notwendigkeit und Nützlichkeit des regelmäßigen Badens zusammengefaßt. Außer den preisgekrönten Arbeiten gelangen mit Erlaubnis der Verfasser noch etwa vierzig weitere Eingänge über dieses Thema zum Abdruck, weil sie eine Fülle ansprechender Gedanken enthalten und gewiß verdienen, weiter bekannt zu werden. Die Gesellschaft ist bereit, gewünschte Plakate dieser Art an Schulen, Fabriken, Vereine, Gemeinden und andre Freunde des öffentlichen Badewesens in beliebig vielen Exemplaren zum Selbstkostenpreis abzugeben. Man wende sich zu diesem Zweck schriftlich an die Geschäftsstelle der Gesellschaft für Volksbäder, Berlin NW., Karlstraße 19. Dort sind auch Meldungen zur Mitgliedschaft, Anfragen, Wünsche zwecks Beurteilung von Projekten oder betreffend Material zu Vorträgen stets willkommen.

Frau Anna v. Th. in H. bei M. Als zuverlässigen und gewissenhaften Ratgeber für Ihre Sommerreise empfehlen wir Ihnen den „Wegweiser durch die Kurorte und Sommerfrischen Oesterreichs", dessen erstes Heft soeben in zweiter, bedeutend bereicherter Auflage erscheint. Das „Wiener Fremdenblatt", dessen Initiative diese Publikation ihr Entstehen verdankt, begnügt sich aber nicht damit, dem Publikum bei der Wahl eines zum Sommeraufenthalte geeigneten Ortes an die Hand zu gehen, sondern es bietet ihm auch die Möglichkeit, leicht und mühelos eine zweckentsprechende Wohnung in dem gewählten Orte zu bekommen, und zwar durch die im Zentrum von Wien (I. Stephansplatz 6 und Wollzeile 4) gelegene „Zentralauskunftstelle für Sommerwohnungen", die jede diesbezügliche mündliche oder schriftliche Anfrage prompt und unentgeltlich beantwortet. Das uns vorliegende geschmackvoll ausgestattete Heft 1 des „Wegweiser durch die Kurorte und Sommerfrischen Oesterreichs" (Preis 50 Pfg. = 60 Heller) bei Frankozustellung durch die Post 20 Pfg. mehr) enthält die Kronländer Nieder- und Oberösterreich. Dem ersten Hefte folgen demnächst Heft 2 mit Steiermark, Kärnten, Krain, Küstenland, Dalmatien und Heft 3 mit Tirol, Vorarlberg, Salzburg, Böhmen, Mähren, Schlesien und Galizien.

Fr. Sch. in Wetzlar. Im Jahre 1636 kam der erste Tee nach Paris, 1660 durch die Ostindische Kompanie nach Holland und England. Er fand, ähnlich wie der Kaffee und der Tabak, in Europa viele begeisterte Lobredner, während andre Stimmen ihn für höchst schädlich erklärten. König Friedrich III. von Dänemark gab seinem gegen den Tee eifernden Leibarzt Simon Paulli ein hübsches Wortspiel zum Bescheid. Er sagte nämlich mit Doppelsinn: „Credo te (Tee) non esse sanum," was man übersetzen kann: „Ich glaube, daß der Tee nicht gesund ist," oder auch: „Ich glaube, du bist verrückt."

Haemogallol

ein von hervorragenden medizin. Autoritäten warm empfohlenes, für

Bleichsüchtige u. Blutarme

geradezu unentbehrliches blutbildendes Kräftigungsmittel.

Haemogallol wird nicht nur bei Bleichsucht und Blutarmut, sond. auch bei Schwächezuständen aller Art, Skrophulose, Rhachitis, Neurasthenie etc. mit grösstem Nutzen verwendet.

Haemogallol greift nicht, wie andere Eisenpräparate, die Zähne an, sondern ist frei von jeglichen unangenehmen Nebenwirkungen und wird deshalb von jungen Mädchen mit Vorliebe genommen.

Haemogallol wird selbst vom zartesten und kranken Organismus mit Appetit genommen, leicht assimiliert, gut vertragen und eignet sich auch deshalb vorzüglich als Nahrungsmittel für Kinder.

Haemogallol ist in Pulver-, Tabletten- und Pastillenform in allen Apotheken zu haben. Eine Schachtel Haemogalloltabletten zum Preise von M. 2,40.

E. Merck, chemische Fabrik, **Darmstadt.**

Zweighäuser in London, Moskau und New-York.

Falk's „APHANIZON"

ist das **einzige** für **Jedermann** praktische Mittel um Flecken aus allen Stoffen rasch, mühelos und sicher zu entfernen. Vom hoh. kgl. württemberg'schen **Kriegsministerium** geprüft und den Truppen zum Reinigen der Uniformen empfohlen.

Erhältlich in allen Droguerien, Parfumerien und Apotheken.

Chem. Fabrik **Aug. Falk, Wien, IV./1**

Leiden Sie an Raummangel?

Dann fordern Sie sich gratis und franko Preisliste I über **Jaekel's** berühmte, mühelos zusammenlegbare **„Schlafe patent"-Möbel** in allen Formen.

Unentbehrlich in Familien, Hôtels, Pensionaten usw.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabriken,

BERLIN, Markgrafenstrasse 20. **MÜNCHEN,** Blumenstrasse 49.

Digitized by Google

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Mizl in Salzburg. Eine impressionable, lebhafte Natur, ebenso rasch begeistert wie entmutigt. Gesprächig. Hat das Bedürfnis, sich mitzuteilen und auszusprechen. Trotz oft instinktiv richtigem Urteil doch zu subjektiv im Empfinden und zu abhängig von Ihren Sympathien und Antipathien, um gerecht sein zu können.

S. F. in Sch. Eine Hausfrau par excellence: korrekt, pünktlich und genau, gewissenhaft und pflichtgetreu. Auch recht bestimmt und energisch. Maßvoll, bedächtig. Erwärmt sich langsam und wird nie überschwenglich, hat überhaupt nicht die Art, unnötige Worte über ihre Gefühle und Empfindungen zu vergeuden, ist aber ausdauernd und treu. Neben ihren häuslichen und Familienpflichten und -interessen kennt sie nicht viel andre.

E—isch in W. haven. Sie sind intelligent und hätten einen klaren Blick, wenn dieser nicht so leicht durch eine gewisse Effekthascherei getrübt würde. Sie sind mehr Verstandes- als Gemütsmensch, mehr fein als groß angelegt. Etwas erregbar und innerlich unruhig. Manchmal durch Sachlichkeit und Nüchternheit frappierend.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

An die grosse Glocke

muss es gehängt werden, dass

Caesar-Fahrräder

auch in Saison 1904

die Besten und Allerbilligsten

sind. Verlangen Sie gratis und franko meinen 152 Seiten starken Hauptkatalog, welcher reiche Auswahl auch in Glocken, Laternen, Pneumatik, Sätteln, Achsen, Conen, Schalen, sowie Nähmaschinen, Schallplattenapparaten, Phonographen, Petroleumöfen, Elektrischen Lampen, zu staunend billigen Preisen enthält.

F. A. Lange, Leipzig 90, Karlstr. 22.

Bad Salzuflen (Lippe).
Kohlensäurehaltiges Solbad und Inhalatorium I. Ranges.
Heilkräftige Quellen. Trink- u. Badekur. Natürl. u. künstl. Inhalatorien. Herrl. Umgebung in d. Nähe d. Teutoburger Waldes. Prosp. unentgeltlich d. Fürstl. Badeverwalt. u. d. Allgem. Bäder-Verkehrsanstalt Berlin u. Nebenstellen.

Photograph. Apparate
in nur solidester Ausführung zu Original-Fabrikpreisen.
Gegen Teilzahlung ohne jeden Preis-Aufschlag.
Man verlange Hauptkatalog 1904.
Eugen Loeber, Dresden-N. Ritterstr. №12.

Stottern
heilt grdl. **Prof. Rudolf Denhardt's** Anstalt
Honorar nach Heilung. **Eisenach** Prosp. gratis
Gartenl. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl., i. herrl. Lage, die mehrf. **staatl.** ausgezeichnet, wiederh. d. S.M. **Kaiser Wilhelm II.**

Teppiche
Frachtstücke 3.75, 6.-, 10.-, 20.- bis 800.- M. Gardin., Portièren, Möbelstoffe, Steppd. 2c. billigst im **Spezialhaus** Berlin Oranienstr. 158
Katalog (600 Illustr.) grat. u. fr. **Emil Lefèvre.**

Maschinenbau und Elektrotechnik.
Herzogtum Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg.
Ingenieur- und Technikerabteilungen.
Lehrwerkstätte. Programme frei.
Staatsaufsicht.

Bad Salzbrunn i/Schles.
407 m über dem Meere. **Bahnstation der Strecke Breslau—Halbstadt, Saisondauer vom 1. Mai bis 15. October,** ist durch seine **altberühmte, alkalische** Quelle, den **Oberbrunnen,** weitgedehnte **Anlagen** in herrlicher **Gebirgslandschaft, Gebirgsluft,** bedeutende **Milch- und Molkenanstalt (sterilis: Milch, Kefir, Eselinmilch, Schafmilch, Ziegenmilch),** das **pneumatische** Kabinet u. s. w., angezeigt bei Erkrankungen des **Halses,** der **Luftröhren** und **Lungen,** bei **Magen-** und **Darmkatarrh,** bei **Leberkrankheiten** (Gallensteinen), bei **harnsaurer Diathese (Gicht),** bei **Diabetes.** Die **neuerbaute Badeanstalt** bietet ausser **Bädern jeder Art (auch kohlensaure** und **elektrische** Bäder) Einrichtungen für **Massage** und **hydrotherapeutische Behandlung;** sie enthält eine **medico-mechanische Abtheilung (Original Zander)** und ein **Inhalatorium (Heyer).**— **Versand des Oberbrunnens** durch die Herren **Furbach & Striebold** in **Bad Salzbrunn.**
Fürstlich Plessische Bade-Direction Bad Salzbrunn.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur an die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.**

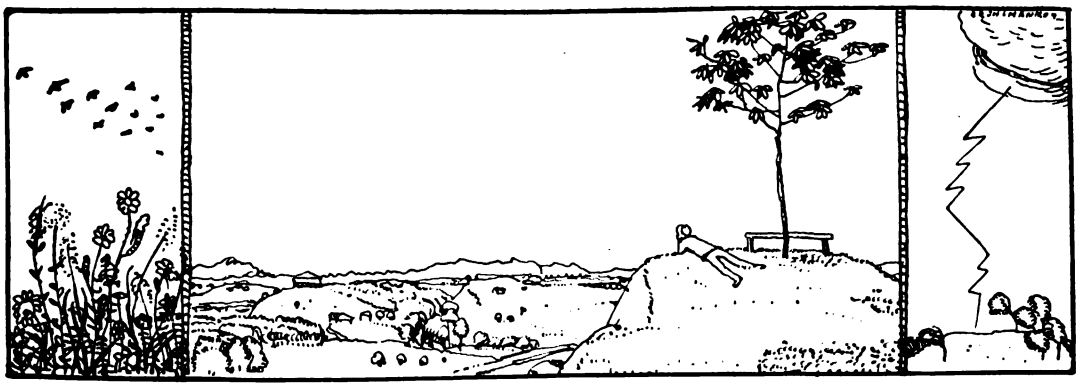
Digitized by Google

Erbprinzessin Charlotte von Meiningen

Nach einem Pastell von F. László

Digitized by Google

Digitized by Google



Sylvia

Roman

von

Emmi Lewald (E. Roland)

Rimini, Sept. 189..

„Liebste Irene!

Warum schreibst Du nicht? Du denkst wohl, mein Mann liest Deine Briefe? Keinesfalls! Er hat ja viel zuviel zu tun. Bitte, schreib, und frisch von der Leber weg! Wie ist's in Mürren? Und ist der Engländer mit den schönen Stiefeln wieder da? Hier ist saison morte. Italiener baden nur im Hochsommer. Wir wohnen am Meer, aber zum Essen müssen wir immer in die Stadt fahren — mit einer regelrechten Pferdebahn — ganz amüsierlich. Die Kondukteure sind meist sehr schöne Leute; in Uniform gesteckt, würden sie himmlische Herzensbrecher abgeben.

Denke Dir! Rimini ist Garnison! Es ‚liegt' hier was! Einer sitzt uns mittags in der Aquila d'Oro gegenüber, und Ulrich, der sehr gut Italienisch kann, spricht zuweilen mit ihm und verdolmetscht mir dann. Sehr langweilig sei Rimini, gar keine Geselligkeit, gar kein standesgemäßer Verkehr — er habe auf die Weise gar nichts vom Leben.

Am Abend spät — Ulrich macht gern Mondscheinpromenaden, und ich trabe zuweilen mit — sahen wir ihn, den Leutnant, am Strand entlangschlendern, eine junge, sehr schöne Dame mit Spitzenschleier am Arm.

Ulrich sagte tags darauf zu ihm, so schlimm könne doch Rimini nicht sein — wie man sich denn kennen lernte ohne Geselligkeit? Die Frage war eigentlich etwas naiv von Ulrich. Der Leutnant lächelte dann auch sehr überlegen, riß an seinen dichten, notabene nicht ‚ausgezogenen' Schnurrbartenden und sagte lachend: ‚Nun, auf der Straße — che i gatti — wie die Katzen.'

Rimini mag sehr romantisch sein — für die Katzen!

Für mich ist's etwas einförmig. Ulrich hat so viel zu tun! — aber das wußte ich ja vorher. Ich bin nur froh, daß er nicht nach Rom will. Dort hätte ich mich beständig blamiert. Bisher habe ich ganz geschickt laviert — weißt Du, ein Segen für Leute meines Schlags ist der Bädeker. Wenn man den nur gründlich durchbüffelt, ist man vollkommen italienfähig. Für Florenz hab' ich ganz ordentlich im Coupé Vorrat gelernt — und nachher machte es mir Spaß, nicht allzu dumm vor den Sachen zu stehen.

Sollte ich am Ende bildungsfähig sein?

Das Netteste in Florenz ist der Ponte vecchio. Entzückend kleine Löffel kauft man da. Ulrich schenkte mir ein ganzes Dutzend. Ueberhaupt, er ist zu nett.

Du sollst ja so flott getanzt haben auf meiner Hochzeit? schrieb Lili. Hast Du Dich verliebt? Greulich, daß man sich kaum sah! Dein Lila saß ganz entzückend! Wie fandest Du Pastor Möllers Rede? Doch so poetisch!

Im Gotthardzug saß übrigens eine Aehnlichkeit von Carlos. Ich weiß nicht, Carlos-Aehnlichkeiten gibt's merkwürdig viel in der Welt. Sollte er am Ende ein Typus sein? Gar keine solche Rarität, wie wir immer dachten?

Die Gotthardfahrt erschien mir als das Lustigste von der ganzen Reise. Nein, wie in Göschenen alles aus dem Zug stürzte und man in achtzehn Minuten ein ganzes Diner vorgeworfen bekam! Gerade wie Fütterung im Zoologischen! Was der Mensch essen kann so in der Eile, unglaublich — und eine halbe Flasche Ycompriswein noch

Digitized by Google

dazwischen. Was bloß die Kellner denken müssen, wenn so die Horde hereinbricht und dann nach zwanzig Minuten weitersauft und alles wieder still und leer?

Ach, das Reisen ist doch so amüsierlich, wenn man nur immer jemand zum Mitlachen hätte, oder zu unterirdischem Treten!

Ulrich sieht das Komische meist gar nicht. Zwischen ihm und der Wirklichkeit hängt's, glaube ich, wie ein dünner Vorhang. Aber er ist wirklich einzig nett.

Wen Du wohl noch mal kriegst . . .

Schreib mir noch hierher, nach Villa Isotta — so heißt unsre — und recht bald!

Ewig

Deine

Sylvia."

VII

Sylvias Konstitution war keine so robuste, wie es für die älteste von drei Geschwistern in knappen Verhältnissen unter der Aegide einer anspruchsvollen Mutter wünschenswert gewesen wäre. Sie hatte in ihrem jungen Leben zuviel Treppen laufen, zu viel früh aufstehen müssen — dazu das Tanzen, das Tennis und die innerlichen Emotionen einer, die „mitmacht".

So war sie regelrecht abgehetzt, als sie in den Ehehafen einlief. Sie schlief eigentlich beständig, auch mit offenen Augen, und da sie gar keinen Menschenhunger besaß, hatte Thomsen wirklich das Ideal einer Gelehrtenfrau an ihr: eine, die gar nicht im Arbeiten störte. Mit diesem Umstand tröstete er sich auch schließlich über ihre geistigen Mängel, die ihn anfangs noch zuweilen zu entsetzen vermochten.

Bald nach der Hochzeitsreise, an einem Novemberabend in Jena, war er auf den unglücklichen Gedanken gekommen, Sylvia etwas zu diktieren. Als er nachher das Konzept in die Hand nahm, wimmelte es von orthographischen Fehlern — ganz natürlich, denn er hatte viele gelehrte Ausdrücke gebraucht.

In der nun folgenden Debatte kam er dahinter, daß Sylvia keine Ahnung besaß, was Metaphysik, Psychologie, Seelenkult bedeutete, und da er unvorsichtigerweise ein kleines Geschichtsexamen an diese traurige Entdeckung knüpfte, wurde ihm klar, daß jeder Quintaner mehr wußte als Sylvia. Die Schlacht bei den Thermopylen, die einst sein Knabenherz schon so begeistert, war ihr ein total unbekanntes Ereignis — nicht einmal die römischen Könige konnte sie hersagen, die doch in den engsten Hirnen als beaux restes einstigen Wissens stehenzubleiben pflegen, und als er dann in seinem pädagogischen Eifer auf neuere Geschichte übersprang, erkannte er, daß Sylvia, die Preußin, nicht einmal mit den berühmten Zahlen 48 und 66 einen festen Begriff verband.

Sylvia, aus Angst, Thomsen werde nun vielleicht auf moderne Politik überspringen, brach in Tränen aus, und herzbrechender hätte kein Bankier das Fallissement seines Hauses beweinen können, als sie jetzt den Bankrott ihres Wissens beweinte. Thomsen starrte mit fremden Blicken auf sie nieder. Er hatte plötzlich das Gefühl, daß ihm ein Neger oder eine Rothaut im Grunde geistig nicht fernerstehe als dies blonde reizende, schluchzende Wesen, das seine Frau war. „Wie mangelhaft du aber erzogen bist!" sagte er ganz ratlos.

Diese Worte schienen ihr wie ein Vorwurf gegen ihre Eltern. „Ich bin sehr gut erzogen," rief sie, „gerade so, wie es sich für unsre Kreise gehört. Meine Eltern haben alles für meine Bildung getan — es ist herzlos, meine Eltern zu kränken."

Das hatte Thomsen natürlich nicht gewollt, und gutherzig, wie er war, nahm er den Erziehungsvorwurf zurück. Aber seine letzte Illusion über Sylvias geistige Qualitäten hatte an diesem Abend den Todesstoß erlitten. Ihr stilles Zuhören, wenn er sprach, war ihm bisher so sympathisch gewesen — nun durchschaute er die wahre Ursache dieser Tugend: Schweigen und Zuhören war ihr eben das Bequemste und das einzig Mögliche auch, denn zu sagen hatte sie ja nichts. Für den Ballsaal war sie erzogen, für ein Regiment, für den tennisground. Mit diesem Faktum mußte er sich eben in Ruhe abfinden. —

Am liebsten lag Sylvia auf der Veranda, die nach der Saale hinausging, bequem im Schaukelstuhl hingestreckt, zwei Bücher zur Hand, ein „gebildetes" „for show", falls Ulrich plötzlich eintrat, und eins der geliebten „Tauchnitze" oder „Engelhörner", die sie lieber inkognito vor Ulrich hielt. Das Leben, das jenseits des Flusses entlangzog, das rastlose Arbeitsleben der Universität, die Welt der Gedanken, der Zweifel, der Entdeckungen — dies Leben interessierte sie nicht. Seine Wellen schlugen nicht bis an ihren Ideenkreis. Sie sah nur das Nächste, fühlte nur das Bequemste.

Je wärmer die Frühlingslüfte über die Saale wehten, um so müder und lethargischer wurde Sylvia. Der Hausarzt nannte den Zustand Bleichsucht.

Im Juni ging Frau Thomsen mit ihr nach Pyrmont. Nun schlief Sylvia unter der Aegide der Schwiegermutter weiter — aber mit so viel Anmut schlief sie, daß Frau Thomsen ihr kaum zürnen konnte, wenn sie auch manchmal staunte, mit wie geringen Kenntnissen ihre schöne Schwiegertochter das Erdenwallen bestritt.

Als sie nach Jena heimkehrten, bestand Frau Thomsen darauf, daß etwas für Sylvias Bildung geschehen solle. „Ulrich," sagte sie, „du müßtest ihr Homer vorlesen! Von selbst greift sie nicht nach so etwas. Man muß es ihr nahebringen."

Digitized by Google

Ulrich hatte den Kopf voll von Forschungen die ihm seit Wochen Tag und Nacht in den Gedanken lagen. „Mama!“ versetzte er, „laß Sylvia, wie sie ist! Zwangsmaßregeln nutzen da gar nichts — das Griechentum verfängt nicht bei ihr. Sie ist eben keine femme savante.“

„Ich dächte, Ulrich, du hättest die Pflicht, sie zu deinen Interessen heranzubilden,“ sagte Frau Thomsen vorwurfsvoll.

Seine Augen zuckten nervös. „Ich habe größere Pflichten! Du kannst dich da nicht hineinversetzen!“ rief er lebhaft. „Aber ich sage dir, in meinem Leben sind Nachtgespenster genug, die mir zuweilen die Klauen in die Brust schlagen! O bitte, erschrick nicht, ich meine nur meine ungeschriebenen Bücher! Daneben verblaßt alles andre. Im übrigen,“ fügte er mit jener liebenswürdigen Nachgiebigkeit hinzu, die den Ernst seiner Züge so gewinnend erhellen konnte, „wir können ja Grottheiß für sie engagieren. An dem armen Schlucker tut man gleich nebenbei ein gutes Werk. Er kann ihr ja Kunstgeschichtstunden geben.“

Und Grottheiß erschien wirklich auf der Bildfläche, ein altes, verkümmertes Männlein, das sich mit Privatstunden sein Brot verdiente und für die Armseligkeit seines Daseins eine Entschädigung in der Materie fand, die er zeitlebens beackert hatte, in der Herrlichkeit der Kunst.

Er redete stundenlang an Sylvia hin mit dem ganzen trockenen Wortschwall, den er seit Jahrzehnten auf seine Zuhörer losließ. Zuweilen weckte etwas ihr Interesse, aber flüchtig nur. Grottheiß' Art hatte nichts Zündendes. Die goldenen Früchte lagen bei ihm in zinnernen Schalen.

Eines Tages brach sie den Unterricht ab. Ulrich wunderte sich weiter nicht darüber. Ausdauer hatte er gar nicht von ihr erwartet.

Reifensteins, die ein Jahr auf Reisen gewesen waren, kamen zurück, und Irene hatte Sylvia aufgefordert, sich doch an einem Malkursus in Weimar zu beteiligen: „Blumen nach der Natur — ganz was Harmloses — der Lehrer schlank, blond, sehr gut gekleidet, interessant blaß, geschieden — Herz, was willst du noch mehr?“

Pyrmont hatte Sylvia entschieden genutzt. Sie fühlte sich unternehmungslustig und empfand ein brennendes Bedürfnis nach Abwechslung.

Ulrich hatte nichts gegen die Malstunden einzuwenden. Im Gegenteil! Je stiller das Haus, um so besser für die Arbeit.

Von nun an fuhr Sylvia dreimal in der Woche nach Weimar.

*

Das Malen entpuppte sich als Nebensache. Der Malpädagoge erwies sich bei näherer Besichtigung als unromantisch, hatte gleich nach seiner Scheidung wieder geheiratet und war sehr scharf auf Geld — „keen after cash“, wie man nach Irenes Behauptung in England sagte. Dabei hatte weder Irene noch Sylvia Talent, aber alle diese Enttäuschungen wurden aufgewogen durch die köstlichen Tete-a-tetes bei Rammer, die zur stehenden Situation in Sylvias Leben wurden.

Im Reifensteinschen Haus waren die beiden kaum allein. Vater Reifenstein litt bei seiner tatenlosen Existenz mehr und mehr an Menschenhunger, den er allerdings ausgiebig im „Elefanten“ stillte. Aber das Weibliche hatte doch noch immer den alten Reiz für den einstigen Prinzessinnentänzer, und wenn Sylvia über seine altmodischen Anekdoten lachte, so fühlte er sich verjüngt. Mit seiner Irene hatte er es schwer. Sie kritisierte ihn unbarmherzig, ließ durchblicken, daß sie nicht recht an seine früheren Erfolge glaubte und widersprach ihm aus Grundsatz. Seine hochkonservativen Gefühle kränkte sie durch die Behauptung, daß sie in tiefster Seele Sozialistin sei und rote Krawatten tragen würde, wenn ihr Rot nur besser stünde. Ueberhaupt, die sogenannte Herzensgüte war bei Irene schwach ausgebildet.

Sylvia stutzte manchmal. Sie wußte, daß man gewisse kameradschaftliche Verhältnisse, die weniger aus Seelenzug als aus Gemeinsamkeit der Erlebnisse entstehen, „Pferdefreundschaft“ zu nennen pflegt. Jetzt hatte sie manchmal das Gefühl, daß ihre Beziehungen zu Irene im Grunde auch nichts andres seien. Aber was tat es schließlich? Eine andre Freundin hatte sie doch nicht.

„Kinder!“ sagte eines Nachmittags Herr von Reifenstein, „wißt ihr, daß zur Löwens nach Rudolstadt gezogen sind? Der Alte war heut früh im Jungbrunnen, und was hat er mir erzählt! Die Ellen Schmidt hätte 'ne Broschüre geschrieben über irgendwas Philosophisches, die ganz hervorragend sei. Nun seht mal an, wie die euch über den Kopf gewachsen ist! Wer hätte das gedacht — dies spinnendürre Wesen und die Unglücksnase!“

„Als ob die Nase geistige Leistungen verhinderte!“ belehrte Irene, die sich über den Necktон des Vaters ärgerte. „Sieh doch Schiller seine! Der hat trotz großer Nase was geleistet. Freilich, du magst ihn ja nicht — du sagst ja immer, er sei zu hochtrabend.“

„Es wundert mich gar nicht mit der Ellen Schmidt,“ sagte Sylvia, „ich hatte immer das Gefühl, sie könnte uns in irgend etwas über sein, wußte nur nicht recht, worin —“

„Im Schimmeln auf Bällen,“ sagte Irene.

„Ich weiß doch nicht recht,“ fuhr Sylvia fort, „ob ich's nicht lieber auch so möchte wie Ellen: erst schimmeln und dann etwas leisten, als nie schimmeln und nie was leisten.“

„Donnerwetter, Sylvia!“ rief Irene. „Du ‚machst‘ ja seit einiger Zeit in sinnigen Betrachtungen. Der Philologengatte steckt offenbar an.“

Frau von Reifenstein, die mit Hingebung Toasts zum Tee strich, sah hinter dem Samowar

Digitized by Google

auf und musterte Sylvia. „Sylvia hat sich überhaupt verändert," sagte sie, „am Ende schreibt sie auch noch mal Broschüren."

Sylvia wurde ganz rot. „Ich verändert?" fragte sie enttäuscht. „Sie meinen wohl: gealtert?"

Frau von Reifenstein lächelte. „Seit Sie physisch wohler sind, haben Sie viel mehr Elan, liebe Sylvia. Sie sind seit Pyrmont wie aufgewacht. Hat Ihnen das noch niemand gesagt?"

„Nein."

„Nun, dann sag' ich's Ihnen!"

Diese Worte klangen ihr bei der abendlichen Rückfahrt im Ohre wieder. Zum erstenmal dachte sie über sich objektiv wie über einen dritten nach. Ob sie vielleicht doch nicht ganz zu jenen Gedankenlosen gehörte, zu denen ihr Mann sie rechnete?

Als sie das nächste Mal nach Weimar fuhr, nahm sie einen früheren Zug als gewöhnlich und ging — inkognito vor Irene — in die Bibliothek. Mit seinen grauen Mauern stand das alte Schloß in nebelndem Herbstduft vor den Bäumen des Parkes, und es war, als gebe ihm dieser Nebel etwas Mystisches, als sei er ein sichtbares Symbol für den Schleier der Erinnerung, der von hier aus durch die Zeiten wehte. Menschenleer lag der Platz. Nur Karl August reckte die Hand von seinem Denkmalsroß herab, mit fürstlicher Gebärde, wie der kapitolinische Mark Aurel.

Zwei Herren verhandelten gerade in der Bibliothekstür mit dem livrierten Führer. Es war Sylvia sehr angenehm, nicht allein durch die hohen Räume wandern zu müssen, allein mit den Büsten und Bildern, die so seltsam niedersahen, und dem erklärenden Führer, der seine tausendmal gesagten Sentenzen eintönig absang und doch nicht ohne bewußten Stolz auf die Weihe des Orts.

Sylvia erschien sich wie ein Eindringling. Sie wußte ja viel zu wenig von all den Büchern, die hier in den Regalen standen, von den Geisteswerken hinabgerauschter Epochen, von den großen Häuptern, die in schweigender Versammlung auf den hohen Postamenten thronten.

Da stand der Goethe von Trippel, der weimarische Apoll. Der Führer erklärte stolz, wie kunstvoll der Marmor behandelt sei, wie man an der einen Stelle mit dem Finger hindurchgreifen könne durch das ambrosische Gelock.

Die beiden Herren hörten schweigend zu, dann traten sie ans Fenster. Sie schauten auf den leeren Platz hinab, von dem, durch die Scheiben gedämpft, das Trommeln der Wache heraufklang. Sie sahen sich an. „Es ist schon richtig," flüsterte der eine, „‚wie Bethlehem in Juda, klein und groß'!"

Der Aeltere trommelte gegen die Scheiben. „Was das für ein Gefühl gewesen sein mag — hier — als Goethe starb. So wie es im Frommannschen Briefe steht: ‚Goethe ist tot — mit Weimar ist's aus.' Schauderhaft muß das gewesen sein, dies Versinken von Höhen, von denen jeder wußte, daß sie niemals wieder zu erreichen sein würden . . ."

„Und die großen Männer nun so rar," sagte der andre nachdenklich.

Sylvia hatte jedes Wort gehört. Das klang wie aus einer fremden Welt, aus Thomsens Welt. So also sah Weimar aus, wenn man es mit Gelehrtenaugen anschaute! Und für sie war es der Ort, wo Irene wohnte, die Stadt Rammers. Sie kam sich plötzlich sehr unzureichend vor.

VIII

Irene war durch die Bemerkung ihrer Mutter aufmerksam geworden und beobachtete Sylvia genauer. „Wenn ich so denke," sagte sie nachmittags bei Rammer, „damals, eh' du nach Jena gingst, wie alles noch so unsicher war! Eigentlich bist du doch recht gut gefahren, alles in allem!"

„Ja, sehr gut," sagte Sylvia.

„Nur daß ihr gar nichts mitmacht, find' ich formidabel. Man findet's auch in Jena sehr merkwürdig, daß dein Mann seine hübsche Frau so zur Hausunke verdammt, und daß du dir's gefallen läßt. Da ist mancher, der gern mit dir tanzen möchte, vom Bataillon und auch von den Korps! Bändige dir doch etwas Jugend zum Afternoontea heran. Ich würde umkommen, so ohne den geringsten Flirt! Aber dein Philologe ist wohl sehr eifersüchtig?"

„Gott bewahre — er hat aber riesig viel zu tun —"

„Ueberkommt dich denn nicht zuweilen eine unbändige Lust nach Amüsement?"

Sylvia sann nach. „Manchmal wohl, wenn ich so auf der Veranda liege, und am andern Saaleufer zwischen den Bäumen reitet ein Infanterist, dann ruft mir das bekannte Kragenrot allerhand nette Erinnerungen wach — aber im ganzen fällt doch, wenn man sich verheiratet, ein Riegel hinter vieles, was dann absolut aus ist."

„Sag mal, du schwärmst wohl sehr für deinen Mann? Papa vermutet es nämlich. Er hat übrigens, wie ihr Besuch machtet, Papa sehr imponiert. Papa hat zeitweis eine Art unerwiderter Liebe für geistige Bedeutung. Allerdings ist uns allen unklar, was dein Mann eigentlich arbeitet?"

„Ueber griechische Religion," sagte Sylvia.

„Gesteh mal aufrichtig" — und Irene beugte sich gespannt über ihren Sorbett zu der Freundin herüber —, „glaubst du, daß bei seinen Arbeiten so viel herauskommt wie du aufgibst, indem du gar nichts mitmachst?"

„Er gilt für sehr bedeutend in seinem Fach. Alle sagen es."

„Na, hör mal! Zuweilen reißen sie ihn aber auch gründlich herunter! Papa hat da eine Nummer der Preußischen Jahrbücher erwischt. Da geht's

Digitized by Google

grausam über ihn her. Erzählt er dir so was nicht?"

„Doch!" behauptete Sylvia. „Aber aus so etwas machen sich Gelehrte nichts. Das gehört zum Beruf. Und neulich sagte mir nochmal einer — auch ein Professor, der zuweilen bei uns ißt: besser heruntergerissen als totgeschwiegen werden."

„Geschmacksache!" lachte Irene. „Weißt du, wenn ich einen Mann hätte, dem so etwas passierte, Gott, wie wollt' ich den damit necken! Oder wenn Papa mal etwas hereinfiele! Aber der schreibt wohlweislich nichts."

„Du bist wie Lili," lenkte Sylvia ab, „die zieht auch alles ins Lächerliche, was an sich ernst ist."

„Ihre Verehrer auch?"

„Die in erster Linie, was sie aber nicht hindern wird, bald einen zu heiraten. Papa geht ja bald ab. Vorher will sie noch unter Dach und Fach sein, schrieb sie mir. Er ist ein großer Zuckermensch, da um Magdeburg herum; er kam nach Gnesen, um irgendwas in Rübenangelegenheiten zu tun."

„Na, deine Eltern können stolz sein! Die haben euch dann ja beide gut losgeschlagen. Dann kann Alack wohl zur Kavallerie?"

„Bewahre. Du denkst, es finden dann immer gleich große Familienverteilungen statt. Alack kann froh sein, wenn er mal fünfzig Mark pro Monat hat!"

Hierauf geriet das Gespräch in eine eingehende Verhandlung, mit wieviel Mark Zuschuß ein Provinzleutnant auskommen könne und müsse. Irene erzählte von einem Ulanen, den sie gekannt, der auf Bällen nach jedem zweiten Tanz funkelnagelneue Handschuhe angezogen und gleich nachher weggeworfen habe. Gewaschene Handschuhe seien auch gräßlich unschick. Es koste sie die größte Ueberwindung, mit so jemand zu tanzen. Es wäre doch ein Glück für Alack, wenn er vor solcher Misere bewahrt bliebe.

Unter solchen Reden wanderten sie zum Bahnhof. Sylvia dachte aber mehr an die Preußischen Jahrbücher als an die Handschuhfrage.

*

Thomsen schritt in seinem Acbeitszimmer auf und ab. Die tiefe Stille tat ihm wohl, die feierliche Abendstille, die um das einsame Haus gebreitet war. Auf dem Schreibtisch lag das blaue Heft der Preußischen Jahrbücher. Man hatte es ihm in mehreren Exemplaren anonym zugeschickt. Ja, so waren die Menschen! Er, der niemals jemanden verletzt, der jede schroffe Berührung vermied, er hatte mehr Feinde, als er ahnte — Gegner, die sich freuten, wenn ihm da in diesen blauen Heften Wunden geschlagen wurden. Und wenn es schon seiner kleinen Schrift so ging, wie sollte es erst dem großen Buch ergehen, das da zur Hälfte fertig in seinem Schreibtisch, zur Hälfte noch ungeschrieben hinter seiner Stirne lag?

Daß er anders über jene so nebelweit zurückliegenden Dinge dachte, daß er die alten Formeln nicht wiederholte, daß sich in seinem Geiste jene große Glaubenswelt in einem neuen Licht aufbaute, war das Sünde? Der tiefste Schmerz des Schaffenden kam über ihn, die Entmutigung. Er fühlte sich wie zerbrochen, alles schal und öde um ihn her. Der Mann, der so vernichtend über ihn geschrieben — o, er kannte diese bedeutungsvollen Lettern — einer, der im Sattel saß, war es, einer der Unfehlbaren, die Sein und Nichtsein der Werdenden in der Hand hielten.

Unten ging die Haustür. Ein leichter Schritt kam treppauf. Es war Sylvia. Er zuckte zusammen. Er wäre so gern allein geblieben.

„Schön war's in Weimar," sagte sie mit ihrer weichen, freundlichen Stimme, „heut haben wir Geranien gemalt, aber ich weiß nicht, das rechte Talent will nicht bei mir kommen."

Da merkte sie plötzlich, wie verstört er aussah, und im selben Moment streifte ihr Blick das blaue Heft, das auf seinem Schreibtisch lag. Er folgte ihrem Blick. „Was hast du?" fragte er. „Du machst ja solch erschrecktes Gesicht?"

„Ach, Ulrich!" rief sie, „du ärgerst dich doch nicht über das, was in dem dummen blauen Heft steht — das ist ja barer Unsinn."

„Was weißt du denn von meinen Angelegenheiten?" fragte er scharf.

„Ich hörte es in Weimar." Er sah sie zornig an. „Ich kann doch nichts dafür!" fuhr sie etwas empfindlich fort, „übrigens . . . ich würde es nun an deiner Stelle lassen mit dem Buch! Die Menschen verdienen es gar nicht. All die Arbeit — und dann nicht einmal Dank dafür, nur Aergerei."

„Lassen? Das ganze Buch aufgeben?"

„Ja, ich tät's!" sagte sie.

Er lachte bitter. „Ja, du tät'st's — das glaub' ich! Aber ich möchte dich eins fragen, Sylvia. Ahnst du, was das Buch für mich bedeutet?"

„Nein."

„Meine Lebensarbeit ist es! Und bitte, geh, ich kann jetzt unmöglich einen verständnislosen Menschen brauchen, das bringt mich zum Wahnsinn!"

Sylvia warf den Kopf zurück. Sie fühlte sich tief gekränkt. Zum erstenmal war er ausfallend gegen sie geworden, noch dazu in einem Augenblick, wo sie es gar nicht zu verdienen glaubte. Sie hatte ihn doch trösten wollen. Sie faßte den Entschluß, vorderhand kein Wort ungefragt mit ihm zu reden. —

Er stürmte in die Nacht hinaus. Am Graben, wo die Linden in gerader Linie Posten standen vor den alten Häusern, über denen das Mondlicht lag, schimmerte das Licht noch, das er suchte, die Arbeitslampe seines Freundes Herrmann. Der gelehrte Mann grübelte noch über eine blutige

Digitized by Google

Episode der Renaissance; so versonnen war er, daß ihn der späte Gast fast erschreckte und er sich erst die Brille abnehmen und die Augen reiben mußte, ehe er sich in der Gegenwart zurechtfand.

„So verzweifelt!" sagte er väterlich. „Und das alles wegen der paar Seiten Papier, aus Lumpen gemacht! Aber toben Sie nur, es ist ja das einzige Mittel, sich etwas von der Seele abzuwälzen. Kenne das!"

„Das Schlimmste ist ja, daß man so um den Glauben an sich selbst gebracht wird!" stöhnte Thomsen.

Herrmann schüttelte den Kopf. „Der schwankt doch immer, man muß in solchen Stunden zu einem Menschen gehen, der an einen glaubt. Das hilft am ersten."

„Ja, woher den nehmen? Wenn man wie ich zusammengekoppelt lebt mit einer Frau, die einen nicht im mindesten versteht, die da ihre Geranien malt und einem dann ihre billige Weisheit als Trost an den Kopf wirft!"

Herrmann räusperte sich. „Lassen Sie das, Thomsen! Morgen ist's Ihnen nicht angenehm, wenn Sie heut zuviel reden über Dinge, die man lieber nicht besprechen soll."

„Gönnen Sie mir doch die Wohltat, mich auszusprechen!" rief er. „Ich weiß ja, man rechnet mich zu den Stillen im Lande und wundert sich, wenn mir die Verzweiflung auch mal ins Hirn steigt. Aber ich bin nicht immer auf Selbstbeherrschung gestimmt. Ach, Herrmann, wir haben früher so oft über dies Thema zu Rate gesessen — jetzt sage ich Ihnen: wenn unsereins ein Weib nimmt, so taugt nur eine, die blindlings an uns glaubt, felsenfest wie ans Evangelium, die den gebrochenen Mut wieder in uns anfacht, die einen Zug zur Größe hat und darauf lebt und stirbt, daß auch unsre Größe keine Einbildung ist!"

„Mag sein!" knurrte Herrmann, „aber sehen Sie, lieber Thomsen, das sind ja Dinge für sich — die haben mit den Preußischen Jahrbüchern nichts zu tun. Die beste Antwort wird Ihr Buch sein! Machen Sie das nur erst fertig — und geht's hier nicht, so fahren Sie ruhig nach Athen und legen sich da unter eine Sykomore möglichst nahe bei der Akropolis, und da wird sich alles schon gestalten, wie's Ihnen vorschwebt. Am besten wär's, Sie führen gleich hin. Ihre Studenten können Sie ja auf den Miller abschieben, der wird mit tausend Freuden zugreifen. Und daß Ihr Buch noch werden wird, was es soll, das ist sicher, so wahr ich mich mein Leben lang ehrlich abgeschunden habe im Dienst der Wissenschaft. Ich glaube an Sie, nicht aus Voreingenommenheit oder Gutmütigkeit, sondern aus heiligster Ueberzeugung. Mein Gott, Sie gehören eben zu jenen, denen das Produzieren nicht wie Butter von der Hand geht, bei denen alles langsam reift und sich mühsam gestaltet. Aber was dann nach heißem Bemühen zustande kommt, das ist dann etwas Extraes! vielleicht zu hoch für viele, aber eine Wonne für Feinschmecker. So, da haben Sie meine Ansicht! Und das blaue Heft nehmen Sie nur getrost und zünden sich ein Kaminfeuer damit an! In schlaflosen Herbstnächten tut das gut!"

Thomsen atmete auf unter den Worten.

„Daß man sich auch so unterkriegen läßt!" sagte er. „Aber manchmal stürzt auch alles in einem zusammen."

„Das sind die Krisen zur Besserung, und in der Morgenröte des nächsten Tages sieht alles anders aus. Die neue Sonne bringt so viel neu Belebendes und richtet geknickte Halme auf. Ich bin (weiß Gott) kein Ibsenfreund, aber das ‚gib mir die Sonne' rufe ich auch oft, zwar in anderm Sinn als sein Unglücksmann da. Gehen Sie mal frühmorgens auf die Saalewiesen, da bekommt man allerhand zu sehen, was vom eignen Ego abzieht."

Thomsen schied erleichtert. So wenig nahe menschliche Beziehungen seine leidenschaftslose Natur brauchte, so sehr hing er doch an diesem Freunde, dessen rauhe Art, die Dinge aufzufassen, ihm, dem Sensitiven, schon so oft wohlgetan.

Ein Oktobersturm hatte sich aufgemacht und pfiff über die Dächer von Jena. Welke Blätter wirbelten dem Dahinschreitenden um die Füße, im schwanken gelben Laternenlicht sah er sie tanzen, die da nächtliche Orgien auf dem stillen Graben feierten, unter dem wechselnden, von Wolken oft verdüsterten Licht des halben Mondes. Und dieser irrende Schein schwirrte über die Tafeln an den Häusern, von denen berühmte Namen in den Wechsel der Tage herabsahen — über die Denkmale am Wege. So ernsthaft schmerzlich sahen ihn die bronzenen Gesichter derer an, die einst den Kampf des Denkens zwischen den grauen Mauern der Universität gefochten, die mit den alten Problemen gerungen hatten wie Jakob mit dem Engel, gerade wie er.

Und alles, was gesonnen und gelitten war in der kleinen Bergstadt, trat jetzt wie etwas Greifbares vor seine Seele, und ihm schien, als schauten die Augen der großen Dichter ihn mitleidsvoll an, die auch in Jenenser Nächten gesonnen und gedacht, und sein eignes Bild wurde kleiner und kleiner.

Hier und da klangen aus den Seitenstraßen übermütige Burschenlieder, ein weinseliges Gaudeamus und ein Jugendgelächter. Das war das laute Leitmotiv von Jena, die Welt der Wirklichkeit, der Studentenlust, des ewig Gestrigen, die neben den großen Kämpfen der ernsten Männer dahinging, alles stille Leid übertönend. Und das war gut so. Es belebte die ernste, finstere Nacht mit dem melancholischen Blätterfall. Es bewies, daß in diesen altersgrauen Straßen nicht nur gelitten wurde, sondern auch gelebt.

Digitized by Google

IX

Nach einigen Tagen merkte Thomsen, daß Sylvia absichtlich nicht mehr mit ihm sprach.

Es machte ihn überaus nervös, aber er konnte sich nicht entschließen, ein Wort darüber zu sagen. Etwas Quälendes zog zwischen ihnen herauf, jene stumme, immer anwachsende Abneigung derer, die hundert Gelegenheiten des Tages zusammenführen, und die dann einander gegenübertreten, kalten Blicks und grollenden Herzens.

Als er eines Mittags aus dem Kolleg kam, fand er Irene vor. Reifensteins hatten einen Besuch gemacht, waren mit dem nächsten Zug zurückgedampft, während Irene blieb. Sie wollte sich den Fall Thomsen doch einmal genauer betrachten. So saßen sie zu dreien am Eßtisch — Thomsen müde, abgetrieben, schweigsam, Irene in ultramoderner Eleganz, flott und unverfroren wie immer, Sylvia mit der gekränkten, ernsthaften Miene, die sie jetzt beständig zur Schau trug.

„Unsern Winterball müssen Sie aber mitmachen," sagte Irene, „der soll schick werden! Zum Vortanzen kommt extra einer angereist, ein Vetter aus Wien — Attaché, also das Feinste, wo man hat, ein sehr interessanter junger Mann mit glänzenden Manieren, hochblasiert natürlich, Haare ponyartig ins Gesicht. Er ist einer von denen, die absichtlich durch einzelne Aeußerlichkeiten den Dummen markieren, auch stundenlang dumm tun können und dann plötzlich durch eine Geistreichigkeit blenden, die doppelt frappiert, weil man sie so wenig erwartet hat. Diese Spezies bildet sich jetzt immer mehr aus. Das hat aber Schattenseiten, denn zuweilen passiert es einem, daß man einen wirklich Dummen zu fassen bekommt und ihn übertaxiert, weil man ihn für einen fingiert Dummen hält."

Thomsen hörte staunend zu. „Ich habe es bisher immer für eine Ehrenpflicht des Menschen gehalten, nicht dümmer zu scheinen als er ist," sagte er.

„Das ist dann wohl veralteter Standpunkt," entgegnete Irene entschuldigend, „witziger ist es jedenfalls so, ich meine für gesellschaftliche Zwecke, und davon red' ich nur. Aber freilich! Gesellschaften sind Ihnen wohl was Gräßliches? Wollen Sie denn wirklich nächsten Winter wieder nichts mitmachen? Ich finde das eigentlich grausam gegen Sylvia."

„Letzten Winter war Sylvia ganz zufrieden mit dem stillen Leben, und bei den wenigen Zwangsdiners, die wir mitmachten, hat sie sich gelangweilt."

„Ja," rief Irene, „Sylvia hat sich gelangweilt weil immer nur fachgesimpelt wurde! Das ist nichts für unsereins. Aber wenn sie rechts einen flotten Hauptmann, links einen recht witzigen, möglichst zerhauenen Korpsstudenten gehabt hätte, würde sie sich schon nicht gelangweilt haben."

„Ist das richtig, Sylvia?" fragte Thomsen.

Sie zuckte die Achseln. „Möglich!" sagte sie.

„Wenn da aber einer," fuhr Irene fort, „wie mir Sylvia selbst erzählt hat, das ganze Menu lang von nichts anderm redet als von den Ergänzungen des Parthenonfrieses und dem religiösen Standpunkt eines Euripides, so hieß der Mann ja wohl? Na, da hört's doch für unsereins auf!"

„War das wirklich so furchtbar, Sylvia? Ich dächte doch, die meisten Damen wären sehr dankbar für einen solchen Nachbarn wie Herrmann, um den es sich ja wohl handelt."

Der Drang, vor Irene nicht nachzugeben, beherrschte Sylvia. „Mich hat's geödet!" sagte sie.

„Apropos, Parthenonskulpturen!" hub Irene wieder an. „Als wir letzten Sommer in London waren, haben wir sie auch gesehen. British Museum, nicht? Aber Papa und ich waren sehr enttäuscht. Gelb, schmutzig, zermörsert! Na, überhaupt die Londoner Museen! Diese Anhäufungen! Das sind ja schon mehr Zumutungen. Papa und ich gaben meist schon nach dem dritten Saal die Sache auf und verfügten uns in den grill-room. Eins muß man den Engländern lassen: das verstehen sie, einem zu rechter Zeit mit ordentlichen hams oder sandwiches unter die Arme zu greifen! Viel erfreulicher als der Anblick der vielen besternten Sachen in solchen Museen wirkt auf mich der Anblick eines grill-room. Ich weiß nicht, schon die Luft in den Museen macht so hungrig. Ich finde es als einen Skandal, daß im Vatikan noch kein grill ist — halbverhungert kommt man da ja wieder heraus, besonders wenn man in der Sixtina länger plattgelegen hat auf den gräulichen Wandbänken, um sich von der Raponiertheit der Decke besser zu überzeugen — und der Lateran sollte sich nur auch daranhalten und irgendwo zwischen seinen Altertümern einen recht guten five o'clock tea einrichten."

„Warum nicht gleich einen lunch à prix fixe in den Katakomben? Ein Gabelfrühstück auf einem Märtyrergrabe müßte jemand wie Sie, gnädiges Fräulein, doch sehr verlocken!"

Irene lachte hell auf. Seinen Sarkasmus merkte sie gar nicht. Aber Sylvia merkte ihn. Sie warf Ulrich einen feindlichen Blick zu.

„Sind Sie übrigens gar nicht fürs Theater?" fuhr Irene fort. „Sie sollten doch mal herüberkommen! Nächste Woche ist es wieder höllisch klassisch bei uns. Mit Iphigenie geht's gleich an. Na, ich besuche solche Stücke nur aus Gesundheitsrücksichten, da ja Aerger gesund sein soll und mich die Goetheheldinnen immer so ärgern können, weil sie stets an den guten Partien, die sich ihnen bieten, so töricht vorbeistolpern. Warum gibt Iphigenie Thoas einen Korb? Königin von Tauris ist doch eine recht nette Assiette, und solch handfester Barbar hat doch entschieden Charme. Das

Digitized by Google

weiß ich, ich hätte ihn gleich genommen! Denn Pylades ist doch nun bloß so. Ob der nachher auf der gemeinsamen Rückfahrt noch ein bißchen geflirtet hat, was durch die Länge der Reise wahrlich entschuldbar gewesen wäre, ist gar nicht überliefert. Und die guten Partien der Heimat waren ja inzwischen alle vor Troja gefallen. Also richtig zwischen zwei Stühle gesetzt! Und Thoas war ihre letzte Chance!"

So oft hatte Sylvia derartige Reden von Irene gehört, ja, um solcher billigen Scherze wegen galt sie im Gneiener Kränzchen dereinst für witzig und amüsant.

Heute fiel ihr dieser Ton auf die Nerven. Er genierte sie vor Ulrich, störte sie in diesem Zimmer, von dessen Wänden Ulrichs Lieblingsbilder, die Sibyllen Michelangelos, herniedersahen, in denen immer ein ernster Geist geherrscht und noch niemand solche Reden geführt hatte.

Sie hob so schnell als möglich die Tafel auf. Ulrich entschuldigte sich mit Arbeiten und verschwand.

„Weißt du, dein Mann macht mir Spaß!" sagte Irene. „Der müßte beständig in Widerspruch gesetzt werden — den müßte man den ganzen Tag über leise anärgern. Glaube mir! Dann könnte er ganz amüsant werden. Und eigentlich ist er doch recht hübsch! Diese freie, hohe Stirn und die reiche, braune Haarwelle! Er müßte sie mal brennen — wie das wohl aussähe? Aber ich glaube, mein Zug wird fällig sein. Zu nett war's bei dir, Sylvia! Was kocht deine Donna gut! Und so riesig gemütlich!"

Sylvia begleitete sie zur Bahn. Sie war einsilbig, aber da Irene für zwei redete, merkte diese nichts. Sie atmete auf, als der Zug abfuhr. Irenes Ton, an dem sie früher gar keine Kritik geübt, verletzte sie mehr und mehr, vor allem die ungenierte Art, mit der sie von ihrem Mann redete. Aber freilich! Ulrich gegenüber mußte sie Irene doch die Stange halten — das war Freundinnenpflicht!

Sie ging in die Anlagen. Sie merkte gar nicht, wie die Jugend, die da mit Rassehunden durch das Paradies zog, sie bewundernd ansah. Da stand sie plötzlich vor dem Professor Herrmann, der den Weg vom Fluß heraufkam. Sie kannte ihn am besten von Ulrichs Freunden. Während Frau Thomsens Anwesenheit war er öfters zu Tisch gekommen. Italien pflegte dann das Hauptthema zu sein, und Sylvia hatte schweigend zugehört. Sie fürchtete sich etwas vor ihm, da sie ihn für enorm gelehrt hielt, so erschrak sie ordentlich, als er zögernd stehen blieb.

„Ist Ihnen Unterhaltung so ungelegen?" fragte er, „oder darf ich ein Stück mitwandern?"

„Sehr gern." Sie sagte es mit jener höflichen Wohlerzogenheit, die ihr von Jugend an eingepaukt war und die viele Menschen so sehr an ihr entzückte — auch Herrmann, der für alles Zarte, Zerbrechliche, Feine — ob es nun Blumen, Frauen oder Gläser waren — eine platonische Schwärmerei hatte.

„Ich möchte Sie fragen," begann er, „ob Sie Ihrem Mann einen großen Dienst erweisen wollen, einen von jenen ganz großen Diensten, zu denen es nur die Liebe bringt?"

„Und?" fragte sie erstaunt.

„Dann reden Sie ihm doch zu, baldmöglichst seinen Koffer zu packen und für den Winter nach Griechenland zu fahren."

„Aber warum?"

„Erstens, weil er etwas überarbeitet ist. Statt die Ferien zu einer Erholungsreise zu benutzen, hat er sie hier über seiner Arbeit vergrübelt. Hier kann er aber sein Buch nicht weiterbringen, schon aus rein klimatischen Gründen nicht. In diesen grauen deutschen Wintern gefriert die Produktionskraft."

„Ist es denn so eilig mit diesem Buch?"

Herrmann blieb stehen. In seiner Beurteilung der Thomsenschen Ehe, die ihn des Freundes wegen, dann aber auch als Fall an sich interessierte, schwankte bei ihm stets das Für und Wider. Zuweilen tat ihm das schöne Kind leid, das nicht auf seine Rechnung kam, in einem falschen Rahmen und so rührend hilflos diesem Umstand gegenüber war. Dann erboste ihn wieder die Gleichgültigkeit, mit der dasselbe schöne Kind neben dem Leben voll Arbeit und Kampf, das neben ihr geführt wurde, herging mit dem süßen, ausdruckslosen Lächeln, das sie für alle Fragen der Welt zu haben schien.

„Ja, aber du meine Güte! Haben Sie denn gar keine Spur von Ehrgeiz in die Seele Ihres Mannes hinein?" fragte er rauh.

„Inwiefern meinen Sie?"

„Weil — tausend Chancen für eine — jenes Buch da ihn groß und berühmt machen kann!"

Sie schüttelte den Kopf. „Das glaube ich nicht," sagte sie leise, der Preußischen Jahrbücher gedenkend.

„Wie, das glauben Sie nicht?" fuhr er sie zornig an. „Weil Sie nichts davon verstehen! Weil Sie keine Ahnung haben von solchen Dingen, darum glauben Sie's nicht. Aber das ist auch ganz unverantwortlich von Ihnen!"

„Aber Herr Professor! Wie können Sie so hart mit mir sprechen? Ich habe Ihnen doch nichts zuleid getan!"

Er erschrak über sich selbst. „Verzeihung!" sagte er. „Sehen Sie, so geht's mir! Da galoppieren meine Worte mit den Gedanken los, und aus Gewohnheit meine ich immer, junge Studenten vor mir zu haben, denen es nur gut tut, wenn man recht energisch mit ihnen spricht."

‚Wär' ich ihm erst entronnen!' dachte Sylvia. ‚Der Mann ist ja schrecklich.'

Digitized by Google

Bubi

Nach dem Gemälde von Arthur von Ferraris

Digitized by Google

„Glauben Sie mir als einem, der's versteht," fuhr Herrmann fort. „Es ist ein Dienst für ihn. Bereden Sie ihn zu Griechenland. Reden Sie alle Einwendungen fort, die vielleicht Ihre Frau Schwiegermutter machen könnte. Späterhin wird er's Ihnen tausendfach danken."

„Und ich soll dann mit?"

Er lächelte. „Das kann ich doch nicht entscheiden. Vielleicht ist es zu anstrengend für Sie. Vielleicht haben Sie auch keine Lust — aber ich will mich hier verabschieden, er könnte mich sonst vom Haus aus sehen. Und Sie müssen es aus sich heraus sagen, damit er die Inspiration nicht merkt."

*

Thomsen konnte nicht arbeiten. Er wanderte unruhig in seinem Zimmer auf und ab. Seine ganze Stimmung war ihm weggeredet. So angeödet fühlte er sich, so schwunglos. Da hörte er Sylvia kommen. Sie ging auf ihr Zimmer. Er hörte, wie sie das Fenster schloß. Dann wurde es still. ‚Nun nimmt sie einen Roman und liest,' dachte er. ‚Mißtöne gibt es gar nicht für sie. Aus so feinem Stoff sie äußerlich gearbeitet ist, aus so grobem Holz ist ihre Psyche zugehackt, wenn sie überhaupt eine hat.' Er wußte, daß er seine Mißstimmung nur los würde, wenn er sie sich von der Seele schalt. Am liebsten hätte er dem Mädchen geklingelt und über eine Unordnung räsonniert, aber das Bremer Faktotum, das seine Mutter eingesetzt hatte, war einwandsfrei, und Sylvia führte selbst das Haus viel zu gut. Das war ihre Force, von der Mutter einstudiert. Unordnungen kamen bei ihr nicht vor, nur unter seinen Büchern.

Schließlich ging er zu Sylvia herunter. Sie hatte die Lampe angezündet und saß untätig da. „Ist die beste Freundin fort?" fragte er.

„Ja."

„Wird sie öfters kommen?"

„Ich kann ihr doch nicht das Haus verbieten."

„Dann sage mir, bitte, vorher, wenn sie kommt, ich will dann in der ‚Sonne' essen."

Sylvia stand auf. „Reifensteins sind meine nächsten Freunde! Ich finde es sehr unrecht von dir, so ungastlich gegen sie zu sein!"

„Du kannst zu ihnen gehen, so oft du willst, aber in diesem Hause werde ich den Ton von heute nicht wieder dulden — so etwas kann ich den Penaten meines Hauses wirklich nicht zumuten! Uebrigens, Sylvia, interessiert mich eins: ist das eigentlich die Gedankenwelt, in der du gelebt hast, vielleicht auch noch lebst? Diese Mischung von Oberflächlichkeit, schlechtem Witz und Leichtsinn, für den alles Ideale nur da ist, um heruntergerissen zu werden?"

Sylvia schwieg.

„Redest du etwa hinter den Kulissen, wenn ich nicht dabei bin, auch in diesem Ton? Ist das am Ende gar dein eigentliches Element?"

Sylvia wußte nicht, was sie antworten sollte. Sie wußte sich gänzlich wehrlos, dialektisch ungeschult wie sie war.

„Beleidige nur meine Freunde!" sagte sie schließlich. „Das ist sehr ritterlich. Aber weißt du: wenn ich selber irgend etwas an ihnen nicht schön fände, zugeben würde ich's dir gegenüber doch nicht, weil's doch meine Freunde sind!"

„Du hast ja eine schöne Logik! Also unwahr bist du auch noch gegen mich?"

„Ulrich!" rief sie empört. „Wie kannst du so ungerecht sein! Du kannst sprechen, als hättest du einen Haß gegen mich. Warum hast du mich denn geheiratet? Du hast's doch aus Liebe getan! Weißt du nicht mehr, den Abend an der Weser? Nun ist dir mit einem Male nichts mehr recht an mir! Und du kanntest mich doch vorher! Du wußtest doch: klug war ich nicht und gelehrt auch nicht, und trotzdem hast du mich gewollt!"

Er blieb vor ihr stehen. „Richtig," sagte er, „damals an der Weser! Aber weißt du, Sylvia, etwas anders hatte ich's mir doch gedacht. Ich glaubte, du würdest anders werden, würdest dich geistig aufraffen. Statt dessen hat dich alles Geistige, wie du vorhin selber so schön sagtest, geödet."

„Wahrscheinlich," entgegnete sie, „weil man mir's nicht in der rechten Weise nahegebracht hat. Mit Grottheiß — das war das Richtige nicht. Du hättest dich selber bemühen müssen. Aber freilich! du hattest ja nie Zeit — des Buches wegen."

Er sah sie mitleidig an. „Sylvia," sagte er dann, „an dir ist ja doch Hopfen und Malz verloren!"

Der Kopf sank ihr auf die Brust. Sie fühlte dunkel, daß er recht haben mochte, das besänftigte ihre Empörung gegen ihn. Als einzigen Ausweg, sich und ihn zu entlasten, fiel ihr Herrmanns Vorschlag ein. „Ulrich," begann sie friedfertig, „laß uns nicht streiten. Es ist so häßlich. Ich will auch einsehen, daß dein Buch etwas sehr Wichtiges ist, wohinter alles andre zurücktreten muß. Ich möchte dir etwas vorschlagen! Nimm doch Urlaub für den Winter und fahre nach Athen. Dort wirst du am besten arbeiten können. Du bist da allein und in der Sonne. Ich könnte ja so lange nach Gnesen gehen oder zu deiner Mutter."

Ein Strahl von Hoffnung ging über sein Gesicht. „Du würdest das wirklich zugeben, Sylvia?" sagte er.

„Ja, es würde das beste sein."

„Und du würdest nicht darunter leiden?"

„Nein, nicht die Spur. Ich werde es ja in Gnesen viel besser haben. Meine Eltern wollen ja ohnehin lange schon, daß ich einmal komme. Und ich sehne mich auch danach, dort hat man mich wenigstens gern und quält nicht an mir herum."

Digitized by Google

Sie brach in Tränen aus. Sie setzte sich an das Fenster und schluchzte. Ihr blondes Goldhaar schimmerte phantastisch in dem Zwielicht, das der Lampenglanz und der Abendschein von draußen gab.

Er empfand ein starkes Dankesgefühl gegen sie. Ihm war, als habe sie ihm ein Gefängnistor plötzlich geöffnet. Als er sie ansah, konnte er nicht umhin, mit einem gewissen künstlerischen Genuß den schönen Lichtreflex auf ihren Haaren zu bewundern.

Dann ging er schweigend.

Tränenströmen war er nicht gewachsen.

X

Sylvia war wieder in Gnesen. Der winterliche Osten, die Atmosphäre von Kommiß- und benzingewaschenen Handschuhen, die ihr elterliches Haus durchschwebte, das vanity fair der kleinen Garnison, alles war, wie es einst gewesen — nur sie verändert. Sie fühlte es an der größeren Dankbarkeit, mit der sie die Liebesbezeigungen ihrer Angehörigen empfand, und an der schärferen Kritik, die sie an das anlegte, was um sie herum geredet wurde. Sie konnte das alte Interesse nicht mehr aufbringen für die schwebenden Fragen, ob Hanstein an der Majorsecke scheitern, Lindemann noch ein Regiment bekommen, Schmidt II reich heiraten werde? Sie war froh, wenn sie allein in ihrem einstigen Mädchenzimmer saß und lesen konnte — nicht mehr die seichten Romane von einstmals, sondern ernsthafte Bücher, die sie mit dem festen Vorsatz, sich zu bilden, von Jena mitgenommen hatte. Und während des Lesens flog dann wohl ihr Blick auf die Straße herunter, die einst für sie die Hauptstraße der Welt gewesen, auf der Carlos' Paraderitt und ihre Jugendfreuden sich abgespielt hatten.

Jeder Schimmer von Poesie war durch den Wintergraus von dieser Straße weggefegt, die einst einen gewissen Nimbus für sie besessen. Grau und reizlos lag sie da mit dem gemeinen Pflaster, dem nassen Trottoir und den engen Läden vis-a-vis — hätte nicht am Ende das graue Gemäuer des alten Domes vorgelugt, in dem die Gebeine des heiligen Adalbert als berühmte Reliquien ruhten, man hätte verzweifeln mögen an der tristen Oede dieser Straße.

Aber Lili dachte anders. Vom Nebenzimmer aus flirtete sie fleißig auf diese graue Straße herunter, über die unermüdlich ihr Magdeburger Verehrer schritt, den erst Zuckerrübenangelegenheiten, jetzt Herzensangelegenheiten an Gnesen fesselten. Lili korrespondierte zwar mit einem symbolistischen Münchner Dichter über Nietzschefragen, war aber trotzdem, dank mütterlicher Ermahnungen, bedacht, nichts durch Schimären zu verderben und sich die große Chance, die da unten promenierte, nicht entgehen zu lassen.

Und Lili, die hübsche Lili, mit all ihrer unbefangenen Lust zum Luxus, all ihrem harmlos kecken Leichtsinn, vermied die ominösen „zwei Stühle". Eines Tages war die Sache perfekt, und ein guter, netter Biedermann, der nichts von Nietzsche und Symbolismus wußte, aber mit Diamanten und Perlen bewaffnet war, tauchte in der Familie auf — ein Ereignis, das verklärend gerade in die kritische Zeit des Abgangs fiel.

Das Bezirkskommando war abgelaufen — die Karriere des Vaters aus. Der alte Zukunftstraum, das Haus in Delft, gewann nahe Bedeutung. Aber vorher kamen die Verlobungsfeten, die Aussteuersorgen, die Hochzeit — und in Sang und Klang ging das Finale einer Karriere unter, die nicht gehalten hatte, was sie einstmals dem jungen Offizier versprach.

Der alte Schlichting war ein nergeliger Hausvater geworden, der über alles brummte und sich am liebsten in sein Zimmer einschloß, um Schachteln zu kleben, die niemals fertig wurden, und Porzellan zu malen, das immer beim Brennen zersprang.

Von dem flotten Leutnant mit den schönen Zügen, der immer Chance hatte, bei Vorgesetzten und Frauen, in Krieg und Frieden, der immer „etwas Extraes" erlebte, war nichts geblieben.

Er hatte sich zu früh „falsch" verheiratet — ohne Geld — eine Frau mit hübschem Gesicht, eine blonde Flamländerin, die er in Norderney kennen lernte, wo sie abends in ihrer Villa am Meer Schubertsche Lieder sang. Sie sahen so gut zusammen aus, wie für einander geboren — aber mit der Zeit wurde sie zum Bleigewicht für ihn. Sie steckte ihn an mit ihren kleinlichen Sorgen, ihrer Manie, etwas „scheinen" zu wollen, und da er sie nicht zu ändern vermochte, änderte sie ihn. Ihr Phlegma nahm zu. Ihr Singen gab sie auf. Alle Poesie verflog, und der Kampf, mit zu wenig Geld auszukommen, verschlang alles Schöne in ihrem Leben.

Schön waren nur die Kinder.

Frau von Schlichting sehnte sich seit Jahren aus dem Militärtreiben heraus. Sie hatte den Liniendienst satt. Sie war nie eine rechte Offiziersfrau geworden, und das „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?" hatte in ihrer Seele nie das „Wilhelmus von Nassauen" zu übertönen vermocht. Holland war ihre Sehnsucht, das stille, friedfertige Land mit seinen Ulmen und Grachten.

Er empfand anders, und das trennte sie innerlich seit lange. Er hatte seinen großen Ehrgeiz gehabt, den, der ihm im Korps eingeimpft war, den er genährt hatte bei glänzenden Paraden, am Anblick der beneideten „Springer" — er hatte den Krieg mitgemacht, und das Eiserne Kreuz war die schönste Trophäe seines Lebens. Er hatte auch zeitweilig gute Chancen gehabt, aber irgend etwas

Digitized by Google

verdarb sie ihm immer wieder. „Seine Nergeligkeit," sagte man, die Nergeligkeit, die ihm seine Ehe beigebracht.

Nun ging sein Stern in Gnesen unter — trotz Gravelotte und Sedan!

Aber mit den Töchtern hatten Schlichtings Glück, enormes Glück! Das sagten alle.

Sylvia lächelte, wenn sie das hörte. Sie zerbrach sich nicht gern den Kopf darüber, ob das wirklich Glück war, worin sie lebte — sie nahm ihr Dasein als selbstverständlich hin. Man fand, daß sie einen sehr zufriedenen Eindruck machte, obgleich das ganze Regiment Thomsens griechische Reise mißbilligte. „Was wollte er da unten? Noch etwas ausbuddeln? Ach, die Museen sind ja schon so voll! Allein Pergamon! Man kann ja schon gar nicht mehr!"

Auch ihre Eltern empfanden ähnlich. Sie verteidigte ihn mit seinem Buch. Ein Buch über griechische Religion aber war allen enorm gleichgültig. —

*

Bald nach Lilis Hochzeit reiste Sylvia nach Bremen. Frau Thomsen war glücklich über ihr Kommen — am glücklichsten, weil sie sah, daß Sylvia ernstlich versuchte, sich zu ihrem Mann „heraufzubilden" — und da Ulrich beseligte Briefe schrieb und in der Bremer Familie alles gesund war, verlebte sie ungetrübte Wochen — die letzten, die ihr auf Erden beschieden waren.

Kurz vor Ostern starb sie — ganz plötzlich am Herzschlag.

*

Sylvia war sehr traurig. Diese Frau hatte sie geliebt, mit Nachsicht und Güte, hatte sie stets wie etwas Gutes und Schönes behandelt, nie mehr von ihr verlangt, als sie leisten konnte. Frau Thomsens Augen konnten so warm auf ihr ruhen, viel wärmer als auf den strengen Zügen der vortrefflichen Mathilde. Und Sylvia war sich bewußt, diese Liebe vergolten zu haben, vor allem mit einem: mit dem Verschweigen auch der leisesten Klage über den Mann, der sie im Lauf der letzten Zeit so oft vernachlässigt und gekränkt hatte.

*

In Mathildens Ordnungsliebe spielte ein Moment die Hauptrolle: das war ein gewisser Fanatismus, alles Handschriftliche, das irgendein Glied der Familie von sich gab, genau zu ordnen und zu katalogisieren. So wurde jedes Schriftstück der Kinder als Reliquie verwahrt. Jedes hatte seine blaue Mappe, in der die ersten Krakeleien lagen, Geburtstagsbriefe von jener banalen Sorte ohne orthographische Fehler, wie Gouvernanten sie diktieren.

Was sich im Nachlaß der Großmutter fand, sollte jetzt „eingeordnet" werden. Mathilde legte bei dieser Gelegenheit noch einige andre Briefpakete zur Durchsicht zurecht, und Sylvia, die allzeit gefällige, half bei der Arbeit. Da fiel ihr eines Morgens aus etlichen Kinderbriefen ein Brief Ulrichs entgegen — an seinen Bruder — aus jenem Sommer, als sie zum erstenmal in Jena gewesen, kurz nach ihrer Abreise von dort — wenige Tage vor ihrer Verlobung.

Sie nahm ihn arglos.

„Lieber Richard!" las sie. „Ich habe offen gestanden das diplomatische Geschick bewundert, mit dem Du es fertig brachtest, mich ins Unrecht zu setzen. Du hältst mir vor, daß ich eigentlich an Mamas Leiden Schuld trage, indem ich ihr angeblich die meisten Sorgen mache und stellst es quasi als meine Pflicht hin, par ordre und sofort zu heiraten. Bei der geringen Kenntnis, die Du von dem hast, was meine Lebensziele und Ideale sind, kann ich Dir allerdings kaum verübeln, wenn Du mir etwas zumutest, was meinen Bedürfnissen direkt zuwiderläuft. So möchte ich Dich denn darüber aufklären, daß ich keine Verwendung für eine Frau habe — ja, daß ich auch keiner Frau zumuten möchte, ein Leben wie meines zu teilen, in dem die Arbeit und gewisse Ziele stets die Hauptrolle spielen werden. Wenn mir trotzdem in der letzten Zeit allerhand Möglichkeiten durch den Kopf gingen, so geschah das aus jenem Pflichtgefühl, das Du im ganzen bei mir zu vermissen scheinst. Ich habe mir aus Rücksicht auf Mama den bewußten Fall ernstlich überlegt, bin aber zu dem Schluß gekommen, daß ich nicht zu heiraten brauche, nicht kann und nicht will. Warum soll ich mir aus freien Stücken ein Gewicht anhängen, das mich herniederziehen würde, nur weil Mama die liebenswürdige Manie hat, ihre Söhne à tout prix verheiraten zu wollen? Sie hält eben die Ehe für das absolute Glück, während ich weiß, daß eine unbedeutende, verständnislose Frau mir mein Leben und alles Beste darin ganz und gar ruinieren könnte.

Verzeih, wenn ich scharf schrieb. Ich möchte Dich nicht verletzen, aber mich doch klar ausgedrückt haben. Von Herzen

Dein Bruder Ulrich."

Sylvia stand langsam vom Tisch auf. Sie sah nach der Uhr. Zwölf. Richard mußte aus dem Kontor zurück sein. Sie ging über den Korridor und pochte an die Tür seines Arbeitszimmers. Er rief ein geschäftsmäßiges „Herein". Er hatte gerade die Mittagspost bekommen und sah sie durch.

„Du bist's, Sylvia!" sagte er erstaunt, da es eigentlich heiliges Gesetz des Hauses war, ihn um diese Zeit nicht zu stören.

„Ja, ich bin's!" entgegnete sie und wunderte sich selbst, wie ruhig sie sprach. — „Ich habe eben zwischen den alten Briefen, die Mathilde mir zu ordnen gab, diesen hier gefunden. Er hat sich wohl dahinein verirrt, um, wie alle

Digitized by Google

jene Briefe, die man versäumt hat, zeitig zu verbrennen, dem in die Hände zu fallen, für den sie am wenigsten geeignet sind."

Richard betrachtete bewundernd Sylvia, die in ihrer Trauerkleidung so schön und rührend vor ihm stand. Er ahnte nichts Schlimmes und nahm gelassen den Brief. Aus seinem Gedächtnis, in dem so viele Geschäftskorrespondenzen sich drängten, war dieser Brief ganz entschwunden, zumal der Gang der Ereignisse ihn ja längst überholt hatte. Er mußte ihn fast ganz durchlesen, um ihn zu begreifen. Als er verstand, beschloß er sofort, die Sache mit kaltblütiger Gelassenheit zu behandeln, als ob sie ganz unwesentlich wäre; sie schien ihm auch so, denn in seinem Roman mit Mathilde hatten die ersten Kapitel auch aus Weigerungen seinerseits bestanden. Damals wollte er eine ganz andre heiraten, aber so war ja das Leben. „Es reißt sich los, was erst sich uns ergab — wir lassen los, was wir begierig faßten —"

„Ich begreife nicht, Sylvia, wie du diesem Brief irgendwelchen Wert beilegen kannst. Er scheint dich zu erregen. Aber er kann doch gar nicht mitzählen. Ulrichs Gefühle haben sich bald darauf eben geändert —"

„Nein," sagte Sylvia, und ihre Blicke flammten, „ihr habt ihn dann breitgeschlagen, habt ihn absichtlich mit mir zusammengebracht, und er hat mich genommen, seiner Mutter zuliebe, par ordre. Und ihr alle habt darum gewußt, wie es mit seinen Gefühlen für mich bestellt war! Ihr alle hattet diesen Brief gelesen, du und Mathilde, und wer weiß, wer noch an Basen und Vettern! Ihr alle habt von diesem Korb gewußt, den mir dein Bruder da vor der Verlobung ausgehändigt hat. Und trotzdem habt ihr uns zusammengelobt. O, ihr Seelenverkäufer!" und sie schlug sich vor die Stirn — „und ich, die ich so dumm war! Denn jetzt weiß ich erst, wie töricht ich gewesen! Ich hab's für Liebe von ihm gehalten — selbstverständlich für Liebe —, ich hab' mir eingebildet, das könnte gar nichts andres sein, bei meinem Gesicht, das alle so hübsch fanden. Und jetzt versteh' ich mit einemmal alles — alles — ach, und noch viel mehr, als du ahnst!"

Sie setzte sich an den Tisch und vergrub ihr Gesicht in die Hände. Richard war aufs tiefste verstimmt. Er hätte am liebsten seiner Mathilde sofort die Leviten gelesen. Den Brief, den Sylvia hatte fallen lassen, nahm er als ordentlicher Mann, der mit Papieren umzugehen weiß, sofort an sich und tat ihn in seine Brieftasche. „Sylvia," sagte er begütigend, „reg dich nicht so auf! Uebertreib's nicht! Natürlich hat keiner den Brief gelesen außer Mathilde und mir. Bei kaltem Blut wirst du diese Zweifel an unsrer Diskretion gewiß wieder zurücknehmen. Uebrigens sind wir beide ganz fest überzeugt, daß Ulrich dich sehr liebt. Die rechte Liebe kommt eben oft erst mit der Ehe —"

Sylvia lachte auf. „So," rief sie, „das glaubt ihr? Wohl weil es das Bequemste für euch ist, es so zu glauben, weil es die Last der Verantwortung mindert, die ihr durch euer Verhalten auf euch genommen habt. Ich will dir etwas sagen, Richard! Deine Mutter ist jetzt ja tot, der zuliebe ich manches schweigend getragen habe, und euch bin ich keine Rücksicht schuldig. Dein Bruder hatte völlig recht, als er diesen Brief schrieb. Er hätte frei bleiben müssen. Ihr aber habt ihm die unbedeutende Frau in sein Leben geschoben, die ihm nun zum Gewicht wird und sein Dasein ruiniert. Und Glück ist nicht davon gekommen, weder für den einen noch für den andern Teil."

Richard war starr über diese Worte. „Ihr seid nicht glücklich?" sagte er. „Das ist das erste, was ich höre, Sylvia. Aber ich finde, du könntest mehr point d'honneur haben, als mir das hier zu erzählen."

Sylvia schnellte empor. „Point d'honneur!" rief sie, „ich bin nicht umsonst preußische Offizierstochter — mit so etwas weiß ich Bescheid — weißt du, was für mich der point d'honneur wäre? Fortzugehen von deinem Bruder, euch allen den Rücken zu kehren — vor allem dir, der du ihm diesen Brief entlockt hast!"

Richard lief auf und ab. Er hatte so selten Temperament an einer Frau gesehen. Sylvia stand wie eine zürnende Göttin da. Das stille Wasser warf mit einemmal wilde Wellen. Dabei tat sie ihm leid, grenzenlos leid wegen des unseligen, nicht verbrannten Briefes. Aber natürlich mußte er die Partei seines Bruders nehmen. Wenn er ihn auch nicht liebte — in diesem Mann war eben der Familiensinn stärker als jedes andre Gefühl.

„Sylvia," sagte Richard, „du vergißt dich — aber ich will's verzeihen, wenn ich auch sonst kein Mann bin, der sich irgend etwas gefallen läßt. Du redest von Fortgehen. Das ist Unsinn. Du gehörst nun einmal zu meinem Bruder. Das ist Pflicht. Das Wort Scheidung gibt's gar nicht in unsrer Familie. Wenn du ruhiger geworden bist, wirst du auch gerechter denken und dir sagen, daß du doch auch deine guten Gründe gehabt hast, meinen Bruder zu heiraten —"

„Hätte ich diesen Brief gekannt — nie!" rief sie.

„Sylvia," fuhr er väterlich fort, „versetze dich doch mal in die Zeit zurück. Was warst du denn? Ich kenne ja eure häuslichen Verhältnisse. Bezirkskommandeurstochter in Gnesen ohne Vermögen. Verzeih, wenn es trivial klingt, was ich sage. Aber du kannst doch nicht leugnen — Ulrich war eine sehr gute Heirat für dich —, du könntest mehr Dankbarkeit und Familiengefühl haben. Wenn du nicht glücklich warst, so versuche es zu werden. Mit festem Willen geht alles. Ich weiß

Digitized by Google

es von mir selbst. Du siehst, ich bin sehr offen gegen dich — aber ich möchte dir helfen, dich beruhigen. An eine Ehe muß man nicht zu hohe Anforderungen stellen. Man muß nie erwarten, daß sie ist, wie man sich's gedacht hat —"

So redete er seine billige Weisheit vor Sylvia hin. Ihr war, als lernte sie ihn erst jetzt kennen und begreifen. Zugleich wußte sie, daß hier kein Rat zu holen, daß Schweigen hier das beste war.

„Wo ist der Brief?" fragte sie.

„Ich möchte ihn dir nicht wiedergeben, Sylvia," erwiderte er, „du mußt ihn als bedeutungslos betrachten, was er ja in der Tat auch ist. Es wäre mir sehr schmerzlich, wenn Ulrich von Mathildes Unvorsichtigkeit erführe, gerade da wir uns so wenig nahestehen, wie du ja weißt. Und bedenke eins: er kommt jetzt mit Trauer im Herzen hierher. Er wird darunter leiden, daß er unsre Mutter nicht mehr sah, daß die Nachricht ihn so spät erreichte. Willst du ihm in diese Stimmung herein mit einem Mißverständnis kommen — ich denke, so hartherzig bist du nicht. Ich habe dich immer für sehr gut gehalten, Sylvia."

Seine Stimme wurde ordentlich weich. Halb imponierte er sich selbst, daß er es scheinbar so gut verstand, sie zu beruhigen, halb genoß er die Rolle des Familienoberhaupts, das Zwistigkeiten beilegt und ordnet. Er wollte ihr die Hand reichen. Sie übersah es. „Ich möchte allein sein," sagte sie leise und ging.

Er starrte auf das Parkett. An die Postsachen dachte er gar nicht mehr — nur daran, wie gut der stillen, sanften Sylvia der Zorn gestanden hatte. Mathilde wurde nie zornig. Die war immer demütig ergeben, auch wenn sie gekränkt wurde. Sie gehörte unter die Rubrik „Schellfischseele". Er gestand sich das für gewöhnlich nicht ein. Heut hatte der Kontrast es ihn klar erkennen lassen.

Als Sylvia in ihr Zimmer kam, wurde ihr klar, wie einsam sie doch eigentlich im Leben stand, daß sie niemand hatte, dem sie sich aussprechen, den sie in einer schwierigen Angelegenheit um Rat fragen konnte. Sie preßte ihr glühendes Gesicht an die Scheiben und starrte in die zartgrünen Baumzweige, die sich draußen zitternd bewegten. Sie hatte ja Eltern, Geschwister, Freundinnen, einen Mann! Wahrhaftig, sie mußte es doch ganz ungeschickt angefangen haben, daß niemand ihr nahe genug stand, um ihr jetzt zu helfen! Also lag die Schuld an ihr, an der Indolenz, mit der sie durch das Leben ging. Es war immer eine kühle Entfernung gewesen zwischen ihr und den Menschen, mit denen sie lebte, immer ein Rest, der nicht aufging — nur mit Alack nicht, aber ein Kadett ist kein Lebenskünstler, der in Konflikten helfen kann. Sie war ohne Liebe geheiratet worden, und alle nahmen an, sie habe es der guten Verhältnisse wegen getan.

Die Tatsachen waren ihr so neu, daß sie sich erst an sie gewöhnen mußte. Etwa des Geldes wegen? Nein, das klang so schlecht und gemein. Und sie grübelte genau, weshalb sie es getan. Ihre Verlobungsgeschichte stand in ihrer Erinnerung, wie von unbestimmtem Nebel umflossen, wie etwas Poesievolles, das man nicht mit nüchternen Worten charakterisieren soll. Sie hatte es getan, weil es ihr ganz selbstverständlich schien, ja zu sagen, weil er ihr gefiel, weil man ihn und sie mit großem Geschick dem Punkte zuschob, wo eine Verlobung die reife Frucht war, von der es dann hieß, sie sei vom Himmel gefallen. Sie hätte auch vor ihren Eltern ein Nein gar nicht verantworten können — durch die mütterlichen Briefe waren damals immer die sanften Ermahnungen gegangen, nichts zu verscherzen. War das unrecht, wenn sie neben dem persönlichen Wohlgefühl es dankbar empfand, die Eltern finanziell zu entlasten?

Nicht des Geldes wegen! Sie hatte gar keine Neigung zum Luxus. Sie hatte ihres Mannes Haus mit großer Gewissenhaftigkeit geführt, nie verschwendet, ja, kaum gewußt, wie hoch sich seine Einnahmen eigentlich beliefen. Zuweilen hatte sie Alack etwas von ihrem Taschengeld geschickt — das war vielleicht der einzige Umstand, der sie den vorhandenen Mammon als etwas sehr Angenehmes empfinden ließ. Und andre Menschen nahmen es als etwas ziemlich Selbstverständliches, ganz Natürliches an, daß sie seines Geldes wegen ja gesagt — vielleicht er selbst —? Ihr war, als sei sie an ihrer Ehre gekränkt, als gäbe es nur eine Genugtuung für sie, diesen Menschen ihr Geld vor die Füße zu werfen und fortzugehen. —

Sie ging an ihre Schreibmappe und holte Ulrichs Briefe, die er ihr zu jedem Sonntag geschickt, Briefe, die sie zuweilen stolz gemacht, ihr imponiert hatten — Briefe voller Dankbarkeit gegen sie, daß sie ihm den freien Winter geschenkt, wie er sagte, voller Schaffenslust, voll großer neuer Ideen ... Ein Wort von Liebe war nicht darin. Es stand auch nichts derartiges zwischen den Zeilen. Es waren Briefe, die getrost in der ganzen Familie zirkulieren und an Kindertagen verlesen werden konnten. Und mit einemmal kamen sie ihr so unsäglich arm vor, diese Zeilen mit all den schönen Worten — das war Literatur, aber kein Liebesbrief.

Sie hatte kürzlich einen Brief von Lilis Bräutigam gelesen, den diese ihr stolz, lächelnd gegeben. Solch dummer Brief war's, sehr stillos und ohne jede Spur von Geist, die Orthographie nicht einmal einwandsfrei — aber freilich: Liebe stand darin. Die sprach aus jedem Wort. Sie fühlte plötzlich eine Art Neid auf Lili, auch so geliebt zu werden, und wenn's auch nur von einem mäßigen Geiste war. — Und sie zerknitterte die Briefe in ihrer Hand nahm Ulrichs Bild vom

Digitized by Google

Schreibtisch seiner Mutter und schaute feindselig in das feine Angesicht mit den weltfremden Augen, die so sinnend dreinschauten über die Gefährtin an seiner Seite hinweg. Es war der Blick, den sie an ihm kannte, in dem seine ganze Gleichgültigkeit gegen Frauenliebe geschrieben stand.

Jetzt begriff sie das alles. Der alte Brief hatte sie sehen gelehrt — ihre Seele war aufgewacht.

Was sollte sie tun? Eins wußte sie: hier in Bremen, wo man ihn in drei Tagen erwartete — unter den Augen seines Bruders, in diesem Haus, in dem ihre Verlobungstage sich abgespielt —, hier konnte sie ihm nicht begegnen! Sie wollte abreisen, morgen schon — unter irgendeinem nichtigen Vorwand —, daß sie in Jena sein wollte, um das Aufstecken frischer Gardinen zu überwachen —, solche Gründe hatten große Ueberzeugungskraft für eine Frau wie Mathilde. Und dann wollte sie in Ruhe überlegen, ihn scharf beobachten — vielleicht ihn zur Rede stellen. — Und ein heller Punkt leuchtete ja in ihren Zukunftsaussichten. Pfingsten wollte Alack zu ihr kommen, der lange, magere Lichterfelder Kadett, der immer solche Sehnsucht nach seiner Lieblingsschwester hatte und sich auf diesen Besuch wie auf einen Blick ins Himmelreich freute.

Vielleicht wußte er doch Rat — trotz seiner Jugend. — —

Sie reiste ab. Alle Bitten und Vorstellungen Richards blieben vergeblich. Alle Kinder und Hunde hatten Sylvia gern. Die Kinder weinten ganz natürliche Tränen, als sie ging, und hingen sich allen Erziehungsregeln zum Trotz an ihr Kleid, so daß Fräulein sie kaum ablösen konnte. Der russische Windhund rieb seinen feinen, schlanken Kopf an Sylvias Hand.

Mathilde, die Sylvia doch im Grunde zu oberflächlich fand im Vergleich zu ihrer eignen tiefen Seele, sah sie gerne scheiden; sie konnte ihr auch die feste Standrede nicht vergeben, die sie von ihrem Gatten des verirrten Briefes wegen bekommen hatte. Die Sache mit dem Brief war und blieb eine Inkorrektheit, und das ‚nicht Korrekte' schien ihm das Verdammenswerteste.

Richard hatte die Empfindung, daß mit Sylvia etwas Schönes aus seinem Haus verschwände. Seit sie ihren Groll so spontan über ihn ausgeschüttet, empfand er ein wirkliches Faible für sie.

Er ging mit Sylvia auf dem Bremer Bahnhofperron auf und ab, nachdem er einen bequemen Platz für sie gesucht und sich seiner Rosen und Bonbons entledigt hatte.

„Sylvia," begann er plötzlich und legte seine Hand fast liebevoll auf ihren Arm, „ich handle doch wohl ganz nach deinem Wunsche, wenn ich Ulrich gegenüber von jenem Gespräch schweige, das zwischen uns stattfand, und ich denke auch, Sylvia, wir beide betrachten es fortan als ungesprochen. Ich glaube, wir handeln damit ganz im Sinne meiner Mutter, die wir beide so geliebt und verehrt haben."

„Es ist vielleicht das beste," versetzte Sylvia nachgiebig. „Ulrich hat auch Anspruch auf eine gewisse Schonzeit. Soweit er an Menschen zu hängen vermag, hing er doch an seiner Mutter —"

„Sylvia" — Richard sah sie scharf an — „das klingt ja fast, als ob du nach Ablauf der Schonzeit anders verfahren willst —"

„Ich werde meine Pflicht tun, ganz das, was ich als Pflicht erkenne —"

„Dann bin ich beruhigt," versetzte er.

Er verstand sie nicht ganz. Sie merkte es. Aber wozu ihn aufklären? Sie hatte das Gefühl, als wenn zwischen ihr und den Menschen dieses nordischen Patriziergeschlechtes ein weites Meer trennender Begriffe lag. Es waren Männer mit großen Eigenschaften und kalten Herzen, diese Brüder Thomsen, alle beide — trotz ihrer Verschiedenheit in dieser Mischung sich gleich. Die Frauen, die das Schicksal an ihre Seite trieb, hatten die Ehre, in aller Korrektheit neben ihnen erfrieren zu dürfen, wenn sie nicht zufällig selbst im Besitz geeister Herzen waren. Bisher hatte sie diese Eigenart nicht kritisiert — seit gestern fühlte sie einen Haß gegen sie —, ein zorniges Verlangen, ihnen zu zeigen, daß sie trotz ihrer Vorzüge und ihres Geldes doch nicht hoch genug dastanden, um nicht von einer gekränkten Frau auch einmal beiseite geworfen zu werden als etwas Wertloses, leicht Aufzugebendes.

*

Als Sylvias Zug in Eisenach hielt, schlug eine Stimme an ihr Ohr, die sie seit den Gnesener Jahren nicht vernommen, von der sie im ersten Augenblick gar nicht wußte, wem sie doch gehörte?

Zwei Damen verabschiedeten sich vor ihrem Coupé.

„Nun lassen Sie sich aber nicht wieder von Onkel und Tante knechten!" sagte die eine; „denken Sie vor allem an Ihre Erholung!"

„Will ich auch! Ich weiß schon, was ich tue! Wenn ich meine vierzehn Tage Gotha abgesessen habe, verschanze ich mich oben auf der Leuchtenburg. Die liegt so schön über dem Saaletal. Dort biegt sich die Linde im Winde — alles ist wie im Volkslied: Burg und Söller und blumige Mauern. Und abends klingt das Lied des Posthorns vom Wald herauf. O, da kann man ausruhen!" Noch ein Händedruck — die Sprecherin stieg ein. Sie stutzte, als sie Sylvia sah. „Ellen," sagte diese, „bist du's wirklich?"

„O, Sylvia!"

Der Zug fuhr ab. Ellen Schmidt sah Sylvia mit eigentümlichem Blicke an — mit neidloser Bewunderung, wie ein Frauenzimmer sie so schwer für ein andres — meist nur für gemalte oder marmorne Frauen aufbringt.

Digitized by Google

„Sylvia, du bist ja noch immer hübscher geworden! Und damals in Gnesen hielt ich einen Komparativ gar nicht für möglich. Hast du mich denn wirklich nicht vergessen?"

„O nein," rief Sylvia, etwas befangen über die offenherzige Bewunderung. „Bewahre, Ellen, noch im Herbst sprach ich viel von dir mit Reifensteins. Solch famose Broschüre sollst du ja geschrieben haben!"

„Ah, das muß noch ganz anders werden," sagte Ellen. „Das sind ja erst Anfänge! Aber du, Sylvia, du hast inzwischen solch großes Los gezogen, das sich immer noch größer entpuppen wird. Einen so bedeutenden Mann zu haben — das muß ja ganz schwindelnd sein!"

„Hast du schon von ihm gehört?"

„Aber gewiß! Die Thomsenschen Schriften zu kennen, gehört für unsereins doch bereits zur Bildung! Siehst du, so etwas zu lesen — das ist ein geistiger Genuß, so groß wie — materiell ausgedrückt — das Austernessen."

„Du bist sehr freundlich," versetzte Sylvia und sah aus dem Fenster, „sieh doch, die Wartburg!" — und sie deutete auf den schönen Umriß der von Wäldern getragenen Burg, die sich über den Tälern wie ein sonnbestrahltes Bergwunder hob. „Du warst wohl oben?"

„Ja, zum neunten Male! Die Wartburg ist eine alte Liebe von mir. Weißt du übrigens noch, Sylvia — unser Gnesener Kränzchen — wie wir da alle unsre Lieben hatten — du erfolgreiche, ich unerwiderte! Ich sehe dich noch in einem Altrosakleide, das dir so besonders gut stand — mit den üblichen Junge-Mädchen-Heckenrosen an der Schulter — durch den Saal wirbeln, meist mit Rothenfels, aber auch oft zu meinem Schmerz mit meinem einstmaligen Idol. Ja, dir wurde das Ballglück in höchster Potenz zuteil: das Zerrissenwerden. Und mir war damals oft zumut wie einem Soldaten, der ohne Waffen und Rüstzeug auf ein Schlachtfeld gestellt ist und neben gutbewehrten Kameraden erfolglos kämpfen soll. Komische Zeiten! Ich träume noch zuweilen davon, wenn ich mal zu viel geschrieben habe — wie ein Alpdruck kommt's dann über mich — und ich schimmle wieder im Schlaf wie auf Gnesener Bällen!" Sie lachte lustig auf.

„Ach, Ellen!" sagte Sylvia bitter, „die Balleerfolge, die sind auch grade was wert —?"

„Nun ja, von deiner jetzigen Höhe herab mögen sie dir klein erscheinen — aber damals waren sie doch eben das Wesentliche. Sylvia, ich hätte dir nie eine Ziviliſtenheirat zugetraut. Es hat mir ordentlich imponiert, wie ich's las. Wo hast du ihn eigentlich kennen gelernt?"

Sylvia erzählte in großen Umrissen. Sie redete kaum von ihrem Mann, aber von seiner Mutter, von der Trauer um ihren Tod, von Jena und Gnesen. Zwischen den beiden Wesen, die sich so verschieden entwickelt hatten, bildeten jene gemeinsam durchlebten Winter ein festes Band, das immer stärker schien, je länger sie von den alten Geschichten sprachen.

Sylvia war so empfänglich für die alte Beziehung. Sie hatte das Gefühl, als ob Ellen ihr vielleicht einmal helfen könne, Ellen, die doch so klug war, die sie früher bemitleidet hatte und zu der sie nun aufsah. Sie suchte in Ellens Zügen zu lesen — es waren die alten schmalen, großen Züge, die weder in Form noch Farbe Reiz hatten, aber durch zwei kluge, warmblickende Augen geadelt wurden.

Ellen hatte etwas Puritanisches. Sie sah wie eine Quäkerin aus neben der eleganten Sylvia, die mit Bremer Schick trauerte. In ihrem Gesicht aber stand das geschrieben, was die Frauen dieser Zeit unter Umständen befähigt, sich „freizumachen".

„Bist du eigentlich glücklich, Ellen?" fragte Sylvia ganz unvermittelt.

Ellen lächelte ein wenig. „Ja," sagte sie zögernd, „andre können vielleicht nicht begreifen, daß ich's bin — aber Glück ist eben ein relativer Begriff."

„Wie meinst du, relativ?"

„Nun ja, es gibt doch sehr beneidete Menschen, die alles haben, was aus der Ferne wie Glück aussieht — aber sie genießen's nicht. Vielleicht wohnen sie in einer prachtvollen Etage, zwischen Kunst und Luxus — aber draußen klingelt alle fünf Minuten eine Pferdebahn vorbei — oder eine elektrische — und das empfinden sie als Unglück und vergessen alles Gute darüber. Und im fünften Stocke liegt vielleicht ein armer Literat, der gar nichts hat, auf einem zerfetzten Sofa und liest Homer aus einem gelben abgegriffenen Cottabändchen für zwanzig Pfennig — ein Mensch, den kein andrer der ganzen Welt beneiden würde und der trotzdem glücklich ist — absolut glücklich. Diogenes mit seiner Tonne ist eine immer neue Geschichte."

„Aber du hast's doch auch gut," sagte Sylvia überzeugt, „so viel Erfolg —"

„Möchtest du mit mir tauschen?" fragte Ellen. „Ich hab' eine leidliche Arbeit geschrieben — mehr nicht. Mit den ersten Sachen hat man leicht Glück. Aber das Weitere — der große Schlag, den alle erwarten, der das ganze Studium rechtfertigen soll? Männer haben's leicht. Wenn die glatt ihre Examen machen, ist's gut. Von uns Frauen wird aber etwas Besonderes verlangt. Wir sollen immer gleich über dem Durchschnitt sein, nur weil wir noch so wenige sind. Das ist unlogisch, aber es ist so. Im Herbst will ich in Zürich meinen Doktor machen. Nun sitze ich über der Arbeit. Krank bin ich auch noch von Zeit zu Zeit. Geld hab' ich viel zu wenig. Onkel und Tante Loewen

Digitized by Google

Die Sieger von Roßbach

Nach dem Gemälde von Rudolf Eichstädt

Digitized by Google

Digitized by Google

mißbilligen mich. Mein Studentendasein chokiert sie enorm, und wenn ich in Gotha bin, wohin ich jährlich zwei Pflichtwochen gehe, verstecken sie mich vor allen Bekannten. Ich bin das Gegenteil von Renommierstück für sie. So ganz genau ersichtlich ist da nun doch eigentlich nicht, wo gerade das Glück liegt — nicht wahr, Sylvia?"

Sie lachte etwas ironisch.

„Aber du bist's doch!" sagte Sylvia, „ich merk's dir an — ich weiß auch, weshalb du's bist — weil du die Kraft gefunden hast, dich freizumachen."

Sylvias Wangen röteten sich.

„Du hast wahrhaftig richtig geraten," sagte Ellen ganz erstaunt. „Wie du klug geworden bist. Man merkt, du hast nicht umsonst einen berühmten Mann geheiratet. So was steckt an — aber da ist leider schon Gotha."

„Ellen, besuch mich doch!" sagte Sylvia, „versprich mir's. Dann lernst du ja auch meinen Mann kennen — vielleicht interessiert's dich —"

„Und ob! Schrecklich gern komm' ich — das ist dann Belohnung nach Gotha!" Sie seufzte.

„Graut dir so davor?"

„So ziemlich. Zwei Wochen lang anders scheinen, als man ist — aus Gutmütigkeit! Der Onkel geht noch — der verborgt sogar meine Sachen und renommiert hinter Tantes Rücken mit mir! Aber die Tante! Nun, es ist der Zins, den ich alljährlich den Göttern zahle — da stehen sie schon — und nun mutig hinab wie Curtius in den Abgrund."

Sie lachte und winkte den Wartenden ganz herzhaft entgegen.

Der Zug hielt. Sylvia begrüßte die Alten, die bereits mit Mißtrauen das Kostüm der Nichte auf „burschikos" musterten. Wie ein Momentbild aus der Gnesener Zeit schienen sie ihr, behaglich, zufrieden, und tüchtig selbstbewußt trotz ihres tatenlosen a. D.

Und wie sie Ellen in die Mitte nahmen und mit ihr über den Bahnhofsperron abzogen, sah es aus, als ginge da die neue Zeit zwischen der alten, zwangsweise gefangengenommen, eine Vermischung von etwas Unzusammengehörigem, das einen scharfen Kontrast gab, wie wenn man etwas leuchtend Rotes zwischen verblichene Pastellfarben hält.

Sylvia empfand etwas wie Neid auf Ellen.

Ob es ihr je gelingen würde, sich auch freizumachen?

XI

Wenn Thomsen nur etwas aufmerksam zugeschaut hätte, würde er bemerkt haben, wie verändert Sylvia war. Sie sah mit dem Blicke eines Menschen in die Welt, der aus seiner Lethargie aufgeschreckt ist — mit dem Blicke jener bronzenen Amazone, die nach dem Feinde ausspäht ... Seine versonnenen Gelehrtenaugen merkten nichts davon. Vor denen gaukelte beständig, vom gelben Dunst griechischen Staubes umweht, das verlassene Land der Sonne — der Gedanke an die Schaffensfreude, die unter dem Säulenschatten der gestürzten Tempel über ihn gekommen war. Dort hatte er arbeiten können, frei, aus dem Vollen — sein großes Werk war gewachsen dort unten an den blauen Meeren ...

Dann hatte ihn die Trauerbotschaft ereilt und seine Stimmung zerstört. Er war verfrüht aufgebrochen und mit einem Kummer im Herzen aus dem Land des Lichtes nach Norden gefahren — erst in die kalte Oede seines Bremer Heimathauses — dann in die matten Farben eines Thüringer Vorfrühlings. Und der sensitive Stimmungsmensch litt natürlich Qualen.

Und Sylvia schritt neben ihm durch die Tage und ahnte und wußte nichts von diesen Qualen und beobachtete ihn mit den fragenden, forschenden Blicken des Argwohns. Ihr war ja alles andre nebensächlich — sie wollte sich nur klar werden, ob er sie wirklich nicht liebte, ob das alles richtig war, was in jenem Briefe stand. Ihre kalte, feindselige Art machte ihn vollends nervös. Er fühlte, daß sie irgend etwas auf dem Herzen hatte, wollte es aber nicht erfragen, nicht wissen, nur keine Aussprachen, keine Szenen erdulden, durch die dann seine Arbeitskraft auf Tage hinaus erlahmen würde.

In Sylvias reizender Gestalt hatte sich für ihn nach und nach alles verkörpert, was an feindseligen Mächten in seinem Leben war und ihm die Schwingen lähmte. Die lange Trennung verschlimmerte alles nur — er hatte die Einsamkeit zu sehr genossen. Ihre Unterhaltungen drehten sich eigentlich nur um seine Mutter. Ihr Verlust schmerzte ihn tief. Er, der innerlich davon durchdrungen war, daß nicht geboren zu sein der Wünsche größter ist, war tief bekümmert über das vorzeitige Fortgehen dieser Frau, die seinem Gefühl am nächsten gestanden. Dazu empfand er eine Art Reue, daß er so fern gewesen, daß ihn die Nachricht so spät ereilt hatte.

Sylvia gab sich keine Mühe, ihn zu trösten. Sie fühlte aus hundert kleinen Zügen, daß sie ihm im Grunde des Herzens gleichgültig war. Es kränkte sie tief, daß er gar nicht nach Gnesen fragte, daß seine Gedanken immer so schnell weitab gingen, wenn sie sprach, ins „Incommensurable" hinein. Sie hatte dies lange Fremdwort, das er öfter gebrauchte, im Lexikon nachgeschlagen. Als sie seinen Sinn verstand, wußte sie zugleich, daß sie für jene Gegenden keinen Freibrief besaß. Sie hielt ihn für einen Träumer — ja, zuweilen mokierte sie sich innerlich über ihn, daß sein Werk noch immer nicht fertig war.

Es wurde immer unerquicklicher im Haus am Paradies. Nur als sie von ihrer Begegnung

Digitized by Google

mit Ellen Schmidt erzählte, wurde er lebhaft. Er hatte ihre Broschüre gelesen, er begriff gar nicht, daß er nicht schon längst von dieser Beziehung wußte, und freute sich auf ihr Kommen.

Und Ellen kam. Mit ihrem verdrückten Filzhut und dem billigen Blusenkleide tauchte sie eines Abends bei ihnen auf und streckte Thomsen frisch und kameradschaftlich die Hand entgegen, wie ein Kollege dem andern. Sie verstanden sich von der ersten Minute an. In Thomsens Augen flammte ein lebhafter Glanz auf — seine Stimme wurde mit einem Male laut und frisch, und auf dem gemeinsamen Interessenstrom schwamm das Gespräch der beiden den ganzen Abend lang wie ein geschwinder leichter, sicherer Nachen, von der vollen Flut leise bewegt.

Und wie sich mit dem Worte Mohammed die Völker des Orients und Okzidents grüßend begegneten, so wurde der Name Athens hier zur Zauberformel, die zwei fremde Menschen plötzlich zu nahen Bekannten werden ließ. Und Sylvia saß stumm dabei. Sie hatte sich eine Handarbeit geholt und rückte aus dem Bereich der Lampe heraus; sie sah zuweilen auf von ihrer Stickerei, die beiden musternd, die sie so ganz vergessen hatten.

Das war der Thomsen wieder, wie sie ihn zuerst kennen gelernt, der so lange und unermüdlich seine philologischen Ideen an sie, die Teilnahmlose, hingeredet hatte — im Prinzessinnengarten zu Jena — an der Küste von Rimini, der Thomsen, der sie zu bilden versuchte und dann so vorschnell alle Versuche aufgab, gerade als sie empfänglich zu werden begann.

Das war die Ellen, an der die Ballöwen von Gnesen achtlos vorbeiwalzten, die Mauerblume von Profession, die ihr vom Sockel ihrer Beliebtheit herab immer so leid getan und die ihr nun den Rang ablief in ihrem eignen Hause — bei ihrem eignen Mann.

Ihr Stolz litt unter diesem Wandel der Dinge.

Mitternacht schlug. Sie brachte Ellen in das Fremdenzimmer hinauf. — „O Sylvia," rief sie, „was für eine Freude du mir gemacht hast, daß du mir zu kommen erlaubtest, das ist so ein Labetrunk nach den Fasttagen von Gotha! Wie du's gut hast, Sylvia, immer in solchem Milieu zu leben!"

Sylvia schloß die Fenster. „Bleibe doch so lange als irgend möglich, Ellen!" sagte sie, „du machst uns die größte Freude damit." Sie küßte Ellen; sie nahm sich fest vor, Ellen ihr Mißgefühl nicht entgelten zu lassen.

Sie stieg herunter, um ihre Arbeit von der Veranda zu holen. Thomsen stand an der Brüstung. Er sah Sylvia beinahe mitleidig an: „Wie konntest du mir eine solche Freundin nur so lange unterschlagen?" fragte er vorwurfsvoll.

„Was Ellen jetzt ist, ist sie erst geworden," versetzte Sylvia.

„So? Und wie war sie denn früher in Gnesen?"

„Sie galt für unliebenswürdig und hatte auf Bällen natürlich kein Glück."

Thomsen lachte ironisch. „Und du und Irene — ihr hattet Glück?" fragte er.

„Allerdings," versetzte Sylvia kurz und ging.

Er lachte bitter vor sich hin, dann lauschte er wieder auf das Plätschern der Saale — die Unterhaltung mit Ellen hatte ihm so wohlgetan. Er fühlte mit einem Male, daß er würde arbeiten können. Das kluge kleine Frauenzimmer hatte ihn in Stimmung gebracht. So ging er mit einem Aufatmen an sein Manuskript.

*

Ellen blieb mehrere Tage. Sie störte Thomsen gar nicht, ja, er ließ sie sogar in seinen Manuskripten lesen. Er las dagegen in ihrer Doktorarbeit, und die Bemerkungen flogen hinüber und herüber. In den Abendstunden kam Herrmann dazu, und ein frischer Geist wehte plötzlich durch das stille Haus. Es war, als ob alles aufatme nach einem langen Druck. Selbst die Bilder an der Wand schienen lebhafter, als ob über die Züge der Giorgiones und Michelangelos ein Leuchten ginge. Die Gelehrsamkeit in Thomsens Studierstube war nicht mehr tot, sondern lebendig geworden, nun sie von Menschenlippen entzaubert wurde.

Sylvias Handarbeit machte in diesen Tagen große Fortschritte. Ueber die gelbe Seidendecke geneigt, saß sie scheinbar teilnahmlos da, während die andern sprachen — je lebhafter die Worte wurden, um so eifriger stickte sie.

Zuweilen warf Herrmann einen Blick zu ihr herüber, aus Bewunderung und Aerger gemischt. Zuweilen sah auch Ellen das blonde gesenkte Haupt der schönen Freundin nachdenklich an, die da so schweigsam ihre gelben Blumen stickte. ‚Was ist nur mit ihr?' fragte sie sich wohl. ‚Sie ist ja eigentlich nur da wie ein kostbarer Einrichtungsgegenstand, wie eine reizende Büste oder eine weiße Calla.' Man ist schön und damit gut — vielleicht genügte das dem gelehrten Mann, vielleicht wollte er es gar nicht anders.

Dieser aber — Thomsen — war der einzige, der Sylvia gar nicht beachtete. Sie existierte in diesen Stunden überhaupt nicht für ihn. Er vergaß sie völlig. Sylvia merkte das sehr wohl. Sie buchte jeden Beweis seiner Gleichgültigkeit. Sie wußte jetzt genau, daß sie keine Lücke hinterlassen würde, wenn sie ging. Was hielt sie denn noch? Nichts als ein gewisses Gefühl der Pietät Frau Thomsen gegenüber. Sie war sich selbst noch nicht klar, ob sie das Recht hatte, zu gehen, und zu gewissenhaft, etwas vom Zaun zu brechen.

*

In die geistig angeregte Strömung dieser Tage herein klirrte eines Mittags vorzeitig überraschend der junge Fähnrich. Ellen, die für jede

Digitized by Google

Spielart des human sex Sinn hatte und auch mit weniger geistvollen Exemplaren vorliebnahm, freute sich, den einstigen kleinen Alack militärisch ausgewachsen wiederzusehen, und vor allem freute sie sich an Sylvias Freude, die mit einem glückseligen Aufschrei dem plötzlich Eintretenden um den Hals fiel.

Thomsen sah diesem geschwisterlichen Elan schweigsam zu. Alack war so laut die Treppe heraufgestürmt, hatte auf gut Glück die Tür so geräuschvoll aufgerissen — der Säbel klirrte ihm rasselnd an der Seite ... und dieser ganze Lärm, dieses Rasselmotiv paßte so wenig zu den Eleusinischen Mysterien, über die seine Gedanken gerade gegrübelt hatten. Er fühlte sich wie aus einer schönen Welt aufgeschreckt, als habe man ihn von einem griechischen Gestade plötzlich auf einen preußischen Exerzierplatz versetzt ... er flüchtete zu seinen Büchern.

Der kleine Alack war lang und schmal geworden. Die feinen Züge der Schwester hatten in seinem Gesicht etwas allzu Mädchenhaftes. Die Gestalt zu schnell gewachsen, so daß kein Glied sich an dem rechten Platz zu befinden schien — der Kopf mit der Millimeterwalze kurzgeschoren — ein lieber, guter Junge in der Mauser —, aber man mußte Verständnis für Mauserzeiten haben, um ihn zu würdigen! Bereits beim Abendessen fiel er seinem Schwager gründlich auf die Nerven.

Halb posierte Alack auf die nahe Würde des Leutnants, halb war er von der kindlichsten Unbefangenheit, besonders gegen den gelehrten Schwager, vor dem er freigebig das ganze Arsenal seiner Witze auspackte, ohne zu merken, wie sehr sie an dem Verständnislosen abglitten. Sylvia lachte; sie kritisierte nicht, es war ja ihr Alack, der kleine, liebe Bruder, der zum ersten Male in ihr Haus kam — und Ellen lächelte — für sie war das alles wie eine Erinnerung an die Gnesener Welt — gewissermaßen historisch interessant.

Thomsens Brauen runzelten sich. Er hätte so gern mit Ellen über etwas Ernsthaftes gesprochen, aber das schnarrende Stimmchen des Fähnrichs schwieg keinen Moment. Er sprach so orientiert von Berlin wie ein alter Habitué, von Opern und Theatern — vor acht Tagen hätte er die „Braut von Messing" gesehen — vorgestern noch „Mariechen Stuart oder was beißt mich da?" Stolz über die geistvollen Varianten sah er im Kreis herum, dann trällerte er plötzlich Couplets — er war eben ganz in der Mauser.

Als Thomsen spät abends an seine Arbeit kam, fühlte er sich geistig gebrochen, gerade wie nach Irenes Besuch. Aus der Ferne tönte Alacks Lachen — und Sylvia lachte auch —, er hörte es deutlich. Sie war ihm unverständlicher als je.

*

Ellen fuhr am nächsten Tage auf die Leuchtenburg, da sie sich nicht entschließen konnte, Alack das bessere Fremdenzimmer wegzunehmen. Ihre verfrühte Abfahrt kränkte Thomsen — dazu der Kontrast des neuen Besuchs zu dem alten. Das Schlimmste aber war des Fähnrichs Säbel. Noch nicht lange in Alacks Besitz, hatte er für diesen den bezaubernden Reiz der Neuheit. Treppauf, treppab rasselte er, aus dem Garten herauf, aus Sylvias Zimmer. Er war für Alack das Symbol einer glorreichen Zukunft. Wenn er ihn hinter sich herklappern hörte, war es ihm, als kämen ganze Armeekorps auf seinen Befehl ihm nachgerasselt — er fühlte sich als großes Tier, bei dem die niedrigeren Chargen sich „schusterten" — diesen Beweis der Gewalt hielt er für den verlockendsten — an der Tribüne lächelnder Fürstinnen glaubte er vorbeizudefilieren — es fielen Rosen herab — und eine fragte, die mindestens Königin war, wer der schneidige General sei? Alle diese Möglichkeiten vibrierten für Alack im Klirren des Fähnrichdegens. Er verlebte selige Stunden.

Mittags kam die Rede auf Ellen. „Wie schaurig das Weib sich anzieht," sagte Alack. „Schließlich ist's bei einer Dame doch die Hauptsache, wie sie sich kleidet. Wenn ich so Sylvia daneben ansah — verschiedener kann man ja gar nicht sein —" und er musterte bewundernd seine Schwester.

„Laß doch, Alack," sagte Sylvia, die wohl merkte, daß Thomsen eine Bemerkung verbiß.

„Es ist auch ein Skandal von zur Loewens, daß sie ihr so viel Freiheit gelassen haben — allerdings, geheiratet hätte sie doch keiner — bei dem Gesicht —"

Thomsen stand plötzlich auf, schützte Kopfweh vor und ging. „Was hat er nur?" fragte Alack, „er guckte mich so wütend an."

„Laß nur. Er ist überarbeitet."

Sie ging Thomsen nach. Sie erreichte ihn an seiner Zimmerschwelle. „Warum gingst du fort?" fragte sie.

„Weil ich das nicht aushalte, Sylvia! Hast du dich eigentlich mit Alack verschworen, mich zu ruinieren und um alle Stimmung zu bringen? Verstehst du denn nicht, daß mir dieser Ton, den ihr zusammen habt, ganz unmöglich anzuhören ist?"

„Ulrich," entgegnete sie, „Alack ist das einzige Wesen in der Welt, das ich liebe und an dem ich hänge. Seine harmlosen kleinen Schwächen sind mir ganz gleichgültig. Wo man liebt, kritisiert man nicht. Du könntest die wenigen Tage seines Hierseins wahrlich etwas toleranter sein, mir zu Gefallen."

Er sah sie feindlich an.

„Ich sorge doch sonst genug für Ruhe in deinem Hause," fuhr sie fort, „ich habe den Verkehr

Digitized by Google

mit Irene deinetwegen aufgegeben und gehe dir aus dem Wege, soviel ich kann — freilich, wohl noch immer nicht genug! Gesteh nur, das liebste wäre dir, ich machte es wieder wie damals mit Griechenland und ginge meiner Wege."

„Das wäre allerdings wohl das beste," stieß er gereizt hervor. „Ich habe ja so viel zu arbeiten, ich komme ja gar nicht weiter!" setzte er verzweifelt hinzu.

„Wie konntest du dich aber auch verheiraten?" sagte sie vorwurfsvoll.

„Gott im Himmel, Sylvia, nur keine Szene, das halt' ich nicht aus! Tut, was ihr wollt, aber mich laßt aus dem Spiel! Geht doch zu Reifensteins, die haben gewiß Verständnis für Alacks geistige Eigenart. Oder fahrt doch im Land herum, es gibt doch genug hier, was Alack Spaß machen kann."

„Gut," sagte Sylvia, „wir werden dich nicht weiter stören."

Sie ging. Jetzt wußte sie, was sie zu tun hatte. Er schickte sie ja selber fort.

Im Fremdenzimmer lag Alack am offenen Fenster und rauchte. Er trug die blaue Litewka und sah harmlos wie ein großes Kind aus.

„Weißt du was?" sagte Sylvia, „Ulrich hat so viel zu tun, da wollen wir ihm das Haus allein lassen und nach Weimar fahren zu Reifensteins. Irene wird sich so freuen! Fahr du jetzt gleich und ich komme morgen früh nach."

Alack sah enttäuscht drein. „Ach Sylvia! In deinem Haus ist's doch am hübschesten." Sie fühlte, daß es ihr heiß in die Augen stieg. Aber sie wollte tapfer bleiben und ihm den kurzen Urlaub nicht eher als nötig verderben. Sie wußte ja ohne seinen Rat, was zu tun war. Schließlich sah er's ein und freute sich sogar. Er maulte etwas über den nervösen Schwager, aber Weimar lockte ihn. Ein Kamerad hatte ihm mal von den „Fischkästen" dort erzählt, die nachmittags im Park spazierengeführt würden, jugendliche Kolonnen in allen Spielarten des Werdens, artig hinter einer alten, würdigen Pädagogin her, aber mit sehr beweglichen Augen alle, was die Passanten betraf. Er ließ sich schwören, daß Reifensteins ihn nicht „zu Goethe" schleppen dürften, und ließ sich ganz vergnügt und erwartungsvoll mit dem Nachmittagszug forterpedieren.

Sylvia fuhr nach der Leuchtenburg.

Es lag ein bläulicher Hauch über der Erde. Blasses Gewölk zog über die Burg hin. Ihre Fenster blitzten, da die untergehende Sonne auch ihnen schimmerte — die Leuchtenburg, die über die Lande leuchtete.

Sylvia schritt den steilen Berg langsam hinauf. Zuweilen schaute sie zurück. Unten lag Kahla, wie einem mittelalterlichen Baukasten entnommen und dicht an den Fluß gesetzt, so daß es sich abspiegeln konnte in ihm mit seinen Türmen und Linden, mit den Bogen der Brücke, über die es hinüberging bergan zur Leuchtenburg. Glockengeläut kam heraufgebebt durch die linde Luft, leis verstohlen über den Dohlenstein. Blauende Berge in weitem Kreis, feierlich erglühend im Abendschein. Zum ersten Male empfand sie ganz die stille Schönheit dieses Saaletals, die sie so lange als selbstverständlich hingenommen hatte wie alles andre in ihrem Leben auch.

Sie trat in den Burghof. Die Windlichter waren angesteckt. Studentenlieder hallten aus den Lauben, und in das Lied der rauschenden Frühlingswipfel mischte sich das ewig junge Gaudeamus und hallte wider an den breiten Mauerwänden und zitterte hinaus ins Freie, um in den Abendlüften zu verwehen.

Sie fragte nach Ellen. Durch die kühlen Korridore des großen Logierhauses, das einstmals Sträflinge, jetzt Sommerfrischler beherbergte, führte man sie in ein hochgelegenes Zimmer mit zahllosen Fenstern, die alle offenstanden, so daß der Windhauch gerade hindurchstrich. Ellen saß auf der Brüstung und schaute ins Freie. Brombeerkraut und Flieder und zarte Obstblüten dufteten zu ihr herauf. Mit vollen Zügen sog sie die würzige Luft ein — da stand Sylvia hinter ihr.

„O du?" rief Ellen, „was könnte mir Schöneres passieren?"

„Es ist zwar nicht gerade Besuchszeit, aber ich habe dich nötig, Ellen, du sollst mir helfen."

„Was hast du? Du sprichst ja so traurig?" Sie spähte ihr ins Gesicht. „Komm doch mal ans Fenster. Wahrhaftig, du siehst ganz blaß aus. Du mußt müde sein! Setz dich doch! Verzeih, schöne Polster gibt's in diesem weiland Zuchthaus nicht — und nun erzähle!"

„Ich habe eine Bitte an dich: daß du mich einmal ganz anhören möchtest, daß ich mich einmal aussprechen darf über eine Sache, von der ich vielleicht niemals wieder rückhaltlos mit jemand reden kann."

„Sylvia," sagte Ellen liebevoll, „es macht mich ja nur glücklich, wenn ein Wesen wie du Vertrauen zu mir hat."

„Ein Wesen wie ich?" wiederholte Sylvia. „Du sagst das so, als sollte es heißen: ein bevorzugtes Kind des Glücks. Du denkst, weil ich früher in Gnesen sogenanntes ‚Glück' hatte, daß es mir treu geblieben sein müsse. Aber dem ist nicht so. Ich denke Jena zu verlassen und zu meinen Eltern zu gehen."

Ellen schwieg. Sie war dunkelrot geworden. Sie, die meist in abstrakten Dingen lebte, bekam einen plötzlichen Respekt vor den Geschehnissen einer wahren Wirklichkeit.

Eine Pause entstand. Flügelschlag klang an den Scheiben. „Die Schwalbe schwirrt um die hohe Mauer."

„Warum sagst du nichts, Ellen? Ich dachte,

Digitized by Google

du würdest wenigstens ein Theater-Ach rufen! Wundert es dich denn gar nicht? Oder hast du's vielleicht schon erwartet?"

„Ach Gott, es tut mir ja so leid!"

„Leid?" sagte Sylvia scharf. „Das hätte ich nicht von dir erwartet! Jemand wie du, der so selbständig dasteht, dürfte es doch gar nicht sentimental nehmen, wenn jemand anders sich auch ‚freimacht'. Es ist ja das einzig Gute, daß ich das kann, daß ich die Kraft dazu habe und stolz genug bin, nicht auf einem unwürdigen Posten bleiben zu wollen, von dem vielleicht manche andre trotzdem nicht wegginge. Aber eine Gleichgültigkeitsehe, ein Geduldetwerden, ein Immer-im-Wege-sein — das verträgt sich nicht mit meinen Anschauungen von Ehre. Und deshalb geh' ich. Sage mir doch," rief sie plötzlich und sah Ellen ins Gesicht, „sage mir aufrichtig, was hast du denn von unsrer Ehe gedacht? Aber beschönige nichts, Ellen, ich kann alles hören."

„Ich hab's für eine Ehe gehalten, wie hunderte sind," versetzte Ellen rasch und aufrichtig, „für das bewußte Mittelglück, wo man friedlich nebeneinander hergeht und auf nahes Verständnis verzichtet."

„Und du fandest es auch wohl selbstverständlich, daß die unbedeutende Sylvia, wie du sie von Gnesen her kanntest, auch kein andres Los beanspruchen würde oder könnte?"

„Ja, denn ich wußte nicht, wie sehr du dich verändert hast. Du siehst, ich bin ganz aufrichtig."

„Hab' ich mich denn verändert?" fragte Sylvia eindringlich.

„Ja, denn andernfalls würdest du gelassen weitertraben auf dem vorgezeichneten Weg. Daß du das nicht willst, beweist doch, daß du keine Frau nach der alten Schablone bist. Weil du so empfindest, hast du auch das Recht, deinem Gefühl zu folgen."

Es wurde dunkler. Ellen sah sich nach einem Leuchter um.

„Nein, zünde kein Licht an," sagte Sylvia, „laß uns in der Dämmerung bleiben. Ich möchte dir alles erzählen, wie's kam —" und mit halblauten Worten sprach sie — die ganze Geschichte dieser zusammengelobten Ehe erzählte sie — unbeschönigt und gerecht.

Ellen hörte gespannt zu. Sie staunte über Sylvias offenes Bekenntnis, in dem diese sich großherzig den Hauptteil der Schuld zumaß und in dem nur ein Moment allzu nebensächlich behandelt wurde — Thomsens Buch.

Und dies Buch war es gerade, was Ellen als Hauptsache erschien — und sie begriff mit einem Male, daß Sylvia diesem Buch im Wege war, daß er es nie fertigbringen werde unter diesem Ehezwang, daß für ihn und seine Muse die Befreiungsstunde schlug, wenn Sylvia ging.

Und als Sylvia mit ihrem Bericht fertig war, umklammerte sie Ellens Handgelenk und rief: „Nicht wahr, ich brauche mir niemals Vorwürfe zu machen, wenn ich gehe, nicht in Erinnerung an seine Mutter, nicht seinetwegen? Du bist doch überzeugt, daß ich recht handle?"

„Ja," entgegnete Ellen, „du tust recht, für dich und ihn."

„Gut, und nun bin ich ruhig. Du bist mir die höchste Instanz gewesen, Ellen. An dein Urteil halt' ich mich immer. Mögen andre sagen, was sie wollen — — und nun weiter, ich habe noch eine Bitte: es werden ja allerhand Unerquicklichkeiten kommen, auch für ihn! Du kennst ja meinen Vater. Allzusanft wird er das Tischtuch nicht entzweischneiden. Es wird Korrespondenzen geben, die ihm vermutlich, empfindlich wie er ist, auf die Nerven gehen. Ich werde nichts tun können, das zu mildern, nicht erreichen, daß es versöhnlich ausklingt. Das tue du, Ellen, du kannst's. Du hast Macht über ihn. Ihr verstandet euch ja vom ersten Blick an. Ich war sogar eifersüchtig, Ellen, verzeih! Du hattest mehr Gewalt über ihn, als ich je gehabt."

„Jawohl," sagte Ellen lachend, „die Gewalt, die ich über Männer habe, das Geheimnis, Kamerad zu sein ohne jede erotische Gefahr. Darin bin ich ja Meister."

„Und du hast damit das bessere Teil und das edlere. Und du bist nicht engherzig, Ellen! Du wirst dich darüber hinwegsetzen, wenn irgend jemand es seltsam finden sollte, daß die Freundin der Frau den Mann tröstet. Geh ihm nicht aus dem Wege, Ellen, sondern hilf ihm, daß er bald wieder in Arbeitsstimmung kommt. Und mach ihm klar, daß eine Trennung auch für mich das beste sei. Verscheuche ihm etwaige Skrupel, falls er sie empfinden sollte. Es handelt sich ja nur um die ersten Wochen! Er wird ja so schnell über mich zur Tagesordnung übergehen, mich so rasch verwinden. Höchstens, daß es ihn anfangs ein wenig packt, denn so sehr ehrenvoll ist ja dieser Ausgang weder für mich noch für ihn. Und schreibe mir dann, daß er sich voll beruhigt hat. Es wird mir solcher Trost sein, wenn ich da droben sitze — in Delft."

„Ich verspreche dir's — aber Sylvia, denkst du denn ernstlich daran, dich in Delft zu vergraben?"

„Nun ja, fürs erste doch wohl," sagte Sylvia resigniert, „ich hoffe zwar, mit der Zeit lassen sie mich fort und ich finde irgendeine Stellung. Wenn ich doch auch studieren könnte wie du! Aber freilich, mit dem Abc würde ich wohl wieder anfangen müssen — unsre Gnesener Erziehung! —, oft denk' ich, etwas Primitiveres gab es doch wohl kaum. Nun hat sich's an mir gerächt, daß ich so schlecht ausgerüstet auf den Kampfplatz des Denkens geraten bin."

Digitized by Google

Sie ballte ihr feines Taschentuch zusammen und fing plötzlich an zu weinen. Ellen streichelte ihr dichtes, goldenes Haar, und wie sie so neben ihr stand in der ungelenken Reizlosigkeit eines Stiefkindes der Grazien, und doch in dieser Stunde die Glücklichere war, da sah es aus, als triumphiere hier der moderne Blaustrumpf über eine wegverirrte Psyche. Wenigstens Ellen kam dieser Vergleich, und es zuckte wie Selbstironie um ihre schmalen, klugen Lippen.

„Weine doch nicht," sagte sie. „Bis jetzt bist du in falschem Kurs gewesen. Vielleicht kommst du noch mal in richtiges Fahrwasser."

„Ach, ich weine ja auch nicht über dies Ende vom Lied, bloß aus Nervosität. Aber immer dies stumme Tragen und dies Verstellen vor Alack — das macht so mürbe. Wenn die Würfel erst gefallen sind, wird's viel leichter für mich sein."

Sie trocknete die Augen und stand auf. „Und nun, liebe Ellen, will ich dir nicht den ganzen Frühlingsabend verderben! Laß uns von was anderm reden. Wir wollen in den Hof hinuntergehen zu den Windlichtern — hungrig bin ich auch. Und ich bleib' die Nacht hier, und morgen früh fahr' ich dann fort."

Sie trat an das Fenster. Es war blauschwarze Dämmerung über allem. Eingehüllt in die nächtlichen Schleier lagen Wälder und Tale, nur die Burg auf dem Berge schimmerte mit ihren Lichtern wie eine Krone ins Weite hinaus. Aus dem Tal leuchtete im schwachen Schein der Sterne ein zitternder Streifen — die Saale war's, die dort gen Jena zog. Und als ihre Augen sich an die dunkeln Töne gewöhnt hatten, sah sie ganz fern am Lauf des Flusses blasse, schwankende Lichter an den Bergeshängen.

Dort lag die Stadt. Und einen Blick des Hasses warf sie zu ihr hin, als lägen alle quälenden Gewalten ihres Lebens den schuldlosen Bergen von Jena zu Füßen.

*

Als Sylvia am nächsten Morgen nach Jena zurückkehrte, um zum letzten Male Thomsens Haus zu betreten, begegnete sie ihm am Gartentor. Er wollte ins Kolleg.

„Du bist schon zurück?" fragte er, und es lag in diesem Ton eine solche Enttäuschung, als sei ihr plötzliches Auftauchen bitteres Unrecht.

„Beruhige dich," sagte sie, „ich fahre Alack gleich zu Reifensteins nach. Er ist gestern allein nach Weimar gefahren. Ich habe Ellen besucht."

„So?" sagte er verwundert.

„Du solltest auch bald einmal zu ihr heraufahren. Sie ist doch etwas einsam auf der Burg. Uebrigens, Ulrich — ich kam so früh, da ich dich noch vor dem Kolleg zu treffen hoffte. Ich möchte über etwas mit dir reden."

„Hat es nicht Zeit?" fragte er. „Du weißt ja, daß du mir einen großen Gefallen tust, wenn du mich gerade in diesen Stunden nicht störst — oder —" fügte er höflich hinzu — „wenn es etwas sehr Eiliges ist und du die Güte hättest, dich kurz zu fassen."

Er sah sie gespannt an. Er sah so arbeitsbleich und abgemüht aus, so unter dem Bann schwerer, ringender Gedanken. Da hatte sie plötzlich den Mut nicht mehr, ein Wort zu sagen — schien es ihr doch auch unmöglich, Lebensentscheidungen zwischen einer Haustür und einem Gartentor, halb auf offener Straße, in aller Eile abzuhandeln. Sie wurde befangen.

„Ich wußte nicht, daß du den Kopf so voll hast," sagte sie, „ich kann ja warten."

Er ging. Er hatte so viel Bücher und Hefte unter dem Arm, daß ein Händedruck gar nicht in Frage kam. Auch dachte er nicht daran. Sie zauderte noch an der Schwelle der Haustür, in der halben Hoffnung, daß er doch vielleicht zurückkommen, sie noch fragen werde. Sie wünschte sich den Elan ihres Zorns, wie sie ihn einst seinem Bruder gegenüber empfunden, aber es war etwas an ihm, das sie entwaffnete, vielleicht nur seine Blässe, die ihr natürliches Frauenmitleid rührte, oder die kühle Art auch, die immer eine Kluft gelegt hatte zwischen sie und ihn.

Er verschwand am Ende der Straße, da trat sie ins Haus. Sie sagte dem alten Mädchen, daß sie für länger verreisen werde, und gab ihr genaue Anweisungen auf mehrere Wochen hinaus — sie wollte, daß Ulrichs äußeres Leben in guten Händen zurückblieb. ‚Das einzige, was ich in diesem Haus gewesen bin, war eine gute Hausfrau,' dachte sie — das Letzte, worauf er Wert legte.

Dann schrieb sie den Brief und legte ihn auf seinen Arbeitstisch. Sie hatte geschrieben:

„Lieber Ulrich!

Da Du eben keine Zeit hattest, mich anzuhören, muß ich Dir schriftlich sagen, daß ich zu meinen Eltern gehen und nicht zu Dir zurückkehren werde. Ich habe mit der Zeit mehr und mehr empfunden, daß wir uns gegenseitig nur das Leben verderben, und da die Rücksicht auf Deine Mutter nicht mehr mitspricht, tun wir beide kaum unrecht, wenn wir jeder unsre Freiheit zurücknehmen. Ich für mein Teil bin dazu fest entschlossen, da ich eine Ehe ohne Liebe für zwecklos und wertlos halte. Ich denke in drei Tagen in Delft zu sein und bitte Dich dringend, nicht in der ersten Erregung zu antworten und mir alle Vorwürfe zu ersparen, wie ich sie Dir erspare. Wir tragen vielleicht beide keine Schuld und alles lag im Irrtum Deiner Mutter, die es in ihrer Liebe so gut zu machen meinte, was nun so schlecht endet. Sylvia."

Als sie mit Packen fertig war, ging sie noch einmal in ihr Zimmer. Frau Thomsen hatte es eingerichtet, ganz nach des Sohnes Geschmack. Da war kein Bild, das nicht den Stempel der Schönheit

Digitized by Google

oder Größe trug — Bilder, die Sylvia im Grunde nie verstanden oder gewürdigt hatte und die sie plötzlich vertraut ansahen, nun sie gehen wollte. Und sie empfand, daß sie die letzten Jahre in einer großen Raffiniertheit der Umgebung gelebt, daß dies verfeinerte Milieu sie gewissermaßen erzogen hatte.

Wie gut, daß sie die Kraft besaß, den Luxus ihres Daseins abzustreifen wie etwas, das nie Verlockung für sie gehabt, trotz jener Worte, die Ulrichs Bruder gesprochen. Nein, um des Geldes willen hatte sie's nicht getan!

Eine Stunde dauerte es noch bis zur Abfahrt des Zuges. Sie mochte nicht mehr im Hause weilen. Es lag wie ein Bann auf ihr in diesen wohlbekannten Räumen, in die sie einst so kindisch und gedankenlos eingetreten war und die sie nun von einer schweren Erfahrung belastet verließ.

Das Bremer Faktotum, das Frau Thomsen mitgebracht, sah ihrer jungen Herrin fragend ins Gesicht. Als sie die Tür hinter Sylvia schloß, brummte sie: „Die kommt nicht wieder!" Sie sah der schlanken, hohen Erscheinung nach, die langsam fortging, ohne sich umzuschauen.

Frühlingshauch schimmerte über den Bergen. In der Zauberfrische des Morgens lag die Stadt. In langer Schar standen am Graben die neubegrünten Bäume. Beinahe heiß war es, gerade als ob Gewitterschwüle in der Luft läge.

Sie schritt der Universität zu. Die meisten Fenster der Hörsäle standen offen. Man hörte Stimmen, ferne, hohe Stimmen. Sie kannte den Saal wohl, in dem Thomsen sein Kolleg las. Vor der Pforte stand der alte Universitätsdiener. Sie nickte ihm zu und fragte, ob sie nicht einmal die Treppe hinaufgehen und einen Augenblick durch die Türspalte nach ihrem Mann sehen könnte?

Warum nicht? Der alte Graubart schwärmte für junge Professorenfrauen.

Sie stieg die steinernen Stufen empor, die so ausgetreten waren von den schnellen Schritten der vielen Generationen, die lernbegierig über sie dahingeeilt. Die Tür stand angelehnt und durch die Spalte sah sie beides: die Zuhörerschar, die jungen Köpfe mit den andächtigen Mienen, die blonden und die braunen, die glatten und die zerhackten — und hinter dem erhöhten Katheder ihn, den jungen Gelehrten mit den mageren, ernsten Zügen, in dessen Augen, während er sprach, ein blaues Feuer loderte, das sie noch nie an ihm erblickt. Von Elektra redete er, von der starken, leidenschaftslosen, fast männlichen Natur der Pelopstochter — und mit beredten Worten legte er ihr Bild auseinander, wie Aeschylos es für die Unsterblichkeit gezeichnet hat — was sie besaß: den großen Zug ihres Hauses — und was ihr fehlte: der weiche Zauber der Anmut, jenes sanfte, hingebende Etwas — das Goethesche ‚Ewig-Weibliche'.

Da biß Sylvia ihre feinen Lippen in herbem Spott aufeinander. Also auf solche Frauengestalten verstand er sich! Ueber die zerbrach er sich den Kopf — die waren sein Departement! An der Lebendigen ging er vorüber, liebelos und verständnislos; eine mythologische Figur mußte man sein, um seine Gedanken zu beschäftigen.

Langsam schritt sie die Stufen hinab. Sie war innerlich ganz fertig mit ihm; sie wußte: nach diesem Leben sehnte sie sich nie zurück.

*

Als Thomsen die Universität verließ, begegnete er Herrmann, der mit seinem großen, wildgebogenen Schlapphut an der Sonnenseite des Grabens gemächlich entlang schritt.

„Guten Tag, Sie Glücklicher!" rief er mit seiner verbissensten Miene.

„Glücklich?" fragte Thomsen, „ich wüßte nicht, daß ich zu diesem Adjektiv irgendwelchen Anlaß gäbe."

„Weil Sie da in Athen etwas ganz Famoses zustande gebracht haben! Und das ist Glück. Ich habe Ihr Manuskript diese Nacht beendigt und weissage Ihnen, daß Ihre Gegner in die Mauselöcher kriechen werden, und wenn erst der letzte Teil fertig ist und auch so tadellos wie dieser, so wird Ihr Buch wie ein neues, stolzes Schiff sein, das — getauft auf Ihren Namen — gelassen und stürmesicher auf das hohe Meer der Kritik hinausfahren kann."

Thomsen blickte schwermütig vor sich nieder. „Und der letzte Teil? Wer garantiert mir denn, daß er ‚wird'? Ach Herrmann, das ist ja nichts für mich, so wie ich lebe! Ueberall Zwang und Rücksicht ... die Flügel werden einem an allen Enden angebunden, und alles noch dazu in der besten Meinung von der Welt! Zum Beispiel: allein schon die zwangsweise Regelmäßigkeit der Essensstunden! Sie wissen, wie ich meine Mutter verehrt habe, aber was hat auch sie, die Gute, mich schon damit gequält! Wie oft schallte in meine besten Ideen hinein der Mittagsgong und verscheuchte die sich verdichtenden Visionen. Und ist es denn nicht ganz gleichgültig, ob der Mensch eine Stunde früher oder später an sein Beefsteak gelangt? Steht das in irgend einem Verhältnis zu der Wichtigkeit der Rätsellösung, der man vielleicht gerade auf der Spur ist? Dann macht man sich auch noch Vorwürfe, daß man nicht geduldiger ist, nimmt sich zusammen, wird immer empfindsamer, immer leichter froissiert. Ich bin ja schon so, daß ich fast Nervenzuckungen bekam, wenn ich zum Beispiel den Säbel meines kleinen Schwagers rasseln hörte — und unter solchen Verhältnissen soll ein dritter Band zustande kommen!"

Sie waren vor Thomsens Haus angelangt.

„Wollen Sie nicht mit herauf? Der Säbel ist nicht mehr zu fürchten! Meine Frau ist mit

Digitized by Google

seinem Besitzer in Weimar. Ich habe da ein paar neue Photos liegen vom Mausoleum zu Halikarnaß."

Herrmann folgte ihm. Auf Thomsens Büchertisch lag Sylvias Brief. Er nahm ihn mit der einen Hand, mit der andern zog er die Photographien unter einem Stoß frischbeschriebener Bogen hervor.

„Ist es nicht aufregend," sagte er, „dies alte Wunder der Welt? Das waren doch andre Ambitionen, als wenn man Eiffeltürme baut! Ich sehe sie vor mir, die karische Königin, die den geliebten Gatten betrauert und diesem Schmerz ein Riesendenkmal setzt, nicht ahnend, daß ihr toter Mausolus für ewige Zeiten und für die Sprachen zukünftiger Jahrtausende den Namen hergeben wird für alle Grabmäler dieser Art. Wenn sie's gewußt, vielleicht daß es sie stolz gemacht hätte, die trauernde Artemisia!"

Er erbrach Sylvias Brief — er hatte unbestimmte Angst vor einem unbequemen Vorschlag.

„Und sehen Sie einmal hier den Wagenlenker an — von Skopas soll er sein —"

Herrmann beugte sich über das Blatt, auf dem sich aus den braunen Tönen der Reproduktion mystisch die Gestalten der Vorwelt hoben.

„Um Gottes willen!" rief Thomsen plötzlich, „nein, das geht nicht, das geht um alles nicht!"

Herrmann fuhr auf. Er sah, wie fahl der Freund mit einem Male geworden war, wie er den Brief auf den Tisch fallen ließ. Thomsen biß sich auf die Lippen und ging ans Fenster. Er preßte sein Gesicht gegen die Scheiben. Drunten im Garten blühten große, weiße Lilien, sie erinnerten ihn an Sylvia. Er starrte sie an. So hell und unschuldig standen sie da.

„Nein, das geht nicht!" wiederholte er.

Herrmann hatte den Brief genommen — gelesen. Nun legte er ihn leise zur Seite.

„Was sagen Sie dazu?" rief Thomsen, ihn an der Schulter packend.

„Ich hab' es niemals anders erwartet," versetzte Herrmann zögernd. „Nur eins wußte ich nicht, ob sie von selbst gehen oder ob Sie sie fortschicken würden."

„Das haben Sie gedacht und mich nicht gewarnt?" rief Thomsen.

„Gewarnt? Wovor?"

„Nun, so zu sein, wovon dies die Folge ist, sie so zu vernachlässigen, sie fortzutreiben! O, das war schlecht von mir!"

Er sank in den Stuhl und vergrub sein Gesicht in den Händen. Herrmann strich ihm mit linkischer Gebärde väterlich über das Haar. „Ja, nun rasen Sie sich nur erst ein paar Selbstvorwürfe von der Seele, bei kälterem Blut werden Sie dann einsehen, wie ungerecht Sie gegen sich selber sind. Der Entschluß Ihrer Frau war ja doch eine reife Frucht."

„So was kann man aber doch nicht zugeben!" rief er. „So was muß man doch gutzumachen suchen. Ich will sofort nach Weimar fahren und versuchen, anders zu leben. Mein Gott, ich hab' ja gar nicht geahnt, wenn sie so apathisch dasaß, daß sie die Verhältnisse so tragisch nahm! Ich bin auch nicht gut gegen sie gewesen. Ich war oft so gereizt, so ungerecht — und noch gestern hab' ich sie in ihrem Bruder gekränkt —, ich will zu ihr, baldmöglichst!"

„Das werden Sie nicht," sagte Herrmann, „Sie werden Ihr Buch zu Ende schreiben!"

„Das Buch?" Er lachte. „Nein, mit dem Buch ist's nun aus. Sie muß wiederkommen. Ein neues Leben muß anfangen —"

„Und auf wie lange? Bis Sie ganz mürbe sind? Thomsen, ich kenne Sie — Sie führen es ja doch nicht durch — oder auf Kosten dessen, was Ihre Größe ist. Thomsen, ich rate Ihnen: werfen Sie Ihren Freibrief zur Größe nicht hin für das Bewußtsein, den braven Ehemann zu spielen, den biederen Charakter! Sie waren nicht schlecht, und wären Sie's gewesen, so war es um einen hohen Zweck. Sie hatten recht, so zu sein, die Arbeit kommt vor der Frau," — er starrte vor sich hin, als gedenke er einer eignen traurigen Erinnerung —, „das heißt, wenn man seine Frau nicht zufällig bis zur Raserei liebt, und das tun Sie ja nicht, Thomsen."

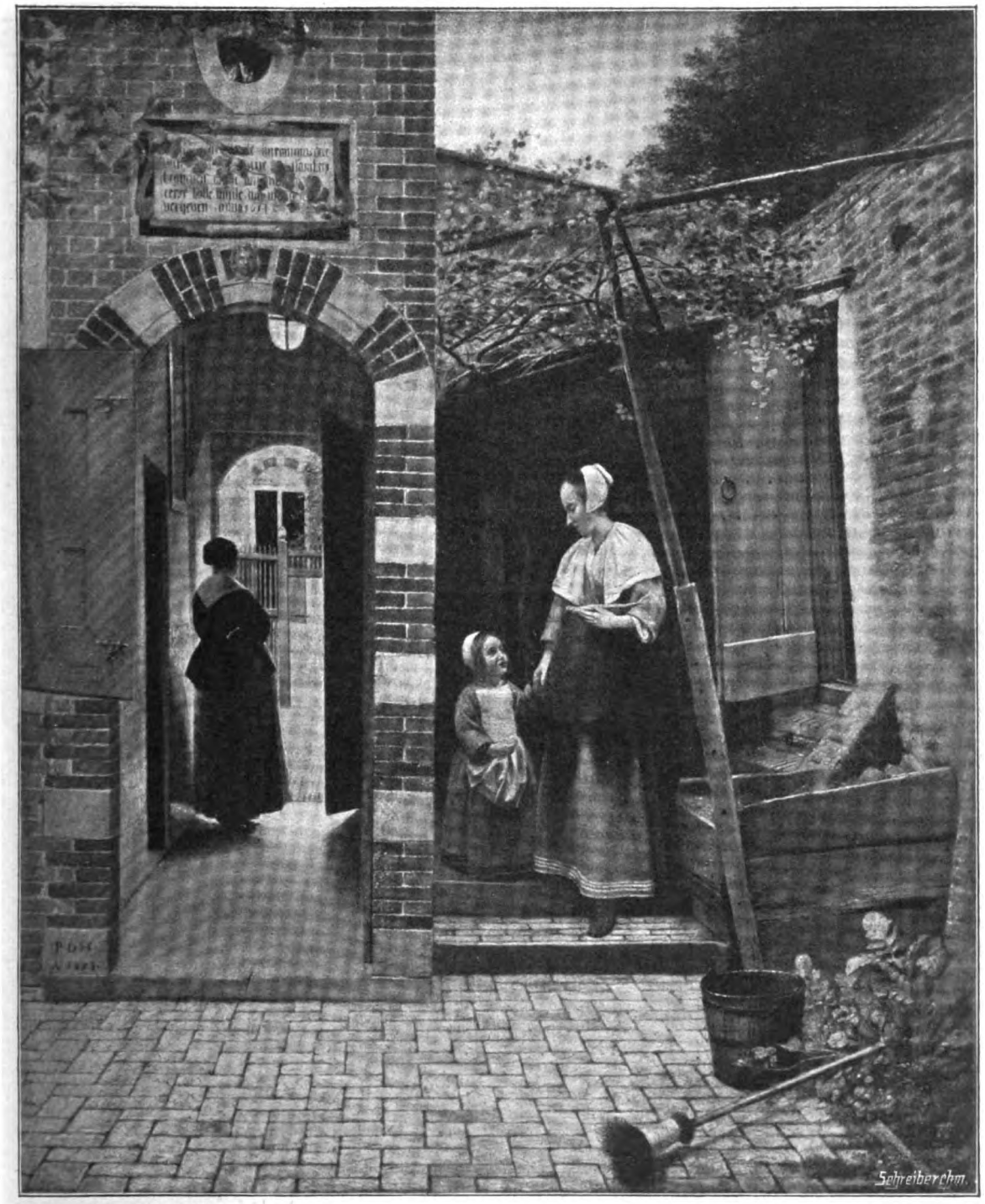
Thomsen schüttelte den Kopf. „Schon um meiner Mutter willen darf ich sie nicht aufgeben."

„Ja, das fehlte noch!" rief Herrmann. „Das wäre so die rechte Höhe! Der Mutter zu Gefallen haben Sie's getan! Der Mutter zu Gefallen laufen Sie immer weiter in Ihr Unglück, als ob damit Ihrer Mutter gedient wäre, und ein Unglück bleibt's. Holen Sie sie wieder, gut! Versuchen Sie's mal wie Herkules am Spinnrocken mit dem Eingehen auf weibliche Begriffe und Interessen. Wissen Sie, wie eine alte Tante, die ich da irgendwo am Rhein besitze, solche Existenzen, wie die Ihre dann würde, zu nennen pflegt? — ‚Durch die Ehe gebrochen'!"

Er schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Na, Sie haben sich ja mir gegenüber öfter über dies Thema geäußert, zu Zeiten schon, als mir's noch beinah peinlich war. Darum kann ich deutsch reden. Sehen Sie, Ihre Frau! Ich selbst habe immer ein leises Tendre für sie gehabt, hab' es im Grunde noch, denn ich liebe Schönheit als solche, aber außer dieser Schönheit besaß sie auch keine einzige Eigenschaft, die sie befähigt hätte, gerade Ihre Lebensgefährtin zu sein. Eins will ich anerkennen. Meist rennt einem dies äußerlich so bevorzugte Genre mit einem dritten davon —, sie aber ist moralisch musterhaft. Alle Achtung davor bei solcher Schönheit! Aber im übrigen fort mit ihr! Löschen Sie sie weg aus Ihrem Leben. Platz für das Buch!"

Digitized by Google



Hof eines holländiſchen Hauſes

Nach dem Gemälde von P. de Hooch

Digitized by Google

Thomsen seufzte schwer. „Ich kann nicht!"

„Gestehen Sie mal eins, Thomsen! Seit Sie verheiratet sind, fühlten Sie sich ein halbes Jahr lang glücklich. Das war die Zeit in Athen. Na, also! Probe aufs Exempel. Und was Ihre Frau betrifft, so wird sie fern von Ihnen auch glücklicher sein. Sie ist ja schön und jung. Ihr steht das Leben offen. Sie bietet Ihnen hier freiwillig das Geschenk Ihrer Freiheit an — danken Sie ihr —, aber nehmen Sie die Gabe, die kostbarste von allen!"

„Ich kann nicht!" wiederholte Thomsen. Er sank in seine vorige Stellung zurück. Auf das Bild des Mausolusgrabes stützte er den Ellbogen und sann gedankenlos auf das Bild herunter.

„Dann versprechen Sie mir wenigstens eins," fuhr Herrmann eindringlich fort. „Fahren Sie jetzt nicht zu ihr. Ueberstürzen Sie nichts. Warten Sie zwei Tage mit der Antwort — sie schlägt es ja selbst vor. Und bleiben Sie bis dahin nicht zuviel allein! Kommen Sie mit mir, jetzt gleich. Wir wollen in die Wälder wandern und uns ins Moos legen — der Natur uns nahe fühlen —, uns ist es ja gottlob vergönnt, ‚in ihre tiefe Brust, wie in den Busen eines Freunds, zu schauen'."

Thomsen wurde ruhiger. „Ich will auf die Leuchtenburg fahren," sagte er, „sie war gestern dort, vielleicht hat sie mit ihr gesprochen — mit dem vernünftigen Frauenzimmer da oben —"

Er erhob sich seufzend.

„Gehen Sie nur," sagte Hermann, „die wird Ihnen schon klar machen, was Ihre Pflicht ist! Die mit ihrer caboche solide!"

Herrmann ging — er kam am Kamin vorüber, auf dessen Sims Sylvias Bild stand, die Brautphotographie mit dem harmlos-träumerischen Blick in dem feinen Angesicht, das halb Fiesole, halb Botticelli war.

Er stutzte einen Moment. Er hatte seinem Freund keinen andern Rat geben können, hatte nach seinem Gewissen gehandelt, und doch kam er sich vor jenem Bilde mit einem Male vor wie jene barbarischen Fanatiker der Reformationszeit, die von den katholischen Altären die schönsten Statuen herabrissen, um sie in Flüsse zu versenken oder in Flammen zu schleudern.

XII

Es war ein Leutnant bei Reifensteins zum Kaffee. „Jedes Haus hat seinen Leutnant" — auch das Reifensteinsche. Die Uniform war stets dieselbe — immer Nummer so und so — nur der Inhalt wechselte. Diesmal schien es ein regelrechter Epouseur, aber Irene zweifelte noch, ob sie ihn nehmen, kaltstellen oder abfahren lassen sollte? Alack hing an des Leutnants Lippen. Sobald ein Größerer sprach, verstummte er völlig. Vom Haupte jeder höheren Charge ging für ihn vorläufig noch „Ehrfurcht wie ein heiliger Schauer" aus.

In die Kaffeesitzung hinein kam unangemeldet Sylvia. Irene ärgerte sich etwas, denn ihr Kommen unterbrach gerade die tiefsten Fragen des buddhistischen Glaubens, die der Leutnant mit großer Zungenfertigkeit vor ihr und Alack aufrollte. Der Leutnant kam auch trotz Sylvias Ermunterung mit seiner Suade nicht wieder in Gang, da ihre Erscheinung ihm einen vollständigen coup de foudre versetzte, den Alack mit Hochgefühl merkte und begriff.

Sylvia saß gedankenlos mit dem Trio auf der Terrasse. Sie schaute schweigsam in die Wipfel des Parkes. Irenes Neckereien, Alacks Lachen, der süddeutsche Tonfall des Leutnants, alles klang ungehört an ihr vorbei. Sie dachte nur daran, daß sie frei sei, ungefesselt, daß alle Pein der letzten Wochen von ihr abgefallen sei. Endlich ging der Gast. Er nahm Alack zum Dämmerschoppen mit fort. Seine feinen Stiefeletten knirschten auf dem Kies, krachend flog das Gitter ins Schloß.

Irene nickte ihm nach. „Wie findest du ihn? Es ist doch mal was andres! Er liest Tolstoi und kann ganz allerliebste Zigarrenetuis in Leder punzen — so mit Wappen darauf. Aber was hast du, Sylvia? Gefällt er dir nicht?"

Sylvia starrte noch immer ganz versonnen in die Wipfel. „Irene," sagte sie, „ich hab' den Kopf so voll — ich muß dir etwas mitteilen, was dich vielleicht wundern wird, aber es ist fest beschlossen. Nur möcht' ich nicht, daß Alack heut schon davon erführe — ich werde mich von meinem Manne trennen —"

„Sylvia!" rief Irene entsetzt. Dann plötzlich neugierig: „Ich wußte ja gar nicht, daß du jemand in der Hinterhand hattest — wen denn?"

Sylvia lächelte spöttisch. „Das ist doch ganz wie du! Où est l'homme? Ueberall — aber du überschätzest mich! So romantisch bin ich gar nicht."

Irene zog ihren Stuhl näher an Sylvia. „Ist's dein Ernst?"

„Ja!"

„Na, hör mal, dann sag's nur Papa und Mama nicht! Die sind höllisch streng in so was. Geschiedene Frauen sind denen ein Greuel. Papa wirft dich einfach die Treppe hinunter, so korrekt wie er nun mal ist."

„Ich wußte gar nicht, daß er so enorm korrekt ist. Dann wundert's mich nur, daß er dir all deine Flirte so ohne weiteres erlaubt?"

„Flirte, liebe Sylvia," sagte Irene lehrhaft, „sind etwas ganz andres, etwas sehr Harmloses im Vergleich zu Scheidungsgeschichten. Ich rate dir, Sylvia, geh zu deinem Mann zurück, wenn's wahr ist und du mich nicht bloß zum besten hast! Kein Mensch wird begreifen, daß du ihm

Digitized by Google

davonläufst — bei einer so brillanten Versorgung und ohne Grund."

„Wir lieben uns nicht, das ist doch wohl Grund genug. Und die Versorgung! Ich mag nicht brillant versorgt sein — ohne Liebe. Das geht mir wider die Ehre."

„Du bist rein überspannt!" versetzte Irene. „Du hättest eben deinen Mann besser ziehen sollen. Statt dessen läßt du ihn in der Gelehrsamkeit herumwildern. Wirf doch seine Bücher in die Saale und zwing ihn, daß er ordentlich mit dir auf Bälle geht."

„Bitte, mach keine Witze! Ich gehe nicht zu ihm zurück. Das ist eine sehr ernste Sache."

„Und ob! Besonders für deine Eltern!"

„Ja, Irene, es ist mir auch nicht leicht, meinen Eltern wieder zur Last zu fallen — ich meine finanziell. Und wäre Lili nicht so glänzend versorgt, so würde ich wohl überhaupt nicht den moralischen Mut gefunden haben, meine bisherige Existenz von mir zu werfen. Aber Lili ist ja so reich, und was ich Alack bisher an Zuschuß gab, wird sie ihm doch mit Leichtigkeit geben können. Und schließlich ist ja noch der Onkel in Neutomischel da, der doch schon öfters vor dem Riß gestanden hat. Um Alack ist mir also nicht bange. Und ich selbst werde versuchen, etwas zu erwerben. Da ich doch leider so absolut talentlos bin, dachte ich an eine Stellung — irgend was —, ich habe natürlich noch nicht näher darüber nachgedacht."

„So, eine Stellung? Wie denkst du dir das? Gouvernante? Na, hör mal, Sylvia! Für das, was unsereins gelernt hat, gibt uns keiner einen Pfennig."

„Das ist leider wahr. Ich dachte auch mehr an eine alte Dame. Sie suchen so oft in Zeitungen eine Gesellschafterin. Und mit alten Damen komme ich ganz gut aus; das weiß ich von Frau Thomsen her. Ich möchte eine nette, alte Dame, eine stille Stadt — und Vorlesen und Spazierengehen unter Lindenbäumen."

„Na, du bist bescheiden! Aber laß die alte Dame nur schwimmen. Das werden deine Eltern gar nicht dulden. Wenn du wirklich die große Dummheit begehst, bleibt dir nur eins: du mußt zeitlebens in Delft bleiben, das ist das einzig Korrekte."

Sylvia musterte Irene. In der Stimme der Freundin lag überlegene Geringschätzung.

„Es gibt zweierlei Arten von Korrektheit," sagte sie langsam, „die eine, die man gegen die Welt haben muß, die andre gegen sich selbst. Die letztere ist die meine."

„Bitte, sage nur meinen Eltern nichts von dieser Idee, die steigen in die Luft!"

Sylvia stand mechanisch auf. „Ich reise morgen."

„Zu ihm zurück?"

„Nein. Zu meinen Eltern. Mit Alack bis Hannover. Den möcht' ich noch vorderhand damit verschonen. Es ist mir auch sehr recht, wenn deine Eltern noch nichts erfahren, denn ich merke schon: Verständnis gibt's nicht viel auf der Welt."

„Na, für solche Dummheiten nicht. Da kann man nicht dringend genug abwarnen. Dein Mann hat sicher eine Million im Hintergrund. Siehst du, von Reis stammt er doch! Das ist so günstig wie Seife. Reis wird immer gebraucht. Bedenk doch: Apfelreis, à la Trautmannsdorf, risotto! Und du, als wenn's ein falscher italienischer Pfennig wäre," — und sie machte die Bewegung, als würfe sie etwas verächtlich in den Sand. „Aber da kommen Papa und Mama von ihrem Diner zurück. Nun verstell dich nur ordentlich."

„Das bin ich ja gewohnt," sagte Sylvia fröstelnd.

Der Abend ging lärmend hin. Irene spielte Klavier und Alack sang Couplets. Der alte Reifenstein legte Patience und Irenes Mutter sah zuweilen teilnahmvoll auf Sylvia, die so müde am Fenster lehnte. Alack parodierte zum Schluß Ellen Schmidts burschikose Art sich zu bewegen und bei Kraftstellen ihrer Auseinandersetzungen auf den Tisch zu schlagen. Sylvia verteidigte sie so sehr, daß Alack ganz reuig wurde.

„Aha!" flüsterte Irene ihr zu, „nun weiß ich, wer dich aufgehetzt hat! Weißt du übrigens, was Papa von Ellens Broschüre sagte? Revolutionär sei sie! Sie hat dich wohl angesteckt? Na, warte nur, deine Eltern werden dir schön heimleuchten — und du, Sylvia, ich kenne dich doch, du hast ja gar nicht die Energie, etwas durchzusetzen! So'n handfestes Rauhbein wie Ellen Schmidt, die setzt was durch, aber du mit deiner Empfindsamkeit — na, ich warne dich — in aller Freundschaft," — und sie klopfte ihr ganz gutmütig auf die Schulter; es tat ihr wahrhaftig leid, daß Sylvia aus ihrer guten Assiette herauskommen sollte.

*

Alack begriff nicht recht, warum er in seinen kurzen Urlaubstagen wie ein Perpetuum mobile von einem Ort zum andern geschoben wurde. Sylvias plötzlicher Entschluß, nach Delft zu reisen, hätte ihn stutzig machen müssen — aber ausschließlich beschäftigt mit seiner eignen Person und ihrer Wirkung auf andre, nahm er alles gedankenlos hin, weil ja alles angenehm war, was mit Sylvia zusammenhing. So dampfte er seelenvergnügt mit ihr nach Hannover. Und sie ließ ihm eine Gnadenfrist solange als möglich. Sie versuchte, heiter zu sein, kaufte ihm von allen angebotenen Viktualien, lächelte über den unstillbaren Fähnrichshunger und sah ihn dazwischen ganz mitleidig an. Schließlich mußte sie ihm den Stoß ja doch versetzen.

Digitized by Google

Und sie tat's denn — eine Stunde bevor ihr nächtlicher Kurierzug abging, an dem abgeräumten Hoteltisch in Hannover, an dem sie mit ihrem letzten Geld Alack ein letztes Mal gut gefüttert hatte.

Er glaubte ihr gar nicht; es kostete sie Mühe, bis er zu glauben begann. Und da ging mit einem Male eine Veränderung in seinem Gesicht vor, die ihr schmerzlich wehe tat. Der alte Ausdruck kam in das junge Fähnrichsgesicht — der gewisse sorgenvolle Blick, den er als kleines Kind schon zuweilen gehabt, wenn er als brave Familienstütze frühmorgens ans Einheizen ging, wenn er so frühzeitig weise von dem Geld geredet hatte, das nicht da war — jener Blick, den enge Verhältnisse zuweilen in Kindergesichter zeichnen.

„Sylvia," sagte er tief betroffen, „das ist doch unmöglich, so dumm wirst du doch nicht sein?"

„Dumm?" erwiderte sie. „Ich glaube, bisher war ich dumm. Jetzt bin ich klug geworden. Wir lieben uns nicht — warum sollen wir also zusammenbleiben? Wenn du bessere Augen hättest, würdest du es doch gesehen haben."

„Aber Ulrich war doch immer so nett gegen dich!"

Sie lachte bitter auf. „So nett? Alack, das erinnert mich an frühere Zeiten. Da sagte ich's ja auch immer: ‚so nett!' Das war mein Stichwort für ihn. Ich wundere mich nur, Alack, daß mir die Leute nicht ins Gesicht lachten, wenn ich mit diesem ‚so nett!' kam. Nein, Alack, ‚nett' — das genügt auf die Dauer nicht."

Alack wurde nachdenklich. „Aber er ist doch nicht nur nett — er ist doch auch bedeutend. Ich weiß es gewiß. Als ich in Potsdam abfuhr, hat mich der Hauptmann noch gefragt, ob mein Schwager der bekannte Thomsen sei, der die schöne Broschüre über griechische Unsterblichkeit oder so was geschrieben hätte? Dann hätte ich ja einen famosen Schwager, zu dem man mir gratulieren könnte."

„Bedeutend!" sagte Sylvia. „Das mag sein. Aber was nützt mir seine Bedeutung? Wie Kälte geht's von ihm aus. Wie am Nordpol ist mir bei ihm zumute. Wenn er weniger bedeutend gewesen wäre und etwas mehr von Liebe verstanden hätte, so würde mir wohler gewesen sein."

Alacks Augen wurden groß. Mit einem Male sah er in Lebenskonflikte, in ungeahnte Schwierigkeiten, wie in ein geheimnisvolles Buch.

„Dann wirst du also eine geschiedene Frau sein," sagte er leise. „Das tut mir leid, verdammt leid! Siehst du, in Potsdam wohnt eine ganz nahe bei uns. Sie geht täglich mit ihrer alten Mutter spazieren. Jung ist sie noch, und hübsch auch — nur so blaß. Und alles guckt sie an. Eine geschiedene Frau — da darf man schon fixieren —"

„Alack, du redest wie ein Kind, das du ja auch im Grunde noch bist. Mach du mir nicht auch Vorwürfe! Die werd' ich schon von andern genug bekommen. Die Tatsache ist nun einmal da, und später wirst du auch die Gründe verstehen und billigen. Und wenn mich die Menschen geringer achten wollen dieser Sache wegen, um die ich mich höher achte, so mögen sie's tun, mir macht's nichts aus."

Sie stützte den Kopf in die Hand. Alack sah verzweifelt zu ihr hin. Ja, vielleicht verstand er so etwas noch nicht — aber das wußte er: etwas Inkorrektes tun und dann auf das Urteil der Welt pfeifen, das taten alle in schiefen Lagen — das war etwas Gräßliches — etwas, das gesellschaftlich richtete. Und seine geliebte Sylvia sollte diesem Los verfallen, sie, die das Beste in seinem Leben war!

„Dir bleibt nur eins übrig — nur eine Art Existenz, die in Ordnung ist: du mußt immer in Delft bleiben — weißt du, was das heißt?"

„Nein," sagte Sylvia. „Ich habe andre Pläne. Du weißt wohl, daß Papa und Mama noch immer Schulden abzubezahlen haben von Lilis Hochzeit her, wo's doch so wie in einer Krösusfamilie zuging. Bei uns wurde ja eigentlich alles immer viel nobler gemacht, als sich's mit den Finanzen vertrug. Gespart wurde doch nur hinter den Kulissen. Und darum möchte ich mit der Zeit doch auch etwas zu erwerben versuchen. Vielleicht finde ich eine passende Stellung."

Alack fuhr auf und sah beinahe zornig in das reizende Gesicht der Schwester. „Stellung? Du? Als wenn du nicht für jede Art von Stellung viel zu hübsch wärst! Erscheinungen wie du haben kein Glück mit so was. Dir würde dein Gesicht überall so im Wege stehen, wie andern ein sehr viel schlimmerer Haken. Du bist eben außergewöhnlich hübsch, und da du nun künftighin eine geschiedene Frau sein wirst — und da du leider nicht katholisch bist, um in ein Kloster gehen zu können —" fuhr er heftiger werdend fort.

Sylvia brach in Tränen aus. „Alack, quäl mich nicht! Mir ist ja auch alles gleich. Ich will ja in Delft bleiben, wenn ich soll. Ruhe werd' ich da ja finden. Und die ist auch was Gutes —"

Alack streichelte ihr die Finger. „Verzeih mir — aber mir ist zumute, als wenn mir was Schönes zerschlagen würde! Beruhige dich doch! Ich will ja auch den Eltern gegenüber deine Partei nehmen — ich will dir helfen, wie ich kann —, aber verwinden, Sylvia, werd' ich's nie."

Sie sah ihn mitleidig an. Er hatte Unglück mit seiner Schwester, aber helfen konnte sie ihm nicht.

Ein paar Offiziere traten ein und setzten sich an den Ecktisch. Sylvias Erscheinung elektrisierte sie. Alack sah es wie immer, halb mit Schmerz diesmal. Er fühlte auch, wie sie ihn beneideten, daß er die schöne Blondine kannte, und, stolz auf die Zugehörigkeit zu ihr, zog er seinen Stuhl näher an sie heran und flüsterte eifrig auf sie ein.

Digitized by Google

„Wenn du dich schon so anstellst, kleiner Alack, was werden dann erst Papa und Mama sagen."

„Da sei nur ruhig. Die werden sich schon freuen, wenn eines von uns kommt. Einsam ist's ihnen doch so ohne Kinder da oben beim Porzellan und den Kanälen. Und schließlich! Lili ist ihnen ja von der Tasche, und ich — das hab' ich mir soeben fest gelobt —, sobald es angeht, heirate ich reich. Wenn ich nur erst das polizeilich erlaubte Alter habe! Und dann ziehst du zu mir, Sylvia! Mama — na, die wird dich nicht begreifen — aber weißt du, Papa, der ist doch au fond eine Seele von Mann — nur, daß er so bei seiner Art der Existenz nicht viel Gelegenheit hatte, Seele loszuwerden. Aber nun er den bunten Rock aus hat, flucht und poltert er auch nicht mehr. Nun lebt er ganz beschaulich und pappt Briefmappen und malt auf Porzellan. Alles gemütlich. Und dann geht er viel spazieren — immer rund um Delft — —"

„Und Mama?"

„Die häkelt den ganzen Tag und kocht Kaffee in einer neuerfundenen Maschine. Und dann schläft sie viel. Ich glaube, sie schläft alle die Müdigkeit aus, die sie in den langen Garnisonwintern angesammelt hat beim Töchterausführen und Männersuchen. Und einmal im Jahr komme dann ich — das heißt: wenn jemand das Reisegeld aufbringt."

„Nun weiß ich ja, was aus mir wird," sagte Sylvia. „Ich werde mit rund um Delft laufen und beim Kaffee helfen und beim Häkeln. Und ich werde viel glücklicher da oben sein, als ich war, denn, Alack: nicht wie einen die Leute ansehen — wie man sich selbst erscheint, das ist die Hauptsache. Und nun zum Bahnhof. Nun geht's hinaus aus Deutschland. Und wer weiß, wann ich wiederkomme? Vielleicht erst zu deiner Hochzeit!"

Sie gingen. Alack beherrschte sich gewaltsam. Er wollte Sylvia nicht weh tun, wollte ihr etwas sein — ein Ratgeber, eine Stütze. Sein Säbel rasselte gar nicht mehr; auch der schien melancholisch geworden. Der lustig schwatzende Fähnrich, der so froh und kindisch seinen Urlaub genoß, hatte sich in den stillen, altklugen Pessimisten verwandelt, der auf dem Untergrund von Alacks Seele stets gewohnt.

Als Sylvias Zug aus der Halle sauste und die weiße winkende Hand im Abenddunst verschwand, wurden ihm die Augen feucht.

Ein weinender Fähnrich . . . nein, das war unvereinbar mit der Würde. Und er schluckte die Tränen herab und fluchte einen Exerzierplatzfluch zwischen den Zähnen auf Gelehrtentum und Wissenschaft. —

Sylvia fuhr im nächtlichen Kurierzug nordwärts durch die Lande. Berge und Städte flogen vorbei, düstere Umrisse, über denen blitzende Sterne standen. Dann aber wurde die Frühlingsnacht taghell. Durch den großen Industriebezirk der Rheinprovinz ging die Fahrt, wo die elektrischen Ballons ihr Silberlicht über den Rauch der dampfenden Schlote gossen, über die steilen Fabrikprofile, die aufgeschütteten Kohlenberge, über diese ganze Welt der rastlosen Arbeit.

Mit staunendem Auge sah Sylvia dies fremde Bild. Und sie bekam plötzlich ein Gefühl davon, wie riesig doch die Erde sei, wie viel Sphären es gab, die sie nicht kannte und ahnte — und das tröstete sie plötzlich. Ihr eignes Los schien ihr unwichtig.

Im fahlen Schein des aufschimmernden Tages tauchte der Rhein auf, ein flacher, matter Streifen im öden Land. Der Morgen dämmerte. Die Grenze kam.

Sie hatte kein Auge geschlossen. Weshalb auch? Schlafen konnte sie noch genug an den stillen Grachten droben. Ihr war, als fahre sie in dieser Nacht aus ihrer Jugend hinaus, als sänke diese hinter ihr ins Wesenlose zurück mit all ihren guten und schlimmen Stunden. Ein Gefühl großer Wandermüdigkeit überkam sie.

Auf den zahllosen bunten Affichen des Bahnhofs von Zevenaar spielte das Frühlicht. Die holländischen Grenzwächter standen da, müde und verschlafen, die jungen Zollhüter, die immer galant gegen schöne Reisende sind und nur rauh gegen höhere, freudlose Semester. Sie halfen Sylvia leicht über die Grenze. Die fremde Sprache, von der ihre Mutter ihr einst zum Spaß ein paar Brocken gelehrt, umtönte sie, behaglich, glatt, schwunglos . . .

Und immer „holländischer" wurde die Landschaft. Da waren die schnurgeraden Kanäle, die durch die Wiesen schlichen, die genau wie Photographien die Bäume an ihrem Rande spiegelten, oder die weißen Fensterrahmen der spitzen Häuser, oder die Treckschuit, die langsam über die braune Flut glitt.

Städte flogen vorbei, von Wällen umgürtet, vom Frühling geschmückt — Schiffsmasten auf dem Wasser — Kirchtürme mit hohem Glockenstuhl. Und Sylvia sah es diesem Lande an, wie gut es sich dazu eignen werde, Erfahrungen in ihm zu vergessen, Tage zu verträumen — vielleicht sich darin tot zu langweilen . . . Durch die Morgenstille sauste mit rasender Geschwindigkeit der Kurierzug und riß seine Insassen gewaltsam mit sich fort, von einem Ort zum andern, aus einem Leben ins andre . . .

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

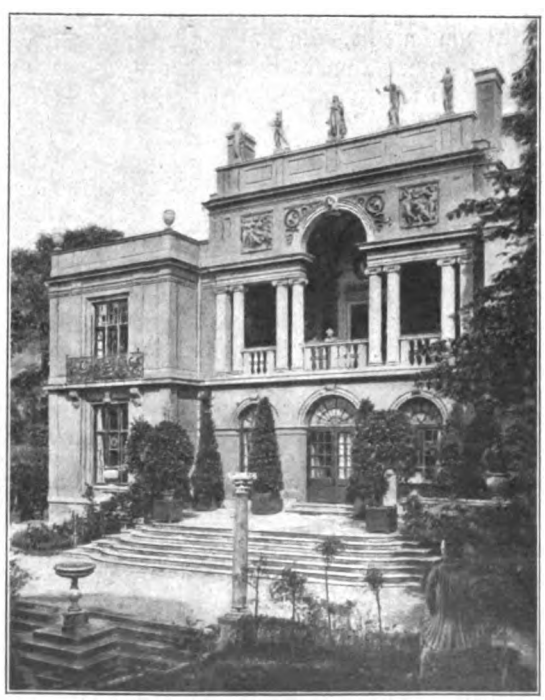
Architekten: Fr. von Thiersch und M. Dülfer — Das Bernheimer-Haus am Maximilianplatz

Neue Münchner Architektur*)

Von

E. N. Pascent

Was ist der Unterschied zwischen einem Spießbürger und einem Philister? — Wem Berlin nicht imponiert, der ist ein Spießbürger, und wer München nicht liebt, ist ein Philister." Es ist manches Jahr verflossen seit dem prächtigen Sommerabend, da ich auf der Terrasse des Münchner Franziskanerkellers, der einen so einzig schönen Blick über Stadt und Fluß bis zum Gebirge hin gewährt, einen München-begeisterten Norddeutschen jene Worte sagen hörte; aber sie klingen mir noch oft vorm Ohr, und ich glaube auch heute noch, es liegt etwas Treffendes in dem Ausspruch, der offenbar aus der Stimmung des Augenblicks heraus gefunden und geprägt war. Er erweist sich besonders dann auch als richtig, wenn man ihn durch Umkehrung seiner Teile prüft: es gibt gar manche Philister, denen Berlin imponiert — die dort einheimische Spezies ist unter dem Namen „Weißbierphilister" in der modernen Anthropologie bekannt; und gar viele leider sind Spießbürger, die darum doch München in ihrer Art herzlich und aufrichtig lieben — „Münchner Spieß" heißt der Einzelvertreter dieser Gattung, die als Ganzes schon manchmal dem guten Ruf und dem geistigen Blühen ihrer Vaterstadt schweren Schaden zugefügt hat. Ein Glück, daß der Münchner Spieß (er selbst nennt sich wohlklingender: Münchner Bürger) nicht der einzige ist, der dies alte gute München liebt, sondern daß er diese Liebe eben mit jedem teilen



Architekt: Gabr. von Seidl — Gartenseite der Villa Kaulbach

*) Die Mehrzahl der Abbildungen zu diesem Artikel ist mit freundl. Erlaubnis des Verlegers entnommen dem Sammelwerke: „Münchner Bürgerliche Baukunst der Gegenwart" (München, L. Werner). Bisher liegen acht Serien der sehr empfehlenswerten Publikation vor.

Digitized by Google

muß, der nicht Philister ist. Ja, es gibt so viele, die München lieben, daß es nicht ganz ausgeschlossen scheint, es könnten darunter doch auch etliche Philister sein, und daß also das Paradoxon unsers Norddeutschen hier seinen wunden Punkt hätte, ohne den es eben kein Paradox wäre.

Jedenfalls: wenn es der gut deutschen Hauptstadt Bayerns überhaupt anstände, sich einen Beinamen von einem französischen König, noch dazu von einem der schlimmsten, zu leihen, sie dürfte sich — und mit mehr Recht als Ludwig XV. — la bien aimée nennen. So aber heißt sie bei Bayern und „Ausländern" (will sagen: außerbayrischen Deutschen) gut und einfach: „unser liebes München", und es gilt von ihr ein oft zitiertes Bibelwort, nur mit einer kleinen Variante: Ihr wird viel vergeben, denn sie wird viel geliebt. Warum an das erinnern, was Vergebung fordert? Zum Teil ist es, obgleich „berechtigte" Stammeseigentümlichkeit, wie die Vorliebe für fahrplanmäßige Verspätungen, in entschiedenem, wenn auch langsamem Rückgang begriffen; zum Teil liegt, wie bei den Reinlichkeitsverhältnissen der Straßen oder den Rauheiten des Klimas, die Abhilfe nur halb oder gar nicht im Bereich der menschlichen Machtmittel.

Viel angenehmer und ersprießlicher wäre sicherlich eine Untersuchung der Frage: Worin liegt das Geheimnis, dem es München verdankt, eine der beliebtesten, ja aufrichtigst geliebten Städte Deutschlands und des Kontinents zu sein? Man hat die Frage schon oft aufgeworfen und auch zu lösen versucht. Die Antwort fällt manchmal, ja in den meisten Fällen recht einfach aus: „Na, halt das Bier!" sagen die in München ansässigen wie die ortsfremden Spießer. Seitdem München, dank dem unvergeßlichen Pettenkofer, seine herrliche Wasserleitung hat, könnte man ebensogut sagen: „Das Wasser!" — um so mehr, als schon manchmal ein leises Raunen vom „Niedergang Münchens als Bierstadt" geht und der Bierkonsum bekanntlich stark im Abnehmen begriffen ist. Andre wieder sagen: „Die Luft!" und sie dürfen sich dabei auf die Aerzte berufen, die dem Münchner Klima mit Recht einen für die Nerven sehr wohltuenden Einfluß zuschreiben. Vom Klima ist nur ein Schritt zur Landschaft: „Die Landschaft, natürlich!" erschallt es in starkem Chorus: „Die Hochebene mit dem weiten Himmel, der an heißen Sommertagen in tiefer Bläue leuchtet, dessen Sonnenuntergangsgluten Claude Lorrain begeistert haben! das prachtvolle Isartal! und die Berge! die Berge, die man so bequem in ein paar Stunden erreicht!" Aber kann die Natur allein eine moderne Großstadt, wie es München nun einmal ist, so anziehend machen? Nein, das muß auch an den Menschen liegen! „Aber gewiß, die Menschen!" Alfred Lichtwark, ein feiner und scharfer Beobachter, hat die hübsche Bemerkung gemacht, daß man in den Straßen keiner andern deutschen Stadt so viel vergnügte, lachende Gesichter sähe wie in München. Leben und leben lassen ist die treulich befolgte Devise für Männlein und Weiblein dieser Stadt, deren Wappenfigur, den asketischen Mönch, das Volksempfinden sich in das pausbackige, von Behagen strahlende Münchner Kindl umgeformt hat; in das Münchner Kindl, das nun freundlich herniederlacht auf seine Stadtgemeinde, auf die etwas phlegmatischen, etwas verschlossenen, aber innerlich wohlwollenden Männer, auf die kräftig-anmutigen Frauen, in deren Art oft schon etwas von der Wärme des Südens und ein Hauch von alter Residenzstadtkultur und von immer jugendlicher Kunststadtkultur liegt.

Architekt: Emanuel Seidl — Die Galerie Heinemann

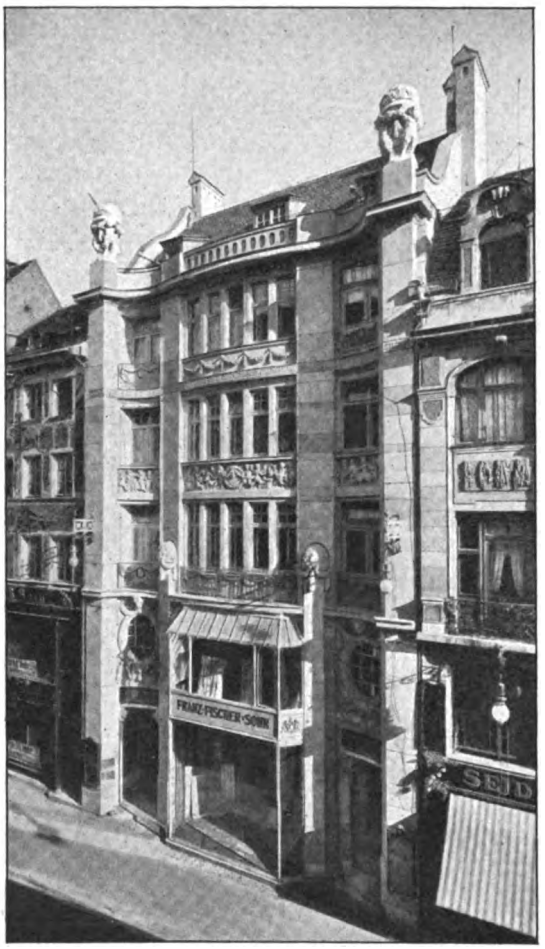
Die Kunststadt! Nicht aus jenen Zweifeln heraus, die in den letzten Jahren einen so lebhaften Streit entfesselt und wachgehalten haben, nenne ich das Wort zuletzt. Sondern weil es auf den Kern der Frage hinweist. Bei allen Wandlungen, die sie seit Cornelius und Wilhelm Kaulbach durchgemacht, trotz all der verschiedenen Richtungen, die in ihr neben- und gegeneinander sich bewegen, deckt sich mit der Bezeichnung „Münchner Kunst" eine einheitliche Vorstellung. Die Kunst, die Ludwig I., der letzte wirklich große Mäcen, in München wachrief, war ursprünglich dort nicht einheimisch, aber sie ist bodenständig geworden, sie hat München zur Kunststadt und München hat sie zur Münchner Kunst gemacht.

August Bebel hat recht und Hans Rosenhagen

Digitized by Google

hat recht: München ist das Capua der Sozialdemokratie und der Plein-Air-Malerei. Sie haben nur darin unrecht, daß sie einzelnen Menschen zum Vorwurf machen, was sich durch das geheimnisvolle und unwiderstehliche Zusammenwirken von Natur, Stammesart und lokaler Tradition vollzieht. Wie stark die assimilierende Kraft des Münchner Milieus, (nur ist der vielsagende Ausdruck „Milieu" hier noch nicht umfassend genug) wenn auch in langsamer Entwicklung, wirkt, mit wie großem Recht man der Münchner Kunst bei allem Herzuströmen fremder Einflüsse und Begabungen eine gewisse Art der Bodenständigkeit zusprechen darf, das zeigt sich vielleicht am deutlichsten auf dem Gebiete der Architektur. Und wenn in dem harmonischen, unlösbaren Ineinandergreifen der vorhin aufgezählten Faktoren, in der Stimmungseinheit des ganzen Lebens und Seins die eigentliche Anziehungskraft Münchens liegt, so sehen wir gerade heute die Baukunst am Werke, jene Einheit auch im äußeren Bilde der Stadt so rein und bestimmt, wie es in einer modernen, gar in einer modernen deutschen Großstadt nur irgend möglich, zum Ausdruck und zur Anschauung zu bringen.

Als Ludwig I. den Thron bestieg, war seine Residenz im großen und ganzen eine Stadt des Barock und des Rokoko. Er machte sie, wie männiglich bekannt, zu einem Atlas der Baugeschichte. Griechische Tempel und altchristliche Basiliken, romanische Tore und gotische Kirchen, römische Triumphbogen und Florentiner Paläste — alles wurde kopiert, nur, wie immer, das unmittelbar zurückliegende Jahrhundert verachtet und geächtet. Das meiste von diesen Kopien ist von großer künstlerischer Reizlosigkeit, schematisch in der Auffassung, ohne Liebe in den Einzelheiten, völlig roh und verständnislos in allem, was farbig mitsprechen sollte. Den Baumeistern fehlte, wie der Farbensinn, so jede Ahnung von dem, was wir heute Stimmung nennen; der Bauherr mußte, eben wegen seiner grandiosen Freigebigkeit im großen, am einzelnen sparen. So gab es, bei aller Verschiedenheit der Stile, wenigstens eine Einheitlichkeit in den Fehlern und Mängeln bei ihrer Anwendung. Wahrscheinlich ist es dieser negativen Uebereinstimmung zuzuschreiben, daß alle jene Kopien sich lange nicht so schlecht miteinander vertragen, nicht so ganz den Eindruck einer lächerlichen Maskerade machen, wie man a priori annehmen möchte. Es steht sogar zu befürchten, daß das Experiment, das heute Friedrich Thiersch, der geniale Erbauer des Justizpalastes, macht, indem er selbst neben diesen imposanten Barockbau eine „Dependance" in mittelalterlichem bemaltem Backsteinbau hinstellt — daß dies Experiment gerade deshalb ungünstiger ausfällt, weil der Architekt die beiden Stile viel liebevoller studiert hat, viel virtuoser zu beherrschen weiß und viel reicher nachbilden darf, als es den Baumeistern Ludwigs I. möglich war.



Architekten: Heilmann und Littmann

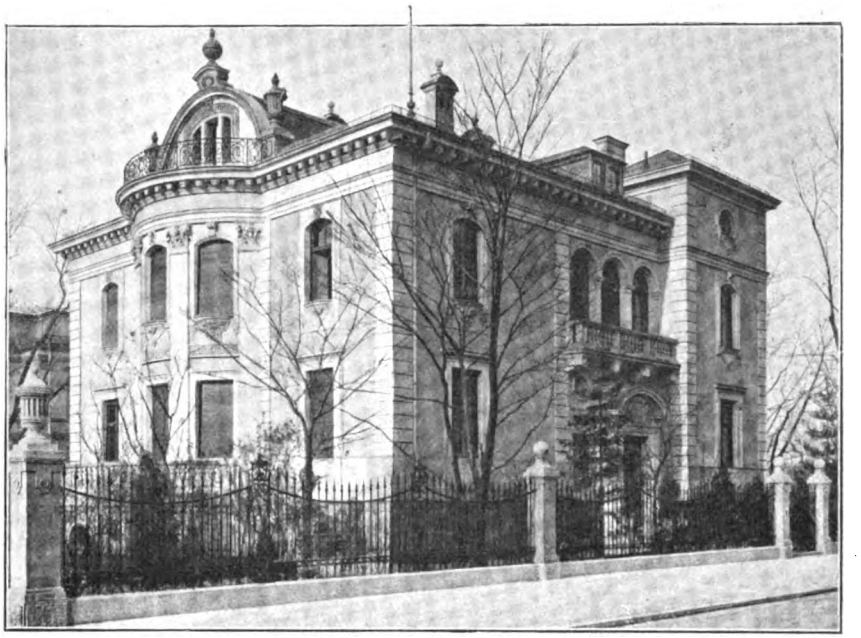
Geschäftshaus in der Theatinerstraße

König Max II., Ludwigs Sohn, beschloß bekanntlich, der „babylonischen Stilverwirrung", unter der die Architekten selbst schon in den vierziger Jahren zu seufzen anfingen, ein Ende zu machen, indem er Auftrag gab, einen neuen Baustil zu erfinden. Lange, ehe Maximilianeum und Maximiliansstraße fertig waren, hatte man eingesehen, daß der hier erzeugte Bastardstil keiner Fortdauer und Weiterentwicklung fähig sei. Max II., durch und durch ein konstitutioneller Herrscher, hatte in diesem verunglückten Stil nur Gebäude errichtet, die dem Staat und dem allgemeinen Wohl dienen sollten; für seinen Sohn, den schwärmerischen Ludwig II., war, wie für die Fürsten des 17. und 18. Jahrhunderts, das Bauen der stolze, königliche Sport des Autokraten. Für sich und seine phantastischen Träume nur baute er einen Barockpalast, ein Rokokoschloß, eine romanische Burg. Ein gotisches Kastell und ein chinesisches Sommerpalais blieben Entwurf.

Aber unter seiner Regierung und großenteils in direkter wie in indirekter Folge der gewaltigen Aufträge, die er für seine Bauten gab, kam jene Richtung zum siegreichen Durchbruch, deren Feldgeschrei war: „Unsrer Väter Werke". So lautete das Motto der Münchner Kunstgewerbe-Ausstellung von 1876, durch die das Münchner Kunstgewerbe die Führung in Deutschland erhielt und die deutsche Renaissance, die strotzende, üppige, rasch entartende

Digitized by Google

Kunst des Deutschlands vor dem Dreißigjährigen Krieg, sich noch einmal das neu geeinte, zu neuem Wohlstand heranblühende Deutsche Reich eroberte. Diese „neudeutsche" Renaissance und was ihr an weiteren Stilimitationen folgte, hat viel Unheil angerichtet. Ihr haftet noch etwas von dem übeln Geruch und den Parvenümanieren der Gründerjahre an. Die Seuche der Erker und Türmchen, der angepappten Ornamente, des unechten Materials wurde endemisch und vergiftete, in Polytechniken und Baugewerkschulen sich einnistend, einen neuen Architektenjahrgang um den andern. Trotzdem hat endlich das Gute, was in dem Wort „Unsrer Väter Werke" steckt, sich doch in reiner Form herausentwickelt; und auch dieser Prozeß vollzog sich auf dem Boden Münchens, in dem Schaffen der Männer, die zuerst jene Parole ausgegeben hatten. Lorenz Gedon und Franz von Seitz, die Führer, waren freilich schon wenige Jahre nach der 76er Ausstellung aus dem Leben geschieden. Unter dem Nachwuchs stand Gabriel Seidl an erster Stelle; er war 1876 mit einer „altdeutschen" Stube, die begeisterten Beifall fand, zum erstenmal vors größere Publikum getreten, im Jahre 1900 hat er den Neubau des Nationalmuseums vollendet, sein umfang- und inhaltreichstes Werk, vielleicht das Schönste und Feinste, was die „retrospektive" Architektur, der das nun abgeschlossene Jahrhundert gehört hatte, überhaupt geleistet hat.



Architekt: August Thiersch — Wohnhaus an der Leopoldstraße

Architekt: Emanuel Seidl — Restaurant „zum Augustiner" in der Neuhauserstraße

In diesem Vierteljahrhundert eignen Schaffens hat Gabriel Seidl die Weiterentwicklung der Münchner Architektur nicht nur begleitet, sondern geleitet. Ihm in erster Linie verdankt sie es, daß sie, lange Jahre ehe das Wort für die Sache erfunden und gemißbraucht wurde, sich zu dem heranbildete, als das sie heute vorbildlich ist: zur Heimatkunst. Er steht den alten Stilen nicht mehr wie die Architekten Ludwigs I. und Maximilians II. als Gelehrter gegenüber, sondern als Künstler, als innerlich erlebender Mensch. Für ihn sind Barock und Rokoko nicht Dinge, die man aus Vorlagewerken und auf Studienreisen kopiert und erlernt; sie gehörten für den durch einen kunstsinnigen Vater früh geweckten Sinn des Knaben und Jünglings zum Bilde der Heimat,

Digitized by Google

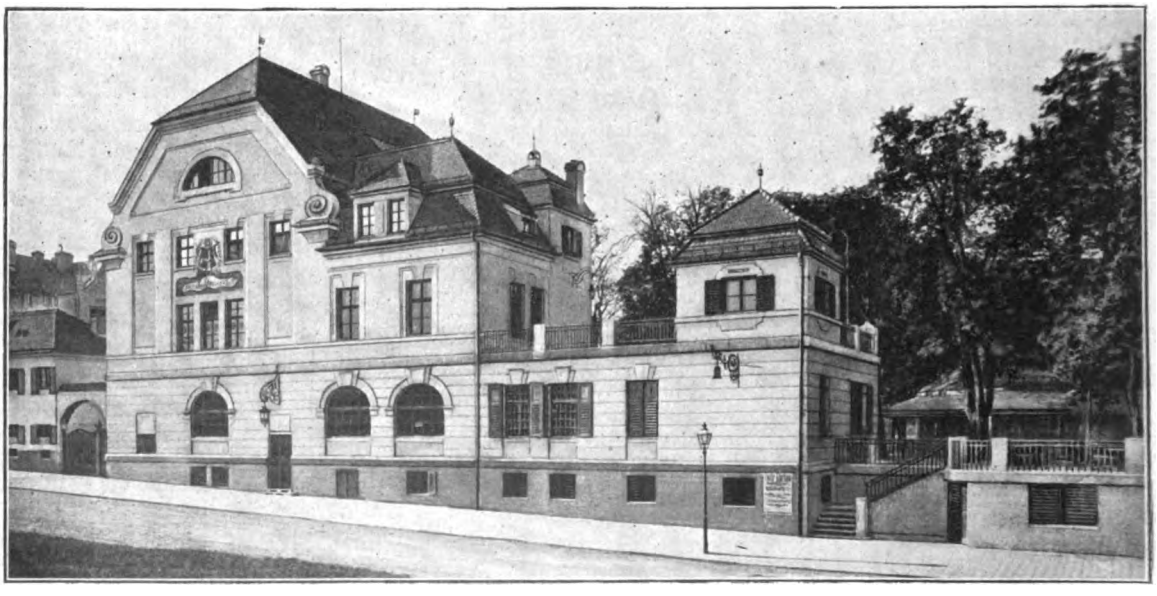
der eignen Jugend wie der vaterländischen Vergangenheit. Nicht als seien nun dies die einzigen Stile, deren Ausdrucksmittel er beherrscht und verwertet; er hat seinen Freunden Lenbach und Kaulbach ihre Künstlerpaläste in vornehmer italienischer Hochrenaissance errichtet, er hat in der St. Anna-Kirche den romanischen Stil in seiner gedrungenen Kraft und einfachen Größe aufs schönste aufleben lassen, und wenn er mit seinem feinen Instinkt die Gotik, die in sich abgeschlossenste aller älteren Bauweisen, nicht aufsucht, so weiß er doch auch ihr, wo er sie anwenden muß (wie im Kirchenraum des Nationalmuseums), besser gerecht zu werden, als gar mancher patentierte Nur-Gotiker. Aber entscheidend wurde für die Architekturgeschichte seiner Vaterstadt sein Zurückgreifen auf die lokale Tradition des Barock und Rokoko, auf die alt einheimische, durchs Material bedingte Pflege des Putzbaues.

Architekt: Max Ostenrieder

Wohn- und Geschäftshaus am Marienplatz

Wo der Backstein das durch die natürlichen Verhältnisse gegebene Baumaterial ist, da kann der Kalkbewurf und die Stuckornamentierung der Fassade unmöglich als unedler und unechter Behelf angesehen werden. Kommen zum hellen Verputz der Wand noch der grüne Anstrich der Fensterläden und das lustige Rot eines Ziegeldaches, so ist ein farbiges Ganzes beisammen, das in die lärmenden, rußigen Straßen der modernen Großstadt einen anheimelnden, friedlichen Zug bringt und das im Grün eines Vorstadtgartens oder weiter draußen „am Land", wo über Wiesen und Wälder die fernen Bergeshäupter hereinschimmern, sich den Farben und Formen der umgebenden Natur in jener schönen Harmonie einfügt, die uns z. B. an den Villen Toskanas, an Biedermaier-Landhäusern der Elbufer bei Hamburg entzückt.

Nun steht ja freilich, wie jeder weiß, der München kennt, die Sache nicht so, daß seit zehn oder zwanzig Jahren in und um München nur noch diese hellen, behäbigen oder graziösen Häuser in Barock und Rokoko gebaut würden. Bekanntlich



Architekt: Paul Pfann

Gasthaus und Restaurant Betz in Bogenhausen

Digitized by Google

Architekt: Karl Hocheder — Schulhaus am Bavariaring

will jeder Deutsche, der sich ein Haus baut, vor allem, daß *seines* ganz anders aussehe als die seiner Nachbarn — ein für das Gesamtbild unsrer Städte durchaus nicht sehr ersprießlicher Individualismus! Daß neben den Putzbauten solche in Haustein sich aufstellen, wird auch an sich der Einheitlichkeit oder Harmonie eines Straßenbildes natürlich noch keinen Abbruch tun, namentlich wenn es sich um so fein belebte Fassaden wie Gabriel Seidls „Bauerngirgl" oder seines Bruders Emanuel „Augustinerbräu" handelt. Schlimmer steht die Sache, wenn der Haustein, das „echte" Material, nicht sowohl eine künstlerische Idee ausdrücken soll, als den schönen Satz: „Wir haben's! wir können's!" Und das ist leider der Fall bei den meisten großen Bankgebäuden, die in München in neuester Zeit errichtet worden sind. Fast durchweg von Berliner Baufirmen ausgeführt, die sich den Teufel um Münchner Tradition kümmern, stehen sie trotzig, plump, überladen, seelenlos in ihrer Massivität da, und von den stillen, zierlich vornehmen Häusern aus dem 18. Jahrhundert, die etwa noch in ihrer Nachbarschaft sich erhalten haben, scheint ein leises Seufzen und Aechzen auszugehen. Oder auch ein feines, spöttisches Lächeln dessen, der weiß, daß das Echte der Nachwelt unverloren bleibt.

Es wäre nun freilich unrecht, den Anschein zu erwecken, als seien es nur jene norddeutschen Bankenerbauer, die in München protzig und seelenlos bauen. Bayrische Staatsangehörigkeit und Münchner Bürgerrecht allein genügen — leider! — nicht als Qualifikation zum Künstler-Architekten; öde Mietskasernen und überladene Zinspaläste werden auch heute noch in München in reicher Zahl gebaut. Trotzdem: die Gesamttendenz geht aufs Einfache, gegen den aufdringlichen Prunk, gegen dasjenige, was man Klebe-Architektur getauft hat. Das zeigt sich auch darin, daß die Stile, an die man heute mit Vorliebe anknüpft, an sich schon einen Zug zum Einfachen haben. Neben dem „süddeutschen bürgerlichen Barock", wie man jetzt den eigentlich lokalen Baustil, der sich aus Barock, Rokoko und Zopf herausentwickelt hat, sozusagen offiziell nennt, sind es — im Gegensatz zum Anfang der Bewegung, wo man die schwere, unruhige Art der deutschen

Architekten: Karl Hocheder und Eugen Drollinger — Wohn- und Geschäftshäuser am Isartorplatz

Digitized by Google

Architekten: Heilmann und Littmann

Pschorrbräu-Bierhallen, Hofraum an der Neuhauserstraße

Hochrenaissance als „altdeutsch" weiterbildete und übertrieb — jener graziöse, schmiegsame Uebergangsstil, der die profane Gotik in die Renaissance hinüberleitete, und die deutsche Frührenaissance selbst. In der Altstadt bildete für Neubauten dieser Art das in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts zurückgotisierte Alte Rathaus und das von Hauberrisser sogleich in gotischem Stil erbaute Neue Rathaus gleichsam den Ausstrahlungspunkt. In unmittelbarer Nähe der beiden Stadthäuser, am Marienplatz, ferner im „Tal" und in der Sendlingerstraße treffen wir eine Reihe solcher Neubauten, von Hans Gräffel, Hans Ostenrieder, Gabriel Seidl ausgeführt, und das „Platzl" hat sich, seitdem hier der von Heilmann und Littmann erstellte Neubau des Hofbräuhauses ein architektonisches Zentrum geschaffen, an das sich Korpshäuser von Gräffel u. s. w. anschlossen, in ein überraschend reiches und harmonisches Bild altertümlicher Bauschönheit verwandelt.

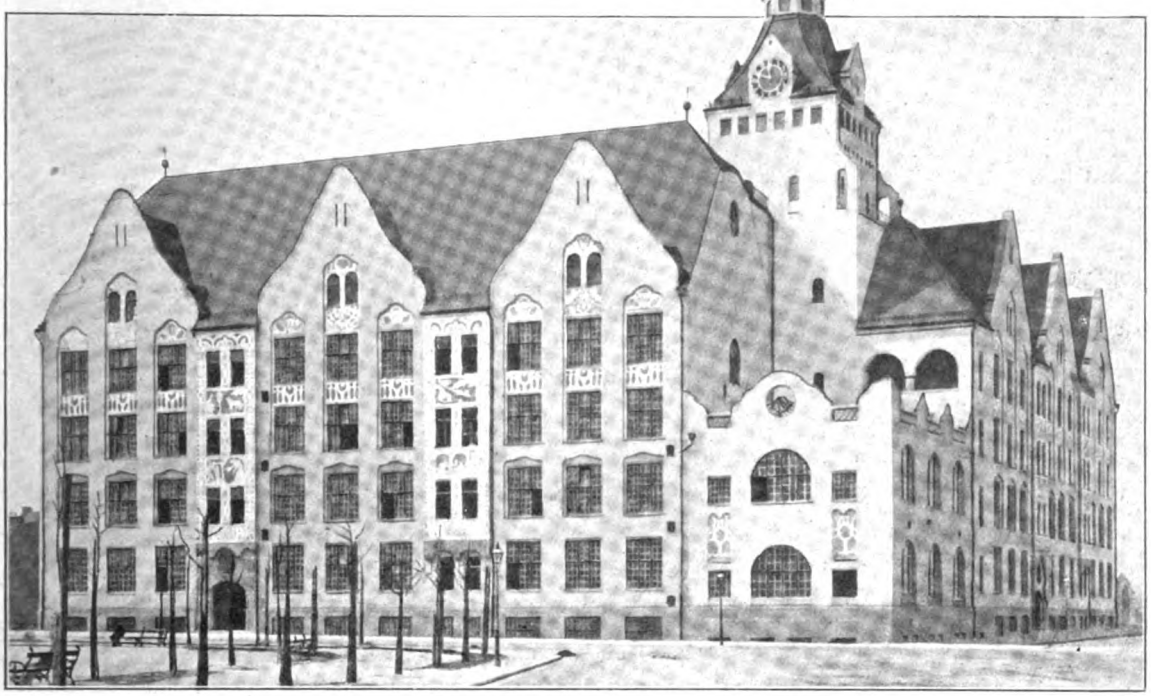
Wenn hier schon recht stark, wenn auch mit viel Geschmack und Liebenswürdigkeit, archaisiert wird, so fehlt es anderseits nicht an Architekten, die von der zwanglosen Anknüpfung an die uns zeitlich am nächsten liegenden historischen Stile, Empire und Biedermaier, sich die Entwicklung eines wirklich modernen und doch nicht traditionslos in der Luft stehenden Baustiles versprechen. Der Hervorragendste in dieser Gruppe ist wohl Martin Dülfer. Vom bürgerlichen Barock ausgehend, das, schon mit viel Freiheit behandelt, einem seiner bekanntesten früheren Werke, den „Kaimsälen", noch die bestimmende Note gibt, ist er in der Heranziehung andrer Ausdrucksmittel, z. B. auch aus der modernen amerikanischen Architektur, und in der Verwendung selbsterfundener Motive immer unabhängiger und origineller geworden. Im Publikum hat man das Anheimelnde und doch Repräsentative dieser Art, der besonders auch die farbige Behandlung des Putzes eigentümlich ist, rasch erfaßt, und so gehören denn auch diese Dülferschen Fassaden, die besonders in neueren Straßen zu finden sind, schon zu den charakteristischen Erscheinungen des Münchner Straßenbildes.

Für ein schwieriges Problem des modernen Nutzbaues, das „Stelzenhaus", hat Dülfer mit seinen Mitteln eine glückliche Lösung gefunden. Stelzenhäuser nennen wir jene unorganischen Gebilde, die im untersten oder den beiden unteren Geschossen ausschließlich Laden- und Magazinräume, in den oberen Stockwerken noch Mietwohnungen enthalten. Das praktische Bedürfnis, das immer größere Ladenfenster forderte, ließ allmählich, unterstützt von der modernen Eisentechnik, diese Ungetüme entstehen, die über riesigen Glasflächen und auf dünnen Eisenpfeilern hoch in der Luft noch Steinwände von ein paar Etagenhöhen tragen. Wenn uns der Verstand auch zehnmal darüber beruhigt,

Architekt: Martin Dülfer

Häusergruppe in der Friedrichstraße

Digitized by Google



Architekt: Theodor Fischer — Schulhaus am Elisabethplatz

daß das Eisen jene Lasten ohne alle Mühe trägt, für das Auge bleibt es schauderhaft, wie die steinernen Oberteile der Fassade scheinbar fast in der Luft schweben. Die Verkleidung der eisernen Träger durch wuchtige Steinpfeiler (die bei solchen Neubauten jetzt von der Behörde direkt gefordert wird) genügt nicht; es müssen auch die Flächen der oberen Etagenwände fürs Auge entlastet, ja aufgelöst werden. Und das hat Dülfer bei dem stattlichen Neubau der „Allgemeinen Zeitung" an der Bayerstraße durch reiche und kontrastierende farbige Behandlung der Wandteile zwischen den Fenstern und durch ein leichtes Zurückschieben der „bewohnten" Stockwerke in überraschend glücklicher Weise fertig gebracht. Mit ganz andern Mitteln, aber nicht minder originell und glücklich, haben Heilmann und Littmann im Hause eines großen Tapetengeschäfts das Problem gelöst: sie gaben der Front eine symmetrisch geschwungene Grundrißlinie, die sich an den Ecken stark einzieht, in der Mitte sich wieder etwas, aber nicht bis an die Straßenflucht, herauswölbt. So wurde nicht nur Raum für ein wie ein Glaskasten weit vorspringendes mächtiges Schaufenster gewonnen, sondern die ganze Fassade erhielt eine rhythmische Belebtheit, die für unser Empfinden die Schwere des Steins völlig überwindet und die sich außerdem trefflich der noch nicht ganz verwischten Rokokostimmung der Theatinerstraße einfügt.

Das Stelzenhaus ist nur ein, aber ein recht beredtes Beispiel von den schwierigen Aufgaben, die das moderne Leben an den Architekten stellt, der seine Aufgaben in künstlerischem Sinne lösen will. Wie die private, ist auch die öffentliche Bautätigkeit an solchen Aufgaben überreich. Für die Kunststadt München war es ein hohes Glück, daß die Stadtgemeinde in ihrem Bauamt nun schon seit manchem Jahr immer wieder Männer zu finden (wenn auch nicht immer würdig zu behandeln und festzuhalten) gewußt hat, die jene Aufgaben in ihrer ganzen künstlerischen und kulturellen Bedeutung erfaßten und sich ihnen gewachsen zeigten. Drei Namen müssen da vor allem genannt werden: Karl

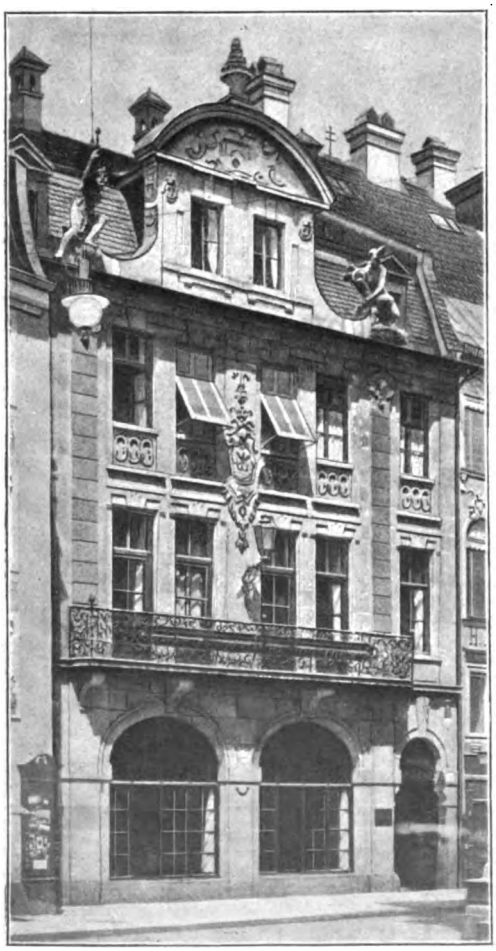
Architekt: Theodor Fischer — Erlöser-Kirche (Vorstadt Schwabing)

Digitized by Google

Hocheder, Hans Gräſſel, Theodor Fiſcher. Von ihnen gehört nur Gräſſel noch dem Stadtbauamt an; Hocheder iſt jetzt Profeſſor an der Techniſchen Hochſchule in München, Fiſcher, der in Bertſch einen trefflichen Nachfolger erhalten hat, wurde an die Stuttgarter Techniſche Hochſchule berufen.

Hocheder iſt neben Gabriel Seidl der eigentliche Meiſter des Münchner Neu-Barock. Geriete ſein Name einmal in Vergeſſenheit (die Gefahr iſt kaum vorhanden!), ſo würden ſeine Fachgenoſſen eines künftigen Jahrhunderts ihn den „Meiſter der ſchönen Dächer“ nennen; wenigſtens genießen heute ſeine Dachlöſungen eine beſondere Fachberühmtheit — natürlich nicht als losgelöſte Einzelheit, ſondern, wie man ja gerade bei dieſem Bauglied ſagen kann, als krönende und zuſammenfaſſende Beſtandteile eines großzügig gedachten, reich entwickelten, maleriſch und klar gruppierten Ganzen. Ein prächtiges Bauwerk in dieſem Stil iſt das St. Martins-Spital, ein Pfründnerhaus, das ſich in ſeiner

Architekt: Hans Gräſſel — Städtiſches Zollhaus bei Harlaching



Architekt: Gabriel Seidl — Gaſthaus „zum Bauerngirgl“ in der Reſidenzſtraße

architektoniſchen Schönheit und Würde neben manchem modernen Schloßbau ſehen laſſen darf; ferner das Müllerſche Volksbad, das als äſthetiſches und praktiſches Vorbild in ganz Deutſchland anerkannt iſt. Aber am dankbarſten muß man dem ausgezeichneten Mann vielleicht dafür ſein, daß er uns für das moderne Schulhaus eine künſtleriſche Form gefunden hat. Wie ſind hier, durch die detaillierten Gebote der Sicherheit und der Hygiene, dem Architekten heute ſcheinbar die Hände gebunden! Und wie hat ſich gerade in dieſer Beſchränkung Hocheder als Meiſter gezeigt! Stattlich und freundlich zugleich, aus altheimiſcher Art erwachſen und doch allen heutigen Lebensbedingungen und Forderungen angepaßt, müſſen dieſe Schulpaläſte, deren Pracht nicht in der Koſtbarkeit, ſondern in der Vornehmheit liegt, den unverbildeten Sinn der Kinder unmerklich und darum deſto ſicherer für geſchmackvolle und ſchöne Erſcheinung empfänglich machen, wie ſie zugleich ein rühmliches Zeugnis an die Nachwelt überliefern, welch hohe Bedeutung unſre Gemeinweſen der Volksbildung beilegen.

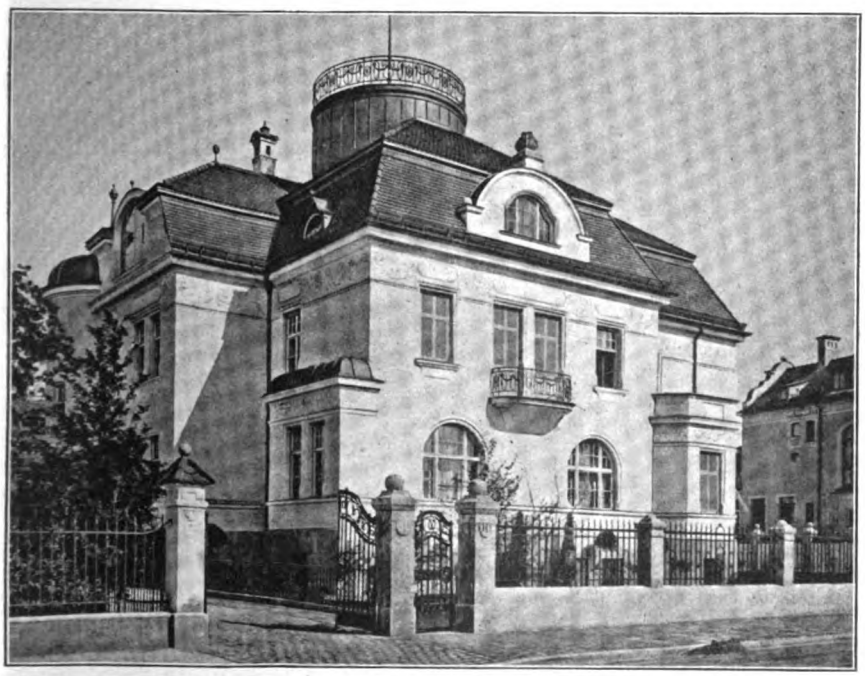
Der andre Klaſſiker des Neumünchner Volksſchulbaues iſt Theodor Fiſcher. Unter all den Architekten, die in den letzten Jahrzehnten in das „Steinerne Buch“ der wachſenden Großſtadt ihren Namen eingeſchrieben, hat er vielleicht die markanteſte, wuchtigſte Handſchrift. Zu wirklich monumentaler Wirkung erhebt ſich ſeine Art, die immer ſicherer auf einfache, große Flächenentwicklung und -kontraſtierung losgeht, in der Eliſabeth-Schule. Mit ihren mächtigen Giebeln und dem maſſigen Turme beherrſcht ſie die ganze Umgebung. Dabei verzichtet Fiſcher nicht auf ſchmückende Belebung der Faſſaden; er weiß an ihnen ſogar den Kindern allerlei zu erzählen von heimiſcher und fabelhafter Tierwelt, aus bibliſchen Geſchichten und deutſchen Märchen, aber dieſe Bilder, in verſchieden behandeltem Bewurf ausgeführt, zerreißen die Fläche nicht, und der plaſtiſche Schmuck beſchränkt ſich auf einen oder wenige Punkte, beſonders den Haupteingang. Was gibt z. B. das Tor der Haidhauſerſchule den Kindern

Digitized by Google

alles zu beschauen und zu bedenken! Wie die Elisabeth-Schule der imposanteste, so ist die Höhere Töchterschule an der Luisenstraße der anmutigste, ziervollste von Fischers Schulbauten. — Bei aller Steigerung ins Einfach-Große bleibt Fischer doch immer im Zusammenhang mit den Traditionen altbayrischer Bauweise; so hat er in der Schwabinger protestantischen Kirche den alten romanischen Typus der einheimischen Dorfkirche weiterentwickelt, so hat er in dem prachtvollen Entwurf für die Bebauung der Kohleninsel — es wird wohl immer beim Entwurf bleiben! — das typische Bild der Marktstraße der oberbayrischen Landstadt monumentalisiert. Auch seine — wenigstens zum Teil ausgeführten — Entwürfe für die künstlerische Ausgestaltung der neu zu erbauenden Brücken zeigen den monumentalen Zug, dabei sind sie durchaus der landschaftlichen Eigenart der Umgebung angepaßt.

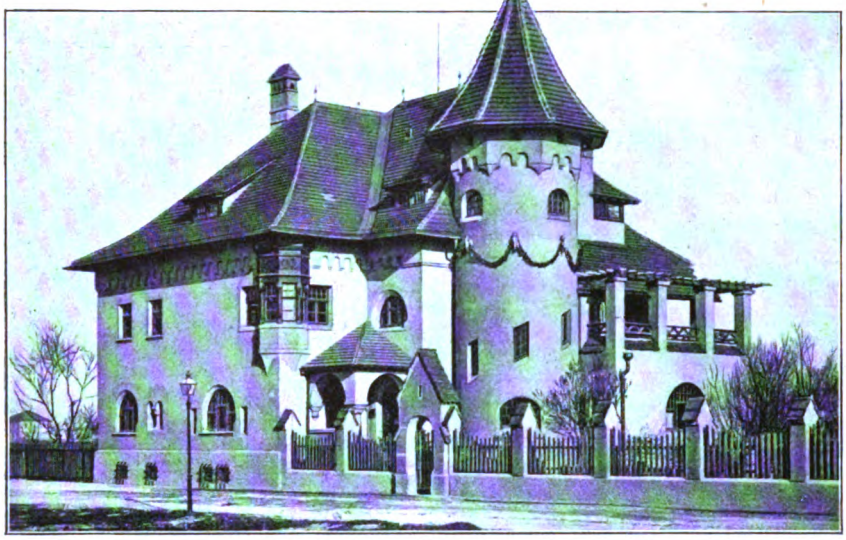
Architekt: H. Kronenberger — Gartenhaus an der Kaulbachstraße

Von der Mannigfaltigkeit der baulichen Aufgaben, die einer modernen Großstadtgemeinde obliegen, besonders einer solchen, die sich als Bauherrin gewisser Ehrenpflichten bewußt ist, gibt auch das Schaffen Hans Gräffels einen guten Begriff. Er hat u. a. dem Stadtarchiv unmittelbar am Alten Rathaus sein Heim in würdiger, schlichter Frühgotik hergerichtet, hat gleichfalls im Zentrum der Altstadt das Haus der städtischen Sparkasse in bürgerlich vornehmer Renaissance erbaut, hat in der Nähe des Nymphenburger Schlosses den prächtigen, an eine reiche Klosteranlage des 18. Jahrhunderts erinnernden Neubau des städtischen Waisenhauses errichtet und endlich noch weiter draußen, am Weichbild der Stadt, mit gleicher Liebe und Glück die kleinen Zolleinnehmerhäuschen, die ein Stück Spitzwegscher Biedermaier-Romantik aufs anmutigste verkörpern, und die großen, feierlich schönen Anlagen neuer Friedhöfe geschaffen. Man braucht nur etwa die imposanten, mit dem feinsten Stilgefühl in der frühchristlichen Formensprache durchgeführten Bauanlagen des neuen Nördlichen (Schwabinger) Friedhofs mit den nüchternen Baulichkeiten des alten Südlichen Friedhofs zu vergleichen, um sich des gewaltigen Fortschritts bewußt zu



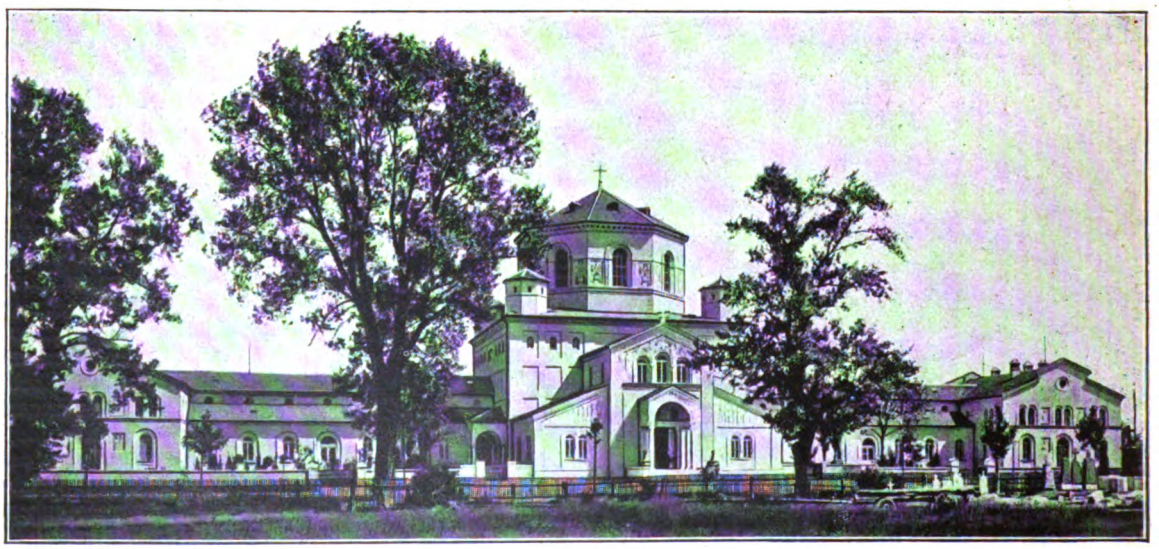
Architekten: P. Pfann und G. Blumentritt — Villa in der Möhlstraße

Digitized by Google



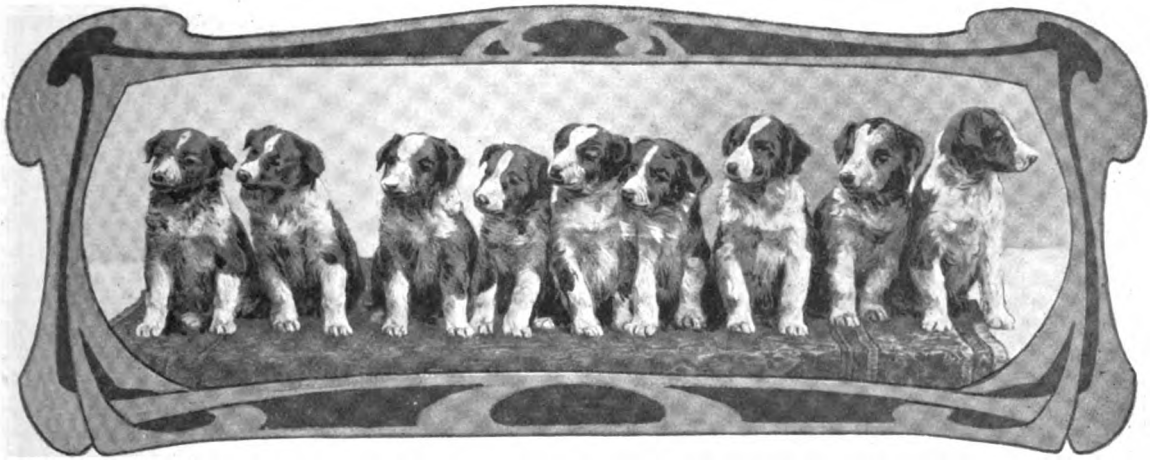
Architekten: August Exter und Alfred Pinagel — Villa an der Karl Theodorstraße

werden, den auch auf diesem Gebiet, wie allenthalben, die Münchner Architektur vom nüchtern Verstandesmäßigen, schematisch Erdachten zum echt künstlerisch Konzipierten, Ausdrucks- und Stimmungsvollen gemacht hat. Es wäre noch auf gar viele öffentliche und private Gebäude, Baudenkmäler weltlichen und kirchlichen Charakters einzugehen, noch eine ganze Reihe vortrefflicher Architekten zu nennen. Friedrich von Thiersch' majestätischer Justizpalast, der reiche, stattliche „Bernheimerbau" von demselben Meister, außer Seidls St. Anna-Kirche und Th. Fischers Erlöserkirchlein noch mehrere neuerbaute Gotteshäuser, und wie viele Privathäuser von verschiedenstem Charakter und Zweck verdienten noch in Bild und Wort herangezogen zu werden! Wer sich über diese Seite des Münchner Lebens und Wirkens genau unterrichten will, dem sei vor allem das große Sammelwerk empfohlen, dem die Abbildungen zu diesem Artikel entnommen sind. Hier konnte und sollte nur am Beispiel der Architektur gezeigt werden, welch kraftvolle Eigenart noch heute dem Boden und der geistigen Lebensluft Münchens innewohnt, nicht sich abschwächend und nivellierend mit dem Wachsen der Großstadt, sondern eher noch sich verstärkend und vertiefend. Und wenn bei diesem Betonen der örtlichen Eigenart, die ja immer und naturgemäß vor allem in der Tradition zum Ausdruck kommt, die Architektur vorläufig noch zumeist sich der Ausdrucksmittel vergangener Zeiten bedient, so kann nur ein oberflächlicher Blick verkennen, wie eine zunehmende Unabhängigkeit den alten Vorbildern gegenüber die Baukünstler ihre neuen Aufgaben auch in neuem Sinn zu lösen befähigt und wie große Hoffnungen und Aussichten ein solch behutsames Vorschreiten eröffnet. Aus dem modernen Kunstgewerbe, das trotz vieler Anfechtungen in München festen Fuß gefaßt hat und auch hier nicht mehr zu unterdrücken ist, wird in langsamem Hinüberwirken auch „die" moderne Architektur entstehen. Dessen ist Richard Riemerschmids Münchner Schauspielhaus ein verheißungsvolles Zeichen. Die neue Architektur wird kommen, aber sie wird voraussichtlich gar nicht so verblüffend „neu" werden, wie heute manche Doktrinäre und Dilettanten träumen. Auch von ihr gilt das italienische Sprichwort: Se rosa è, fiorirà — ist's eine Rose, nun, so wird sie blühen. Aber Stunde und Minute ihres Aufblühens hat sich noch keine rechte Rose, die in freiem Gartenland ihrer vollen Schönheit entgegenwuchs, von einem Menschen vorschreiben lassen.



Architekt: Hans Gräffel — Neuer nördlicher Friedhof: Das Leichengebäude

Digitized by Google



Der Despotismus der Amerikanerin

Von

Henry F. Urban-New York

Die naive Ueberzeugung vom Vorhandensein einer unbegrenzten Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in Amerika hat etwas Fanatisches. Man glaubt daran wie an die Bibel, wie an etwas Heiliges. Natürlich übt diese Ueberzeugung einen bedeutenden Einfluß auch auf die Erziehung der Kinder aus. Das Wort Erziehung an sich hat in Amerika einen fatalen Beigeschmack nach autokratischer Herrschaft auf der einen Seite und nach blindem Gehorsam auf der andern. Es hat etwas Antifreiheitliches, Antidemokratisches. Demokraten gehorchen nicht gern, da sich jeder einzelne von ihnen ein König dünkt, sei es auch nur in Westentaschenformat. Daher lautet ein ungeschriebenes Gesetz in Amerika: nur nicht zu viel erziehen. Zu viel Erziehung tötet die demokratische Selbstherrlichkeit des Individuums, züchtet den Knechtsinn, schafft Hörige. Jung-Amerika wird also ein möglichst geringes Maß von Erziehung im europäischen Sinne des Wortes zuteil. Nun gar die kleine Amerikanerin wächst in der Vorstellung auf, daß sie noch mehr Freiheit beanspruchen darf als der kleine Amerikaner. Sie ist der Mittelpunkt der Familie. Papa, Mama und die Brüder wetteifern darin, ihr Rosen auf den Lebensweg zu streuen, von denen sie vorher sogar sorglich die Dornen entfernt haben. Das Töchterchen bekommt schöne Kleidchen und Lackschuhchen, selbst wenn es Proletariers Töchterchen ist. Man steckt ihm goldene Ringlein, womöglich mit Diamanten, an die Fingerchen. Man bringt ihm Schachteln voll Süßigkeiten. Man gestattet ihm, nach Herzenslust Launen zu haben und frühzeitig nervös zu sein. Und eines Tages ist dann glücklich infolge des Uebermaßes individueller Freiheit aus dem Töchterchen eine tadellose kleine Despotin geworden. Auf den ersten Blick erscheint das wie eine Satire auf die Freiheit; aber doch wohl nur für den Harmlosen. Der Einsichtige weiß, daß die Freiheit das Ei ausbrütet, aus dem der Despotismus schlüpft. Wenn die Republik am höchsten, ist der Tyrann am nächsten, wie die Geschichte lehrt. Eine wie gefährliche Nahrung die Freiheit ist, wie wenige sie überhaupt verdauen können, beweist gerade die Amerikanerin. Kaum gelangt sie in das Alter körperlicher Reife, so sucht sie den jungen Mann auf, daß er ihr Ritterdienste leiste. Denn einmal ist die Amerikanerin physisch und psychisch früher reif als die nördliche Europäerin. Und dann ist ihr der Umgang mit dem männlichen Geschlecht durch den gemeinsamen Schulunterricht früh zur Gewohnheit und dadurch zum Bedürfnis geworden. Der Amerikaner bildet sich auf diese absichtliche Geschlechtermischung in der Schule nicht wenig ein. Er hält sie ebenfalls für eine echt amerikanische und echt republikanische Errungenschaft. Er schreibt ihr besonders gute Folgen für das heranwachsende männliche Geschlecht zu und meint, der Mann würde dadurch frühzeitig manierlich und höflich. Das ist gewiß richtig; aber meine jahrelangen Beobachtungen lassen es mir doch fraglich erscheinen, ob die schlechten Folgen der Geschlechtermischung die guten nicht in den Schatten stellen. Gerade dem amerikanischen Radikalismus gegenüber bin ich außerordentlich skeptisch geworden. Zu viel von der glorreichen amerikanischen Superiorität hat die Stichprobe nicht bestanden. Zu viel angebliche europäische Inferiorität hat sich nachgerade als das Richtigere erwiesen. So halte ich das ganze System der frühzeitigen amerikanischen Geschlechtermischung, trotz aller seiner Vorzüge, für im Grunde falsch. Es unterwirft den jungen Mann zu sehr dem angeborenen und anerzogenen weiblichen Despotismus, nährt in dem jungen Mädchen zu sehr die Neigung zum Mißbrauch dieses Despotismus mit Hilfe natürlicher weiblicher Mittel. Zu diesen Mitteln rechne ich all die tausend kleinen und noch harmlosen Künste der Liebelei (Flirt). Die junge Amerikanerin ist Meisterin darin, eben weil sie es so früh erlernt und so früh Gelegenheit

Digitized by Google

hat, es anzuwenden. Da sie von Kindheit an gewohnt ist, daß alles Männliche Götzendienst mit ihr treibt, so erwartet sie bereits als junges Mädchen von achtzehn Lenzen von dem jungen Mann ihrer Bekanntschaft unausgesetzt Huldigungen mannigfachster Art: Schachteln voll Süßigkeiten, teure Blumen und Spazierfahrten. Besonders anspruchsvoll ist die junge Dame in den großen Städten, mit der ich mich hier eingehender zu beschäftigen gedenke. Sie verlangt, daß der junge Mann sie ins Theater führt und zwar ohne Begleitung der Eltern. Das erfordert, daß er sie im Frack, Lackstiefeln und Klapphut, womöglich in einem Wagen, abholt, ihr einen Strauß Blumen überreicht und sie nach dem Theater in ein vornehmes Restaurant fährt. Alles muß den Stempel äußerster Vornehmheit tragen, selbst wenn der junge Mann nur ein armseliger Klerk mit bescheidenem Wochengehalt und sie das Töchterchen eines kleinen Beamten oder Geschäftsmannes ist. Hier wird derselbe übertriebene Luxus, dieselbe arge Hofierung mit der Holden getrieben, die ihr schon als Kind zuteil wurde. Für den jungen Mann wiederum bedeutet es eine Fortsetzung des Unterrichts in der fast göttlichen Verehrung des weiblichen Geschlechts, die ihm von Kindheit an daheim und in der Schule beigebracht worden ist. Mehr als je befestigt sich in ihm das Bewußtsein, daß die junge Dame seine Herrin ist und er ihr ergebener Diener, deren Launen zu gehorchen für ihn eine Wonne sein muß. Daß dieser Verkehr unter allen Umständen ein harmloser bleibt, ist selbstverständlich ein Ding der Unmöglichkeit. Zwar hört man in Amerika oft den Ausspruch aus mütterlichem Munde: „Meine Tochter schützt sich selber." Aber das ist eine der zahllosen eiteln Selbsttäuschungen, an denen das amerikanische Volk besonders reich ist. Der Menschenkenner weiß, daß ein junges Mädchen sich nur so lange selber schützt, als ihr der Mann in ihrer Gesellschaft gleichgültig ist, oder solange der Mann, wenn er ihr nicht gleichgültig ist, die Neigung des Mädchens nicht mißbraucht. Uebrigens will sich die junge Amerikanerin durchaus nicht immer schützen. Ihre unersättliche Vergnügungssucht, die Abneigung gegen ein stilles häusliches Leben, die ewig mit Freiheit verwechselte Zügellosigkeit und ihre Frühreife tragen jede ihr Scherflein dazu bei, den Selbstschutz gelegentlich über den Haufen zu werfen.

Auch als Gattin erfreut sich die Amerikanerin einer nahezu schrankenlosen Bewegungsfreiheit. Sie ist die Herrin im Hause, während der Mann meistens nur der gehorsame Vollstrecker ihrer Wünsche ist. Seine vornehmste Pflicht ist es, der Frau ein angenehmes Leben zu bieten und sie mit allen nur denkbaren Bequemlichkeiten zu umgeben, die seine geschäftlichen Erfolge ihm ermöglichen. Ist er reich, so hält er ihr Kutschen und Bediente, schickt sie auf Reisen, im Sommer und Winter, dieweil er zu Hause bleibt und Geld „macht". Oft gibt er das pompöse Haus auf und zieht mit ihr in ein Hotel, damit ihr der in Amerika unerträglich gewordene Dienstbotenärger und sonstige häusliche Sorgen erspart bleiben. Was bietet die Frau des wohlhabenden Mannes als Gegenleistung? Erstaunlich wenig, oft nichts. Nicht selten ist sie ein vollkommener Parasit, die Raupe, die von ihm, dem Baume, lebt. Sie gibt Gesellschaften, fährt spazieren, besucht mit ihm das Theater und erfreut ihn abends, wenn er aus dem Geschäft kommt, durch ihre Eleganz und Schönheit und muntere Gesprächigkeit. Die Raupe verwandelt sich dann in einen gaukelnden prachtvollen Schmetterling. Aber auch in den weniger bemittelten Familien ist der Unterrockdespotismus eine nur zu häufige Erscheinung. Selbst der Ehemann in untergeordneter Stellung hat die Ueberzeugung, daß seine Frau zu kostbar ist, um den rauhen Anforderungen des Lebens ausgesetzt zu werden. Sie ist ihm ein edles Vollblut, kein Karrengaul. Wenn er ihr nicht Wagen und Reisen und Dienstmädchen bieten kann, so macht er wenigstens am Morgen Feuer an, bereitet das Frühstück, wartet die Kinder, schiebt bei Ausgängen den Kinderwagen und trägt des Nachts das schreiende Baby im Zimmer auf und ab. Nicht selten verzichtet der Ehemann, ob reich oder nicht, überhaupt auf Kinder, weil sie der Frau eine zu große Last sind. Er treibt also Rassenselbstmord, gegen den Theodore Roosevelt einmal so entrüstet geeifert hat. Auch sonst ist die Stellung der verheirateten Amerikanerin aller Kreise zu Hause eine überaus unabhängige. Sie verfügt über ihr eignes Vermögen nach Gutdünken, hat unter allen Umständen, wenn der Mann bemittelt ist, ihr eignes Bankkonto und schreibt ihre eignen Schecks aus.

So ist es erklärlich, daß der Amerikanerin auch im öffentlichen Leben vom Manne eine auffallend bevorzugte Stellung eingeräumt wird. Vor Gericht wird das Recht häufig zugunsten der Frau gebeugt: vom Richter und noch mehr von den Geschworenen. Ist die Klägerin gegen den Mann, so ist man immer bereit, ihr mehr zu glauben. Ist sie Angeklagte und der Kläger ein Mann, so ist wiederum das Mitgefühl auf ihrer Seite, besonders wenn sie schön und jung ist. Ihr Advokat wird unter allen Umständen ihre Schönheit und Jugend benutzen, um damit auf Richter und Geschworene Eindruck zu machen. Wo sie sich in der Oeffentlichkeit zeigt, wird sie wie eine Königin des Mittelalters von ihren Höflingen behandelt. Sie betritt den Personenaufzug in einem Hotel oder Warenhaus, und sofort nehmen die Herren darin die Hüte ab. Auf der Straße, in bitterster Winterkälte, steht der junge Mann oft mit entblößtem Haupte vor einer Dame, mit der er spricht. Steigt sie in einen Straßenbahnwagen am vorderen Ende, so wird der unmittelbar an der Rolltür sitzende Mann die Tür sofort aufreißen und wieder hinter ihr schließen. Ist der Wagen überfüllt, so erwartet sie, daß sofort ein Mann aufsteht und ihr seinen Sitz anbietet. In Konzerten und Theatern nimmt sie das Recht für sich in Anspruch, zu spät zu kommen und alle übrigen dadurch zu stören. Ueber Vorschriften glaubt sie überhaupt erhaben zu sein. Sehr dienlich ist ein Geschichtchen, das sich in Lexington, Staat Kentucky, am 22. Juni 1903 abspielte. Eine Frau hatte ihren Mann, einen Greis von 76 Jahren, vor Gericht geschleppt, weil er sein Geld in Whisky vertränke und ihr Szenen machte, wenn sie ihm nicht ausgesuchte Delikatessen vorsetzte. Der Richter fragte die Frau, warum sie ihrem Mann nicht eine Tracht Prügel verabreichte. Die Frau meinte, das würde sie gern tun, wenn der Richter es erlaubte.

Digitized by Google

Der Richter ließ eine Peitsche holen und der Frau geben. Diese führte den Alten auf den Korridor und bearbeitete ihn dort vor zahlreichen Zuschauern mit der Peitsche, bis der Alte um Gnade bat und Besserung versprach. Dann nahm sie ihn beim Arm und führte ihn nach Haus. Diese Schilderung entnahm ich einem Bericht im New Yorker „Herald". Ueberhaupt ist das Reitpeitschenweib eine für Amerika typische Erscheinung. Auch ohne richterliche Erlaubnis rächen Frauen wirkliche oder vermeintliche Männerunbill auf offener Straße mit der Peitsche. Nie wird der Geprügelte sich zur Wehr setzen. Täte er's, würden die Männer unter den Zuschauern sofort die Partei der Frau ergreifen, ohne zu untersuchen, ob die Frau im Recht ist oder nicht. Auf der Bühne erscheint der Ehemann in häuslichen Zwisten immer als ein schmählicher Pantoffelheld, der von seiner erbosten „besseren" Hälfte nach Herzenslust geohrfeigt wird und dem die Haare ausgerissen werden — unter dem jauchzenden Beifall des männlichen und weiblichen Publikums.

Aus dem Angeführten geht hervor, daß in Amerika eine förmliche Weiberherrschaft oder Gynäkokratie besteht — wie der wissenschaftliche Ausdruck lautet. Sie ist auch von andern Amerikakennern schon festgestellt worden. Hugo Münsterberg, Professor der Psychologie an der Harvarduniversität, hat z. B. in seinem Buch „American Traits" im Kapitel „Women" (S. 155) auf den in Amerika herrschenden Feminismus und seine Gefahren für die Allgemeinheit hingewiesen. Hellängige Amerikareisende, wie jüngst der Franzose Hugues le Roux, haben das Gleiche beobachtet. Was ist Gynäkokratie? Dr. Iwan Bloch führt im zweiten Teil seines interessanten Buches „Beiträge zur Aetiologie der Psychopathia sexualis" eine Reihe von Ursachen der Gynäkokratie oder Weiberherrschaft an: erstens als die wichtigste und älteste das Matriarchat oder Muttervorrecht, zweitens die infolge des Matriarchats dem Weibe gewöhnlich eingeräumte hohe soziale Stellung, drittens die religiöse Bedeutung des Weibes u. s. w. Alle charakteristischen Züge finden sich in der Gynaikokratie Amerikas. Wir haben auf seiten der Frau eine absolute Oberherrschaft im Hause und außer dem Hause, auf seiten des Mannes eine ebenso absolute Unterwürfigkeit in allen möglichen Abstufungen, von der einfachen Galanterie des spanischen „Cortejo" und italienischen „Cavaliere servente" bis zur völligen Sklaverei. Diese Stellung des Mannes ist teils das Ergebnis der früh begonnenen feministischen Erziehungsmethode daheim und in der Schule, teils die Folge einer später erworbenen physischen und moralischen Degeneration. Nicht bloß durch Erziehung wird der Amerikaner zum Weibersklaven. Das Leben, die Verhältnisse tun noch dazu ein übriges. Die amerikanische Kultur ist eine Treibhauskultur. Alles ist zu rasch in die Höhe geschossen, zu früh gereift. Der ungeheuerliche Reichtum hat gerade in den Städten einen ungeheuerlichen Luxus geschaffen mit all seinen entnervenden Wirkungen. In Amerika sind schon Kinder nervös. Es gibt überhaupt keine Kinder nach deutschem Begriff. Ihre Nerven sind wie von Seide. Frühzeitig hat daher mancher junge Mann seine Nervenkraft verbraucht und ist Nervenschwächling geworden. Er braucht die stärksten Reizmittel für seine schlaffen Nerven. Die Reizmittel liefern ihm aufregende Arbeit und aufregende Vergnügungen. Kein Wunder also, daß der vor der Zeit abgearbeitete und erschöpfte Mann ein leichtes Opfer der von ihm frühzeitig als Herrin verehrten Frau wird, die gut ißt und trinkt, von ihren Kräften wenig verbraucht und den Mann ihre Superiorität unausgesetzt fühlen läßt.

Zweifellos haben diejenigen recht, die von der amerikanischen Weiberherrschaft unheilvolle Wirkungen für die ganze Nation befürchten und sie als einen unnatürlichen Zustand bezeichnen. Möbius sagt in seiner viel umstrittenen Schrift über den physiologischen Schwachsinn des Weibes im Vorwort überaus treffend: „Je gesünder ein Mensch ist, um so entschiedener ist er Mann oder Weib. Beim nervösen Menschen aber treten mannweibliche Züge auf, weibische Männer und männliche Weiber erscheinen." Und in einem andern Vorwort sagt er: „Da auf keinen Fall die ganze Menschheit an der Umbildung des Weibes teilnehmen wird, so muß ein Feministenvolk seinen Nachbarn unterliegen, und seine Reste werden in andern gesunden Völkern aufgehen." Man kann allen Ernstes Amerika gegenüber schon heute die Frage erwägen, was wohl aus ihm würde, wenn es nicht fortwährend, wie sich Möbius ausdrückt, durch Barbarenblut, also kräftige Einwanderung wieder aufgefrischt würde. Trifft doch auf die Deutsch-Amerikaner das hier von der „Weiberherrschaft" Gesagte erfreulicherweise nicht zu!

Die Sieger von Roßbach

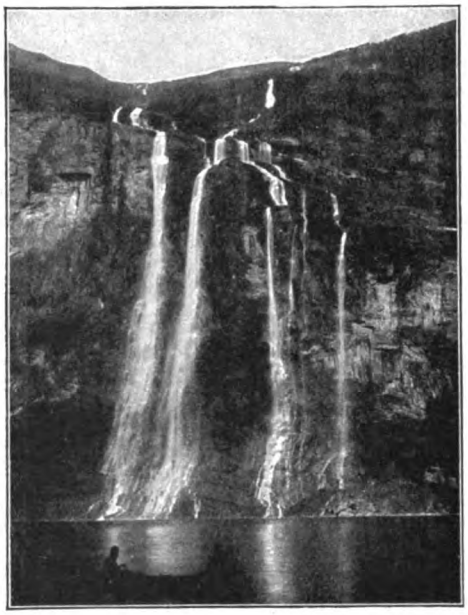
(Zu dem Einschaltbilde gegenüber Seite 120)

Unter allen Schlachten des Siebenjährigen Krieges hat die bei Roßbach wohl am tiefsten und stärksten auf die Stimmung und die Phantasie des damaligen Deutschland eingewirkt. Daß, nach dem alten Verschen, nicht nur „die ganze Reichsarmee", sondern auch „Panduren und Franzosen" davonliefen, als der große Friedrich kam und auf die Hosen klopfte, das war, nicht ganz logisch, aber doch aus einem richtigen Empfinden heraus, für viele gute Deutsche nicht nur ein preußischer, sondern ein deutscher Sieg. Die Zahl der „Fritzisch" Gesinnten, von denen uns Goethe in „Dichtung und Wahrheit" erzählt, wuchs seit Roßbach unaufhörlich, und man kann sich denken, welche Aufnahme besonders jene Soldaten Friedrichs, welche die Hauptehre des Tages davongetragen, die Seydlitz-Kürassiere, in solchen „Fritzisch" gesinnten Kreisen fanden. Das war willkommene Einquartierung, und wenn die schmucken Reitersleute ihren Quartiergebern von den Taten des 5. November 57 erzählten, mögen wohl jung und alt ihnen so begeistert gelauscht haben, wie es das prächtige Bild R. Eichstädts uns so anziehend schildert.

Digitized by Google

DES·WASSERFALLS·
· NIXE ·

EINER·DER·„SYR·SÖSTRE"·ZU·EIGEN



Es hängt die Nixe ihr Haar hinab
übern Berg
wie ſchimmernde Seide.
Sie liegt auf die Linke geſtützt und träumt
hin über die einſame Heide.
Durch ihre Finger quillt und rinnt
die ſilberblonde Flut hernieder . . .
Nur hin und wieder
naht ein Wind
und zaudert bei dem ſchönen Kind.
Und wie ſie ſich herzen beide —
da bebt und ſchwankt,
da wogt und wankt
auf ein Kurzes
die göttliche Seide.

Chriſtian Morgenſtern

Digitized by Google

Ausstellungshalle, davor Haus für tropische Wasserpflanzen

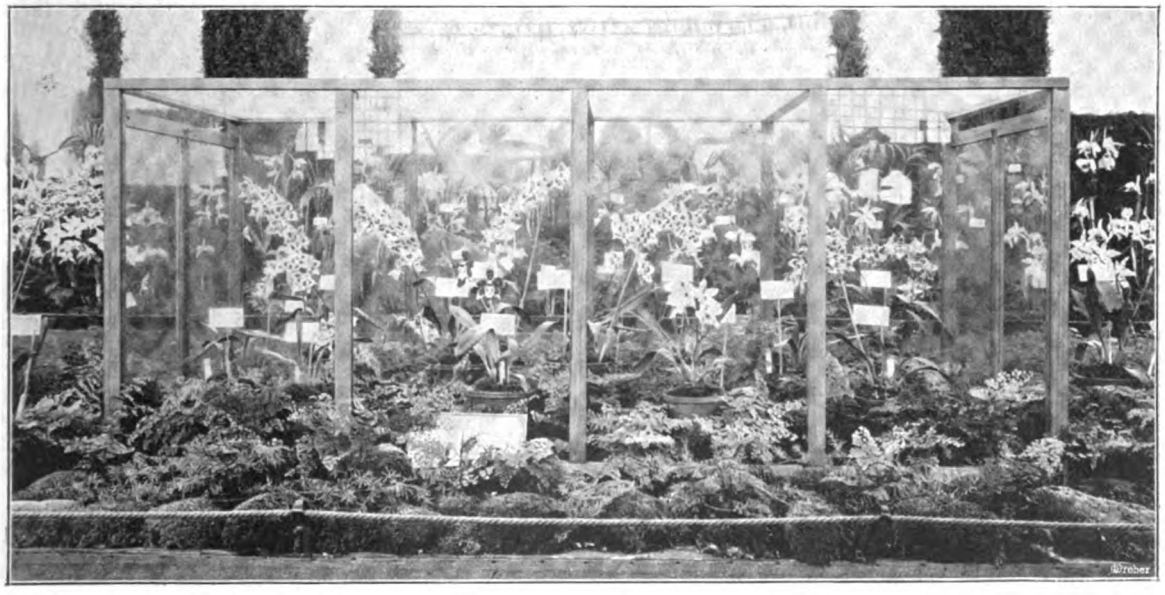
Von der Gartenbau-Ausstellung in Düsseldorf

Von

Max Hesdörffer

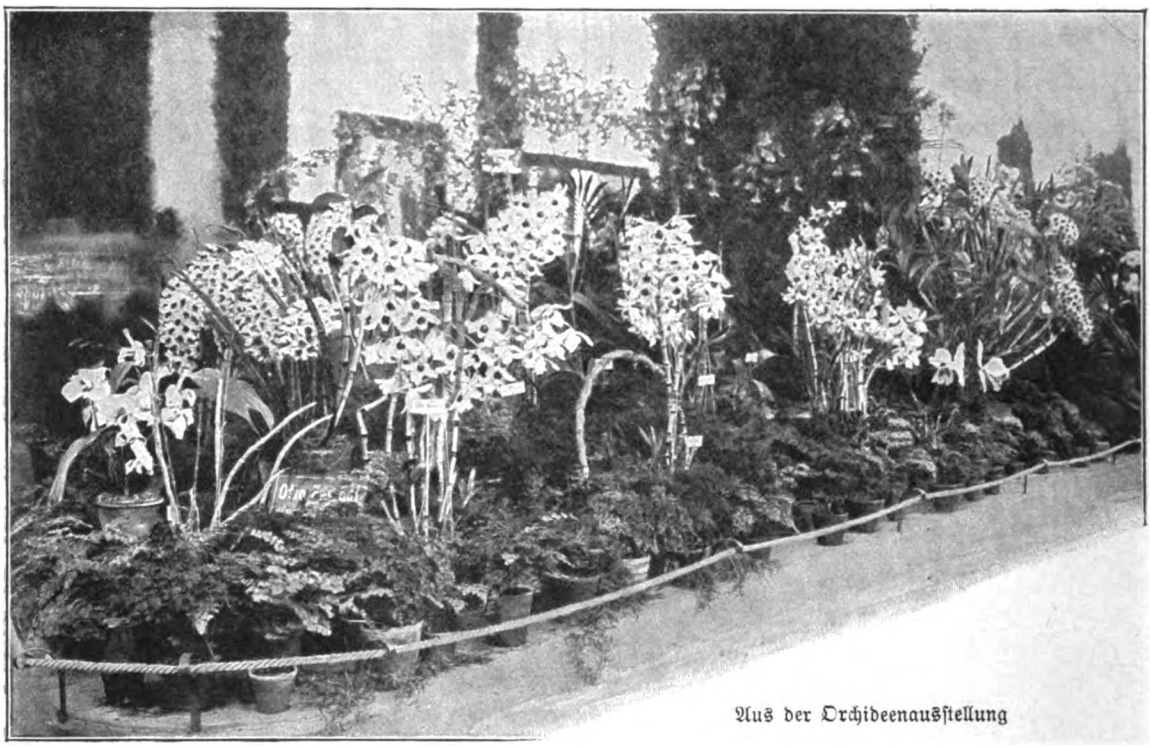
(Hierzu 10 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von W. Tscheuke-Berlin und O. Renard-Düsseldorf)

Am 1. Mai d. J. wurde in Düsseldorf in Verbindung mit der Internationalen Kunstausstellung eine ebensolche Gartenbauausstellung eröffnet, die gleich der Kunstausstellung in den Sommermonaten für die rheinische Kunstmetropole ein Zugstück ersten Ranges bilden wird. Der außergewöhnlich große Erfolg der im Jahre 1902 in Düsseldorf veranstalteten Kunst- und Industrieausstellung hat dem gegenwärtig stattfindenden Unternehmen die Wege geebnet. Auf dem gleichen Terrain der Ausstellung 1902 findet auch die jetzige Ausstellung statt, nach deren Beendigung, laut Beschluß der Düsseldorfer Stadtverordnetenversammlung, der weitaus größte Teil des annähernd 360 preußische Morgen umfassenden



Glaskasten mit zwölf Orchideen im Werte von 250000 Mark

Digitized by Google



Aus der Orchideenausstellung

Geländes in einen Kaiser-Wilhelm-Park umgewandelt werden soll.

Die Internationale Blumenausstellung, die bis Ende Oktober dieses Jahres währen wird, bietet den Besuchern in großen Zwischenräumen durch großartig durchgeführte Sonderausstellungen immer neue Ueberraschungen. Die ersten dieser Sonderausstellungen, eine Orchideen- und Frühjahrsblumenschau, fielen mit der Eröffnung des ganzen Unternehmens am 1. Mai zusammen. Sie übte eine Anziehungskraft auf die Besucher aus, wie sie einzig dastehen dürfte in der Geschichte des deutschen Ausstellungswesens. Die Düsseldorfer Ausstellungsleitung, an deren Spitze Historienmaler Professor Roeber steht, hat für alle Spezialgebiete des Gartenbaues hervorragende deutsche Fachmänner gewonnen, die ihre ganze Arbeitskraft und ihr ganzes Wissen für das Gelingen des Unternehmens einsetzen. An der Spitze der Orchideenschau stand der Orchideenzüchter Otto Beyrodt in Marienfelde bei Berlin, der dort vor einigen Jahren eine Orchideengärtnerei errichtete, wie sie im Reiche nicht ihresgleichen hat. Den internationalen Beziehungen Beyrodts ist es gelungen, die bedeutendsten Orchideenzüchter aus Deutschland, England, Frankreich, Belgien und Holland zur Beteiligung an diesem Unternehmen heranzuziehen, wozu hohe Geldpreise noch das ihrige beigetragen haben dürften. So war in Düsseldorf eine Orchideenkollektion zusammengekommen, die sich aus nicht weniger als 5000 verschiedenen, in vollem Flore stehenden tropischen Orchideen zusammensetzte, deren Wert auf mehrere Millionen Mark veranschlagt wurde. Herr Beyrodt selbst war mit mehreren Hunderten blühender Pflanzen vertreten. Besonders interessant war diese Schau, weil sie neben zahlreichen der nach Tausenden zählenden, aus den Tropen eingeführten echten Arten und natürlichen Hybriden auch die wunderbarsten Bastarde enthielt, die bisher gärtnerische Züchtungskunst zustande gebracht hat. Unter diesen Bastarden befanden sich auch solche der sogenannten Alexandraorchidee, Odontoglossum Alexandrae. Diese Orchidee mit ihren einseitswendigen langen Blütenrispen aus meist blendend weißen, flachgeöffneten, mit roten Tupfen gezierten Blüten gebildet, die ihren Namen zu Ehren der Königin von England trägt, gehörte bei ihrer ersten Einführung in Europa zu den größten Seltenheiten und war nur den mit Glücksgütern reich gesegneten Blumenfreunden erreichbar. Bald wurde sie aber aus ihrer Heimat Neugranada und Santa Fé de Bogotá in Hunderttausenden von Exemplaren eingeführt, so daß die Preise rapide sanken. Mit der gewöhnlichen Art gelangten aber gelegentlich auch Pflanzen mit abweichend gefärbten und gezeichneten Blüten zur Einführung, natürliche Hybriden, die zufälliger Kreuzbefruchtung durch Insekten ihr Dasein verdanken. Diese Hybriden waren und sind auch noch heute die Könige des Orchideenluxus. Seltene Zeichnungen wurden und werden mit Gold aufgewogen, Preise von 15000, 20000, 30000 und selbst 60000 Mark für eine einzelne solche Hybride sind in England vielfach bezahlt worden. Der lockende Gewinn veranlaßte die Orchideenzüchter, in ihren Treibhäusern künstliche Kreuzbefruchtungen vorzunehmen. Die Befruchtungen gelangen, die Pflanzen setzten Samen an, aber allen Bemühungen zum Trotz wollten die Samen nicht zum Keimen gelangen. Nach jahrzehntelangen Bemühungen ist es endlich einigen belgischen Gärtnern

Digitized by Google

gelungen, das Mysterium der Heranzucht dieser Orchidee aus dem Samenkern zu entschleiern, und der belgische Orchideenspezialist Charles Vuylsteke, Loochristy-Gent, hat auf diese Weise die wunderbarsten Bastarde gezüchtet, die gegenwärtig existieren. Die zwölf wertvollsten dieser Bastarde waren in Düsseldorf in einem sorgfältig verschlossenen Glaskasten zu sehen, den unser Bild a. S. 149 veranschaulicht. Die zwölf mit je einer Blütenrispe geschmückten Pflanzen in diesem Kasten, von denen eine der Kaiserin zu Ehren den Namen Imperatrice Auguste Viktoria trägt, sind käuflich zu haben, und zwar für die Kleinigkeit von 250 000 Mark. Die Zeichnung und Färbung dieser Blüten grenzt direkt an das Wunderbare. Von reinweißem, rosa- oder lilafarbigem Grunde heben sich apart gestaltete Zeichnungen ab, in denen die blutrote, violette und gelbe Farbe vorherrschen. Auch noch einige andre Orchideen dieser Schau waren als besondere Raritäten sorgsam mit Glaskuppeln bedeckt. Darunter befand sich gleichfalls noch eine Odontoglossumhybride, die der Potsdamer Züchter C. Karthaus unter direkt importierten Pflanzen fand und nun für 20 000 Mark an den Mann bringen will, sowie wunderbare Bastarde der Frauenschuhorchidee, deren Blütenlippe bekanntlich die Gestalt eines Pantoffels hat. Der Raum verbietet es mir, auf weitere Einzelheiten einzugehen, und es erübrigt sich dies auch, da es ein Ding der Unmöglichkeit ist, dem Fernstehenden ein Bild von den Farben, Zeichnungen und mannigfaltigen Formen der meist herrlich duftenden Blüten der zur Schau gestellten Orchideen zu entwerfen. Die Anziehungskraft dieser Abteilung auf alle Besucher der Ausstellung war eine so bedeutende, daß die Schaulustigen nur truppweise in die heiligen Hallen eingelassen werden konnten, und oft Hunderte lange Zeit geduldig des Eintritts harren mußten. In Rücksicht auf die Kostbarkeit und Empfindlichkeit der hier zur Schau gestellten Pflanzen waren ursprünglich nur drei Tage für diese Sonderveranstaltung vorgesehen. Der Ausstellungsvorstand mußte aber schließlich dem Drängen der Schaulustigen nachgeben und die Wunderblumen unter Erhebung eines besonderen Eintrittsgeldes noch einen vierten Tag der Besichtigung freigeben.

Beim Verlassen des Orchideenpavillons gelangt man an einem dem großen Kunstpalast vorgelagerten Riesenblumenparterre vorüber, das zurzeit mit tausend und abertausend knospenden und blühenden Tulpen, Schwertlilien, Azaleen, Alpenrosen, Schlüsselblumen, Vergißmeinnicht und ähnlichen Frühlingsblühern bepflanzt war. Alle diese Blüher bilden einen Teil der Frühjahrsblumenausstellung. Die Beteiligung an dieser Ausstellung war gleichfalls eine internationale. Alle Länder Europas, deren Gartenbau auf der Höhe steht, waren durch ihre hauptsächlichsten Spezialitäten darin vertreten. Die langgestreckte, gewaltige Haupthalle des Ausstellungsterrains hatte man mit Kunst und Geschick in einen märchenhaften Wintergarten verwandelt, wie man ihn schöner und blütenreicher wohl noch nirgends zu schauen bekam. Unser Bild auf S. 153 bietet einen Blick in die rechte Hälfte dieser Riesenhalle. Die Seiten und der Hintergrund zeigen eine üppige Palmendekoration. Der deutsche Gärtner W. Winter in Bordighera (italienische Riviera), dessen Palmengarten berühmt ist, so daß sich nach ihm alljährlich eine förmliche Völkerwanderung Schaulustiger ergießt, hatte es sich angelegen sein lassen, mit den schönsten seiner Palmen die Ausstellung zu bereichern. Die große, ganz links im Hintergrunde unsers Bildes sichtbare Dattelpalme hat eine Stammhöhe von 12 Metern und mußte auf zwei aneinander gekoppelten Waggons nach Düsseldorf transportiert werden. Andre Palmen dieses Ausstellers haben mit ihren Gefäßen ein Gewicht von 2000 Kilogramm. Sie wurden bereits vor einem Jahre in Bordighera unter Berück-

Ausstellung von Alpenrosen

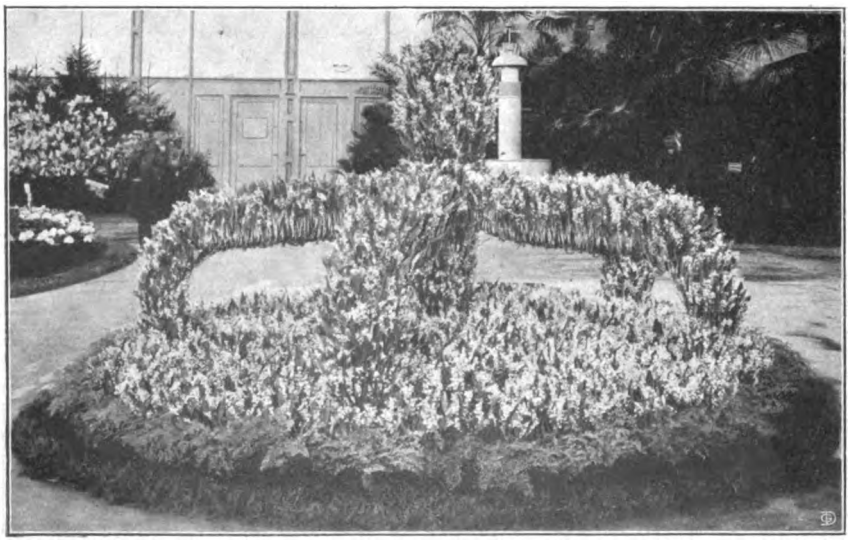
Digitized by Google

Eine Orchideengruppe

sichtigung ihrer physiologischen Lebensbedingungen aus dem Freien herausgenommen, in gewaltige Kübel gepflanzt und für die Düsseldorfer Ausstellung vorbereitet; sie werden bis in den Oktober hinein Hauptschaustücke der Ausstellung bilden und haben auch teilweise, weil abgehärtet, im Freien zur Dekoration der Rasenflächen Verwendung gefunden. Neben diesen Palmen haben die Winterschen Gärten auch ein einzig in seiner Art dastehendes Fettpflanzen- oder Sukkulentensortiment nach Düsseldorf geliefert. Dieses, die auserlesensten Feigenkakteen und Agaven enthaltende Sortiment war von besonderem Interesse. Die Riesenagave im Mittelpunkte des Arrangements stand gerade im Begriff, ihren gewaltigen Blütenschaft zu entfalten, der eine Höhe von 6 bis 8 Metern erreichen wird.

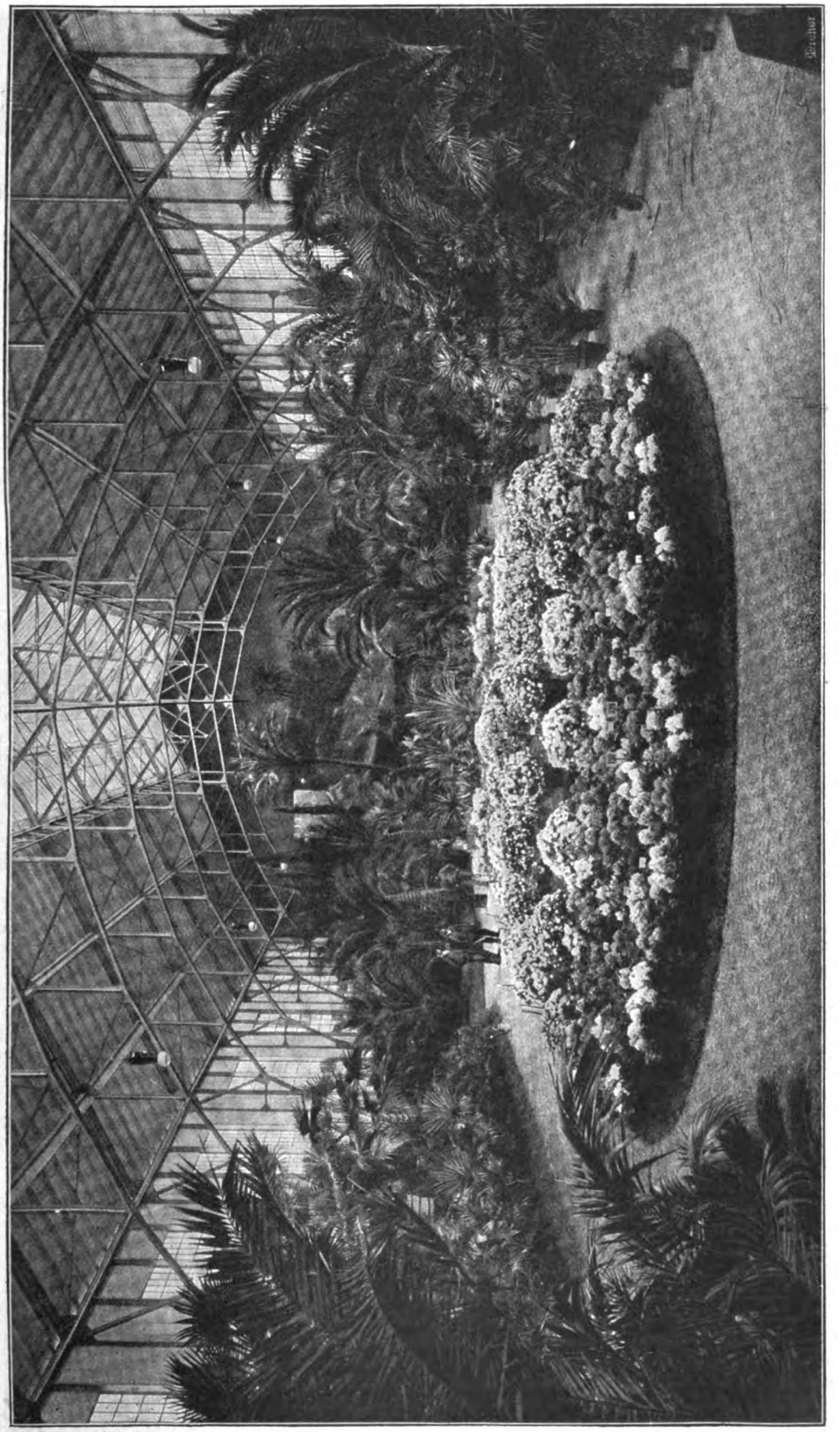
Der Reichtum der Düsseldorfer Ausstellung an Palmen aller erdenklichen Arten ist ein gewaltiger, da neben zahlreichen deutschen Züchtern auch die großen belgischen Gärtnereien, die förmliche Palmenfabriken darstellen, in vielseitiger Weise an den diesbezüglichen Konkurrenzen beteiligt sind.

Vorläufig mußten die Palmen den Einsendungen blühender Pflanzen gegenüber noch etwas zurücktreten. Blühende Rosen fehlten merkwürdigerweise gänzlich, dafür waren Azaleen und Alpenrosen in ungeahnter Fülle vertreten. Die Firma T. J. Seidel in Dresden ist neben andern Firmen mit Tausenden von blühenden Pflanzen dieser Art vertreten. Sie stehen teils in der Haupthalle, teils in besonderen Hallen, ja selbst im Freien, da diese Masseneinsendungen in dem Hauptgebäude und in den weiten im Anschluß daran errichteten Zelthallen mit Eisenkonstruktion nicht unterzubringen waren. Die Alpenrosen des genannten Ausstellers gewinnen denjenigen der belgischen und holländischen Züchter gegenüber dadurch wesentlich an Interesse, als es sich bei ihnen in der Hauptsache um eigne Züchtungen handelt. Diese deutschen Züchtungen stehen



Kaiserkrone aus Maiblumen

Digitized by Google



Ein Blick in das Innere der Hauptblumenhalle auf der Gartenbau-Ausstellung in Düsseldorf

Digitized by Google

weit über den belgischen Sorten und beginnen jetzt Modeblumen ersten Ranges zu werden, zumal es sich der Bruder des genannten Ausstellers, Rittergutsbesitzer Rudolf Seidel, angelegen sein läßt, auch Sorten zu züchten, die dem strengsten deutschen Winter gewachsen sind und in unsern Gärten weite Verbreitung finden werden. In einzelnen Teilen unsers Vaterlandes, speziell in der Gegend von Hamburg, werden ja schon seit langem Alpenrosen mit Vorliebe zur Ausstattung seiner Gartenanlagen verwendet. In andern Landesteilen sind sie aber erst wenig oder noch gar nicht als Gartenausstattungspflanzen bekannt. Diese Alpenrosen, die wir auf unserm Bilde a. S. 151 sehen, dürfen nicht verwechselt werden mit ihren unscheinbaren Gattungsgenossen, die der Tourist aus den Tiroler und Schweizer Bergen mit heimbringt. Unsre in so stattlichen, zart und leuchtend gefärbten Dolden blühenden Alpenrosen der Gärten sind künstliche Züchtungen, bei deren Entstehung die sogenannte Pontische Alpenrose vorzugsweise beteiligt war. Die älteren dieser Züchtungen sind aber noch etwas frostempfindlich, und deshalb hat es Herr Seidel unternommen, sie in ihren schönsten bisher bekannten Varietäten mit der in Nordamerika von Virginien bis nach Georgien heimischen Catawba-Alpenrose zu kreuzen, und auf diese Weise sind nun die winterharten Sorten entstanden, die weiterhin in Düsseldorf in vollem Flore vorgeführt werden sollen. Alpenrosen und Azaleen, welch letztere nur als Zimmerpflanzen in Betracht kommen, beherrschten die ganze Düsseldorfer Frühjahrsblumenschau. Die nächst den beiden Pflanzengattungen gleichfalls vertretene, meist stark gefüllte, reinweiß, rosafarbig und rot blühende Kamelie, die eine nahe Verwandte des nützlichen Teestrauches ist, war nur in einer Gruppe und daneben nur in einigen hohen Einzelpflanzen vertreten. Früher bildete sie eine Hauptkulturpflanze der Dresdener, Leipziger und auch Hamburger Spezialgärtnereien. Aber die Mode ist ihr abhold geworden, und man hat ihre Kultur wesentlich eingeschränkt, und nur in Hamburg wird sie noch in ausgedehnterem Maße für den Export nach nordischen Ländern herangezogen, in denen sie sich wachsender Verehrung erfreut. Aehnlich wie der Kamelie ist es auch den zierlich blühenden neuholländischen Blütenpflanzen ergangen, die, zwar reich aber kleinblühend, gegenwärtig in den Augen der deutschen Blumenfreunde, die den großen Blüten den Vorzug geben, keine Gnade mehr finden. Auch von ihnen war nur eine, aber sehr beachtenswerte Gruppe vorhanden. Von andern Blütenpflanzen erfreuten getriebene Flieder in großen Massen, die riesenblütigen Amaryllis, frühblühende Stauden, die sogenannten Flamingoblumen oder Anthurien mit grellroten Blütenscheiden und viele andre das Auge des Naturfreundes. Den Freunden dankbarer Florblumen führte der weit bekannte Spezialzüchter W. Bürger in Halberstadt seine in der Form den Azaleenblüten täuschend ähnlichen Züchtungen englischer oder Odierpelargonien vor und zwar in einem Sortimente, das die vollendetsten Sorten der Gegenwart umfaßte. Sehr interessant waren auch die Hortensien der Ausstellung. Von Natur aus weißblühend, stellen sie die einzige Blumengattung dar, deren Blütenfarbe man durch Beimengung von Eisen oder Alaun zur Erde beeinflussen kann. Je nach der Zusammensetzung der Erde kann man so Blüten in Rosa und Blau hervorbringen. Gärtnerischer Züchtungskunst ist es gelungen, auch eine von Natur aus in wunderbarem Rosa erblühende Form zu züchten. Der Züchter hat aber diese von Natur aus rosablühende Sorte wiederum in eisenhaltige Erde gepflanzt, und unter der Einwirkung des Eisens haben bei den so behandelten Exemplaren die Blüten eine tiefblaue Färbung angenommen, wie sie von solcher Intensivität wohl bisher bei keiner andern Blume des Gewächsreiches zu finden sein dürfte. Diese Blumen haben allseitig größtes Aufsehen erregt, wenn sie auch nicht jedem Geschmacke entsprechen dürften.

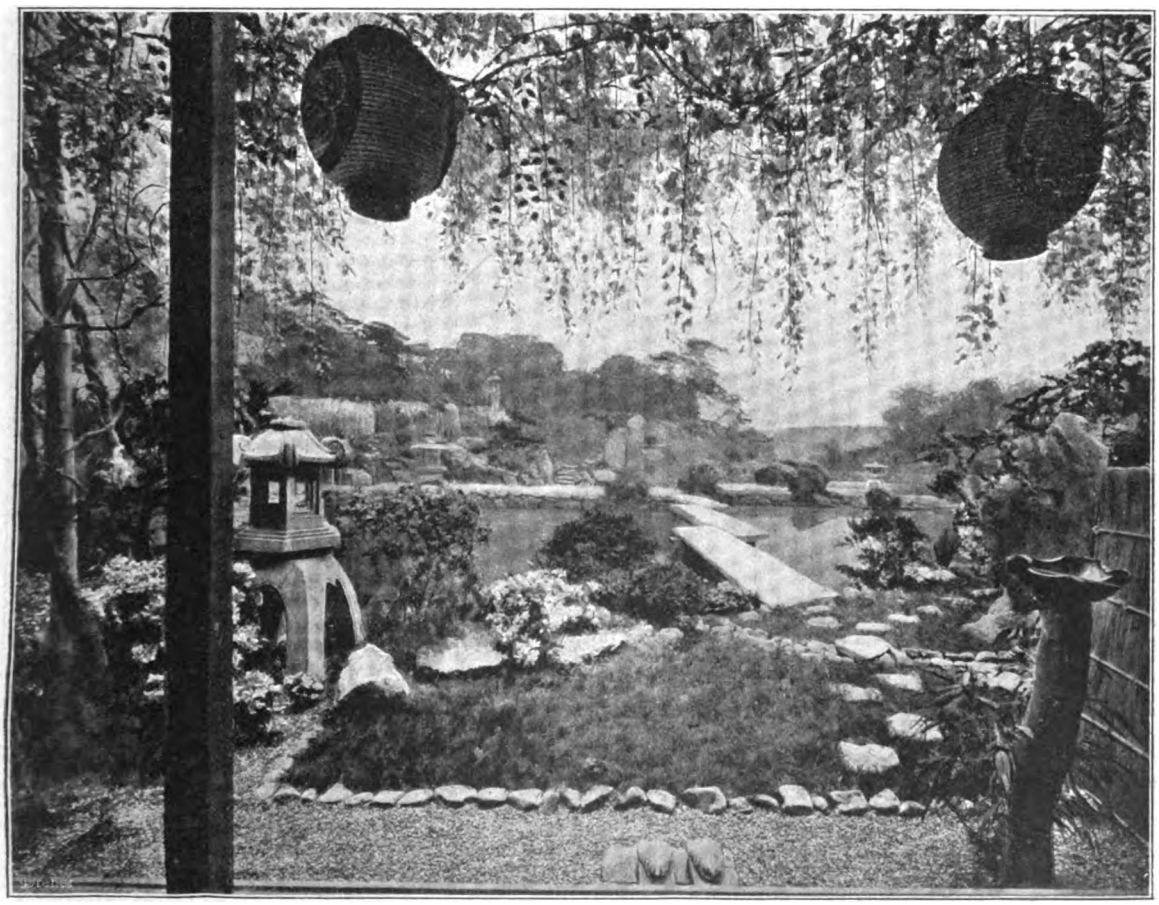
Mit dem ersten Preise ausgezeichnete Orchidee

Gegen Ausgang Juni wird der Verein deutscher Rosenfreunde in Düsseldorf eine große Schau der Blumenkönigin veranstalten, die in vollkommenster Weise zur Anschauung bringen soll, was gärtnerische Züchtungskunst auf dem Gebiete der Rosenkultur bisher erreicht hat. Während vor zwanzig Jahren die Rosenkultur in Deutschland gewissermaßen noch in den Kinderschuhen steckte und man damals die deutscher Züchtungskunst ihre Entstehung verdankenden Rosen noch an den Fingern abzählen konnte, haben die heimischen Züchter die früher allmächtige Konkurrenz der französischen, luxemburgischen, belgischen und holländischen Spezialisten inzwischen ganz aus dem Felde geschlagen. Die Düsseldorfer Ausstellung ist eine internationale, aber trotz allem wird die Rosenschau einen durchaus deutschnationalen Charakter tragen. Nicht weniger als 70 000 Rosenpflanzen sind von den führenden Züchtern auf dem Ausstellungsgelände bereits angepflanzt worden und werden sich in der zweiten Hälfte des Juni in vollem Flor präsentieren.

Digitized by Google

Dicht am Rheinufer hat man aus diesem Rosenheere stilvolle Rosarien oder Rosengärten geschaffen, in denen es jetzt allenthalben zu grünen beginnt. Neben diesen Rosarien bietet die Ausstellung noch manch Schönes an landschaftlichen Pflanzungen. Rheinische Gartenarchitekten haben im Rahmen des großen Ausstellungsparkes kleinere in sich abgeschlossene, sich der Umgebung aber angliedernde Gartenanlagen geschaffen. Recht anmutig ist ein im Anschluß an ein japanisches Café, in dem direkt aus Japan importierte zarte Japanerinnen den kräftigen Tee servieren, errichteter japanischer Berggarten. Ein Wasserfall belebt ihn, um dann in einen mit Bambus überbrückten Bach einzumünden. Nadelhölzer, Sträucher und Blüten setzen sich ausschließlich aus Angehörigen der japanischen Flora zusammen, die uns so manche schöne Pflanzenart in die deutschen Gärten geliefert hat. Da sehen wir die Kryptomerien, die zu den schönsten Nadelbäumen gehören, die zart rotblätterigen japanischen Ahornsorten, den schlanken Bambus und andre. Aber auch die Spezialblumenliebhaberei der Japaner, die Heranzucht von künstlich verkümmerten und in der Entwicklung zurückgehaltenen Nadelbäumchen, ist hier vertreten. Eine Berliner Firma hat es sich angelegen sein lassen, eine große Anzahl dieser wenig schönen, aber hochinteressanten japanischen Kümmerlinge aus der Heimat zu importieren.

Mehr komische als interessante Gegenstücke zu dem japanischen Kümmerbäumchen bilden die in phantastischen Formen gezogenen Buchsbaum und Taxus der Baumschulenbesitzer von Aalsmeer in Holland. Die dortigen Herren scheinen sich in der Ueberbietung absonderlicher Baumformen gegenseitig übertrumpfen zu wollen. Da sehen wir die Bäume als Hühner, Enten und Gänse, die alle den Fehler haben, auf nur einem Beine zu stehen, was im gewöhnlichen Leben nur die Störche gelegentlich zu tun pflegen. Manche dieser Hühner stehen scheinbar auf dem selbstgelegten Ei. Dann sind wieder Bäumchen zu finden, die Spiralen, Tische, Kannen und sonstige Gegenstände imitieren, während man von andern nicht weiß, ob sie Postamente oder Grabmonumente darstellen sollen. Manche von diesen Baumformen können als abschreckende Beispiele gelten, die wir keineswegs zur Nachahmung empfehlen wollen. Ein hübsches Kunststück war ferner die gewaltige Krone, aus Maiblumen gebildet, die ein Beet aus gleichen Blumen überspannt. Aussteller dieser fünfteiligen Krone war W. Neubert in Wandsbek-Hamburg, der größte Maiblumenspezialist der Welt. Die Maiblumen waren in Moospolster als ruhende Keime auf diese Krone gepflanzt und festgebunden worden, dann wurde das Ganze im Warmhause zur Blüte gebracht und hiernach die in einzelne Teile zerlegte Krone nach Düsseldorf transportiert, wo sie zahlreiche Bewunderer fand.



Diorama eines japanischen Gartens. Entworfen von Maler Gustav Witschas

Digitized by Google

Der 21-Zentimeter-Mörser der Fußartillerie

Die Einrichtung befestigter Stellungen im Kriege und ihre Bekämpfung

Von

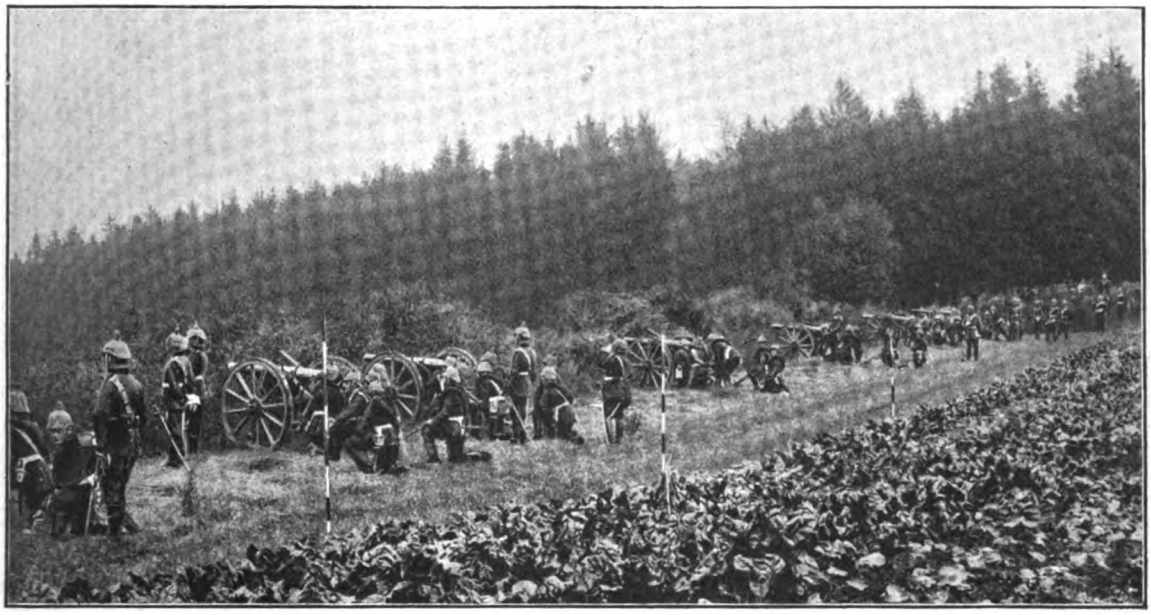
Karl August von der Pinnau

(Hierzu 12 Abbildungen nach Aufnahmen von Hofphotograph Oskar Tellgmann-Eschwege und Zeichnungen)

Die Seeoperationen der kriegführenden Mächte in Ostasien nahmen naturgemäß bei Beginn des Feldzuges das meiste Interesse in Anspruch. Dadurch aber, daß es den Japanern gelang, durch fortgesetzte Angriffe auf die russische Flotte und durch die Blockade der Häfen Port Arthur und Wladiwostok den Weg für ihre Transportflotte freizumachen, nahm auch schon bald der Krieg zu Lande seinen Anfang. Da die Nachrichten aus dem „fernen Osten" einer sehr strengen Zensur von beiden Seiten unterworfen werden, so sind über die beiderseitigen Stärken genaue Angaben nicht vorhanden. Das

Infanterie im Schützengraben

Digitized by Google

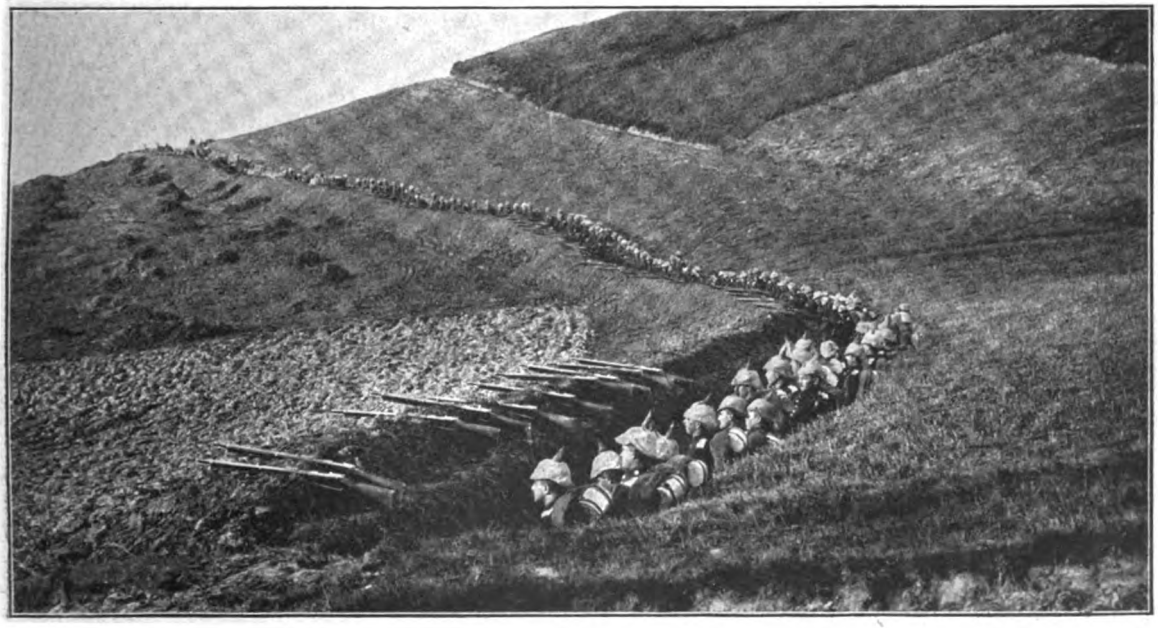


Feldartillerie in maskierter Stellung

steht aber jedenfalls fest, daß, wenn wir es auch nicht mit Massenheeren, die ein europäischer Krieg auf die Beine bringen würde, zu tun haben, doch große Erfahrungen auf dem Gebiete der Kriegskunst gesammelt werden können, da beide Armeen allen modernen Ansprüchen in jeder Weise genügen. Auch über die Anwendbarkeit befestigter Stellungen im Bewegungskriege wird eine Klärung erfolgen, da schon wiederholt um solche gekämpft worden ist, wobei namentlich der Artillerie eine hochwichtige Rolle zufiel.

Es sei daher gestattet, an der Hand der deutschen Bestimmungen, die nur in unwesentlichen Punkten von den russischen und japanischen abweichen, die Einrichtung einer solchen Stellung und ihre Bekämpfung zu schildern.

Das Schwierige einer befestigten Stellung ist nicht das „Wie", sondern das „Wo". Was nutzt die schönste Stellung, wenn der Feind sie nicht angreift, sondern um sie herummarschiert? Dann ist nicht nur alle Arbeit umsonst gewesen — das wäre ja schließlich noch zu verschmerzen —, sondern man muß sich in der Regel in einer so ungünstigen Lage schlagen, daß der Gegner die meisten Chancen für sich hat.



Wie ein Schützengraben sich dem Gelände anpaßt

Digitized by Google

Daher warnen alle Vorschriften vor der zu zeitigen Anlage einer Befestigung. Etwas andres war es ja bei der Jaluslußlinie, bei der die geringe Anzahl von gangbaren Straßen die voraussichtlichen Uebergangspunkte ziemlich sicher voraussehen ließ.

Doch jetzt ans Werk! Unter dem Schutze einer starken Kavallerieabteilung ist der Führer vorausgeritten. Mit ihm die Generalstabsoffiziere und die kommandierenden Offiziere der technischen Truppen. Ein ideales Gelände ist es nicht, aber manche Stellen sind geradezu prädestiniert für die Anlage von Befestigungen. In großen Zügen werden die leitenden Grundsätze festgelegt. Unterdes setzt die Truppe ihren Marsch fort. Die berittenen Offiziere werden nach vorn befohlen, die Abschnitte werden ihnen zugewiesen, die einzelnen Arbeiten verteilt. Im Galopp geht es zurück. Die Avantgarde geht weiter nach vorn zum Schutze der Arbeiten, die Pioniere werden als Instrukteure verteilt, die Truppenteile rücken strahlenförmig auf die für sie bestimmten Plätze. Die Infanterie legt mit Ausnahme der Vortruppen, die sich schnell im Gelände eingraben, das Gepäck ab und setzt die Gewehre zusammen. Sie kann sofort mit der Arbeit beginnen, denn sie hat ihr tragbares Schanzzeug stets zur Hand. Es wird in Ablösungen gearbeitet, denn nur für etwa die Hälfte der Leute ist Schanzzeug vorhanden. Aber auch schon wegen der Anstrengung müßte für Ablösung gesorgt werden, denn es arbeitet sich schwer mit den nur 60 Zentimeter langen Spaten. Der Schweiß rinnt in Strömen, denn es heißt schnell fertig werden, der Feind kann ja jeden Augenblick erscheinen. Wo der Boden sehr steinig ist, müssen Spitzhacke und Beilpicke die meiste Arbeit tun. Aber die Arbeit schreitet rüstig vorwärts, man sieht schon die Konturen der zukünftigen Befestigungen. Nicht etwa zusammenhängende, schnurgerade Linien, sondern Gruppen von Anlagen, die sich vollständig dem Gelände anschmiegen. Auch die Art der Schützengräben ist verschieden. Dort auf der beherrschenden Höhe werden sie ganz in die Erde eingeschnitten, keine Brustwehr hebt sich vom Horizont ab, um dem Feind nicht das Einschießen zu erleichtern, der ausgehobene Boden wird hinter der Stellung verteilt. Hier muß man, weil sonst keine Uebersicht vorhanden, auf dem gewachsenen Boden eine Deckung errichten. Das Gewöhnliche und das am schnellsten zum Ziel Führende ist allerdings, daß man den Boden, den man aushebt, zu gleicher Zeit zur Anschüttung der Brustwehr benutzt. Ist ein baldiger Angriff des Feindes zu erwarten, so stellt man zunächst Deckungsgräben her, die den einfachsten Anforderungen genügen, um sie, falls Zeit vorhanden ist, nach und nach auszubauen. Auch die verschiedene Bodenbeschaffenheit hat ihren Einfluß auf die Schnelligkeit der Herstellung und auf die Stärke der Deckungen; Sand schützt z. B. am besten, während bei Lehmboden die Geschosse wegen der geringeren Reibung leichter durchschlagen. Große Sorgfalt muß darauf verwandt werden, daß die frisch aufgeworfenen Böschungen mit denselben Erzeugnissen bedeckt werden wie die Umgebung. Inzwischen arbeiten weiter rückwärts die für die Reserve bestimmten Truppenteile daran, Deckungsgräben für die hinteren Abteilungen herzustellen, in denen sie gegen die Geschosse des Feindes gesichert sind. Da Zeit vorhanden, beginnt man auch mit der Herstellung von Annäherungswegen nach der vorderen Linie. Hier arbeitet es sich leichter, denn das

Die Reserven in natürlicher Deckung zum Vorstoß bereit

Digitized by Google

Feldartillerie sucht Deckung in einem Dorf

große Schanzzeug, das auf dem Divisionsbrückentrain und den Wagen sich befindet, ist herangeführt, auch ist in den umliegenden Ortschaften alles Handwerkszeug aufgetrieben worden.

Auch die andern Waffen sind nicht müßig gewesen. Die Feldartillerie einschließlich der Feldhaubitzenbatterien hebt Geschützeinschnitte aus, so daß nur die Mündungen der Geschütze über die Höhe sehen; für die Mannschaften werden Deckungsgräben hergestellt, für die Munition Nischen, die mit Holz und Brettern verkleidet sind, eingebaut. Jetzt kommen auch die Offiziere der schweren Artillerie des Feldheeres, die sich nur langsam vorwärts bewegen kann, herangesprengt. Die Plätze sind bald ausgesucht. Hier, wo die Anmarschstraße des Feindes schon in großer Entfernung bestrichen werden kann, kommt eine Batterie der langen 12-Zentimeter-Kanonen in Stellung, dort hinter jenem Abhang finden die 15-Zentimeter-Haubitzen ihren Platz. Sie brauchen ebensowenig wie die 21-Zentimeter-Mörser eine künstliche Deckung, da sie im Bogenschuß über die vorliegenden Gegenstände hinwegschießen. Aber es ist nicht ganz leicht, sie in Stellung zu bringen. Die Bettungswagen, die das Material für die Bettungen mitführen, damit die schweren Geschütze nicht in den Boden einsinken, sind bereits in Stellung, aber die schweren Mörser können, trotzdem Geschütz und Protze getrennt von je acht schweren Pferden gezogen werden, die große Steigung nicht überwinden. Da muß die Infanterie eingreifen, kompagnieweise spannen sich die Mannschaften an langen Tauen davor, und mit vereinten Kräften gelingt die schwierige Arbeit.

Doch nun zu den Pionieren. Ueberall sind sie verteilt, um Anleitung und Unterweisungen zu geben. Aber nicht nur das, sie müssen die schwierigen Arbeiten selbst ausführen. Dort an jener Stelle, die das Vorgehen des Feindes begünstigt, werden Drahthindernisse errichtet; an in die Erde gerammten Pfählen wird verschieden starker Draht in die Kreuz und Quere befestigt. Hier soll dem Feinde Aufenthalt bereitet werden, um den dahinter aufgestellten Maschinengewehren die Ernte zu erleichtern. Ein in der Verteidigungslinie liegendes Gehöft muß eingerichtet werden. In die Mauern werden Schießscharten gebrochen, Hecken und Zäune werden mit Erddeckungen versehen, die Gebäude werden zur Verteidigung vorbereitet, Verbindungswege werden hergestellt, ein die Stellung trennendes Flüßchen wird überbrückt. Der im Grunde liegende Wald, der sich nicht zur Verteidigung eignet, wird mit Verhauen versehen, um die Benutzung durch den Feind auszuschließen. Vor der Geschützstellung werden Verpfählungen errichtet, hier werden Minen gelegt, die beim Herannahen des Feindes zur Entzündung gebracht werden sollen, dort werden Beobachtungsstände eingebaut. Die auf die Stellung führenden Brücken werden zur Sprengung vorbereitet, die Verbindungswege hinter der Stellung ausgebessert und vermehrt.

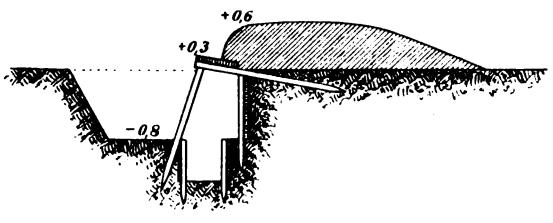
Unterdes ist die Infanterie in ihrer Arbeit immer weiter vorgeschritten, die Brustwehren sind verstärkt, die Gräben verbreitert und vertieft. An den verschiedensten Punkten beginnt man mit dem Einbau von Unterständen und Untertreteräumen, die dazu bestimmt sind, während der Gefechtspausen den Mannschaften Schutz, vor allen Dingen gegen Steilfeuer, zu gewähren. Das in der Nähe liegende Dorf hat herhalten müssen. Türen, Fensterläden, Bretter und Balken, alles wird von den unermüdlich arbeitenden Infanteristen herangeschleppt; Draht, Nägel, Klammern, Handwerkszeug ist requiriert. So entstehen, unregelmäßig verteilt, überall derartige Einbauten, die sich von außen in keiner Weise abheben, um nicht der Artillerie als Zielpunkte zu dienen. Das Verborgenbleiben ihrer Lage ist ihr Hauptschutz gegen Volltreffer aus schweren Geschützen. Man wird bei Feldbefestigungen selten

Digitized by Google

Eingegrabene Haubitzenbatterie

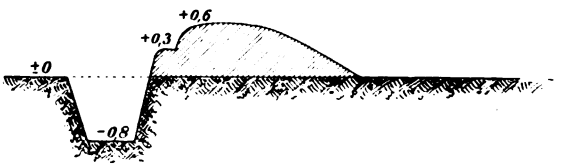
Zeit und Mittel haben, um so starke Eindeckungen herzustellen, daß sie auch gegen Volltreffer schützen. Die Hauptarbeit ist vollendet, man hat noch Zeit, sich etwas wohnlich einzurichten. Stroh, Decken, Matten werden herbeigeschafft, man sorgt für Abfluß des Wassers bei Regen, man baut kleine Kochherde ein, um heißes Wasser zu Tee, Kaffee oder Grog bereit zu halten.

Für Schutz ist also nach Möglichkeit gesorgt. Aber das ist nicht die Hauptsache, denn der Krieg ist eben keine Lebensversicherung, sondern es kommt vor allen Dingen darauf an, eine möglichst hohe Feuerwirkung zu erzielen. Das Vorgelände vor der Stellung ist eingerichtet: das Feuer behindernde Gegenstände sind niedergelegt, sogenannte tote Winkel, in denen der Feind nicht von den Geschossen erreicht werden kann, sind ausgefüllt oder durch Hindernisse ungangbar gemacht, die Hauptentfernungen sind abgemessen und durch Schußmarken kenntlich gemacht. Aber auch hinter der Stellung ist noch manches zu tun. Die Telegraphentruppen legen überallhin Leitungen für telephonische und telegraphische Befehlsübermittlung, die Luftschifferabteilung richtet ihre Signalstationen ein, die Fesselballons schweben den ganzen Tag in der Luft, um den Anmarsch des Feindes möglichst frühzeitig festzustellen, Stationen für Lichtsignale werden in Tätigkeit gesetzt, Scheinwerfer, die in der Nacht das Vorgelände ableuchten sollen, werden an den



Untertretraum in einem Schützengraben

Hauptpunkten installiert. Auch für die Sanitätsformationen gibt es viel vorzubereiten. An den verschiedensten Stellen werden Verbandplätze errichtet, die Feldlazarette werden unter Anlehnung an die vorhandenen Ortschaften aufgestellt, Schulen, Rathäuser, Kirchen werden unter Benutzung des in den Ortschaften vorhandenen Materials zu Lazaretten umgewandelt. Auch die Intendantur hat alle Hände voll zu tun; hier werden Lebens-



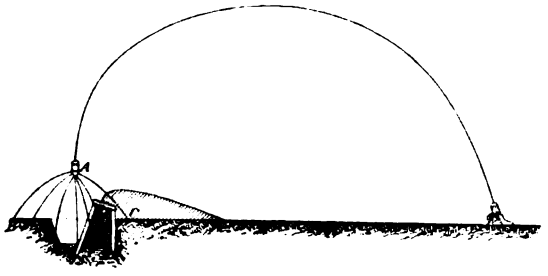
Schützengraben für stehende Schützen

mittel bereitgestellt und in Magazinen gesammelt, dort werden Backöfen und Küchen errichtet, damit auch während des Gefechts eine Speisung der Mannschaften vor sich gehen kann. Jetzt soll der Feind nur kommen!

Und er kommt! Bei den Vortruppen machen sich lebhafte Bewegungen geltend, Meldereiter sprengen mit verhängten Zügeln daher, der Ballon signalisiert: mehrere starke Kolonnen aller Waffen sind im Anmarsch! Dem Befehle gemäß weichen die Vortruppen um die Flügel herum aus, um das Schußfeld freizumachen, nur die Kavallerie bleibt noch seitwärts der Stellung, um Fühlung mit dem Feinde zu halten. Die Befestigungen werden von einem Teil der Truppen besetzt, die Fußartillerie ist vollständig eingerückt. Da — bumm, der erste Schuß aus den langen 12-Zentimeter-Kanonen in der Richtung auf die marschierenden Abteilungen —, da ein zweiter, ein dritter, das Konzert beginnt. Bald fallen auch die 15 Zentimeter-Haubitzen ein. Es

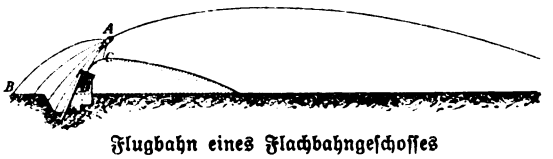
Digitized by Google

wird gut geschossen. Der beobachtende Artillerieoffizier im Ballon meldet, daß die Kolonnen die Straße verlassen, daß der Transport Verwundeter wahrzunehmen sei. Das Zielen hat jetzt aufgehört, aber man weiß, wo der Feind sich befinden muß, deshalb wird das ganze Gelände unter Feuer gehalten. Leider beginnt es zu dämmern, die Dunkelheit begünstigt das Vorgehen des Feindes. Unter ihrem Schutz vollendet er seinen Aufmarsch, er bringt die Batterien seiner schweren Artillerie in Stellung, seine überlegene Kavallerie drückt die des Verteidigers zurück. Unterdes sucht man von der Stellung aus die Dunkelheit mit Tausenden von Augen zu durchdringen, alles lauscht gespannt auf jedes Geräusch, nervös liegt der Finger am Abzug, die Nacht ist kalt, man friert, man wird abgespannt. Ab und zu ein Schuß aus den schweren Geschützen,



Flugbahn eines Mörsergeschosses
Untertretraum D schützt nicht gegen Sprengstücke

hier und da ein Aufblitzen der Scheinwerfer, ein paar Schüsse der Patrouillen, die sich im Vorgelände herumschießen. Der Morgen beginnt zu dämmern, für viele der letzte. Die Militärgeistlichen gehen herum und beten mit den Leuten — da kracht es und donnert es von allen Seiten, als



Flugbahn eines Flachbahngeschosses
A Sprengpunkt, B A B C Sprengkegel des krepierenden Geschosses. Der Schütze im Untertretraum D wird nicht getroffen

wenn die Hölle ihre Pforten geöffnet hätte. Das Artillerieduell ist auf der ganzen Linie im Gange. Die Infanterie hat bis jetzt noch nicht am Kampfe teilgenommen, sie sitzt in den Unterständen, im allgemeinen gedeckt; aber ungemütlich ist es doch. Hier und da schlägt eine Granate ein, Verwundete und Tote liegen bereits in den Gräben. Das Telephon klingelt: „Die Infanterie soll in Stellung gehen." Jetzt schon? Aber es muß gehorcht werden. Der junge Offizier ist der erste aus der Deckung heraus, er fällt sofort, in den Kopf getroffen, tot zurück. Manches Auge wird feucht, sie hatten ihn gern; aber jetzt vorwärts, es ist keine Zeit zu verlieren. „Auf die vorgehenden Schützenlinien, Visier 900 und 1000, Schützenfeuer!" Es ist etwas wild im Anfang, das Feuer, aber allmählich werden die Schützen ruhiger, sie zielen genau und teilen sich ihre Beobachtungen mit. Der Feind arbeitet sich immer weiter heran.

Jetzt ist er auf 400 Meter herangekommen, der Schlachtenlärm ist ohrenbetäubend — da zeigen sich überall geschlossene Abteilungen, der Feind setzt zum Sturm an. Doch auch die Verteidiger sind auf dem Posten: überall tauchen die bereitgehaltenen Reserven auf, und durch die Lücken der Befestigungen hindurch stürzen sie sich mit dem Bajonett auf den Gegner. Diesem Ansturm ist er nicht gewachsen, er geht zurück. Der Angriff war noch nicht genügend vorbereitet, der Gegner noch nicht mürbe genug geworden, die Truppenzahl zu gering.

Ein Verhau im Walde

Digitized by Google

Beschäftigungskrankheiten der Finger

Von

Dr. P. Schütte

Es gibt eine ganze Anzahl von Beschäftigungen, bei deren Ausübung der größte Teil der zu verrichtenden Arbeit den Fingern zufällt. Wie es nun bei jedem einzelnen Organ des menschlichen Körpers der Fall ist, daß es bei andauerndem Gebrauch und übermäßiger Inanspruchnahme eine gewisse Ermüdung und mit der Zeit sogar eine Einbuße seiner Leistungsfähigkeit erleidet, so entwickeln sich auch bei solchen Individuen, die durch ihre Berufstätigkeit gezwungen sind, tagtäglich die Muskelkräfte ihrer Finger für ihre Erwerbszwecke auszunutzen, allerhand krankhafte Erscheinungen und Störungen in der Gebrauchsfähigkeit der Greif- und Tastwerkzeuge, die nicht selten derartig ausarten, daß dem befallenen Individuum die fernere Ausübung seiner gewohnten Tätigkeit unmöglich gemacht wird. Die erwähnten Krankheitszustände sind im allgemeinen nervöser Natur und erstrecken sich insbesondere auf die Muskel- und Nervenstränge der vornehmlich bei der in Frage kommenden Beschäftigung in Aktion tretenden Finger.

Bisher hat man von diesen als „Beschäftigungsneurosen der Finger" bezeichneten Krankheitserscheinungen nur den bei berufsmäßigen Schreibern vorkommenden „Schreibkrampf" gekannt und einer gewissen Beachtung gewürdigt, es gibt aber noch eine ganze Reihe andrer Berufsarten, deren gewohnheitsmäßige Ausübung ganz ähnliche charakteristische Symptomenbilder im Bereiche einzelner oder der gesamten Finger nach sich zieht.

Der „Schreibkrampf", der sich als ein krampfartiger resp. Lähmungszustand der beim Schreiben in Anwendung kommenden Muskelgruppen des Daumens und des Zeigefingers darstellt, wobei der Schreibende gewissermaßen die Herrschaft und die Direktion über den Gebrauch seiner Finger verliert, ist zu allgemein bekannt, als daß man nochmals eingehend desselben Erwähnung tun sollte. Auf die analogen Krankheitssymptome in andern Berufsarten, bei denen ebenfalls die Benutzung und Fertigkeit der Finger eine Hauptrolle spielt, hat man erst in neuerer Zeit mehr und mehr hingewiesen und sie als ebenfalls unter die Kategorie der „Beschäftigungsneurosen" gehörende Krankheitsbilder anerkannt.

Charakteristisch für alle diese Erscheinungen ist es, daß die krankhaften Störungen nur bei der Ausführung ganz bestimmter, mehr oder minder feiner und komplizierter, mit der Berufstätigkeit der Kranken zusammenhängender Bewegungsakte zutage treten, während die gröbere Kraftleistung und der Gebrauch derselben Muskeln zu allen Einzelbewegungen und zu andern Bewegungskombinationen in der Regel ohne Anstand von statten gehen. Man könnte also derartige Zustände gewissermaßen als einen Verlust der zur Ausübung gewisser von den Fingern zu verrichtender Beschäftigungen notwendigen Kombinationen der Bewegungen auffassen.

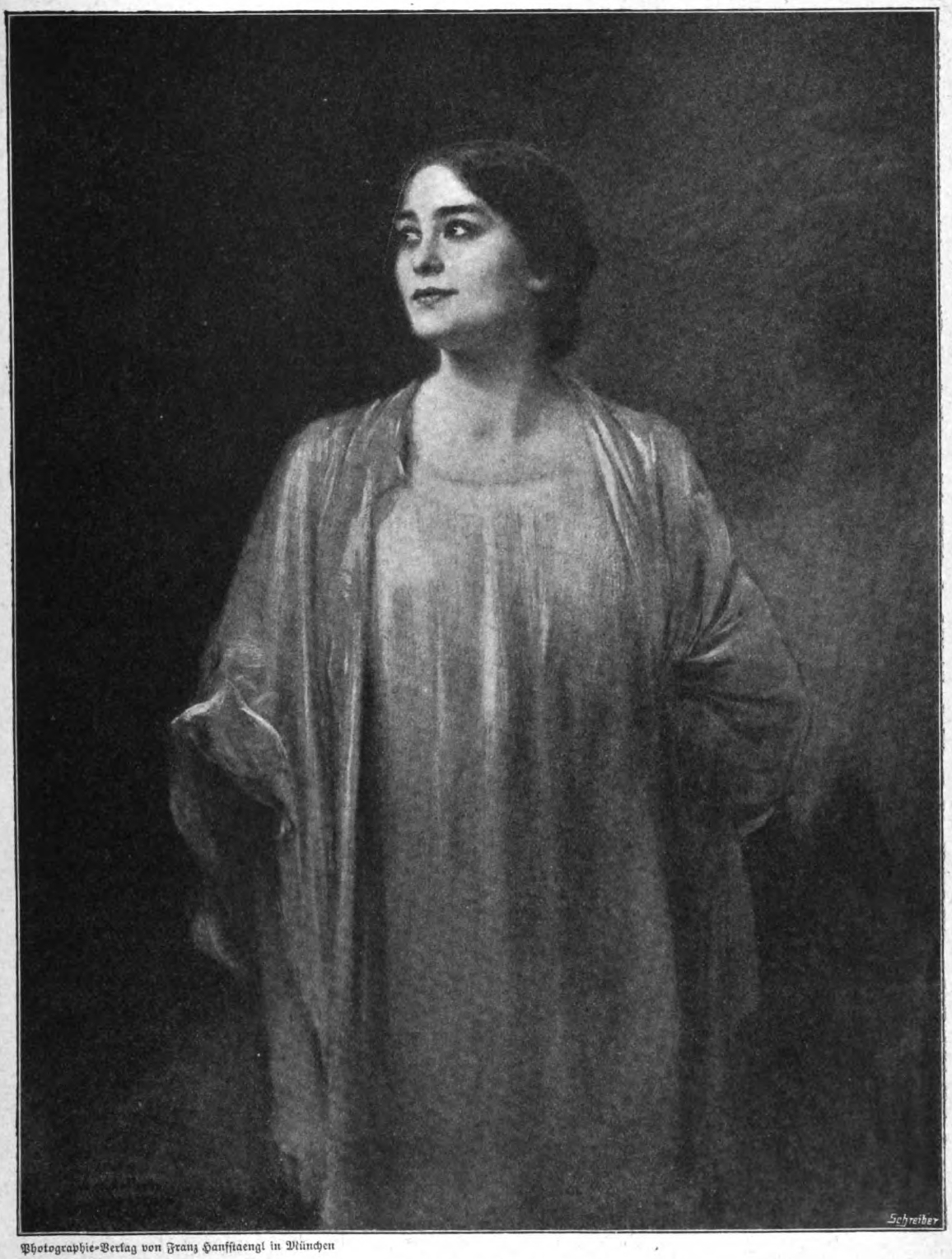
Von den analogen Fällen wollen wir zunächst eine Erscheinung erwähnen, die bei Klavierspielern von Profession nicht selten vorkommt, den sogenannten „Klavierspielerkrampf". Er ist vorzugsweise eine Affektion jugendlicher Pianisten. Es handelt sich dabei meist nur um die rechte Hand, jedoch kann das Leiden auch doppelseitig auftreten. Am häufigsten zeigt es sich unter der Form der Lähmung: rasche Ermüdung mit dem Gefühl von Starre oder Krampf in der Hand, Schmerzen im ganzen Arm bis zur Schulter. In einem Falle charakterisierte sich das Leiden dadurch, daß jedesmal beim Klavierspielen der rechte Mittelfinger durch krampfhaftes Aufsteigen von der Taste den Dienst versagte, in einem andern trat nur beim Greifen von Akkorden neben der Ermüdung der rechten Hand ein Krampfgefühl am kleinen Finger auf, zu andern Zeiten hatte der Kranke das Gefühl, als ob der kleine Finger gar nicht da wäre. Aehnliche Beschwerden sind auch bei Orgelspielern beobachtet worden.

Eine weitere, bisher noch wenig ergründete Form der hierher gehörenden Beschäftigungsneurosen ist der „Violinspielerkrampf". Er tritt entweder in der linken greifenden oder in der rechten den Bogen führenden Hand auf, und zwar mehr als schmerzhafte Ermüdung als in krampfartiger Form. Man hat Beispiele beobachtet, in denen sich neben ziehenden Schmerzen in der linken Schulterblattgegend ein deutlicher Gefäßkrampf der Finger und der Hand zeigte, und zwar war dies meist nur in der linken Hand der Fall. Als Ursachen für diese Erscheinungen macht man außer der berufsmäßigen Ausübung vielfach auch eine ungeeignete oder ungewohnte Stellung beim Geigenspiel verantwortlich.

Nicht selten beobachtet man auch bei Schneidern oder Schuhmachern ähnliche Erscheinungen an den Fingern, die man als „Nähkrampf" resp. „Schusterkrampf" bezeichnet hat. Es handelt sich hierbei um krampfhafte Zusammenziehungen der Muskulatur des Daumenballens und derjenigen Muskelgruppen, denen die Funktion des Fingerbeugens zufällt. In einem Falle hat man beim Nähen krampfhafte Drehbewegungen des ganzen Armes nach innen beobachtet.

Eine weitere, ebenfalls erst in jüngster Zeit beschriebene analoge Erscheinung ist der „Telegraphistenkrampf". Häufig machen Telegraphisten, wenn sie eine Anzahl von Jahren in ihrem Berufe tätig sind, die Beobachtung, daß sie gewisse Buchstaben nicht mehr deutlich zu bilden vermögen, insofern, als die Hand jedesmal bei dieser Arbeit

Digitized by Google



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Die Schlaftänzerin Madeleine

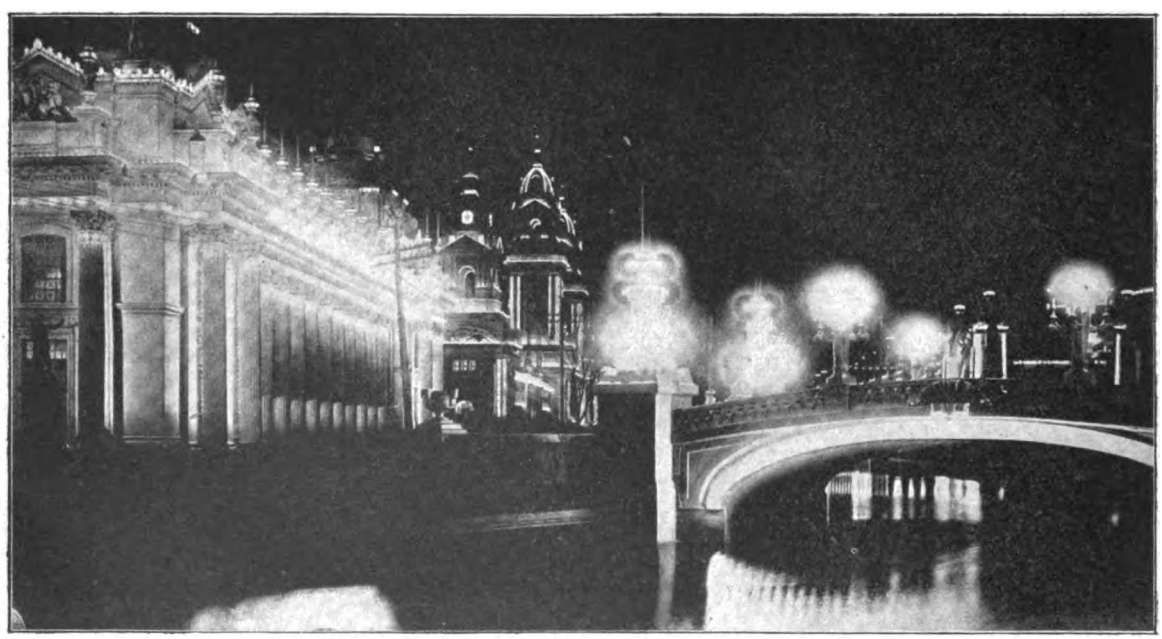
Nach dem Gemälde von Fr. A. von Kaulbach

Digitized by Google

krampfhaft starr wird. In solchen Fällen, in denen nur ein Finger, z. B. Daumen oder Zeigefinger benutzt wird, stellen sich mit der Zeit die gleichen Erscheinungen ein, die schließlich, selbst wenn in der Benutzung der einzelnen Finger periodisch abgewechselt wird, sich sämtlichen Fingern mitteilen, das Handgelenk ergreifen und auch dieses unbrauchbar machen. Jeder Versuch, die gewohnte Tätigkeit wieder aufzunehmen, scheitert daran, daß Hand und Arm in heftiges Zittern geraten und eine Hantierung des Druckknopfes unmöglich machen.

Als weitere analoge Krankheitserscheinung ist noch zu erwähnen der „Zigarrenarbeiterkrampf". Man beobachtet dieses Leiden bei jugendlichen, vorwiegend weiblichen Individuen, die berufsmäßig mit dem Wickeln von Zigarren beschäftigt sind und sich tagsüber ca. 10 bis 12 Stunden dieser anstrengenden mechanischen Fingerarbeit unterziehen müssen. Das Uebel stellt sich als ein doppelseitiger starrer Krampf der Beugemuskeln sämtlicher Finger dar. Es beginnt gewöhnlich damit, daß nach zwei- bis dreistündiger Tätigkeit ein Absterben und eine Erstarrung der Fingerspitzen sich bemerkbar macht, so daß das Wickeln der Zigarren weit schlechter als zuvor von der Hand geht. Gleichzeitig empfinden die Kranken reißende Schmerzen in den Fingern, die sich später bis nach den Schultern erstrecken. Wird trotzdem die Arbeit fortgesetzt, so treten die bereits erwähnten tonischen Krämpfe der Fingerbeugemuskulatur ein.

Da alle diese Krankheitszustände sowohl hinsichtlich ihrer Entstehungsursachen als auch der Art ihrer Erscheinungen im wesentlichen übereinstimmen, so ist es selbstverständlich, daß auch die Behandlungsweise in den meisten Fällen die gleiche ist. Liegt eine konstitutionelle Prädisposition, Blutarmut, Skrophulose oder sonstige Schwächezustände vor, so hat man durch eine zweckentsprechende kräftige Ernährung, stärkende Weine und Biere, fleißige Bewegung und Aufenthalt in reiner, ozonreicher Waldluft, Gebrauch eisenhaltiger Brunnen und Bäder und vor allem durch die nötige Ruhe und Schonung dafür Sorge zu tragen, daß die Beschaffenheit des Blutes gebessert und die Kräfte des Körpers gehoben werden. Bei der Bekämpfung des Leidens selbst ist es das wichtigste, den Kranken auf längere Zeit seiner gewohnten Tätigkeit zu entziehen und alles zu vermeiden, was zu dem Auftreten neuer Erscheinungen Veranlassung geben könnte. Die Krampfzustände behandelt man am zweckmäßigsten mit Massage und Elektrizität. Bei Anwendung der elektrischen Behandlung hat man wiederum die besten Erfolge durch den galvanischen Strom erzielt, jedoch muß die Behandlung in jedem Falle längere Zeit, monatelang, konsequent fortgesetzt werden. Betreffs der Stromstärke sind mäßig starke Ströme zu bevorzugen, da man von zu starken Strömen gerade die entgegengesetzte Wirkung gesehen hat. Neben der Elektrizität sind vor allem allgemeine und lokale hydrotherapeutische Prozeduren, kalte Abreibungen, Frottierungen, Massage und Gymnastik zu empfehlen. Man hat besonders von rationell und konsequent durchgeführten gymnastischen Uebungen der Hand- und Armmuskeln relativ gute Erfolge gesehen. Die gymnastische Behandlung solcher Fälle ist neuerdings zu einer gewissen Methode ausgebildet worden (Wolffsche Methode), die darin besteht, daß die bei der in Frage kommenden Beschäftigung beteiligten Muskeln aktiven und passiven Bewegungen unterzogen werden, worauf methodische Uebungen in der die Ursache des Leidens bildenden Beschäftigung stattfinden. Als ein bewährtes Schutzmittel für Telegraphenbeamte wird empfohlen, den Knopf des Drückers mit einer Gummikappe zu versehen.



Phot. B. Gribayedoff

Illumination der Weltausstellung in St. Louis

Digitized by Google

Tiroler Dorf und Alpenpanorama in der Weltausstellung von St. Louis

Von unserm Spezialzeichner Eduard Cucuel

Digitized by Google

Von der Weltausstellung in St. Louis

(Hierzu 5 Abbildungen)

In der Metropole des westlichen Amerika, in St. Louis, ist am 30. April die Weltausstellung — „Louisiana Purchase Exposition", wie der offizielle Name lautet, in festlicher Weise eröffnet worden. Vertreter aller Weltteile und Nationen waren dabei zugegen und durchzogen nach Beendigung der offiziellen Feier die Avenuen zwischen den langen Reihen der Ausstellungspaläste. Dieser riesige Weltjahrmarkt am Mississippi nimmt das größte Gelände unter allen bisher veranstalteten Ausstellungen ein. Er liegt im Westen der Stadt St. Louis, im Forest Park, der 550 Hektar bedeckt. Die Hauptgebäude sind in zwei konzentrischen Kreisbogen angeordnet; nach dem gegen Südwest gelegenen Kreismittelpunkte, wo sich auf einem 20 Meter hohen Hügel die drei Kunstpaläste erheben, steigen Gartenterrassen an. Von hier aus entwickelt sich fächerförmig die Anlage der übrigen Hauptgebäude. Zu den „Wundern" der Ausstellung gehören die riesigen künstlichen Wasserfälle, die die vielgerühmten Kaskaden des Trocadero auf der Pariser Ausstellung von 1900 weit übertreffen. Sie ergießen sich vom Kunsthügel her nach dem Becken, das die nordöstlich gerichtete Hauptachse ausfüllt. Eine besonders anziehende Partie bildet die Promenade um das große Bassin mit seinem Skulpturenschmuck. Hier entwickelt sich abends ein farbenprächtiges Leben und Treiben der Gäste von nah und fern. Einen Anblick von feenhafter Wirkung bot die Illumination der Weltausstellung am Eröffnungsabend, als sich die mit weißen elektrischen Lichtern umsäumten Paläste in den bewegten Fluten des Sees spiegelten, zu dem leuchtende Wellen herabströmten.

Exotische Gäste in St. Louis
Von unserm Spezialzeichner Eduard Cucuel

Am 6. Mai erfolgte die Eröffnung des Deutschen Hauses unter Teilnahme einer großen Zahl geladener Gäste. Dies Repräsentationsgebäude des Deutschen Reiches ist eine Nachbildung des Charlottenburger Schlosses und hat dank der Geschicklichkeit und Tatkraft des Reichskommissars, Geh. Oberregierungsrat Theodor Lewald, eine ausgezeichnete Lage erhalten. Es erhebt sich unweit der Festhalle, die den Mittelpunkt der Ausstellung bildet, auf einer Anhöhe, so daß seine schönen Maße zur vollen Geltung kommen. Sein Baumeister ist Professor Bruno Schmitz, der mit feinem Verständnis an dem Bau einige Aenderungen gegenüber dem Vorbilde angeordnet hat, die dadurch bedingt wurden, daß das Deutsche Haus nicht gleich letzterem in der Ebene, sondern auf einem Hügel liegt. Zu der Plattform vor dem Hause führt zwischen Rasenflächen eine breite Freitreppe empor, deren Steingeländer in Zickzackform läuft. Auf der entgegengesetzten Seite führt ein Laubengang zu dem tiefer gelegenen deutschen Weinrestaurant, das gleichfalls in grauer Steinfarbe gehalten und mit einem grün patinierten Dache geziert ist. Am Nordrande der Ausstellung liegt die „Pike", die Straße der Vergnügungen; ihr „Clou" ist, wie allseitig anerkannt wird, ein deutsches Unternehmen: das Tirolerdorf mit dem prächtigen Alpenpanorama, das mit seinen Schneespitzen hoch in das Ausstellungsgelände hereinragt, den Hintergrund eines Geländes von 250000 Quadratfuß bildend.

Phot. Grantham Bain
Das Deutsche Haus auf der Weltausstellung in St. Louis

Digitized by Google

Abend am großen Bassin in der Weltausstellung von St. Louis

Von unserm Spezialzeichner Eduard Cucuel

Digitized by Google

Willie Calker

Humoreske aus dem fernen Westen

von

Emmy Osthaus

Vor zwei Tagen hatte Willie Calker seinen zwölften Geburtstag gefeiert. Er war der einzige Repräsentant dieses Alters in Six Stars, ohne Freund und Spielgenossen im Dörfchen. So trieb er sich tagsüber bei der Mühle umher oder saß im einzigen Laden des Ortes zu den Füßen der älteren Generationen, die sich dort zu versammeln pflegten, und lauschte den Weisheiten, die von ihren Lippen kamen. Am Geburtstag hatte ihm die Großmutter aus Kansas einen blanken funkelnagelneuen Vierteldollar beschert. Wenn ihm statt des Postboten in einem gewöhnlichen Briefe ein Rabe in seinem Schnabel das Geldstück überbracht hätte, er hätte nicht erstaunter sein können. Es dauerte zwei ganze Tage, bis er sich von seiner Ueberraschung erholte. Die Größe der Summe überwältigte ihn, aber dann begann er zu überlegen. Für die meisten Jungen seines Alters würde sie nicht mehr bedeutet haben als eine Handvoll gelber Fruchtbonbons, die in einer Glasbüchse das Regal des Ladens zierten. Aber Willie Calker war weiter fortgeschritten, er rechnete Bonbons nur nach Pennies. Für Vierteldollars konnte man beinahe die Vereinigten Staaten kaufen. Ueber Bonbons war er jetzt erhaben. Er war ein Mann von Vermögen und als solcher berechtigt, nach dem Laden zu schlendern, nicht um Kandy zu kaufen, sondern mit einem Auge auf größere Dinge.

Trotz seines Reichtums und seiner großen Pläne konnte es sich Willie Calker nicht versagen, vor dem Ladentisch stehen zu bleiben und sehnsüchtige Blicke nach der gelben Glasbüchse zu werfen. Er wünschte sich zurück in die glückliche Zeit, da er noch ein Knabe mit einem einzigen Penny in der Tasche war, nicht wie jetzt ein Mann mit einem Vierteldollar und weitgehenden Plänen. Aber er faßte sein Vermögen fester in die Hand und warf einen verächtlichen Blick auf den Gegenstand seiner Qual.

Da ertönte hinter ihm die krächzende Stimme des Martin Holmes, des einzigen Vertreters der ältesten Generation.

„Na, Söhnchen, willst du auch mal raten?“

Der Alte fuchtelte dabei mit seinem Stock in der Luft herum und schnitt greuliche Grimassen, wie immer, wenn er guter Laune war. Seinem Witze folgte ein lautes Hallo der andern, die teils auf der Bank, teils auf dem Nagelfasse und leeren Eierkisten Platz genommen hatten.

Willie wurde rot. Sein Auge wanderte von der Bonbonbüchse zu der im nächsten Regal stehenden Zigarrenkiste, über der folgendes Plakat angebracht war:

„Schweineausraten!!
25 Cents, Moses Poles weißes Chesterschwein.
Schlachten nächsten Mittwoch.“

Er machte Kehrt und sah den älteren Generationen fest ins Auge.

„Willst wohl zweimal raten oder viermal?“ fragte Martin schmeichelnd; „das kostet aber jedesmal einen Quarter.“ Und dabei ließ er seine knöcherne Hand so kräftig auf das Knie von Lucien Spade fallen, daß der Holzfäller mit einem Schmerzensschrei in die Höhe sprang, was brüllende Heiterkeit hervorrief.

Willie aber war an seiner Ehre gepackt.

„Wieviele tun mit, Martin?“ fragte er im tiefsten Tone, den er hervorbringen konnte. Martin Holmes verschluckte sich beinahe vor Lachen.

„Wieviele tun mit?“ fragte Willie zum zweiten Male. Zugleich zog er seinen funkelnagelneuen Quarter aus der Tasche und ließ ihn nachlässig in der Hand hüpfen. Die Wirkung war ungeheuer. Martin zog seinen Bart in unnatürliche Länge und starrte den Jungen an. Ned Smith bog sich über seinen Ladentisch und brach das Stillschweigen mit den Worten:

„Da du Geld sehen läßt — zehn haben schon geraten.“

„Zehn,“ meinte Willie nachdenklich, „das macht zwei und einen halben Dollar, wenn ich gewinne.“

„Wenn du gewinnst?“ schrie Holmes, der bis jetzt unübertroffen beim Raten des Gewichtes eines Schweines gewesen war, tief entrüstet. Solche Erfahrung besaß er, daß er jedesmal den doppelten Einsatz zahlen mußte. (Niemand wußte das besser als Willie Calker!) Und dieses Endchen von einem Menschen wollte ihm, Martin Holmes, den Rang ablaufen? Er war sprachlos.

„Es ist unrecht,“ legte sich jetzt Moses Pole ins Mittel, „wenn wir ihm sein Geld abnehmen.“

„Ned,“ sagte Willie, mit den Fäusten in den Taschen sich an den Ladenbesitzer wendend, ohne sich an den Spektakel um ihn herum zu kehren, „meint Ihr Moses Poles weiße Chestersau, die sich das Ohr am Stacheldrahtzaun zerrissen hat?“

„Wohl deine persönliche Freundin?“ warf Martin höhnisch dazwischen.

„Persönliche Freundin?“ antwortete Willie kühl. „Natürlich! Ich kenne die alte Sau, solange sie auf der Welt ist, und gerade weil sie es ist, will ich mitraten.“ Sprach's und legte entschlossen sein ganzes Vermögen auf den Ladentisch.

Man muß den Insassen des Ladens Gerechtigkeit widerfahren lassen! Sie revoltierten bei dem Gedanken, den unerfahrenen Jungen sein Geld riskieren zu lassen. Spielen war Sünde, war Laster, war Verbrechen. Der Prediger hatte stets besonders darauf hingewiesen, wenn er auf die Kanzel hämmerte und gegen Pferderennen, Trinken

Digitized by Google

Ora et labora

Nach dem Gemälde von Otto Heichert

Digitized by Google

Digitized by Google

und andre angenehme Dinge zu Felde zog, von denen Six Stars zwar gehört, sie aber wegen seiner Abgelegenheit und Armut nie zu kosten bekommen hatte. Aber spielen konnte man nur mit Karten, und wo gab's beim Schweineausraten Karten? Deshalb betrachtete Six Stars sein geliebtes Vergnügen als außerhalb des kirchlichen Bannes.

Wenn Willie Calker gezögert hätte, sein Geld hinzuwerfen, würde der ganze Laden gegen seine Beteiligung protestiert haben. Aber er war so rasch, so entschlossen, daß man ihn gewähren ließ. Er nahm einen Bleistift, betrachtete die Spitze gedankenvoll und schrieb dann mit gemachter Ruhe seinen Namen und das Gewicht des Schweines, wie er es taxierte, auf einen Zettel, der mit seinem Quarter zu den übrigen in die Zigarrenkiste wanderte. —

Willie Calker gewann. Er hatte auf anderthalb Pfund das Gewicht seiner Freundin erraten, und Martin Holmes, der Champion, verlor um ein Pfund. Mit seinen zwei und einem halben Dollar war Willie nun ein Kapitalist, und als Aaron Jones', des Schmiedes, berühmtes rotes Jerseyschwein zum Schlachten reif war, nahm Willie zwei Chancen — und gewann abermals. Martin Holmes hatte sich um zehn Pfund geirrt. Das gab ihm den Rest. Als Mc Mitts Berkshire an die Reihe kam, forderte er Aufhebung der Regel, daß er doppelte Einlage zu zahlen habe, was ihm gewährt wurde. Es war eine arge Demütigung. Der arme Mann mußte Zepter und Krone an einen Knaben abtreten; es war erschütternd.

Diesmal nahm Willie vier Chancen und gewann natürlich. Martin wußte es im voraus und ebenso Moses Pole. Drei Tage vor dem Schlachtfeste hatte das Paar auf der Bank im Laden gesessen und betrübt die Zigarrenkiste bewacht. Moses neigte zu dem Glauben, daß Willie unehrlich Spiel treibe und sich mit „Zimperthie" befasse, fand aber keine Anhänger. Martin erklärte, er glaube nicht an Sympathie, außer bei Rheumatismus. Aber es mußte etwas geschehen. Das Geld des ganzen Ortes floß in die Taschen dieses grünen Jungen, und deshalb, als Tumbells Riesenschwein, das kaum die Last seines Speckes noch schleppen konnte, zur Schlachtbank geführt werden sollte, prangte über der Einladung zum Ausraten an der Zigarrenkiste der Zusatz:

„Willie Calker ausgeschlossen."

„Ich ausgeschlossen? Was bedeutet das?" fragte er Martin Holmes.

„Das bedeutet, mein Söhnchen," antwortete Martin ernsthaft, „daß Tumbell am Montage schlachtet, daß jeder wie üblich raten kann, nur nicht Willie Calker. Willie ist nämlich noch zu jung, es ist unrecht, wenn wir alten Leute ein Kind sein Geld riskieren lassen."

„Ist das wahr, Ned?"

Ned nickte.

Ohne ein Wort zu verlieren, machte Willie kehrt und verließ den Laden. Langsam schlenderte er der Mühle zu. Am Mühlenteiche machte er einen Augenblick Halt, nahm eine Hand aus der Hosentasche und ließ einen flachen Kiesel über die Wasserfläche tanzen. Dann zog er sich in seinen Lieblingswinkel hinter der Mühle zurück, setzte sich auf einen Baumstamm, spuckte wie ein Alter aus, überlegte sich bei dem beruhigenden Rauschen des Wassers und dem Knirschen der Mühlsteine den Vorfall. Er saß noch nicht lange, als Martin Holmes vor ihm auftauchte.

„Willie," begann er einschmeichelnd, „du bist doch nicht böse?"

„I bewahre! Aber du bist schuld daran!"

„Nein, Junge, ich kann nichts dafür. Und es ist nur zu deinem Besten." Damit ließ er sich dicht neben Willie nieder. „Nun sag aber mal, auf wie hoch taxierst du Emerson Tumbells Schwein?"

„Ha," schrie Willie, „du schließest mich aus, und dir soll ich es sagen?"

„Ruhig, ruhig, Willie, ich habe es ja nicht getan, der ganze Laden hat's getan, ich konnte mich da nicht ausschließen, das gebe ich zu, aber ich hatte nur dein Wohl im Auge. Spielen ist ein schreckliches Laster!"

„Schweineausraten ist doch kein Spielen, ich hab's dich hundertmal sagen hören."

Der Alte hob warnend den Zeigefinger und blinzelte Willie verschmitzt zu: „Du verstehst mich doch, Willie. Natürlich ist es Spielen, aber ich will doch den Spaß nicht verderben. Na also, wieviel wiegt —"

„Aber Martin, wenn Spielen eine Sünde ist, wär's doch auch eine Sünde, wenn ich dir das sagte!"

„Ach, nun hör doch mal zu. Es ist ein Laster, das dein Leben — und du bist noch sehr jung, Willie — ruinieren kann, wenn es dich erfaßt. Für mich hat das nichts mehr zu bedeuten. Meine Zeit ist bald um, und es schadet weiter nichts, wenn ich mir die paar Jährchen ruiniere. Also, was rätst du?" Damit zog er einen blanken Quarter aus der Tasche und ließ ihn vor des Jungen Augen tanzen. Der schloß sie und öffnete die Hand.

„Ich — ich rate" — seine Finger schlossen sich um das Geldstück — „ich rate auf 511 Pfund 7 Unzen," sagte er dann rasch, und verschmitzt lachend lief er davon.

Es war ein kalter Tag, an dem Emerson Tumbell schlachtete. Sein Hof lag drei Meilen vom Laden, an der Landstraße. Jede Farm aus der Umgegend sandte einen Delegierten, Six Stars sandte Aaron Jones, der sich erboten hatte, teils aus Gefälligkeit, teils aus andern Gründen, auf seinem Maulesel hinzureiten. Er hatte großes Interesse an der Zigarrenkiste und sich gerühmt, er werde den ganzen Inhalt diesmal einstreichen. Er habe einen Traum gehabt, und im Traum sei ihm das Gewicht des Schweines erschienen. Er lächelte auch verschmitzt.

Aaron war also nach Tumbells Farm geritten und die andern saßen schweigend im Laden und starrten die Wanduhr an. Als die Zeiger auf Mittag deuteten, begaben sich alle auf die Veranda und blickten gespannt die Straße hinab. Sie brauchten nicht lange zu warten. Bald kam Jones auf seinem Maulesel in Sicht. Jones hielt mit einem Ruck vor der Veranda, und ehe er noch den Fuß aus dem Bügel hatte, schrie er:

„Jungens, ich habe gewonnen! Ich habe auf 7 Unzen genau geraten. Mein Traum, mein Traum!"

Zehn Gesichter wurden lang, zehn Hände fuhren nach dem Bart, zehn Mäuler spuckten aus.

Digitized by Google

„Nun, was wiegt es denn?“ fragte endlich Martin Holmes.

„511 Pfund auf den Kopf!“ rief Jones triumphierend. „Und ich habe auf 511 Pfund 7 Unzen geraten, und das könnt ihr nicht bieten!“

„Nein, das können sie nicht,“ rief Holmes und es war ein Frohlocken in seiner Stimme, „aber ich kann es, und ich glaube, Aaron, wir haben zu teilen.“

„Und ich auch!“ rief Moses Pole, und „Ich auch!“ schrien alle andern.

„Ruhig, Kinder, keine schlechten Witze! Schnell die Kiste auf, dann werden wir sehen.“

„Merkwürdig,“ sagte Ned Smith, als er die Zettel entfaltete.

„Ja,“ lachte Martin, „es ist eine merkwürdig gute Schätzung, nur 7 Unzen ab!“

„Also — Emerson Tumbells Schwein wog 511 Pfund, und hier sind dreizehn Zettel und jeder hat auf 511 Pfund und 7 Unzen geraten. Wir erhalten also jeder unsern Quarter zurück.“

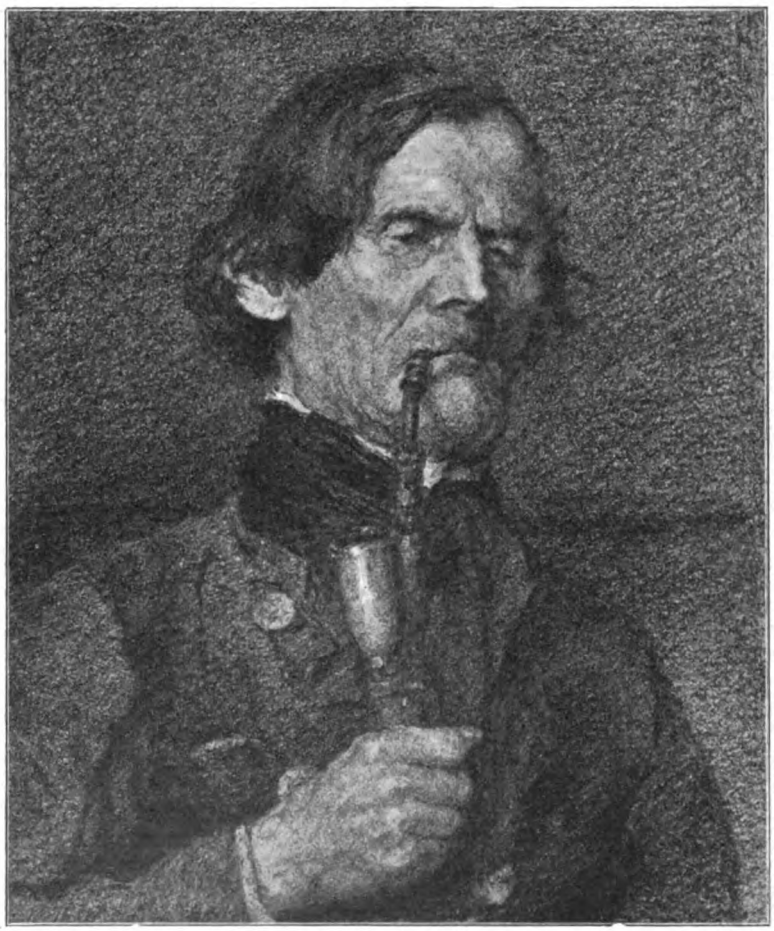
Alle waren baff. Plötzlich rief einer: „Wo ist Willie Calker?“

Tiefes Schweigen. Einer sah den andern an. Endlich bahnte sich Martin mit seinen Ellbogen einen Weg, ging aus dem Laden und knallte die Tür hinter sich zu. Lange Zeit stand er an einen Pfeiler der Veranda gelehnt und sah stumpfsinnig dem Wasser zu, wie es über das Mühlenwehr floß. Es war ein trüber, kalter, unfreundlicher Tag. Hinter der Schmiede hatten sich ein paar Schafe aneinander gedrückt, um sich zu erwärmen. Das Rascheln des trockenen Laubes, das Rauschen des Wassers, es machte ihn melancholisch.

Da plötzlich fiel ein Schuß, und noch einer und ein dritter. Martin blickte auf. „Wer schießt da oben?“ rief er einem kleinen fünfjährigen Schlingel zu, der eine Schar Gänse vor sich hertrieb.

Der Junge blieb stehen. „Willie Calker,“ sagte er, „er hat sich einen Revolver gekauft!“

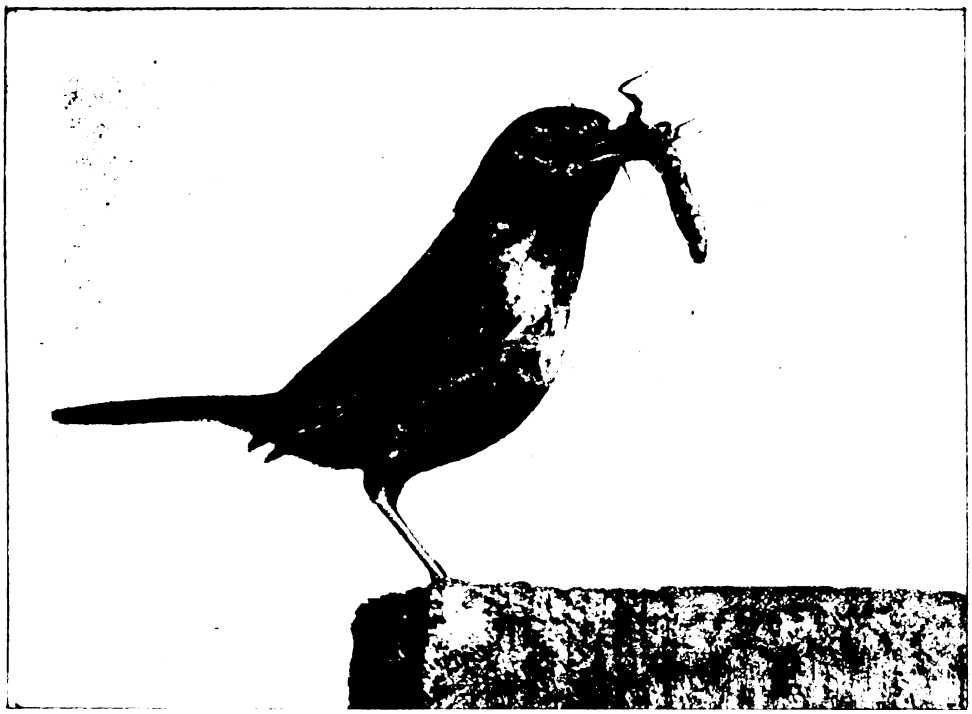
Willie schoß Viktoria.



Schwälmer Bauer

Nach einer Bleistiftzeichnung von Wilh. Thielmann

Digitized by Google



Zaunkönig mit einem Insekt im Schnabel

Die Photographie im Dienste der Naturbeobachtung

Von

Dr. J. Waldmann

(Hierzu 10 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Wer hätte einst gedacht, welche bedeutende Rolle die Photographie in der Wissenschaft zu spielen berufen sein würde. Wie viele wichtigen Dienste hat sie dem Physiker, dem Astronomen schon geleistet! Aber auch der schildernden und beschreibenden Naturbeobachtung steht die Photographie hilfreich zur Seite. Der fertigste Zeichner ist ja nicht immer imstande, interessante Momentbeobachtungen, intime Details, wie sie sich dem erfahrenen Beobachter des Tierlebens blitzschnell aufdrängen, rasch und treu genug im Bilde festzuhalten. Da ist ihm der photographische Apparat ein rascher, treuer Gehilfe. Was zieht im Laufe der Jahre an Naturerlebnissen, Detailbetrachtungen, Reiseeindrücken kaleidoskopartig durch die Gedächtniswelt des emsig tätigen Naturforschers! Wer all das in der Erinnerung zu behalten, im richtigen Augenblicke wachzurufen, wieder aufzufrischen vermöchte! Wieder ist da die Photographie die Zauberin, die uns in gelungenen Aufnahmen solchen Wunsch erfüllbar macht. Und wenn wir weiter bedenken, wie die sorgsame Beobachtung, das richtige Zuschauen und Warten auf den günstigen Moment, die das Werden einer guten Aufnahme zur Voraussetzung hat, den Blick schärft, zu richtiger Beobachtung anleitet, zu neuen Studien anregt, wenn wir weiter der naiveren Naturliebhabereien gedenken, wie sie heute in der Einrichtung hübscher Vogelstuben, reich besetzter Aquarien und Terrarien sich betätigen, denen es zu ganz besonderer Freude gereichen muß, Lieblingstiere, ganz besonders prächtig und rassecht geartete Individuen photographisch für die Zukunft zu behalten, dann begreifen wir, wie die Photographie für den Forscher zu solcher Bedeutung kommen konnte. Dr. W. Marshall hat in seinem Buch „Die Tiere der Erde“ (Deutsche Verlags-Anstalt) das umfassendste, durchweg mit naturgetreuen Photographien geschmückte Werk geliefert.

Freilich hat es mühevolle Vorarbeit der um die Vervollkommnung photographischen Wissens bemüht Gewesenen gekostet, ehe die photographische Technik und Methode zu ihrer heutigen Vollendung gelangte und es möglich geworden ist, so leistungsfähige Apparate zu so verhältnismäßig billigen Preisen herzustellen. Und gewiß bleiben auch dem, der daran geht, im Dienste der Naturbeobachtung zum Photographen zu werden, die Anfangsschwierigkeiten, die Geduldproben nicht erspart. Aber bald bringt die Freude an ersten Erfolgen über die anfänglichen Hindernisse hinweg.

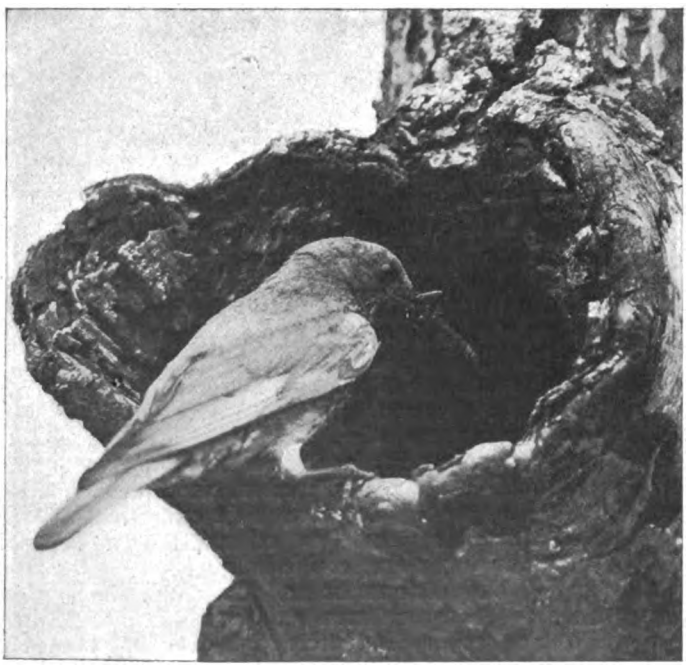
Gute Gelegenheit und Vorschule, sich zunächst im Photographieren ruhigerer lebender Objekte, der großen Säugetiere und Raubvögel zu versuchen und einzuüben, bieten die Zoologischen Gärten. Hier kommt besonders die Handkamera und

Digitized by Google

Momentaufnahme in Betracht. Eine Kamera für das Format 9 × 12 Zentimeter entspricht, um nicht mit umfangreicheren Apparaten hantieren zu müssen, am besten. Besonders bewährt sich da die sogenannte Spiegelreflexkamera, wie sie in verschiedenen Systemen und Konstruktionen in den Handel kommt. Je besser die Kamera es ermöglicht, in jeder Entfernung und in jedem Moment scharf einstellen und momentan exponieren zu können, je rascher man die Entfernung abzuschätzen, das Objektiv einzustellen und dann zu exponieren gelernt hat, desto besser wird man imstande sein, interessante Stellungen, Gruppierungen, Bewegungen der aufzunehmenden Tiere im geeigneten Momente auf die Platte zu bekommen und selbst in schnellster Bewegung befindliche Tiere aufnehmen zu können. Freilich ist man vom Lichte, von der Art der Unterbringung der Tiere, von deren Lebensweise abhängig. Tiere, die den Tag über sich ruhig, zurückgezogen halten, werden am Abend, andre am Morgen besser aufzunehmen sein.

So in der Aufnahme von Tieren, die sich in geschlossenen Räumen befinden, vorgeübt, darin erfahren, welches Licht für diese und jene Aufnahme am vorteilhaftesten, wie durch leichte Wölkchen abgeschwächtes Sonnenlicht grellem Licht in den meisten Fällen vorzuziehen, darüber im klaren, wann man zu farbenempfindlicheren Platten zu greifen hat, wann die Stativkamera, wann die Handkamera vorzuziehen ist, kann man sich dann an das Photographieren kleinerer, freilebender Tiere wagen. Hier handelt es sich weniger um Momentaufnahmen als um Zeitaufnahmen, und es kommen außer der üblichen Reisekamera Handkameras mit sehr lichtstarken Objektiven und guten Momentverschlüssen, auch für Zeitaufnahmen berechnet, in Betracht. Man kann ja vielen kleinen Tieren nicht so nahe kommen, wie es bei der Handkamera, wenn die feinen Details nicht fehlen sollen, nötig ist. Man muß da, um die Tiere durch zu große Annäherung nicht zu beunruhigen, zur Stativkamera greifen. Freilich, wenn man in einem großen Blumengarten, auf der blütenbesäten Sommerwiese, an den beblumten Waldrändern das bunte Treiben der Insekten, das Kommen und Gehen der Bienen, Hummeln, Blumenkäfer, Blütenfliegen sieht, möchte man verzweifeln, eines der bewegten Bilder auf die Platte zu bringen. Aber man stelle seine Kamera nur auf, stelle eine der Wucherblumen, von Bockkäfern und Blumenfliegen reich besetzt, eine Distel, auf deren Blütenkopf sich gerade ein Kaisermantel prächtig breitet, scharf ein, setze die Kassette mit der lichtempfindlichen Platte ein, ziehe den Schieber hoch, und bald wird der richtige Augenblick gegeben sein, in dem man den Verschluß zum Zuklappen zu bringen und die kleine Blütenwelt zu gelungener Aufnahme gebracht hat. Minder lebhaften, trägeren Kleintieren der Insektenwelt gegenüber und in andern Fällen, wenn zum Einstellen die Zeit fehlt, kommt auch die Handkamera zu guter Verwendung.

Zaunkönig reinigt sein Nest



Blauvogel, mit einer Heuschrecke zu den Jungen zurückkehrend

Digitized by Google

Junge Zaunkönige, ihr Nest verlassend

Flügge gewordener Blauvogel

Vielleicht minder interessante, nur für den speziellen Liebhaber anziehendere, ihres weniger lebhaften Temperamentes wegen aber bequem zu photographierende Objekte der Tierwelt sind die weißen Lurche und Kriechtiere unsrer Terrarien und Paludarien. Man kann sie oft fast ganz ebenso nach Wunsch stellen, gruppieren, arrangieren, wie es der Photograph sonst bei Aufnahmen zu tun gewohnt ist, ohne befürchten zu müssen, daß sie ihre Stellung zu rasch ändern. Jedenfalls bieten sich bei Beobachtung dieser Tiere leicht günstige Momente zu passenden Aufnahmen.

Bei photographischer Aufnahme kleiner Tiere liegt, wenn man dem aufzunehmenden Objekte mit dem Objektiv zu nahe kommt, die Gefahr vor, daß die Bilder völlig unnatürlich erscheinen, weil die dem Objektiv näher gelegenen Körperteile ganz unverhältnismäßig größer erscheinen als die weiter zurückliegenden Partien. Man hat daher ein Objektiv zu wählen, das ein möglichst weites Zurückrücken gestattet und so das aufzunehmende Objekt in den richtigen Verhältnissen auf die Mattscheibe bringt.

Ganz besonderen Schwierigkeiten begegnete anfangs das Photographieren lebender Fische. Wem da die ersten derartigen Versuche in verschiedenen Zeitschriften vor Augen gekommen sind, der konnte an diesen Dunkelbildern ohne alle deutlichen Umrisse, ohne jedes feinere Detail wohl keine Freude haben. Bei dem großen Aufschwunge aber, den gerade die Aquarienliebhaberei genommen, war es natürlich den zahlreichen Freunden moderner Zierfischzüchterei darum zu tun, im Freundeskreise, unter andern Züchtern besonders prächtige, formenschöne Exemplare ihrer Zucht bildlich bekanntzumachen. Heute sind auch die Schwierigkeiten photographischer Fischaufnahmen ziemlich behoben. Die eine Schwierigkeit liegt in der agilen Beweglichkeit der Fische selbst, die andre in der Reflexion des Lichtes durch die Glaswand des Aquariums und die Wasserschicht, die vor dem lebenden Objekte sich befindet. Und auch die sonstigen Beleuchtungsverhältnisse sind nicht immer die entsprechenden, da ja bei Aufstellung der Aquarien auf die Bedürfnisse und bestmögliche Erhaltung seiner Insassen Rücksicht genommen werden muß. Sehr gelungene Fischphotographien hat Dr. R. W. Schufeldt in Washington in „The Photographic Times of New York", in „The Photogram of London", in „Appletons' Popular Science Monthly" (New York) und andern Orten veröffentlicht. Mit besten Apparaten, feinsten Linsen, besten Momentverschlüssen, vortrefflichsten Platten arbeitend, wählt er lange, hohe, verhältnismäßig schmale Aquarien, die dem

Nest eines Zaunkönigs

Digitized by Google

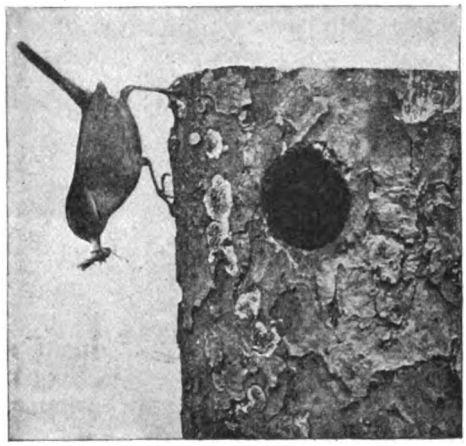
zu photographierenden Fische alle Bewegungsfreiheit gewähren, aber die Wahrscheinlichkeit erhöhen, ihn parallel der vorderen Glaswand des Aquariums zu Gesicht zu bekommen. Das Aquarium, dessen Glaswände aus bestem, klarstem Glase sein sollen, wird an einen möglichst hellen Platz gestellt und entsprechend mit Sand, Steinchen, lebenden Pflanzen und vollkommen klarem Wasser versehen. Etwa 30 Zentimeter hinter dem Aquarium hängt man einen großen Bogen glattes, dickes Manilapapier auf, um andre Gegenstände von der Aufnahme auszuschließen. Dann stellt man den Apparat auf und stellt auf die Mitte der vorderen Glasscheibe auf einen etwa 6 Zentimeter hinter dem Glase innerhalb des Wassers befindlichen imaginären Punkt ein. Nun kommt der aufzunehmende Fisch in das Wasser und man studiert beim Herumschwimmen des Fisches durch den eingestellten Punkt seine Position und sein Bild auf der Mattscheibe und schiebt die Kassette mit der Platte ein, sobald man ganz klar darüber ist, wo der Fisch in den Brennpunkt eintritt und wo sein ganzer Leib auf der Platte flach getroffen wird. Dann heißt es den günstigen Moment abwarten, wann die Position des Fisches und das ganze Lichtspiel den Augenblick der Momentaufnahme gegeben erscheinen lassen. Um die auch bei der größten Vorsicht nicht zu vermeidenden Lichtreflexe, wie sie beim Photographieren von der durch die Sonne beleuchteten Seite her von den äußeren und den inneren Gläsern des Aquariums und der so beleuchteten Wasserschicht herrühren, zu umgehen, hat nach Mitteilungen von N. v. Solotnitzky im Berliner Verein für Aquarien- und Terrarienkunde „Triton" A. Delaval in Nancy mit einem Kollegen den Versuch gemacht, gegen die Sonne hin, also so zu photographieren, daß das Licht auf die Wasserfläche hinter den aufzunehmenden Gegenstand fiel und dieser nicht von vorne, sondern von oben beleuchtet wurde, und sehr gelungene, klare Fischbilder erhalten. Hermann V. Letkemann in New York hat sehr gute photographische Fischaufnahmen im New-Yorker Aquarium erzielt, indem er die Aufnahmen auf dem Dache des Gebäudes vornahm. Das $2^1/_2$ Fuß lange, 2 Fuß hohe und, um die Fische immer im Brennpunkt zu haben, nur 6 Zoll breite Aquarium, entsprechend mit einer Kieselsteinschicht und Pflanzen besetzt, erhielt ein Stück braunes Rouleautuch, etwa $2^1/_2$ Fuß vom Aquarium entfernt, als Hintergrund. Die Sonne beleuchtete bei den Aufnahmen die Südseite und die Front des Aquariums. Der Apparat wurde so gestellt, daß das Bild des ganzen Aquariums auf der Mattscheibe erschien und die Fische, wo auch immer sie sich befanden, der Platte nicht entkamen. Ueber eine neue Methode der Fischaufnahmen bei Magnesiumbeleuchtung, wie sie Fabre Dommerque auf der französischen biologischen Station von Concarneau verwendet, berichtet „Natur und Haus" nach Solotnitzkys Mitteilung, daß über dem Aquarium, seinen Wänden genau anliegend, ein dreiseitiger hölzerner Kasten, innen mit weißer Farbe angestrichen, aufgebaut ist. Die Lichtzurückstrahlung dieser weißen Kastenwandung trägt zur Konzentrierung des Lichtes der fast an der Oberfläche des Wassers ausgeführten Magnesiumexplosion bei. Wer weiß, mit welchen Schwierigkeiten der geübteste Zeichner gegen die quecksilberne Lebendigkeit besonders kleinerer Fischchen zu kämpfen hat, um ein nur einigermaßen getreues Bild dieser oder jener Fischart zustande zu bringen, wird solche Mithilfe der Potographie voll zu schätzen wissen.

Zaunkönig, mit einer erbeuteten Motte zum Nest emporkletternd

Ueberaus dankbare, liebenswürdige Objekte photographischer Aufnahmen sind die Vögel, diese Lieblinge selbst solcher Menschen, die sonst der Tierwelt ziemlich kühl gegenüberstehen. Mit wenigen Ausnahmen zutunlich, zutraulich, neugierig, läßt auch der freilebende Vogel, wo er sich ungefährdet weiß, in sein Tun und Treiben, selbst in sein intimes Brutleben Einblick tun. Wie Männchen und Weibchen unsrer Kleinvogelwelt getreulich zusammenhalten, sich redlich in die Mühen und Sorgen der Brutpflege teilen, wie emsig beide Gatten das Material zum Nestbau zusammentragen, sorgsam auswählen, geschickt verbauen, wie geduldig und ausdauernd die Eier bebrütet werden, die

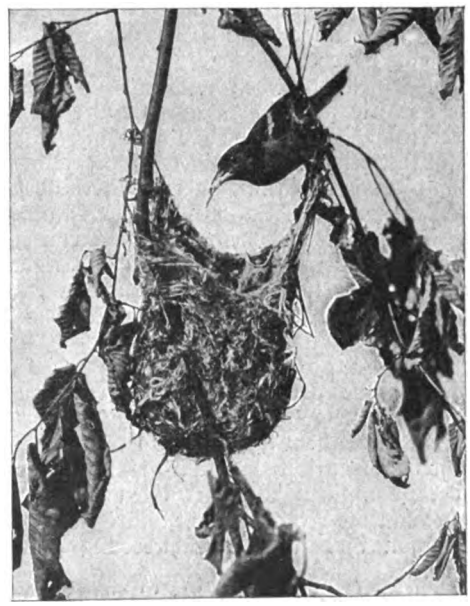
Digitized by Google

Gatten sich ablösen, das Männchen treue Wacht hält und in gefühlvollstem Gesang das Weibchen tröstet, aufmuntert, wie es dann für die hungrigen Nestlinge nimmer müde wird, Futter zuzutragen, die nimmersatten Nesthocker sichtlich heranwachsen, ihre ersten Flügelübungen machen, endlich zum Verlassen ihres Nestes sich anschicken, all das und andres interessante Detail ist dem Vogelleben seitens des kundigen Beobachters abzulauschen, und vieles davon kann gegenwärtig in allerliebsten sinnigen Bildern mühelos photographisch festgehalten werden. Was sich da an solchen intimsten Vorgängen des Vogellebens beobachten und bildlich der Erinnerung bewahren läßt, zeigen recht lebhaft unsre beigegebenen Bilder. Wir sehen da unsern lieben heimischen Zaunkönig in eifriger Nestreinigung begriffen, mit Beute zurückgekehrt über dem geöffneten Neste auf ein verdächtiges Geräusch hin eine Weile innehalten, dann wieder mit einer erbeuteten Motte zu seinem Nestloche emporsteigen, auf einem andern Bilde mit Beute zur Nestöffnung herabsteigen, oder wir gewahren die flügge gewordenen Jungen im Begriffe, ihre Geburtsstätte zu verlassen. Zwei weitere Bilder zeigen den nordamerikanischen Blauvogel mit einer gefangenen Heuschrecke zu den Nestjungen zurückkehrend, und einen solchen jungen, flügge gewordenen Blauvogel in Angst sich niederduckend. Zwei andre Bilder endlich stellen den Baltimore-Oriol dar, wie er mit einem Wurme zum Neste zurückkehrt und wie er einem Nestling das Futter tief in den Schlund schiebt. Ein jedes Bildchen mutet uns an wie ein Ausschnitt aus der lebendigen Natur. Die photographische Aufnahme ermöglicht es uns, das ganze Leben unsrer gefiederten Sänger gleichsam aus nächster Nähe zu beobachten. Die sprechende Naturwahrheit der Gemälde oder Zeichnungen großer Tiermaler resultiert aus der Summierung unzähliger aufmerksamster Beobachtungen. Daß bei dieser künstlerischen Uebersetzung ein gut Teil Menschlichkeit in die Bilder hineingetragen wird, liegt auf der Hand, und so hoch auch die Werke eines Landseer, Swan, Zügel über den einfachen Lichtbildern an künstlerischem Wert und an allgemeiner kultureller Bedeutung stehen mögen, der genauere und zuverlässigere Beobachter der Natur ist heute die photographische Platte, und wie man jetzt die ungeheuren Weiten des Universums mit ihrer Hilfe durchsucht und immer neue Sterne entdeckt, so hilft sie uns auch immer tiefer in das Kleinleben der Natur um uns herum einzudringen. Nur eins fehlt in dem Bilde: die Farbe. Aber wie lange wird es dauern, bis wir auch die Farbenpracht des Gefieders und der umgebenden Vegetation auf die Platte bannen können?



Zaunkönig nähert sich von oben seinem Nest

Baltimore-Oriol, einem Nestling einen Wurm in den Schlund schiebend



Männlicher Baltimore-Oriol, seine Jungen fütternd

Digitized by Google

Litauisches Fischerhaus auf der Kurischen Nehrung

Triebsand und Wanderdüne auf der Kurischen Nehrung

Von

Agnes Harder

(Hierzu 9 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Wer kennt sie im weiten deutschen Vaterland? Die Ornithologen wissen, daß sie eine altberühmte Zugstraße der Wandervögel ist, die Jäger, daß dort noch einige Elche stehen, aussterbende Vorweltrecken. Wer die Ruhmeshalle besucht und vor dem Bilde steht, das den Großen Kurfürsten zeigt, wie er mit seinen Soldaten auf der Verfolgung der Schweden im Schlitten über das Kurische Haff fährt, dem fallen einige Worte aus der Geographiestunde ein, mit denen sich kaum Begriffe verbinden, wie „das Memeler Tief", und wen das Schicksal einmal nach dem äußersten Nordosten des Vaterlandes verschlagen, der bringt vielleicht dem Freundeskreis das Rezept des in Litauen getrunkenen „Wasserpunsches" mit: „Je nach der Süßigkeit des Portweines wird $^1/_4$ Liter Wasser mit 5 bis 10 Stücken Würfelzucker auf $^1/_8$ Liter eingedampft, eine hinzugegossene halbe Flasche Kognak kurze Zeit aufgekocht und eine folgende Flasche roten Portweins nur zum Aufwallen gebracht." Wer dem Trunke dann fleißig zuspricht, dem wird man manche Sage von der preußischen Wüste erzählen können. Und doch braucht die Nehrung nicht Märchen und Sage. Denn schon ihre schlichte Schilderung gibt mehr als jene.

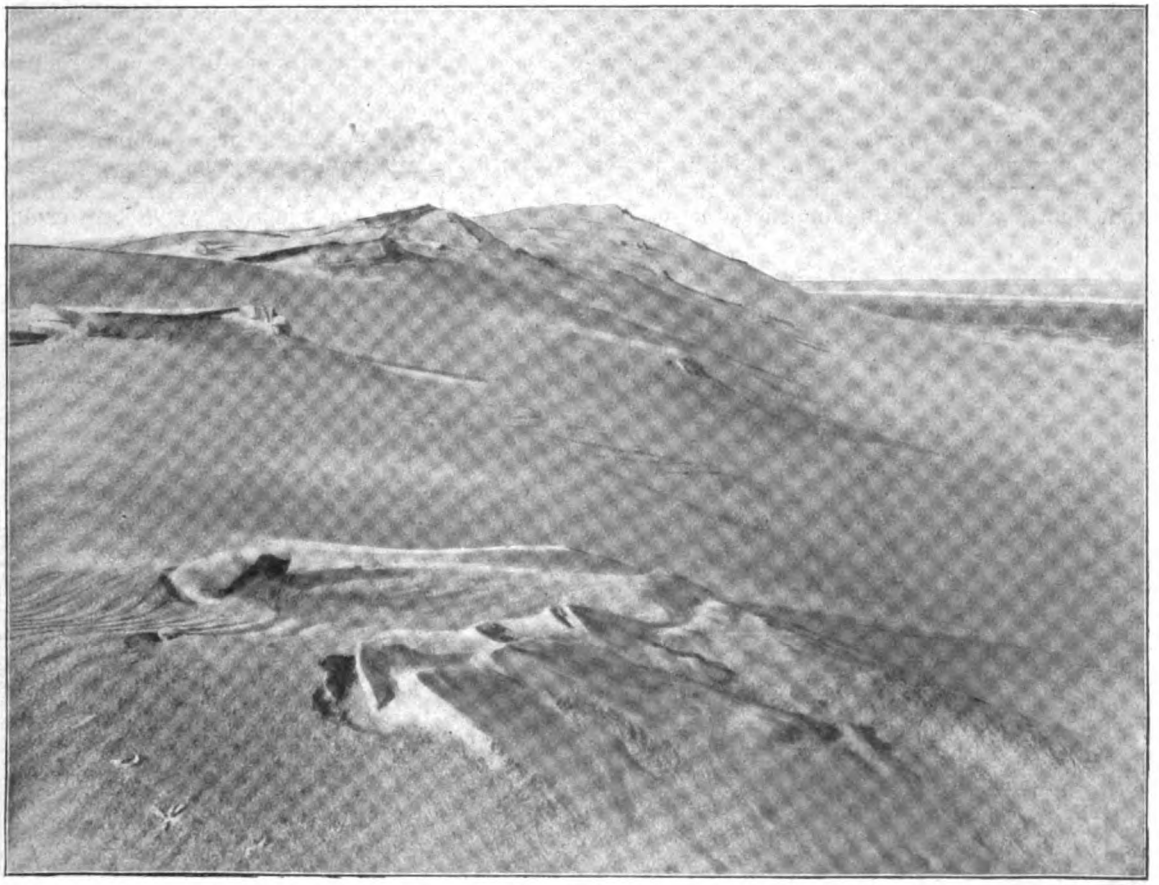
97 Kilometer zieht sich die Nehrung von dem besuchten Ostseebade Kranz an der samländischen Küste in der Nähe Königsbergs nach Nordosten. Ihre Breite wechselt, ein halber Kilometer bezeichnet ihre schmälste Stelle, deren vier ihre breiteste. Wie eine lange schmale Zunge trennt sie die rauschende Ostsee von dem 29 Quadratmeilen großen Kurischen Haff. Hinter ihr, im lieblichen Samland, tiefe Laubwälder und malerische Schluchten, Sagen vom Tode Adalberts, des Apostels der Preußen, vom Kampf und Sieg der Deutschritter — vor ihr, jenseits des schmalen, nur 500 Meter breiten Wasserarmes, des Memeler Tief, die alte Handelsstadt, die die letzte heimische Station des fliehenden Königspaares in den Zeiten von Deutschlands Erniedrigung war. Nur noch ein und eine halbe Meile hinter Memel beginnt das Reich des weißen Zaren. Wie die Spitze einer Magnetnadel zeigt die Nehrung nach Kurland, der südlichsten der Ostseeprovinzen, der sie und das Haff ihren Namen danken.

Blendend weiß, in greller Beleuchtung für den vom Haff Kommenden direkt wie Schneeberge wirkend, hebt sich die Dünenkette aus dem dunkeln, unruhigen Haffwasser, während an ihrer Westküste, von dem hier fast ständigen Westwinde getrieben, sich die türkisblauen Wellen der Ostsee brechen. Ob diese Dünenkette, die noch zur Zeit der Ordensritter mehr als ein Tief durchbrach, aus einer Reihe dem Haff vorgelagerter Inseln zusammensandete, ob sie umgekehrt einmal die Grenze Litauens bildete und das dahinterliegende Haff durch

Digitized by Google

allmähliche Senkung erst entstanden ist — darüber bestehen nur Hypothesen, von denen sich die letztere auf Diluvialschichten stützt, die sich stellenweise unterhalb der Nehrung finden. Die kleinen Flecken von festem Humus, die wie Totenknochen hier und da aus dem losen Sand hervorlugen, und die eine graue, niedrige Weidenart oder die blaufilberig glänzende Stranddistel besiedelt — Kupsten nennt sie der Volksmund —, sind Ueberbleibsel historisch beglaubigter Zeiten, da der rieselnde Sand Herr wurde über dichten Waldbestand, den die Hand der Menschen ihm erst überlieferte. Denn ob es nun wahr ist, daß Friedrich der Große nach dem Siebenjährigen Kriege die Nehrung abholzen ließ, um den Erlös — 80 000 Taler sollen es gewesen sein! — mit zum Bau des Neuen Palais zu verwenden, mit dem er der staunenden Welt zeigen wollte, daß die preußischen Kassen noch nicht erschöpft seien, oder ob — wahrscheinlicher — der Holzdiebstahl der armen kurischen Bewohner zuerst Löcher in die schützende Humusdecke riß, bis die Fetzen feuchter, fruchtbarer Erde den quellenden Sand nicht mehr zurückhalten konnten — sicher ist, daß die Nehrung schon zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die schreckenerregende Wüste war, auf der zwei Gespenster als Würgengel hausten, ein offen und ein heimtückisch drohendes: Wanderdüne und Triebsand.

Eine seltsame, grausige Poesie, die der Wanderdüne. Aus dem Meere steigt sie auf wie eines jener sagenhaften Ungeheuer, die die Tiefe birgt, wälzt sich über die Nehrung, über hochstämmige Wälder, Kirchdörfer, Weiden und Aecker, frißt alles, verschlingt es, lagert darauf und zieht weiter, Totenknochen und abgenagte Stämme in dem weißen Sande hinter sich zurücklassend. Zieht weiter und ersäuft sich als Sturzdüne im Haff. Die exakteste Beschreibung deckt sich mit der hier gegebenen bildlichen. Der anhaltende Weststurm treibt den Sand aus dem Meere auf die Nehrung, wirbelt ihn, der sich um jede faustgroße Erhöhung staut, in genau denselben Formationen, die jede Schneewehe kennen lehrt, in immer anwachsenden Bergen vor sich her. Während die Düne langsam über die Nehrung zieht, wächst sie beständig, bis 100 Fuß und darüber. Beständig bleibt sie aber auch in Bewegung. Ihre der See zugekehrte Seite, jene des aufsteigenden Sandes, ist naturgemäß die flachere. Nach dem Haff zu fällt sie steil ab, mindestens in einem Winkel von 30 Grad. Ist aber die Wirkung des Ostwindes kräftiger, so verschärft sich dieser Winkel bis zu 50 Grad, womit die Wanderdüne zur Sturzdüne wird, die oft senkrecht ins Haff geht. Der Sand, den der Westwind an der Düne in die Höhe treibt, fällt wie ein anhaltender feiner Regen in unaufhörlichem Rieseln über den Kamm. Im Sturme aber ändert sich das Bild. Aus dem unermüdlich feinen Nagen wird ein wildes Tosen,



Dünenbildung auf der Kurischen Nehrung

Digitized by Google

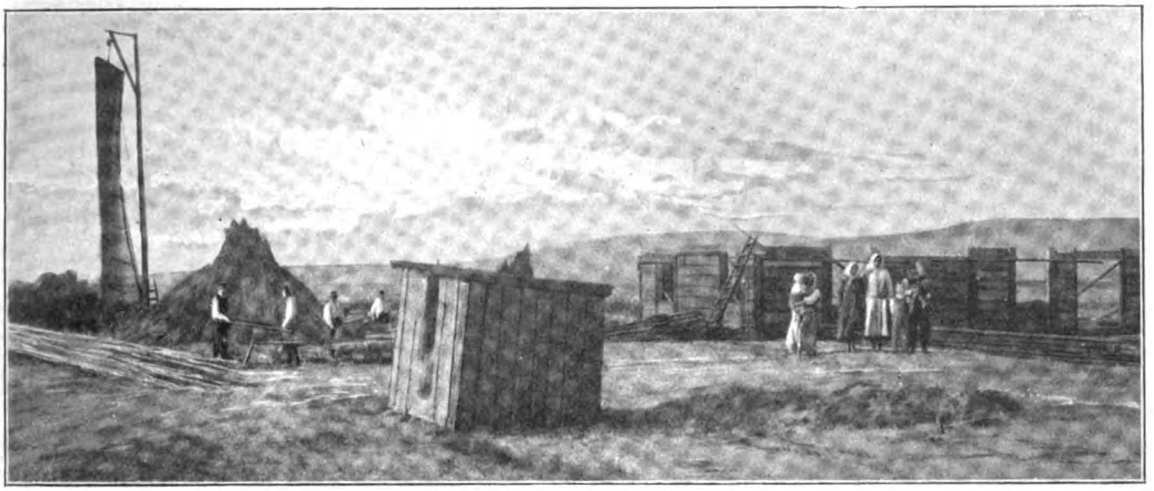
ein Aufruhr der Elemente. Dann scheint die ganze Dünenkette in Bewegung. Ihre feine Firnlinie ist verwischt, gelbe Wolken steigen von ihr in die Höhe. „Die Düne raucht." Der unglückselige Wanderer, den ein solcher Sturm auf der alten Landstraße von Königsberg nach Memel, d. h. auf der gewöhnlichen Heerstraße von Deutschland nach Rußland, überraschte, den der treibende, peitschende Sand blind machte, dem der Boden buchstäblich unter den Füßen wich, mochte wohl, wenn seine Kraft nachließ, sein letztes Gebet sprechen. Der Sand deckte ihn zu wie Schnee. Am nächsten Tage hatte sich vielleicht eine niedrige Hügelkette über ihm gebildet. Lange nachher fand man seine gebleichten Knochen.

Die Wanderdünen waren die ständige Gefahr der kurischen Dörfer. Die lagen und liegen noch heute alle an der Haffseite. Das Haff ist die Nährmutter dieser genügsamen Fischer. Zudem ergaben die Dünen, solange sie noch in größerem Abstand von den Ansiedlungen standen, den notwendigen Windschutz. Vor ihnen lagen die Weiden für das Vieh, das hier an Genügsamkeit die Menschen noch übertrifft, und das Stück Ackerland. Nun näherte sich die Düne aber von Jahr zu Jahr. Zwischen $2^3/_4$ bis $36^1/_2$ Fuß, im Mittel also 18 Fuß, rückt die Wanderdüne jährlich vor. Bald hing sie drohend über dem Kirchlein, dem am weitesten vorgeschobenen Gebäude. Durch die Fugen der Fenster und Türen drang der Sand. Nach ein paar Jahren mußte der Kampf mit ihm aufgegeben werden. Entweder man trug das Kirchlein ab und erbaute es in einiger Entfernung aufs neue, oder man überließ es seinem Schicksal. War doch auch der Kirchhof verschwunden, verfiel doch ein Haus nach dem andern seinem Schicksal. Schließlich wanderte man aus und siedelte sich eine Strecke weiter von neuem an. Von den acht Dörfern der kurischen Nehrung sind Kunzen, Pillkoppen und Nidden, das sich gerade jetzt zum beliebten, besonders von Malern besuchten Badeorte auswächst, so mehrmals entstanden und untergegangen. Ja, man würde die alte Stelle nicht mehr kennen, wenn nicht eben die wandernde Düne schließlich die Stätte wieder freigäbe. Bei Alt-Kunzen und Nidden bleichen jetzt Knochen im Sonnenlicht, liegen Rippen und Schulterblätter, Schädel und Schenkelknochen zerstreut, die an die vom Samum begrabenen Karawanen der Wüste gemahnen. Es sind die ehemaligen Kirchhöfe dieser Orte, und an den von Nidden, der den Zunamen „Pestkirchhof" trägt, knüpft sich noch eine Sage, die ganz gut die Ergebenheit des Volkes in die Allmacht der Wanderdüne kennzeichnet. In Nidden, erzählt

Friedhof eines Fischerdorfs

Dorfstraße auf der Nehrung; hinten befestigte Düne

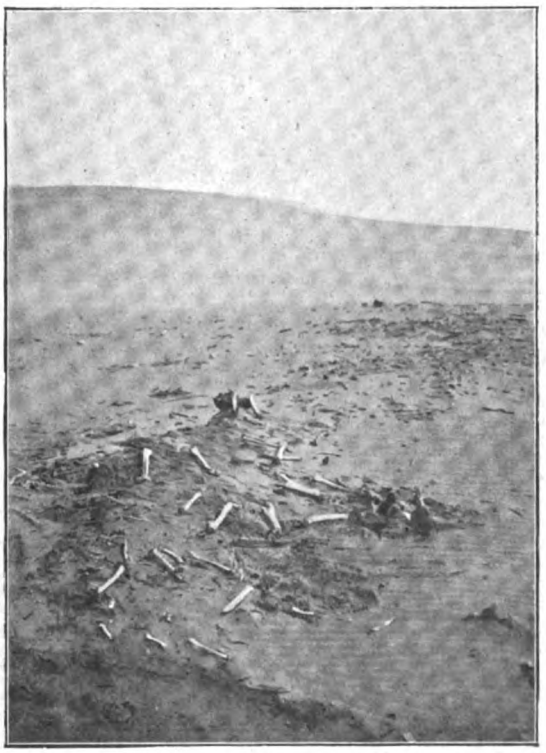
Digitized by Google



Bau eines Holzhauses am Südende von Nidden; im Hintergrund Wanderdüne

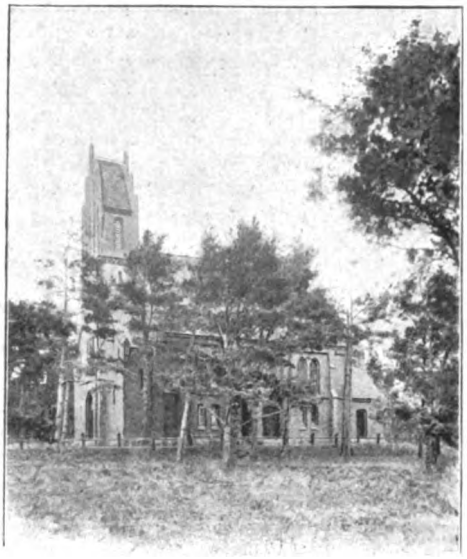
Frau Sage, hatte die Pest nur noch acht Frauen übriggelassen. Alle andern Einwohner waren ihr erlegen. Da fragten sich die Frauen untereinander: wer wird uns begraben, wenn wir sterben? Und da sie keine Antwort fanden, zogen sie sich die Feiertagskleider an und gingen hinaus auf den Friedhof und legten sich nebeneinander in den Sand. Der deckte sie zu und begrub sie, und ihre Kirche und ihr Dorf begrub er auch.

Aber die moderne Zeit, die die nährende Erde für ihre sich immer vermehrenden Kinder braucht, ist nicht so langmütig. Als die Sturzdünen drohten, das Haff zu versanden und so Tausenden von Menschen, auch drüben auf litauischer Seite, die Nahrung zu entziehen, nahm die preußische Regierung den Kampf mit den Elementen auf, und wenn es wahr sein sollte, daß die Abholzung der Nehrung ihr damals 80000 Taler Nutzen gebracht hatte, so verzinst sie dieses Geld jetzt königlich, denn seit mehr als 20 Jahren werden jährlich über 100000 Mark zur Festlegung der Wanderdünen ausgegeben. Man versuchte es zuerst, die unmittelbar bedrohten Ortschaften zu retten, vor allem das Dorf Pillkoppen, und man fängt jetzt die Dünen ungefähr so, wie die Zwerge den Riesen Gulliver fesselten, dem sie sich mit einer seiner Größe entsprechenden Schlinge nie hätten nahen dürfen: mit unzähligen feinen Fädchen. In richtigen Vierecken werden Fangzäune über die Düne gezogen und mit Reisig bedeckt. Klümpchen Baggererde kommen in die Quadrate und ihnen wird eine kleine Kiefernpflanze anvertraut, eine norwegische Art, an die Ungunst der Elemente schon durch Vererbung gewöhnt. Sie wird nicht hoch, breitet sich aber weit aus und deckt so ein möglichst großes Stück des Bodens, ihre Hauptaufgabe. Nahrung muß sie freilich, wenn die Kinderkost jenes Erdklümpchens aufgezehrt, aus der Feuchtigkeit der Luft saugen. Um aber dem Uebel an der Wurzel zu steuern und die Entstehung neuer Wanderdünen zu verhindern, zog man wenige Fuß vom Seestrande entfernt von Beginn der Nehrung bis an ihre äußerste Spitze, dem Memel gegenübergelegenen Sandkrug, einen Faschinenwall, in dem sich nun der aus der See aufsteigende neue Sand fing und so in kurzer Zeit eine niedrige Düne, die „Vordüne", bildete, ein Bollwerk gegen künftige Zerstörung. Zwischen Vordüne und hoher Düne breitet sich die „Palwe" aus, flaches Land, mit ein wenig Strandhafer, vielleicht auch mit kurzer Grasnarbe bewachsen, bei Rossitten, Nidden und dem beliebten Badeort Schwarzort von größeren Waldbeständen unterbrochen. Die festgelegten Dünen bieten in ihren verschiedenen



Von der Wanderdüne aufgedeckter Friedhof

Digitized by Google

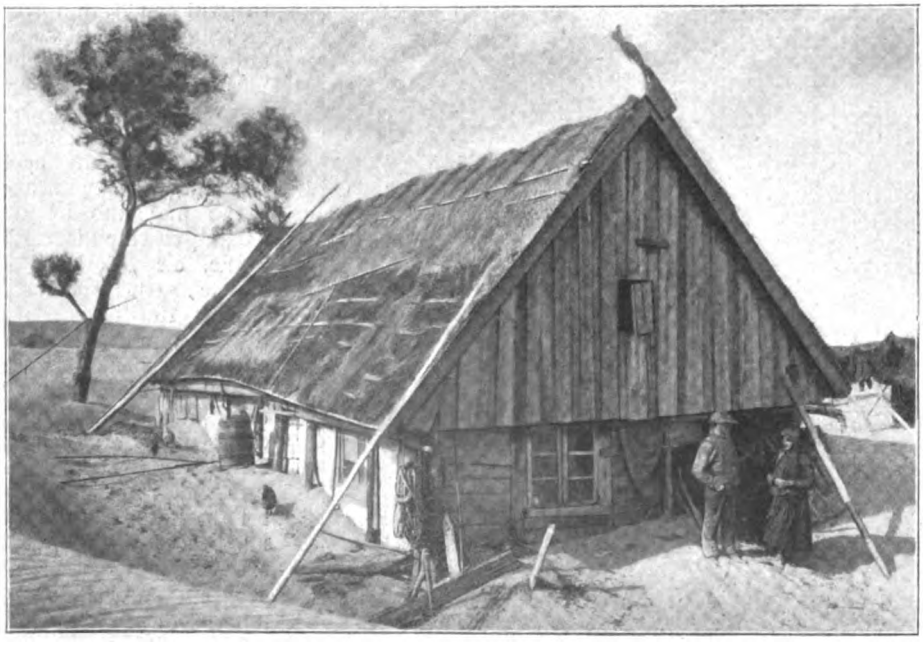


Kirche in Nidden

Entwicklungsstadien einen sonderbaren Anblick, und es sind nun zu den Sehenswürdigkeiten der Nehrung auch noch die „karierten" Berge gekommen.

Daß die wilde Poesie gänzlich zahmgelegt wird, ist ausgeschlossen. Die Arbeit, an der Herr Dünenbauinspektor Epha in Rossitten hervorragenden Anteil genommen hat, ist zu kostspielig, um sie nicht auf das Notwendige zu beschränken. Und so werden sich auch noch die romantischen Gefahren der Nehrung einige Zeit erhalten. Da wird man gewarnt, nicht in den „toten Wald" zu gehen, denn man könne leicht „in einem Baum ertrinken", d. h. man könne da, wo der Sand das Holz der Bäume zerfressen hat und die Rinden wie hohle Trichter vielleicht noch in der Düne stecken, zufällig in einen solchen hineingeraten und in der absoluten Einsamkeit verhungern. Strecken doch in Schwarzort in jungen Kiefernbeständen mächtige alte Bäume aus dem Sande ihre Krone hervor. 50 Fuß hoch wehte die Düne sie zu, bis ihr Stillstand geboten wurde und neuer Wald sich um sie ansiedelte, dessen schlanke Stämmchen nun über ihren Kopf emporschießen. Die Versandete aber grünt weiter. Die blaugrünen Nadeln leiten den Lebenstrunk hinab zu der tief in der Düne vergrabenen Wurzel, ein Geheimnis der Natur, die auf diesem Stückchen Erde so reich an Wundern ist.

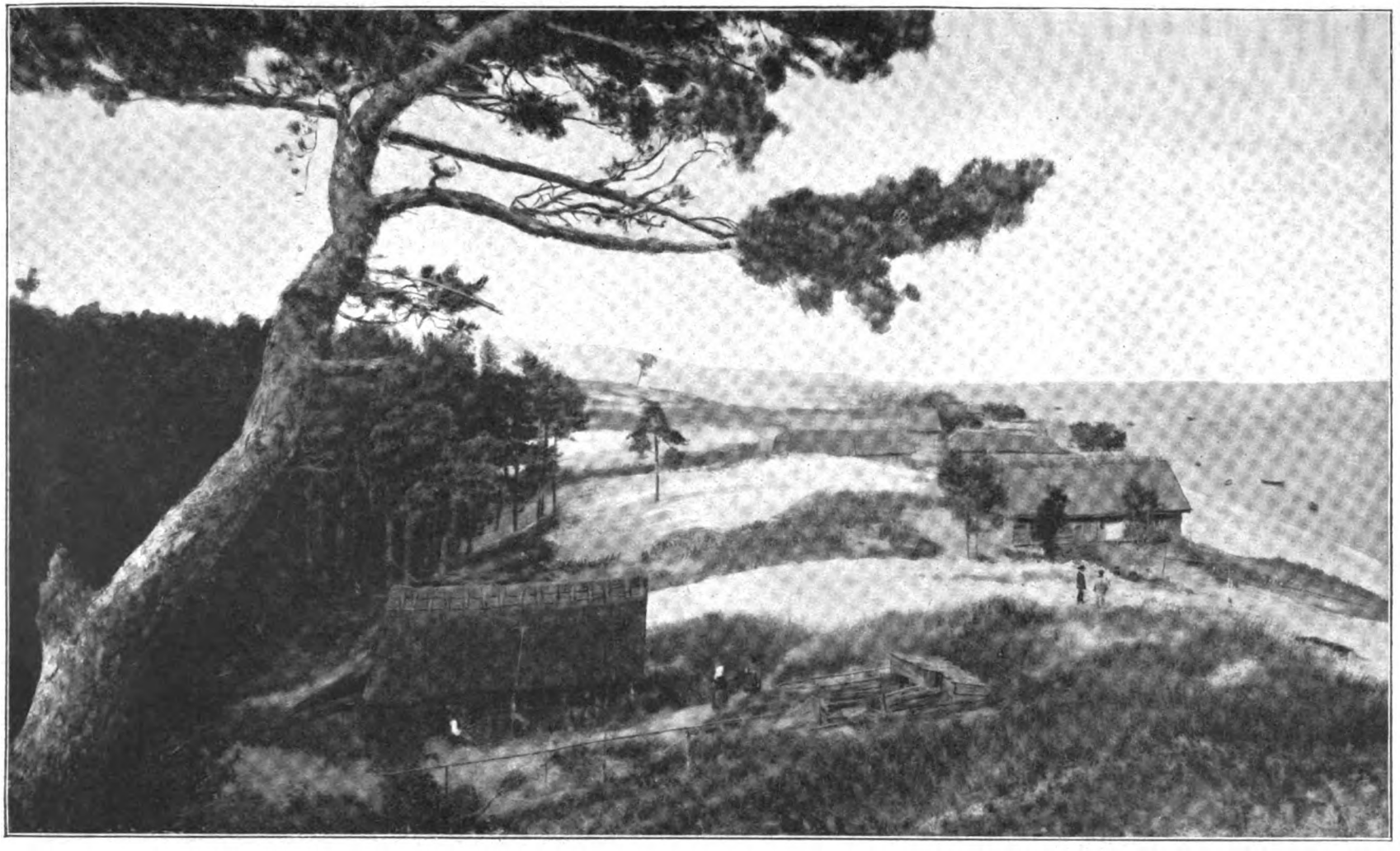
Mehr noch als mit der Wanderdüne beschäftigte sich die Phantasie von je mit dem Triebsand. Größere und kleinere Stellen dieses rätselhaften Gemenges von Sand und Wasser ziehen sich an der Seeseite der Nehrung hin. Eine, hinter Pillkoppen, ist einige Morgen groß. Dem geübten Auge sind sie leicht kenntlich an einer graugrünlichen Farbe des Sandes, der hier fester erscheint. Dem vorsichtigen, kaltblütigen Wanderer wird ein rasches Ueberschreiten auch keine Gefahr bringen. Nur wer den Kopf verliert, sich heftig bewegt, gerät unwiderstehlich tiefer hinein, bis sich die zähe Masse, einige Blasen treibend, über ihm schließt. Im Notfalle würde es zur Rettung genügen, sich lang auf die Erde zu legen und so die Druckfläche zu vergrößern. Mit Wagen und Pferden freilich muß man den Triebsand meiden. Schwer hinwandelnde Tiere, Rinder und Elche, finden hier ein immer offenes Grab. Aus den grauenvollen Sagen, die sich an den sinkenden Boden knüpfen, kettet die beglaubigte Geschichte zwei Vorfälle. Einmal die Verzögerung der Siegesnachricht von Belle Alliance nach Rußland, weil dem russischen Boten zwei Pferde in den Triebsand gerieten, und dann den Unfall Kotzebues auf seiner russischen Reise, als sein Wagen ausgegraben werden mußte und er selbst sich noch mit Mühe rettete. Diese Reise gibt überhaupt ein deutliches Bild von den Gefahren der alten Poststraße, an die heute nur noch eine halbzersplitterte Sturmweide erinnert.



Fischerhütte am Rand der Düne in Perwelk

Von den vielen fachmännischen Erklärungen des Triebsandes mag die des Geologen Berend hier Platz finden: „Triebsand ist eine Mengung von Wasser und Sand, in der die einzelnen Sandkörner derart verschiebbar zueinander

Digitized by Google



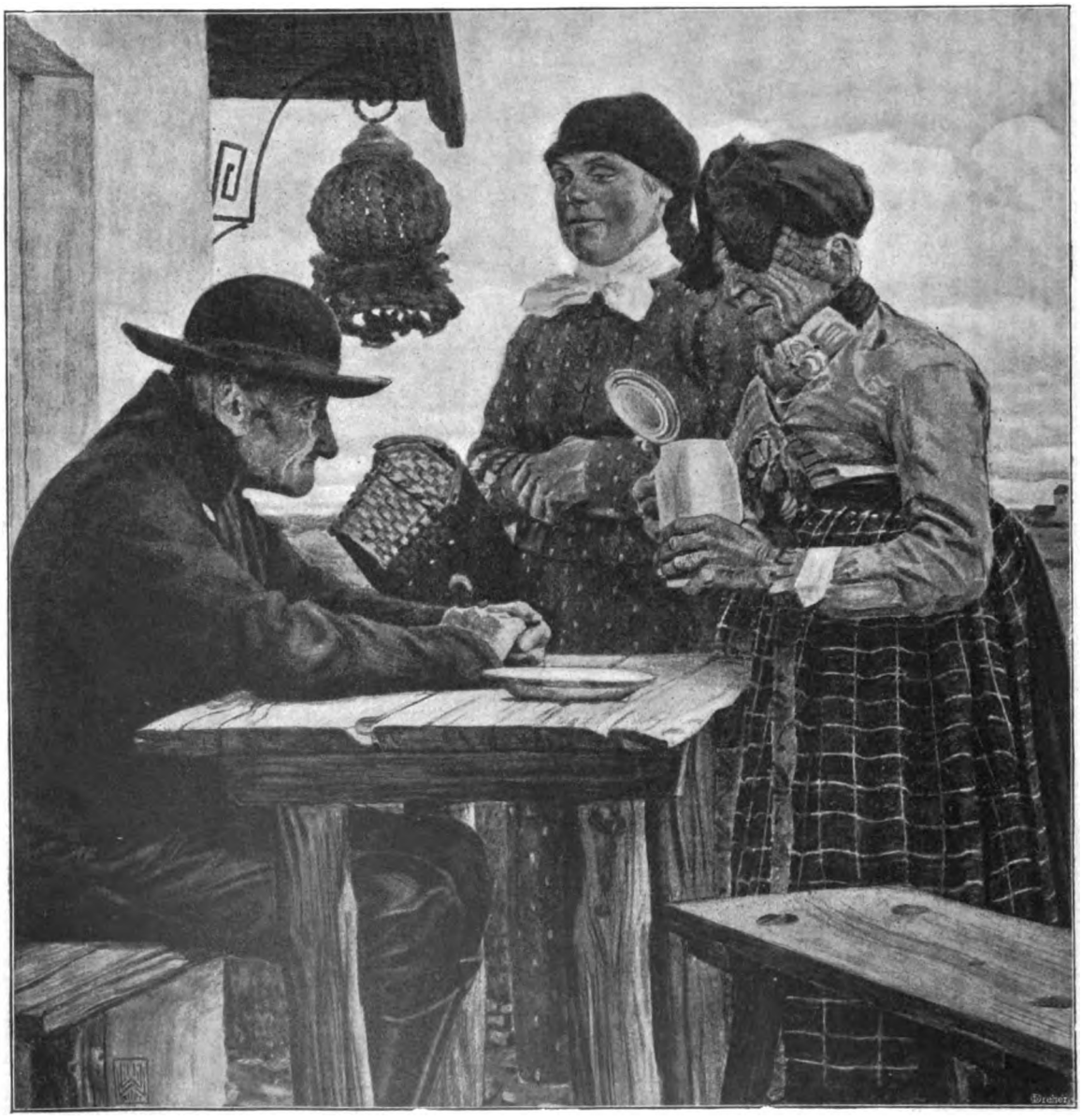
Landschaftsbild von der Kurischen Nehrung

Digitized by Google

sind, daß die Berührung, resp. Reibung derselben durch dazwischengetretenes Wasser ganz oder fast ganz aufgehoben ist, so daß sie unter dem Druck irgend eines schweren Körpers verhältnismäßig leicht ausweichen und hernach wieder zusammenschließen."

Das Gefühl lähmenden Entsetzens, wenn man unwissentlich zum ersten Male Triebsand betritt, läßt sich nur mit dem Beginn eines Erdbebens vergleichen, dem Grauen vor Erschütterungen des Grundes im allgemeinen. Und auch die wilde Schönheit und hinreißende Großartigkeit der Wanderdüne lernt nur der kennen, der im Sturm unter den Sturzdünen hin mit bloßen Füßen durch das Haff geht, auf steil abfallendem Grunde, und über ihm dampfen in urweltlicher Majestät die Gipfel, und vom brausenden Haff her kreischen die Möwen. Jeder Schritt aber löst am Kamm eine breite Zunge Sandes, die langsam und gierig herunterleckt.

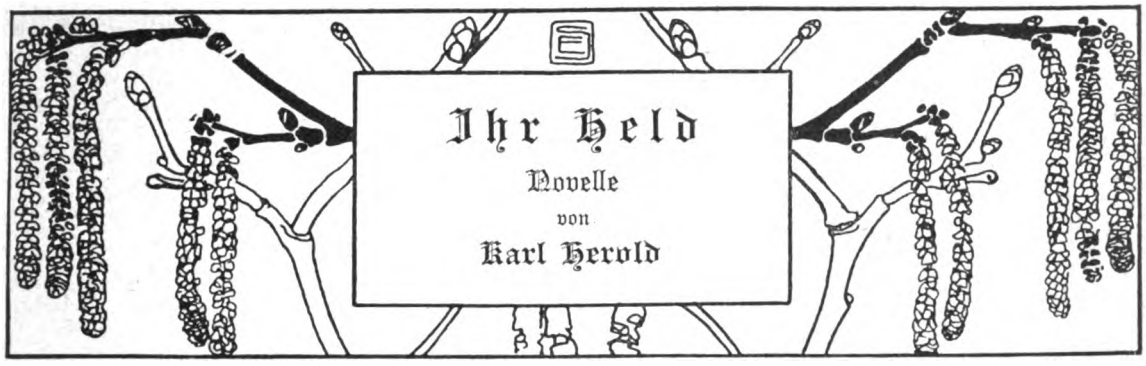
Das sind die Wanderdünen der Kurischen Nehrung. Ihre Entstehung, ihre Geschichte ist wie die Folie für das Leben der Tiere und der Menschen auf ihr. Durch die mit so viel Mühe angepflanzten Kulturen tritt noch der mächtige Elch mit seinen breiten Schalen, Möwen umfliegen sie und Wandergäste weit aus Asien her mischen sich unter ihre Zugvögel. Der Kure aber, ein Abkömmling der Letten, ist hart geworden wie sein Leben im Kampf mit den Elementen. Zäh hält er an seinen Ueberlieferungen fest, an der malerischen Tracht seiner Frauen und an seiner Sprache.



Dachauer Bauern

Nach dem Gemälde von Willy Walter

Digitized by Google



Ihr Held

Novelle

von

Karl Herold

Es war ganz still auf den Straßen. In den Klassen der höheren Töchterschule dozierten die Lehrer allerlei wichtige und unwichtige Sachen, die die jungen Damen nach ihrem Austritt doch so schnell als möglich wieder vergessen würden. In der ersten Klasse war gerade französische Stunde, und Lotte Werner plagte sich damit, einen Satz aus einer kleinen Erzählung ins Deutsche zu übersetzen — da ging auf der Straße ein Raunen an. Leute liefen schnell vorüber, einmal vernahm man den Ruf: „Ist's wirklich wahr?" Und dann schrie es eine junge Stimme hinaus, daß es über die ganze Straße hallte: „Hurra! Napoleon gefangen, die französische Armee gefangen! Hurra!"

Drüben in der Realschule hatten sie es auch durch die offenen Fenster gehört, und da begann sofort ein furchtbarer Lärm. Aber nur einen Augenblick dauerte der, dann löste sich aus dem Geschrei eine Melodie heraus:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall,
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein —"

Da hatten sich auch die Mädels von ihren Plätzen erhoben und stimmten mit in den Gesang ein:

„Wer will des Stromes Hüter sein?"

Das ganze Lied sangen sie bis zu Ende, und die Lehrer konnten nichts dagegen machen. Wollten auch nichts dagegen tun. Es war eine Freude, eine Freude! Und als der letzte Vers vorüber war, da ging das Jauchzen all der Kinder und halberwachsenen jungen Leute von neuem an. Durch nichts waren sie mehr in den Klassen zu halten. Drüben bei den Realschülern drängte es sich schon durch die Tür, sie war nicht groß genug, jeder wollte zuerst draußen sein. Warum, das wußten sie selbst nicht, aber nur hinaus, hinaus! als ob es in der Schule brenne. Und dann ging es die Straße hinab, mit Jauchzen und Schreien: „Napoleon gefangen, die französische Armee gefangen, der Krieg zu Ende! Hurra!"

Lotte Werner rannte neben ihrer Freundin Martha Frommhold dem Elternhause zu. „Ich muß meine Fahne heraustun!" sagte sie atemlos. „An die denkt sonst niemand."

Sie hatte eine eigne Fahne von ihren wenigen Groschen, die sie manchmal geschenkt bekam, angeschafft. Billigster Baumwollstoff, aber das war ja gleichgültig. Wenn es nur eine Fahne war, eine Fahne, die für ihn allein im Winde flatterte. Der Papa hatte natürlich eine ganz große — da wehte sie schon in der Herbstsonne, die galt der ganzen deutschen Armee. Aber die ihre, die war nur für ihn!

Als der Krieg begann, wie hatten sie da in der Töchterschule die Köpfe zusammengesteckt und sich schreckliche Geschichten erzählt und sich gefürchtet! Sie arbeiteten natürlich in ihren Freistunden alle für die Kranken und Verwundeten, zupften Scharpie und nähten Binden. Und auch während dieser Arbeit gab es eitel Jammer und Klagen. Die eine hatte einen Bruder mit draußen, die andre einen Vetter. Wo es keine Verwandten gab, da war es wenigstens ein Bekannter, für den sie zitterten. Bei Lieschen Weise war es der Kutscher der Herrschaft in der ersten Etage. Sie hatte ihn früher überhaupt nicht im Gespräche mit ihren Freundinnen erwähnt — dazu war er nicht repräsentationsfähig genug; aber er hatte sie und Mama doch einmal, als sie, vom Spaziergang müde, noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt waren, in seinem Wagen mitgenommen, der gerade leer war. Dafür war sie ihm dankbar, und jetzt, wo er im Feld stand, wo er ein Held war, da durfte sie wohl von ihm sprechen und um ihn zittern.

Nur Lotte Werner hatte keinen draußen, niemand, niemand. Sie hätte darüber weinen können. Sie wollte doch auch etwas für das Vaterland tun, wollte nicht weniger sein wie die andern. So waren schon zwei Wochen vergangen, da fragte sie eines Tages ganz zufällig nach Herrn Bruck, der im Geschäfte gerade gegenüber Reisender war. Er war erst seit vorigem Herbst da; vorher hatte er sein Jahr abgedient, und man war gewöhnt, ihn nur unregelmäßig zu sehen. Aber jetzt fiel ihr auf, daß der hübsche junge Mensch schon seit einiger Zeit drüben nicht mehr aus- und eingegangen war, und sie hörte nun, daß er eingezogen worden sei und schon draußen in Frankreich vor dem Feinde stand. In der folgenden Nacht lag sie lange schlaflos, und als sie endlich einschlummerte, da wußte sie es, daß sie ihn liebte, tief, schmerzlich. Eigentlich wohl schon, seit er drüben im Geschäft war, aber bisher war es ihr nur nicht aufgefallen. Jetzt, da sie ihn vermißte, kam es ihr zum Bewußtsein. Sie hatte ja, mit ihren fünfzehn Jahren, noch keine Erfahrung in der Liebe gehabt!

Er war doch ein so schöner junger Mensch. Auch aus gutem Hause; Papa hatte einmal von

Digitized by Google

ihm erzählt: sein Vater war Major, sein Bruder Leutnant. Den durfte man wohl lieben. Gesprochen hatte sie freilich noch nicht ein Wort mit ihm, dazu hatte sich keine Gelegenheit geboten, aber einmal, als sie mit Martha Arm in Arm die Straße entlang kam, da hatte er im Vorübergehen die beiden hübschen Backfische angelacht. Er mußte doch auch schon etwas für sie empfunden haben.

Und wenn er wiederkam, da konnte man ihn sprechen, da durfte man zu ihm treten, ihm die Hand drücken zum Danke, daß auch er das Vaterland mit seinem Blute beschützt hatte. Da durfte sie mit einem Lorbeerkranze kommen und ihn auf sein junges blondes Haupt setzen. Und dann mußte er doch merken, wie es um ihr Herz stand. Natürlich!

Sie hielt nun mit ihrer Sorge um ihn auch nicht mehr gegen die Freundinnen zurück. Einmal hatte sie ihn bei seinem Vornamen genannt — Eduard —, da war ein albernes Wort über ihn gefallen. „Eduard und Kunigunde — das ist altmodisch," hatte Trude Albert gesagt. Lotte fand ja den Namen selbst nicht besonders schön. Von da an nannte sie ihn Edgar — das war modern, dabei auch richtig und klang besser. Sie wurde nun sogar von den Freundinnen um ihn beneidet. —

Ihre Fahne hatte man wirklich vergessen herauszuhängen. Es war ja auch nur ein kleines Ding. Aber sie ging eifrig ans Werk, und bald flatterte das Fähnchen lustig im Wind. Und dann ging es wieder hinaus auf die Straße. Ach, wie bunt! Man konnte die Häuser gar nicht mehr sehen vor all den Fahnen. Und die Aufregung und die Freude! Man vergaß ganz, daß da draußen so viele starben und litten.

Auf der Straße lief Lotte ihrem Vater gerade in die Arme. „Papa, gib mir ein bißchen Geld!"

Er war sonst nicht so schnell damit, heute gab er's ihr, und zwar reichlich: zwei Fünfgroschenstücke! „Was willst du denn damit machen?" fragte er.

„Ach," sagte sie atemlos, „nun kommen sie doch bald. Ich muß doch einen Lorbeerbaum haben, wo ich einem einen Kranz davon machen kann. Die Lorbeerbäumchen, die werden ja nun auch teuer werden."

Der Papa mußte über ihren praktischen Sinn lachen. „Hol dir einen beim Gärtner Sommer, und wenn ich vorbeikomme, will ich ihn selbst bezahlen. Die zehn Groschen sind für dich."

Beinahe hätte sie sie vernascht. Aber sie bezwang sich. Sie war doch kein kleines Mädchen mehr, das nichts Besseres kannte als Apfelkuchen mit Schlagsahne! Sie hatte jetzt Pflichten! Das Geld würde bei besserer Gelegenheit zu verwenden sein.

Die Zeit verging, der schlimme Winter kam, aber die Soldaten blieben im Felde. Die Angst und die Sorge um sie lasteten weiter auf alt und jung. Nur noch schwerer als früher, denn es war ein zweiter, schlimmer Feind dazu gekommen: der harte, harte Winter. Da hieß es arbeiten für die Armen, die ihm schutzlos preisgegeben waren. Lotte war fieberhaft tätig. Was sie dem Papa abringen konnte an Extragaben, das tat sie. Wer ihre Arbeiten bekam, wußte sie freilich nicht, aber was sie für andre Soldaten tat, das würden andre Menschen für ihren Helden tun. Denn er war ein Held! Das stand fest bei ihr. Ach wie stolz war sie damals, als es bald nach Sedan in den Zeitungen stand, Eduard Bruck habe sich geschlagen wie wenige — er hatte an der einen Stelle des Schlachtfeldes sogar selbst viel zum Erfolge beigetragen; denn der junge Freiwillige war inzwischen Offizier geworden. Wenn sie daran dachte, überlief sie ein Schauer des Glücks. War es nicht gerade wie einst in der griechischen Geschichte, bei Thermopylae? Leonidas hieß ja wohl der berühmte Mann? Für die alte Geschichte schwärmte sie sonst nicht, die fremden Namen waren so schwer zu behalten, aber diese merkte sie sich doch. So ungefähr hatte er im Ansturm der Feinde gestanden. —

Auch der schlimme Winter ging vorüber, und der Frühling und der Friede kamen. Das Warten war schrecklich gewesen, aber eigentlich war es ganz gut, daß es inzwischen Frühjahr geworden war, denn so hatte man wenigstens Blumen, wenn die Krieger aus dem Feld heimkehrten. Ueberschütten würde man sie damit. Ach wie schön sollte das werden! Aber noch immer kamen sie nicht.

Lotte war Ostern konfirmiert worden, trug nun lange Kleider und war eine junge Dame. Nun konnte sie mit Ehrenjungfrau sein, wenn sie einzogen. Das weiße Kleid hatte sie schon dazu. Aber es wurde Sommer, ehe sie kamen. War das eine Aufregung die Tage vorher, sie wußte gar nicht recht mehr, was sie tat! Aber es fiel doch alles gut aus.

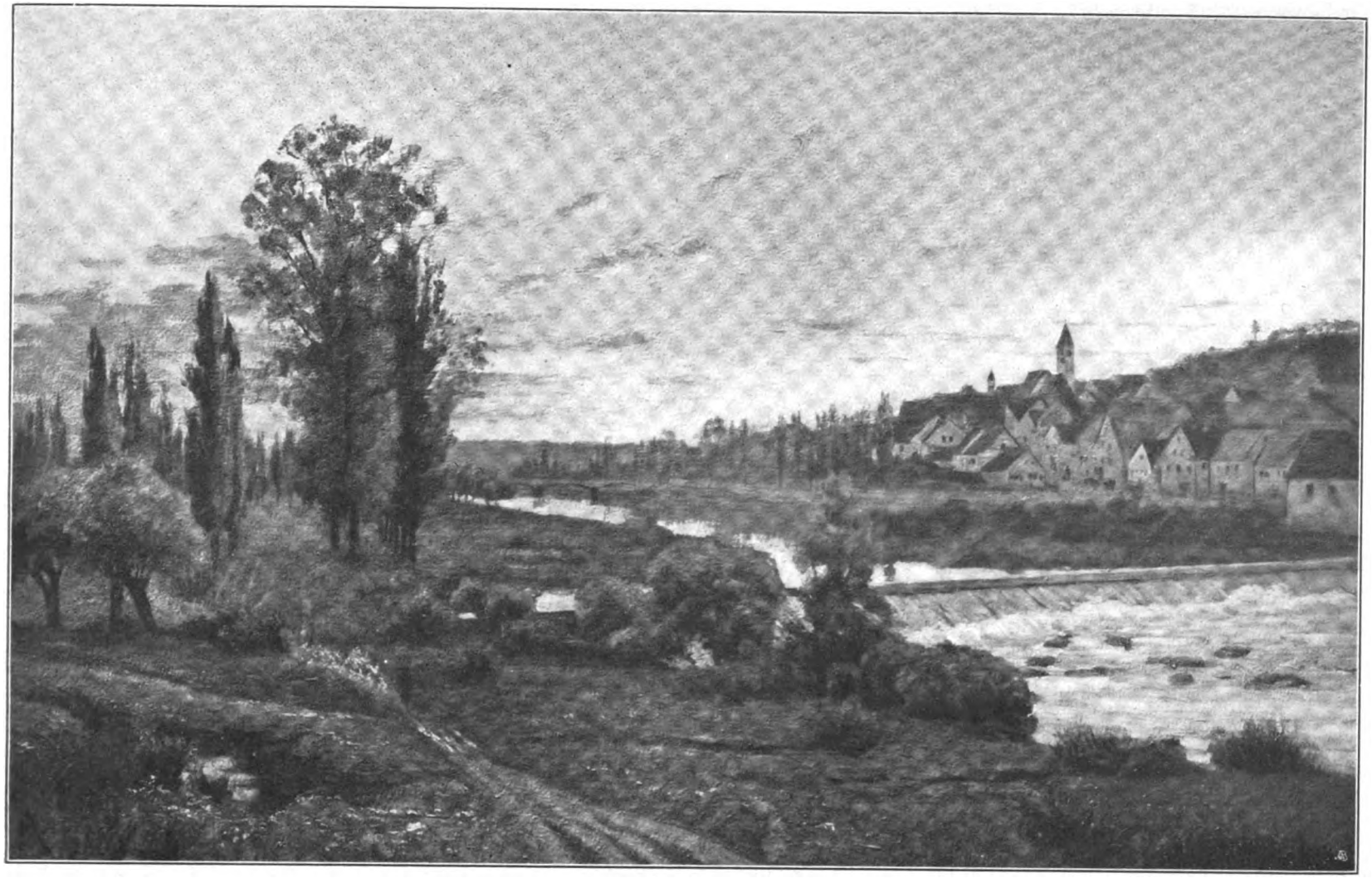
Vor dem Lorbeerbäumchen hatte sie lange gesessen und es liebevoll angeschaut. Die schönsten Zweige mußten es sein für den Kranz, den sie ihm auf den Helm stecken wollte, ihrem geliebten Helden. Und als sie den Kranz fertig hatte, da beneidete sie ihn fast, daß er auf ‚seinem' Haupte ruhen durfte.

Dann war der Tag da, und die Straßen prangten wieder im Schmucke aller ihrer Fahnen und bunter Blumen und grüner Gewinde. Ach wie schön das war, wie sie sich alle freuen würden, daß sie so geehrt wurden! Und die Soldaten zogen ein, und es war eine Lust und ein Leid, beides groß, über alle Maßen. Denn auch die, die nicht wiederkamen, zogen im Geiste an diesem Tage mit ein. Sie kamen noch einmal in die Herzen, die sie geliebt, mit der Macht des Schmerzes am ersten Tage des Verlustes, und wollten ihr Teil haben an dem Feste, das den Heimkehrenden bereitet wurde.

Sie zogen vorüber, und Lotte sah ihren Helden nicht! Ganz schwach war ihr geworden, sie mußte sich an ihrer Nachbarin festhalten. Wo war er nur geblieben? Wo mochte er geblieben sein?

Am Nachmittag erfuhr sie es endlich. Sie hatte den Papa aufgefordert, sich danach zu erkundigen, wo Herr Bruck sei. Man hatte doch nichts gehört, daß ihm etwas zugestoßen wäre! Der Papa hatte es bald erfahren. Es war nichts Schlimmes: er war krank geworden und hatte zurückbleiben müssen. Aber es war kein Grund zu ernstlichen Befürchtungen. Ja, es war eben keine Kleinigkeit, den ganzen Feldzug mitzumachen ohne Verwundung, ohne Krankheit. Nun hatte es ihn doch noch gepackt. Aber der Doktor meinte ja, in vierzehn Tagen würde er wieder wohlauf sein.

Digitized by Google



Abend im Neckartal

Nach dem Gemälde von Hermann Drück

Digitized by Google

Digitized by Google

Ihren Lorbeerkranz hatte Lotte in die Falten des Kleides gedrückt und ihn so gerettet. Ein andrer sollte ihn nicht haben, nur er! Besonders da er nun allein kommen würde, nicht mehr durch Fahnen, Laubgewinde und eine jubelnde Menge begrüßt. Sie war es ihm schuldig. Am andern Tage nahm sie ein Kästchen, in dem der Papa einmal neue Kragen bekommen hatte, fütterte es im Innern mit rotem Atlas aus und beklebte es außen mit weißem Moirépapier. Auf den Deckel klebte sie mit kleinen, geprägten, goldenen Buchstaben: „Dem Helden!“ Dahinein legte sie den Lorbeerkranz mit seiner kleinen schwarz-weiß-roten Schleife. Wenn Edgar zurückkam, würde sie ihm das Kästchen überreichen. Der würde eine Freude haben! Extra für ihn gepflückt, extra für ihn aufbewahrt!

Aber die „einigen“ Wochen vergingen und noch mehr und mehr, und er kam nicht. Ganz spät, als es schon auf den Winter zu ging, hörte Lotte wieder von ihm. Der Papa erzählte, die Krankheit sei doch schlimmer gewesen, als man anfangs vermutet. Er war sehr entkräftet gewesen und zu Verwandten nach Köln gegangen, die ihn wieder gesund gepflegt. Nun war er schon entlassen, hatte draußen am Rhein eine Stellung gefunden und würde nicht wieder nach Thüringen zurückkehren!

Da ging Lotte nach ihrem Zimmerchen, stellte das Kästchen mit dem Lorbeerkranz in die hinterste Ecke ihres Schrankes und saß eine Zeitlang am Fenster. Nach und nach kamen ihr die Tränen und rollten leise über die Wangen; sie weinte ihrer ersten Liebe nach. Darüber sank die Dämmerung.

*

Die Jahre vergingen. Sie wurde eine begehrte Balldame und dachte nur selten noch an ihren Helden. Dann kam sie in die Zwanzig, und noch fand sich kein Freier. Sie hatte ja noch vier Geschwister, und zu den sehr Reichen gehörte der Papa nicht. Aber endlich, als sie schon daran dachte, sich von den Bällen und Vergnügungen zurückzuziehen, da warb ein braver Mann um ihre Hand. Sie hatte ihn vorher eigentlich wenig beachtet, aber nun blühte ihr doch noch eine schöne Liebe auf, eine Liebe, auf die sie kaum mehr gehofft. Kein überschwängliches Glück, das an seinem eignen Feuer stirbt — nein, ein stilles, liebes, das das ganze Leben durchwärmt.

Zwei Knaben und ein Mädchen hatte Lotte ihrem Gatten geschenkt, und sie hatten sie alle drei gesund und kräftig heranwachsen sehen. Dreizehn Jahre zählte der Aelteste, als der Vater starb. Das war ein Jammer!

Einige Zeit danach brachte eine Bekannte der Witwe die Nachricht, der Herr Bruck, der früher vor langer Zeit hier gewesen, sei wieder da und beabsichtige, sich im Ort niederzulassen. Er wohne drüben im Thüringer Hof und suche nach einer Wohnung. Da schrieb ihm Lotte einen Brief, sie habe zwei Zimmer frei, ob er sich die nicht einmal ansehen wolle. Die waren durch den Tod ihres Mannes verfügbar geworden, und so sehr vermögend war sie nicht. Sie konnte die Miete brauchen; es war gewonnenes Geld für die Kinder.

Am nächsten Nachmittag kam er und sah die Wohnung an. Sie erkannte ihn zuerst nicht. Ach, hatte der sich verändert! Aus dem schlanken, schönen Menschen war ein ältlicher, dicker Mann geworden, auf dessen Scheitel nur noch spärliches Haar war. Das Gesicht sah blühend aus, vielleicht etwas zu blühend. Nur in den Augen hatte er noch den alten gutmütigen Ausdruck, der sofort für ihn einnahm. Ein guter Mensch war er geblieben! Das stand bei Lotte fest.

Er mietete die Wohnung. Er erinnerte sich auch noch an die Lotte von früher. Ja, ein hübsches Backfischchen war sie gewesen. Ach! Wohin waren die Zeiten geschwunden!

Nun erfuhr sie auch so nach und nach alles über sein Leben in den letzten vierundzwanzig Jahren. Es war ihm gut gegangen, viel zu gut eigentlich. Eine alte reiche Tante, die sich auch für den Helden begeistert, hatte ihn allen andern Verwandten vorgezogen. Da erbte er, daß er sorgenlos leben konnte. Ein Geschäft hatte er nebenbei gehabt — aber eben nur nebenbei. Viel hatte es ihm nicht von seiner Zeit geraubt. Er war und blieb der Held von Sedan, der bei keinem patriotischen Fest fehlen durfte, der überall gefeiert wurde. Und über allem Singen und Pokulieren war er beinahe ein alter Mann geworden, der tapfere Krieger, der sich jetzt in kleinlichen Beschäftigungen genügte und dessen hauptsächlichste Kenntnis in verschiedenen wunderbaren Bowlenrezepten bestand.

Frau Lotte erfuhr sein seitheriges Leben, und er tat ihr leid. Ein guter aber schwacher Mensch war hier durch allzugroßes Glück mürbe gemacht und frühe gebrochen worden, hatte sein Leben verspielt mit Wein und Gesang. Aber man konnte ihm nicht böse sein! Er hatte noch immer die jungen, lieben Augen. Er wußte es ja selbst nicht, daß er ein nutzloses Glied in der großen Kette all der menschlichen Existenzen gewesen war, die ineinander greifen, Tag für Tag und Jahr um Jahr.

Zurückgekommen in das Heimatländchen war er eigentlich nur, weil sich sein Einkommen vermindert hatte, so daß er draußen sein gewohntes lustiges Leben nicht mehr so fortführen konnte. Das Geschäft brachte so gut wie nichts; so hatte er jedes Jahr ein wenig vom Kapital zugesetzt. Und nun war das Zinsergebnis so karg, daß es nur das Leben im billigen Heimatstädtchen erlaubte.

In den Kriegerverein trat er natürlich sofort ein. Und sofort wählte man ihn zum zweiten Vorsitzenden. Dort waren die Stunden, die ihm noch am besten gefielen in dem gar zu stillen Städtchen. Da wurde auch gesungen und getrunken, zwar nur Bier freilich, und auch die Lustigkeit war nicht so überschäumend wie draußen am Rhein, aber als einziger Ersatz mußte auch das gehen. Freilich, viel durfte er sich auch nicht mehr zumuten, er war doch eigentlich etwas zu dick geworden vom guten Leben. Manchmal hatte er Atembeschwerden, manchmal kam es über ihn wie Schwindelanfälle. Aber das war nur vorübergehend, im ganzen befand er sich doch wohl, und meistens tat ihm nicht das geringste weh.

Nun kam der fünfundzwanzigste Jahrestag von Sedan und dessen große Feier — die letzte! Es sollte Frieden auf Erden sein, auch nicht des vergangenen Streites wollte man mehr gedenken. Nicht mehr dem Nachbar zeigen, daß man sich des einstigen

Digitized by Google

Sieges rühme und freue, ihn nicht mehr durch Feste verletzen.

Aber für dieses letzte Mal, da gab es noch eine große Feier. Von denen, die damals dabeigewesen, waren schon so viele dahingegangen; diejenigen, die geblieben, die sollten ganz besonders geehrt werden. Der Vorsitzende des Kriegervereins arbeitete schon lange an seiner Rede, die am Denkmal der Gefallenen gehalten werden sollte, und an seinem Trinkspruch, der beim Bankett den ganzen Patriotismus der großen Zeit wieder aufleben lassen sollte. Und nun gerade am Tage vorher kam die Nachricht von einem Todesfall in seiner Familie. Er mußte sofort abreisen. Atemlos kam er zu Bruck: „Kamerad, Sie müssen nun die Rede und den Toast übernehmen."

Der wehrte sich nicht. Er sah wohl ein, daß er mußte. Er war der nächste dazu. Sprechen — freilich, das war nicht seine Sache. Beim Wein etwas im Uebermut herausjubeln, das konnte er, aber eine ernste Rede halten, auf die alle Welt hören würde, davor grauste ihm. Und dabei die kurze Zeit zur Vorbereitung! Gut war's nur, daß ihm der Vorsitzende seine Entwürfe daließ. Wenn er sie auch nicht genau benutzen konnte, etwas halfen sie ihm doch bei seiner Arbeit. Der andre war jünger, hatte den Krieg nicht mitgemacht; er mußte es nun auf sich, der dabei gewesen war, umarbeiten. Wie schwer ihm doch das ernstliche Arbeiten ankam! Er hatte gar nicht gedacht, daß er so schwerfällig geworden wäre. Den ganzen Tag plagte er sich. Am Abend ließ er sich von Frau Lotte eine große Kanne Kaffee kochen, der ihn die Nacht über beim Auswendiglernen wachhalten sollte. —

Am Morgen, als die Musik die Straßen durchzog, war er noch wach und fing an, sich in seine Uniform zu pressen. Wie eng die geworden war, trotzdem er sich unter den Aermeln Zwickel hatte einsetzen lassen! Gar nicht schön war ihm zumute nach dieser durchwachten, anstrengenden Nacht. Er setzte sich auf das Sofa, da fielen ihm auch schon die Augen zu.

Frau Lotte kam herüber und lud ihn ein, zu ihr ins Zimmer zu kommen. Die Kinder hatten eine kleine Ueberraschung für ihn: einen Strauß und ein Gewinde um seinen Stuhl. Und auf dem Tische stand ein gutes Frühstück. Sie meinte, nach dieser Nacht müsse er etwas Kompaktes genießen, um sich den Tag über aufrecht halten zu können. Das war freilich wahr, und er machte sich auch bald mit einem tüchtigen Hunger daran.

Sie stand abseits und sah ihm zu. Sollte sie es tun? In ihrem Pulte in einer Ecke lag noch eine weiße Schachtel mit rotem Atlas gefüttert, und darin der Lorbeerkranz, den sie ihm dereinst hatte überreichen wollen. Sie hatte ihn damals, als sie sich verheiratete, verbrennen wollen, und ihn dann doch schließlich aufbewahrt als ein Andenken an jene schöne, große Zeit, die mitzuerleben ein gütiges Geschick ihr geschenkt hatte. Nun konnte er, nach fünfundzwanzig Jahren beinahe, doch noch an seinen Herrn kommen, dem er bestimmt war!

Ja, sie wollte es tun. Und mit rascher Bewegung nahm sie das Kästchen heraus und stellte es ihm auf den Tisch. Er las die goldene Inschrift, die schon ein wenig schadhaft geworden war, und sah sie fragend an. Dann hob er den Deckel und blickte erstaunt auf den dürren Kranz.

„Den hab' ich extra für Sie gemacht damals zum Einzug, als ich noch ein Backfisch war!" sagte sie und lachte dabei. „Was hab' ich Sie damals verehrt, unsern Helden!"

Er sah auf in die Augen, die so rein und freundlich auf ihm ruhten. Sie hatte ihre drei Kinder um sich stehen, mit den Armen sie umfassend. Es war sonst keine Absicht dabei, nur eine Erinnerung aus ferner Zeit. Sie hatte ihn geliebt mit der törichten, schönen, wunderbaren Jugendliebe, die wie ein mildes Sternbild über dem Leben so manches Menschen steht, mit der Liebe, die nichts will als lieben. Und das hatte an seinem Wege gestanden! Geblüht als reine, leuchtende, weiße Blüte — und er war daran vorübergegangen! Die Liebe hatte ihm gelächelt, wie sie am holdesten und reinsten ist, und er hatte die Zeit verjubelt, vertändelt, verspielt!

Er sprang vom Tische auf, schneller als er sich zugetraut hätte, und drückte ihr die Hand. Sprechen konnte er nicht, es war, als ob es ihm die Kehle zuschnüre. Und schwer lag es ihm auf der Brust, schwer.

Dann ging er fort, es war noch so manches nachzusehen. Ob die Dekorationen im Saale fertiggestellt, ob schon das Grün am Denkmal angebracht.

Und der Tag nahm seinen Lauf, wie er vorgesehen war. Es wurde viel gesprochen, viel getrunken. Ihm gelangen seine Reden gut. Er sprach etwas langsam, müde, aber sie waren ergreifend. Es kam aus seiner Stimme wie Freude und Schmerz zugleich. Besonders am Abend. Sein Kaisertrinkspruch war mit mächtiger Begeisterung aufgenommen worden. Und alle kamen und stießen mit ihm an und meinten, wunders wie glücklich er sich fühlen müsse. Aber in ihm stieg es auf wie am Morgen: schwer, bang, erdrückend. Wohl hatte er im stürmischen Jünglingsmut etwas geleistet, was man als Heldentat pries, aber dann im besseren, im großen Wettstreit des Friedens, da hatte er müßig zur Seite gestanden, da hatte er sein Leben, die schönsten Jahre verjubelt, vertändelt — verspielt. Es litt ihn nicht mehr im Saale unter all den Menschen — ihm war, die Brust müsse ihm zerspringen. Er schlich sich fort, nach Hause, er wollte nichts mehr sehen und hören.

Zu Hause lief er trotz aller Müdigkeit noch im Zimmer umher. Auf einem Tisch lag noch sein Markenalbum, darin hatte er gestern gerade geblättert, als der Vorsitzende kam, um ihm mitzuteilen, daß er nun die Rede übernehmen müsse. Mit einer unmutigen Bewegung klappte er das Buch zu und warf es in eine Ecke. Das sollte nun in seinem Leben keine Rolle mehr spielen. Von dem Geräusch waren die Kanarienvögel wach geworden und ließen einzelne Töne hören. Eine ganze Kanarienzucht befand sich in der Ecke — wie viel Zeit hatte sie ihm geraubt! Die wollte er nun auch abschaffen: wollte ein nützlicher, arbeitsamer Mensch werden, der mit der Zeit lebte und schaffte, der sein Teil hatte an der neuen, schönen Zeit. —

Lange saß er so in Gedanken. Es war ihm eigentlich nicht gut. Aber das würde vorübergehen. Die Anstrengung war doch wohl zu groß

Digitized by Google

gewesen. Aber es war ja vorbei! Da begann sich auf einmal alles um ihn zu drehen. Er hatte früher schon solche Anfälle gehabt. Aber diesmal war es schlimmer. Die ganze lange fünfundzwanzigjährige Faulheit war im Kampfe mit der Arbeit des einen Tages und einer Nacht. So meinte er. Und plötzlich fuhr er mit der Hand nach dem Herzen. Seine Gedanken verwirrten sich, er wußte nicht mehr, wo er war. Im Ohre tönte es ihm wie von Kanonenschall, von Kugelsausen; Sedan war's, die Schlacht, die große Schlacht. Er mitten drin, und der Schmerz, der tief seine Brust durchzuckt, das war die tödliche Kugel, die ihn hinraffte, den jungen, blühenden Helden. Er griff noch einmal in die Luft, dann wankte er und sank nieder auf den Teppich.

Am Morgen fanden sie ihn dort. Es gab nichts mehr zu tun — die Aufregungen des vergangenen Tages waren zu groß für ihn gewesen.

Als er im Sarge lag, in der Uniform, das Gesicht friedlich und blaß, da trat Frau Lotte zu ihm heran. Sie brachte den kleinen Lorbeerkranz und legte ihn auf sein Haupt; die Kinder standen ihr mit furchtsamen Augen zur Seite. Vor Lottes Blicken stieg ein andrer Sarg auf, an dem sie vor zwei Jahren gestanden und von dem sie sich gramvollen Herzens mit den Worten abgewandt hatte: „Schlaf wohl, mein Geliebter!" Und nun suchten ihre Hände die Häupter der Kinder und strichen über das blonde Haar. Zwei schwere Tränen rollten ihr über die Wangen. „Schlaf wohl, mein Held!" murmelte sie leise. Dann schritt sie hinaus.

Freifrau von Varnbüler

Statuette von Walter Schott

Digitized by Google

Zum sechzigsten Geburtstag Detlev von Liliencrons

Als am 3. Juni die ganze deutsche Nation einem der liebenswürdigsten Dichter, die ihr das verflossene Jahrhundert geschenkt, aus nah und fern die Glückwünsche darbrachte, konnte sie sich diesmal mit einigermaßen reinem Gewissen und ohne zu erröten, ihm nahen. Zwar allzu lange ist es noch nicht her, daß der Name Detlev von Liliencrons ein Schrecken für zartbesaitete Philisterseelen war, aber von Jahr zu Jahr wächst die Gemeinde seiner Jünger, weiter und weiter dringen die frischen Klänge seiner Lieder und wecken ein helles Echo in den Herzen von jung und alt. Es ist wohl mehr als die bloße Freude am Feiern, wenn man heute schon den sechzigsten Geburtstag zu einem Festtag macht und ihn benutzt, einem verdienten Manne die Verehrung laut und öffentlich zu zeigen. Das Alter des Psalmisten ist nicht jedem beschieden, und es gereicht auch Freunden und Verehrern zur größeren Genugtuung, wenn sie den Jubilar noch in voller Kraft begrüßen können, im warmen Glanz der Sonne, die sich erst langsam zur Neige rüstet, als wenn sie ihre Glückwünsche darbringen müßten in dem erkältenden Gefühl, daß es bereits Abend ward.

Wer heute einen Rückblick auf das Leben Liliencrons werfen will, dem ist der Dichter selbst der beste Wegweiser. In kurzen, knappen Zügen hat er sein Leben beschrieben:

„Meine Knabenjahre sind einsam gegangen. Dazu kam die Dänenzeit. Diese allein war ein besonderer Druck auf allem. Von meinen Hauslehrern und von der Gelehrtenschule brachte ich wenig mit. Nur ‚Geschichte' hat mich bis zum heutigen Tage immer gleich mit schlagendem Herzen festgehalten.

Früh bin ich Jäger geworden. Mit Hund und Gewehr allein durch Heide, Wald und Busch zu streifen, wird immer mir ein Tag zu leben wert sein. Weidmannsheil!

Ich wollte von Kindheit an Soldat werden. In Dänemark war dies zu jener Zeit als Schleswig-Holsteiner nicht möglich. Ich ging deshalb nach Preußen. Während meiner aktiven Soldatenzeit hatte ich das Glück, viel hin und her geworfen zu werden. Ich besuchte sieben Provinzen und siebzehn Garnisonen. Dadurch lernte ich Land und Leute kennen. 1864 bis 1865 war ich am Schlusse der letzten Erhebung in Polen. Dann folgten der österreichische und der französische Krieg. In beiden Feldzügen wurde ich verwundet.

O du Leutnantszeit! Mit deiner fröhlichen Frische, mit deiner Schneidigkeit, mit den vielen herrlichen Freunden und Kameraden, mit allen deinen Rosentagen; mit deinem bis aufs schärfste herangenommenen Pflichtgefühl, mit deiner strengen Selbstzucht.

Später wurde ich in meinem Heimatlande, das ich zwanzig Jahre nur vorübergehend gesehen hatte, königlicher Verwaltungsbeamter.

Seit längerer Zeit habe ich den Abschied genommen, um mich ganz meinen schriftstellerischen Arbeiten hingeben zu können.

Erst in der Mitte meiner dreißiger Jahre schrieb ich, durch einen Zufall veranlaßt, mein erstes Gedicht.

Geboren bin ich zu Kiel am 3. Juni 1844. Meine Geschwister haben früh die Händchen in ihren Särgen falten müssen. Meine verstorbene Mutter Adeline Sylvestra geb. von Harten fand ihre Wiege in Philadelphia. Dort stand mein Großvater als amerikanischer General. Er war, wenn auch über die Hälfte an Lebensjahren jünger, einer der letzteren, innigeren Freunde des großen Washington."

Wir müssen diese Angaben noch durch ein paar Einzelheiten ergänzen. Der Dichter entstammt einem alten Adelsgeschlecht, das seit langem mit dem

Liliencron vor seinem Haus in Altrahlstedt

Digitized by Google

Detlev von Liliencron mit seinem Sohne Wulff

Digitized by Google

meerumschlungenen Lande fest verwachsen war. Aber nicht nur Junkerblut fließt in seinen Adern. Seine Großmutter war eine Leibeigne gewesen, und vielleicht verdankt er dieser Blutmischung mit dem holsteinischen Bauernstamm seine urwüchsige, unverwüstliche Kraft, der alles Dekadententum fernliegt, die ihn in vielen Fährlichkeiten eines reichbewegten Lebens obengehalten hat. Wunden und Schulden zwangen ihn, wie der Dichter selber einmal wehmütig einfließen läßt, den geliebten bunten Rock auszuziehen. Widerwillig mußte er in neues, unbekanntes Leben hinauswandern. Aber er war nicht umsonst ein Sohn der Wasserkante, und schnell entschlossen ließ er einen neuen Wind in seine Segel wehen und steuerte nach dem gelobten Lande der Wünsche und Hoffnungen, nach Amerika. Bald trieb ihn aber das Heimweh wieder über den Ozean zurück. Er wurde Beamter, und das Schicksal verschlug ihn in die abgeschlossenste Einsamkeit seiner engeren Heimat. Als Deichhauptmann lebte er jahrelang auf der Insel Pellworm im Wattenmeer. Eine seltsame Natur umgab ihn dort.

Ringsumher die Nordsee — der „blanke Hans" — aber nicht die völkerverbindende blaue Wasserfläche, sondern das trübe Wattenmeer, das selten ein Schiff durchpflügt. Eng mußte hier der Deichhauptmann mit den Leuten auf der Insel zusammenrücken, sollte ihn nicht in den langen Winterabenden das Grauen beschleichen und die Sehnsucht nach dem lauten, lustigen Leben da draußen in der fernen Welt. Dort auf der einsamen Insel entdeckte er so recht das Herz seiner Landsleute, dort hielt er Zwiesprache mit unsern großen Dichtern, dort wurde er dann selbst zum Poeten.

Sucht man in Liliencrons Leben nach den Faktoren, die bestimmend auf seine Kunst einwirkten, so sind es drei Punkte, die besonders ins Auge fallen. Liliencron ist zunächst Junker. So sauer ihm auch manchmal das Leben geworden, so wenig er mit Glücksgütern gesegnet war, das Gefühl, daß er ein Adliger sei, ein Herrenmensch, hat ihn wohl niemals verlassen. In seiner Dichtung merken wir es auf Schritt und Tritt. Es steckt noch ein Stückchen Raubritternatur in ihm. Wagemutig geht er auf Abenteuer aus, im Leben wie in der Kunst. Es klingt manchmal wie Sporenklirren aus seinen Liedern. Pferde und Hunde spielen eine große Rolle darin. Er erträumt sich ein Märchenschloß, fährt mit einem Viererzug spazieren, der niemals wirklich existiert hat, und stolz haust er auf erdichtetem Grund und Boden. Des Alltagslebens kleinliche Sorgen achtet er gering. Er ist nicht zum Erwerben geboren, genießen will er in vollen Zügen das kurze Erdendasein. Das Junkertum gibt Liliencrons Kunst die charakteristische Note und begrenzt den Kreis seiner Stoffe. Für die großen sozialen Probleme unsrer Zeit hat er im ganzen wenig Interesse. Schon seine Geburt machte ihn zum Romantiker.

Der Junker wird Soldat und zieht in den Krieg, um die Einigung des Vaterlandes mit zu erstreiten. Der Krieg wird das große Ereignis seines Lebens. Er macht ihn zum Dichter, wenigstens kommt es ihm im nervenerregenden Getümmel der Schlacht, auf langen Märschen, beim Lagerfeuer unter dem hohen Sternenhimmel zum erstenmal dunkel zum Bewußtsein, daß er mit andern Augen die wechselnden Bilder auf dem bunten Kriegstheater ansieht, als die Mehrzahl seiner Kameraden, daß ihn ein innigeres Fühlen mit all den Tausenden verbindet, die da unbekannt an seiner Seite mit Einsetzung des Lebens dem gleichen Ziele zustreben. Der Krieg bleibt dauernd in seiner Erinnerung, er ist der reichste, unvergänglichste Schatz in der Fülle seiner inneren Erlebnisse. Und als er später, halb unbewußt, beinahe traumwandelnd die ersten Verse niederschreibt, da drängen sich die Bilder aus den Kriegsjahren wieder lebendig in seine Phantasie. Das Erleben war so groß, die Dinge waren mit so zwingender Gewalt an ihn herangetreten, daß notwendig, als er nun daran geht, das Erlebte dichterisch zu gestalten, alle Konvention von ihm abfallen muß. Was so unmittelbar erlebt und empfunden, duldet keine überkommene Form. Durch den Krieg kommt in Liliencrons Kunst das Männliche, in gewissem Sinne sogar Heroische, das wir an ihm bewundern und das ihn aus der Masse der dichtenden Zeitgenossen emporhebt.

Der dritte Punkt, den man bei einer Charakterisierung Liliencrons besonders beachten muß, ist der, daß er als Norddeutscher geboren wurde, und daß er nach seinen Wanderjahren sich dauernd in der engeren Heimat niederließ, um sich immer tiefer in ihre stille, herbe Schönheit zu versenken. Wie weit ihn das Leben auch umhertrieb und wie wenig es ihn mit Glücksgütern gesegnet, seine Kunst lebte von jeher auf eignem Grund und Boden. Es war zwar Neuland, das er überkommen, aber er konnte nach Herzenslust darauf roden, säen und ernten. Als Liliencron zu dichten begann, gab es noch nicht viele Lyriker, die die Schönheit der norddeutschen Landschaft besungen. Die Lyrik war von jeher mehr im Süden und an des Rheines Ufern zu Hause. Dort, in rebenumsponnenen Flußtälern, im Schatten malerischer Ruinen und alter Dome lebte und webte die Romantik, und wer auch dort nicht geboren, wanderte gern in jene Gegend, wo die Poesie gleichsam schon in gemünzter Form zu finden war. Liliencron blieb daheim! Auch dort fand er Sagen aus grauer Vorzeit, aber ungehoben und unberührt lag noch der Schatz in der Tiefe. Eine neue Weise mußte er finden für die trotzigen Gestalten aus der Geschichte seiner Heimat, sie wollten in ihrer nordischen Derbheit so gar nicht in das überkommene Gewand passen.

Der Zauber von Marsch und Moor ist für den Dichter schwer zu fassen. Es liegt wie ein Bann des Schweigens, etwas Düsteres, Wortloses darüber. Zwar werden wohl zur Dämmerstunde, wie Storm einst schrieb, die Stimmen lebendig, „die über der Tiefe sind". Aber der Realismus auf dem Fundament eines innigen, mit Mystizismus durchsetzten Gefühlslebens ist die eigentliche Kunst unsers deutschen Nordens. So viel Romantik auch in dem Junker Liliencron stecken mochte, seine ganze Umwelt mußte ihn auf die Wirklichkeitsdichtung führen, und auf diese Weise entsteht jene reizvolle Mischung von Romantik und Realismus, die den eigentlichen Zauber Liliencronscher Lyrik ausmacht. Man kann ihn mit Fug den letzten Ritter der Romantik nennen, aber mit dem gleichen Recht erhob ihn die moderne naturalistische Richtung auf den Schild und pries ihn als Bannerträger. Ganz modern

Digitized by Google

ist Liliencron allerdings nie gewesen. Den großen sozialen Kämpfen, die in den letzten Jahrzehnten unser Vaterland durchwühlten, steht er ziemlich fremd gegenüber, und wenn er häufig, allzuhäufig, die Klage erhebt, das deutsche Volk lasse seine Dichter darben, so merkt man nur zu deutlich, daß die soziale Frage für ihn am eignen Leibe beginnt und aufhört. Auch in der Form wandelt er in alten Bahnen, meisterhaft beherrscht er Vers und Reim. Auch der kleinste Mißklang bereitet ihm unsagbare Pein, und seine Manuskripte zeigen, wie viel er glättet und feilt. Eine eigentliche organische Weiterentwicklung der Form, eine innigere Vermählung von Form und Inhalt hat er aber niemals angestrebt. Er begnügt sich meistens mit der gewöhnlichen vierzeiligen Strophe, und in seinen Poggfred-Cantussen baut er die schwierigen Ottaverimen mit virtuoser Meisterschaft, ohne indessen den inneren Widerspruch, der zwischen dieser gekünstelten, pedantischen Strophe und dem frischen, flotten Inhalt besteht, ganz zu überwinden. So verkörpert Liliencrons Kunst gleichsam zwei Zeiten in sich, Vergangenheit und Gegenwart leben gemeinsam in ihr, und diese Doppelnatur gibt dem Dichter seinen Platz in der Geschichte unsers Geisteslebens an der großen Wende zweier Zeitalter...

Mancherlei Sturm und Drang liegt hinter ihm. Durch die Niederungen des Lebens und der Kunst ist er gegangen, aber schließlich hat ihm doch ein gnädiges Geschick beschert, sein Lebensschifflein in einen sicheren Hafen zu steuern. In Ruhe kann er nun, auf seiner geliebten Muttererde, umgeben von Frau und Kind, dem Herbst entgegengehen, der — so hoffen wir — noch von Früchten schwer sein wird. Ein paar Worte, die Liliencron sich einmal gleichsam im Schlachtenlärm selber zugerufen, mögen diese Zeilen beschließen. Er sagt: „Auf meiner Schlachtenfahne soll in leuchtender Schrift das edelste Wort glänzen: Selbstzucht. Das Wort, das Wermut sät und Rosen erntet, das die ausgestreckten, heiß verlangenden Arme sinken läßt: es muß sein, willst du dich vor dir selber achten, das Wort, das die Stirne mit Schweiß bedeckt und sie trocknet wie ein kühlender Seewind am Julitag, das Wort, das uns nach härtesten Kämpfen in einen sturmstummen, warmsonnigen, felderbeglänzten, einsamen Herbstnachmittag stellt. Und um das gewaltige Wort stick' ich den Stachelkranz: Tod aller Weichlichkeit. Ueber mich aber komme die Kraft Gottes, den ich suche, seit ich denken kann!"

H. E. Merow

Zwei Gedichte

von

Detlev von Liliencron

Märztag

Wolkenschatten fliehen über Felder,
Blau umdunstet stehen ferne Wälder.

Kraniche, die hoch die Luft durchpflügen,
Kommen schreiend an in Wanderzügen.

Lerchen steigen schon in lauten Schwärmen,
Ueberall ein erstes Frühlingslärmen.

Lustig flattern, Mädchen, deine Bänder,
Kurzes Glück träumt durch die weiten Länder.

Kurzes Glück schwamm mit den Wolkenmassen,
Wollt' es halten, mußt' es schwimmen lassen.

*

(Die Gedichte sind dem letzten Gedichtband Liliencrons „Bunte Beute" [Schuster & Loeffler, Berlin] entnommen. In eben diesem Verlage erscheint jetzt auch eine Gesamt-Ausgabe der Werke des Dichters in vierzehn Bänden.)

Mittagschläfchen

Ein Vogel sang im Apfelbaum
Sein einfach Frühlingslied.
Es sang mich in den schönsten Traum
Der liebe Störenfried:

Der Mohrenknabe führt am Zaum
Ein weiß arabisch Roß,
Zeigt rückwärts mit dem andern Daum
Auf ein umgrüntes Schloß.

Die Stufen nieder, hörbar kaum,
Ein Füßchen, schick, geschickt.
Das Händchen hält den schweren Saum,
Die Reiherfeder nickt.

Am Himmelsblau ein weißer Flaum.
Wir reiten miteinand
Still durch den sonnbeglänzten Raum,
Wir reiten Hand in Hand.

Digitized by Google

Die erste von den Japanern erbeutete russische Flagge

In der japanischen Hauptstadt Tokio ist jetzt die erste, in dem gegenwärtigen Kriege von den Japanern erbeutete Flagge ausgestellt. Sie wehte früher auf dem Torpedobootzerstörer „Steregutschi", der am 10. März vor Port Arthur von dem japanischen Torpedobootzerstörer „Sazananu" zum Sinken gebracht und genommen wurde. Die Trophäe befindet sich im Vorflur der kriegsgeschichtlichen Sammlung, die in einem besonderen Gebäude, Yuschin-Kwan genannt, unweit des Schokonscha-Parks zu Tokio untergebracht ist. Dieser Park ist dem Andenken derer gewidmet, die als tapfere Krieger gefallen sind.

Erbgrossherzogin Pauline von Sachsen-Weimar †

Der plötzliche Tod der verwitweten Erbgroßherzogin Pauline von Sachsen-Weimar, die am 17. Mai auf der Eisenbahnfahrt von Rom nach Venedig infolge eines Schlaganfalls verschieden ist, hat in weiten Kreisen lebhafte Anteilnahme erweckt. Die hohe Frau hat sich durch ihr liebenswürdiges Wesen, ihre beinahe bürgerliche Einfachheit und ihr lebhaftes Interesse für die weitverzweigten geistigen Beziehungen der thüringischen Residenz in hohem Grade die Sympathien der Weimaraner wie aller Freunde der Goethestadt erworben. Die Verewigte war am 25. Juli 1852 in Stuttgart geboren als das älteste Kind des Prinzen Hermann von Sachsen-Weimar, dem kürzlich in der schwäbischen Residenz ein Denkmal errichtet wurde (s. Juni-Heft), und der Prinzessin Auguste von Württemberg. Sie vermählte sich am 26. August 1873 mit ihrem Vetter, dem Erbgroßherzog Karl August von Sachsen-Weimar, Karl Alexanders ältestem Sohne, der, gleich ihr, fern von der Heimat gestorben ist. Er erlag, leberleidend, zu Cannes am 20. November 1894 einem Krankheitsanfall. Der jetzt regierende Großherzog Wilhelm Ernst (geb. 10. Juni 1876) betrauert als einziger Sohn die Mutter; sein jüngerer Bruder, Prinz Bernhard, der Erbe des großen niederländischen Vermögens seiner Großmutter Sophie war und lange als mutmaßlicher Prinzgemahl der Niederlande galt, ist der Verblichenen bereits vor fünf Jahren im Tode vorausgegangen. Seit im März 1897 ihre Schwiegermutter, die Großherzogin Sophie, gestorben war, stand die Erbgroßherzogin-Witwe, zunächst neben dem alten Großherzog Karl Alexander, dann, seit dessen Tode am 5. Januar 1901, neben dem jugendlichen Großherzog Wilhelm Ernst bis zu dessen Vermählung im vorigen Jahre an der Spitze des gesellschaftlichen Lebens am Weimarer Hofe. Mit warmem Eifer war sie bemüht, die vornehmen Weimarer Ueberlieferungen zu pflegen, und namentlich die Leiter des 1885 gegründeten Goethe-Archivs und der Goethe-Gesellschaft betrauern in ihr eine verständnisvolle Gönnerin ihrer Bestrebungen. Am 21. Mai hat die feierliche Beisetzung der Leiche in der Fürstengruft zu Weimar stattgefunden.

Phot. Louis Held, Weimar

Erbgroßherzogin Pauline von Sachsen-Weimar †

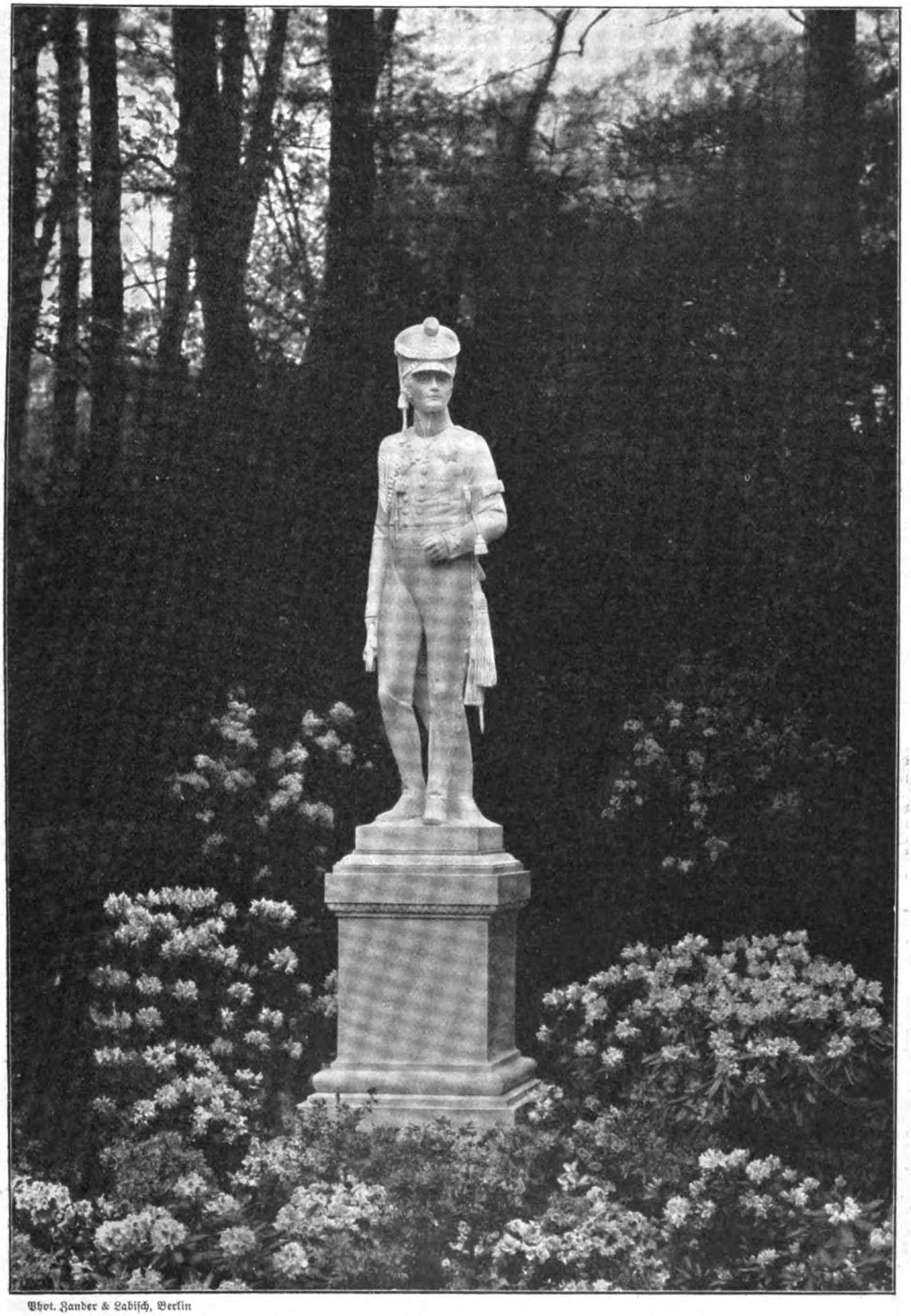
Phot. Franz Woas

Die von den Japanern erbeutete Flagge des russischen Torpedobootzerstörers „Steregutschi", ausgestellt in Tokio

Das Jung-Wilhelm-Denkmal im Berliner Tiergarten

Das unlängst in Gegenwart des Kaisers, der Kaiserin und des Kronprinzen enthüllte Jung-Wilhelm-Denkmal von Professor Adolf Brütt-Berlin hat auf der kleinen Luiseninsel an der Tiergartenstraße in Berlin einen anmutigen Platz erhalten. Das aus hellem griechischen Marmor gefertigte Standbild zeigt den späteren König und Kaiser Wilhelm I. als Jüngling in der alten Uniform der Garde-Füsiliere aus der Zeit der Befreiungskriege. Die glückliche, ungezwungene Haltung, die charakteristische Tracht mit langschößigem Frack und Tschako, das frische, jugendliche Antlitz vereinen sich in dem grünen Rahmen der Bäume zu einer reizenden, intimen Wirkung.

Digitized by Google



Phot. Zander & Labisch, Berlin

Das Jung-Wilhelm-Denkmal im Berliner Tiergarten

Entworfen von Adolf Brütt

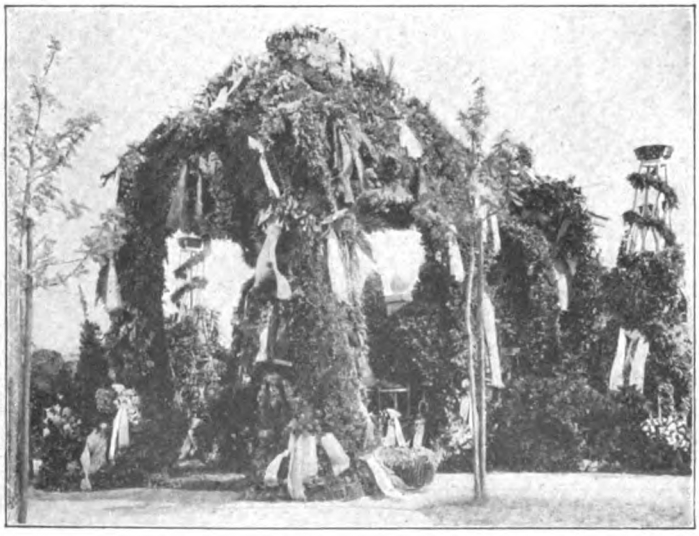
Digitized by Google

Franz von Lenbach mit seiner Tochter Marion

Zum Tode Franz von Lenbachs

Am 6. Mai ist Franz von Lenbach aus dem Leben geschieden und am 8. mit wahrhaft fürstlichen Ehren auf dem großen Münchner Nordwestfriedhofe bestattet worden. Ueber dem Grabe des großen Meisters wölbte sich ein prächtiger, mit Blumen und Lorbeerarrangements geschmückter Pavillon, vor dem eherne Becken mit lodernden Flammen standen, und nach dem Schluß der offiziellen Feier drängten Tausende zu dem Grabe, um dort Blumen und Lorbeerreiser niederzulegen. Sein Wirken und Schaffen hat erst im Januarheft Franz Wolter in dem Aufsatze „Aus der Werkstatt Franz von Lenbachs" eingehend geschildert und ein Charakterbild des Mannes entworfen, der am 13. Dezember 1836 in dem kleinen oberbayrischen Marktflecken Schrobenhausen als Sohn eines braven Maurermeisters das Licht der Welt erblickt hatte. In seinen Anfängen hat Lenbach das Ringen mit der Sorge und Not des Alltags gründlich kennen gelernt; aus eigner Kraft schuf sich der Meister dann, auf der Höhe des Daseins angelangt, eine Existenz, der er mit Bewußtsein und Absicht etwas von der heiteren Pracht und Großzügigkeit zu geben wußte, wie sie das Leben jener Fürstenmaler und Malerfürsten, der Tizian und Rubens, umstrahlte. Er mochte sich also wohl vorstellen, was es heißt, aus solcher Höhe wieder in Enge und Armut herabsteigen müssen. Das Schicksal — jenes Schicksal, das dem Starken, Mutigen, Zielsicheren hold ist — hat ihn vor solchem Abstieg bewahrt; bis ans Ende hat er sich auf der errungenen Höhe fest und sicher behauptet. Lenbachs Bedeutung als Künstler liegt vor allem darin, daß er das deutsche Bildnis, das vor ihm in Konvention und Glätte verkommen war, für die große Kunst zurückgewann; daß er in seiner feurigen Bewunderung für die großen Alten sehr wesentlich dazu beitrug, den Sinn für rein malerische Qualitäten wieder zu wecken; daß er die großen Männer aus den ruhmvollsten Jahrzehnten deutscher Geschichte mit einer Kunst des Porträtierens verewigte, die füglich mit jener Richtung der Geschichtschreibung, die man die „monumentale" genannt hat, verglichen werden kann. Als ein Stück Zeit- und Weltgeschichte wird das Oeuvre des „Bismarck-Malers" in der Kunstgeschichte fortleben, und wie in aller Zeit- und Weltgeschichte die Frauen und die Kinder, die Repräsentanten der beiden unüberwindlichsten Weltmächte: Schönheit und Jugend, ihre Stelle behaupten, so auch im Werke Lenbachs. Und eben sie werden gewiß dazu beitragen, das reiche Lebenswerk auch vor den Augen der Nachwelt jung und schön zu erhalten.

Geburtshaus Franz von Lenbachs in Schrobenhausen



Franz von Lenbachs Grab

Moritz Jokai †

Der greise ungarische Dichter und Publizist Maurus (Moritz) Jokai, der in der Geschichte als einer der größten Männer des Ungarlandes gelten wird, erlag am Abend des 6. Mai in Budapest einer Lungenentzündung. Am 19. Februar 1825 zu Komorn geboren, studierte er die Rechtswissenschaft und erlangte 1846 das Advokatendiplom, widmete sich jedoch, ohne jemals die Rechtsanwaltspraxis auszuüben, ausschließlich literarischer Tätigkeit. Gleich sein erster Roman „Werktage" gewann ihm die Gunst des Publikums, dann übernahm er die Leitung der damals tonangebenden belletristischen Wochenschrift „Eletkepek" (Lebensbilder) und ließ gleichzeitig die erste Novellensammlung „Blumen der Wildnis" erscheinen. Hervorragenden Anteil nahm Jokai an der politischen Bewegung von 1848, in der er mit Petöfi der Führer der Jugend war, die am 15. März die „Zwölf Punkte" (Preßfreiheit u. s. w.) erkämpfte. Und diesen Idealen seiner Jugend, dem freiheitlichen Gedanken ist der große Dichter, der vom Schicksal verwöhnte Mann, bis zu seinem letzten Atemzuge treugeblieben. Zunächst mußte er nach dem ungarischen Freiheitskriege längere Zeit als Flüchtling im Lande umherirren, da er geächtet war;

Digitized by Google

Moritz Jokai †

doch entging er der Verfolgung und ließ sich dann 1849 in Debreczin nieder. Seit der Wiederherstellung der ungarischen Verfassung war Jokai stets Abgeordneter, bis er 1897 zum lebenslänglichen Mitglied des ungarischen Magnatenhauses ernannt wurde. Von 1858 an wirkte er ununterbrochen als Redakteur und entfaltete daneben noch eine staunenswerte literarische Tätigkeit. Seine selbständigen Werke füllen gegen 300 Bände, die natürlich keineswegs gleichwertig sind, doch hat er namentlich auf dem Gebiete des Romans Schöpfungen von hoher Bedeutung hervorgebracht. Viele davon sind ins Deutsche und in zahlreiche andre Sprachen übersetzt worden.

Anton Dvorák †

Böhmens größter moderner Tondichter ist am 1. Mai in Prag aus dem Leben geschieden, und diese Kunde hat auch außerhalb seiner engeren Heimat bei allen ernsten Musikfreunden schmerzliche Teilnahme erweckt. Anton Dvorák (sprich Dwórschahk) war am 8. September 1841 zu Mühlhausen bei Kralup in Böhmen als Sohn eines Gastwirts geboren und sollte eigentlich Metzger werden. Er zog es aber vor, 1857 mit der geliebten Geige unterm Arm nach Prag zu gehen, wo er unter ungemein schwierigen und dürftigen Verhältnissen in der von Pitzsch geleiteten Organistenschule seine höhere musikalische Ausbildung fand. 1862 wurde er Bratschist am tschechischen Nationaltheater, und 1873 errang er mit einem Hymnus für Chor und Orchester seinen ersten Erfolg als Tondichter. Brahms wurde durch die stimmungsvollen Gesangsduette „Klänge aus Mähren" auf Dvoráks Talent aufmerksam und empfahl ihn seinem Verleger Simrock, der bei ihm die „Slawischen Tänze" (für Klavier zu vier Händen) bestellte. Diese nationalen Weisen machten durch große Form, charaktervollen, anmutenden Inhalt und blühendes Kolorit, ebenso wie die bald folgenden „Slawischen Rhapsodien" Dvorák mit einem Schlage zu einem der gefeiertsten Komponisten der Gegenwart. 1875 erhielt er ein Staatsstipendium auf fünf Jahre und wurde später Lehrer am Prager Konservatorium, an dem er, einen vorübergehenden Aufenthalt in New York (von 1892—1895) abgerechnet, bis an sein Lebensende gewirkt hat. Dvorák hat so ziemlich alle Gattungen der Musik erfolgreich gepflegt; der Schwerpunkt seines Schaffens liegt jedoch auf symphonischem Gebiete und dem der Kammermusik. Von seinen acht Opern wurde „Der Bauer ein Schelm" auch auf deutschen Bühnen aufgeführt. Sein Name wird in der Kunstgeschichte einen dauernden Platz behaupten, und auch an äußeren Auszeichnungen fehlte es Dvorák nicht. Eine Reihe böhmischer und fremder Gesellschaften und Vereine ernannte ihn zum Ehrenmitglied, und die Universitäten Prag und Cambridge verliehen ihm den Ehrendoktor-Grad.

Anton Dvorák †

Die Weinkostprobe im bayrischen Landtag

In der bayrischen Abgeordnetenkammer, die in der Prannerstraße zu München tagt, kommt es nicht selten zu ziemlich erregten Debatten. Bei der Beratung des Kultusetats am Vormittag des 18. Mai dagegen herrschte auf allen Seiten eine versöhnliche Stimmung — unverkennbar bereits im Vorgeschmack der Weinkostprobe, zu der die Abgeordneten der weinbautreibenden Bezirke der Rheinpfalz ihre Kollegen für die Stunden von 12 bis 6 Uhr nachmittags in den Sitzungssaal des Finanzausschusses im Landtagsgebäude eingeladen hatten. Zur festgesetzten Stunde fanden sich die ortsanwesenden Abgeordneten, zu denen sich mehrere Reichsräte und zahlreiche Beamte gesellten, auf dem der hohen Kammer für diese Sitzung zugewiesenen Arbeitsfelde ein. Auch die Minister Freiherr v. Podewils, Dr. Freiherr v. Riedel, Freiherr v. Feilitzsch,

v. Vollmar (Soz.) Dr. Heim (Zentr.) Phot. Jaeger & Goergen, München

Eine Probe der Pfalzweine im bayrischen Abgeordnetenhause

Digitized by Google

v. Miltner, Dr. v. Wehner und v. Frauendorfer erschienen; sie wurden von manchem Scherzwort der Abgeordneten begrüßt und auf ihrem Wege durch die Probehallen begleitet. Auf langen Tischen waren Flaschen in schier unendlicher Zahl bereitgestellt; jede davon stand auf dem ihr mit Kreide zugewiesenen numerierten Platze. Dienstbare Geister überreichten jedem Gaste ein Weinglas und ein elegant ausgestattetes „Verzeichnis der aufgestellten Proben nebst Angabe der Preise". Die renommiertesten Firmen hatten Proben gesandt und außerdem dafür gesorgt, daß die zu richtiger Erkenntnis der Güte der verschiedenen Weinsorten unerläßlichen belegten Brötchen u. s. w. nicht mangelten. Im ganzen waren 309 Sorten im Preise von 30 Pfennig das Liter bis zu 40 Mark die Flasche ausgestellt, und das Urteil über die zu erprobenden Qualitäten läßt sich am besten daraus ersehen, daß während der ganzen Zeit die Säle dicht gefüllt waren und eine so heitere Stimmung herrschte, wie sie sonst selten im Landtage zu beobachten ist. Zentrumsleute und Liberale, Sozialisten, Bauernbündler und Wilde widmeten sich mit voller Hingebung der Tagesordnung; die Parteien mischten sich, friedlich plauderte z. B. der Sozialdemokrat v. Vollmar mit dem Zentrumsführer Dr. Heim. Alle diese streitbaren Mannen hatten die Pfälzer Weinprodukte, über deren Trefflichkeit einstimmiges Lob laut wurde, zum friedlichen, fröhlichen Beisammensein vereint.

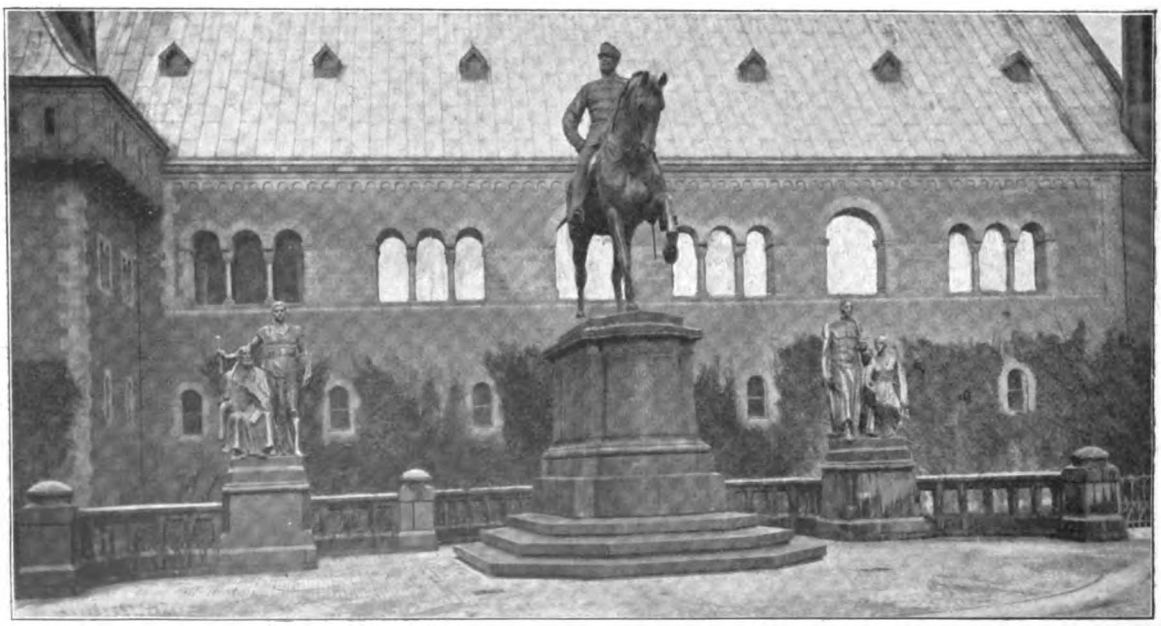
Das Goethe-Denkmal in Strassburg

Auf dem Straßburger Universitätsplatz erhebt sich inmitten hübscher Anlagen das am 1. Mai enthüllte Jung-Goethe-Denkmal. Sein Schöpfer ist der Berliner Bildhauer Ernst Wägener, der aus dem im Jahre 1900 veranstalteten Preisausschreiben als Sieger hervorging. Sein Werk zeigt uns in der Hauptfigur den jungen Studenten Goethe in frappanter Lebenswahrheit und in der getreu wiedergegebenen Tracht jener Zeit. In ruhiger, vornehmer Haltung steht er da, die Rechte auf den Wanderstab gestützt, während die auf den Rücken gelegte Linke den etwas nachschleppenden Mantel festhält. Das Denkmal erhebt sich auf einem in Marmor aufgeführten Empirepostament, dessen Vorderseite die Inschrift „Goethe" trägt, während die Seiten des Sockels Bronzereliefs schmücken: das Sesenheimer Idyll und Goethes Abschied von Straßburg auf der Plattform des Münsters darstellend. Rechts und links von der Estrade tragen Postamentblöcke an den Vorderseiten des Aufbaues die Gestalten der lyrischen und der tragischen Muse.

Das Goethe-Denkmal in Straßburg

Das Denkmal für Herzog Wilhelm von Braunschweig

Braunschweig, die altberühmte Stadt Heinrichs des Löwen, die im Innern ihr altdeutsches Bild noch treu bewahrt hat, besitzt bereits zwei Denkmäler, die früheren Herrschern des Landes errichtet sind: die Reiterstandbilder der Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm. Zu ihnen wird sich nun ein neues Denkmal gesellen: das Monument des am 18. Oktober 1884 in Sibyllenort verstorbenen Herzogs Wilhelm, mit dem die ältere braunschweigische Linie erloschen ist. Das von Professor Ludwig Manzel-Berlin in echt monumentalem Geiste entworfene Denkmal erhält seinen Standort im Mittelpunkte der Stadt, vor der 1873 wiederhergestellten Burg Dankwarderode. Der genannte Künstler ist zuerst bekannt geworden durch die in der Berliner Nationalgalerie befindliche Feldarbeiterin, die ihr Abendlied singt, und die kolossale Brunnengruppe für Stettin, die ihm 1896 die große Medaille der Berliner Ausstellung eintrug. Von seinen übrigen Schöpfungen erwähnen wir noch das Kaiser Wilhelm-Denkmal für Anklam und die Statue Kaiser Heinrichs III. für das Reichstagsgebäude.



Phot. Wilhelm Müller, Braunschweig

Das neue Denkmal für den Herzog Wilhelm von Braunschweig. Entworfen von Professor Wilhelm Manzel

Digitized by Google

Phot. Zander & Labisch, Berlin

Leoncavallo auf der Fahrt vom Berliner Zentralhotel zum kaiserlichen Hoflager in Potsdam

Leoncavallo in Berlin

Der italienische Komponist Ruggiero Leoncavallo traf am 18. Mai, von Mailand kommend, in Berlin ein, um dem Kaiser die nunmehr vollendete Partitur der Oper „Der Roland von Berlin", zu der der Monarch ihm vor zehn Jahren die Anregung gegeben hat, zu überreichen. Der Tondichter, der sich als Autor der „Bajazzi", der „Bohème" und der „Zaza" einen Weltruf erworben hat, fuhr am Pfingstmontag zum kaiserlichen Hoflager nach Potsdam, um der Stiftungsfeier des Potsdamer Lehrinfanteriebataillons beizuwohnen. Unter den glänzenden Uniformen der Fürstlichkeiten, Generäle und fremden Militärattachés war Leoncavallo der einzige Träger des schwarzen Fracks; der Kaiser reichte ihm zur Begrüßung die Hand und unterhielt sich längere Zeit mit ihm. Nach der Frühstückstafel im Neuen Palais durfte der Komponist dem Kaiser die prächtig ausgestattete Partitur überreichen, die die Widmung trägt: „Leoncavallo Sr. Majestät dem Kaiser von Deutschland und König von Preußen Wilhelm II. in tiefster Ehrfurcht und Dankbarkeit." Am 26. Mai fand in der Kgl. Oper zu Berlin die zweihundertste Aufführung von Leoncavallos „Bajazzi" statt, bei der der Komponist den Taktstock führte. Die Erstaufführung seiner neuen Oper, deren Buch von ihm nach dem Willibald Alexisschen Roman „Der Roland von Berlin", jedoch mit andrer Schlußwendung, verfaßt wurde und deren deutsche Bearbeitung von dem Berliner Opernhausregisseur Dröscher herrührt, soll Mitte Oktober im Kgl. Opernhause zum erstenmal in Szene gehen.

Die erste Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes

ist in München am 31. Mai feierlich eröffnet worden. Die wichtige Veranstaltung erhält dadurch eine besondere Bedeutung, daß sie im Hause der Münchner Sezession, dem staatlichen Kunstausstellungsgebäude am Königsplatz, ihr Heim gefunden und daß Bayerns kunstfreundlicher Herrscher, Prinzregent Luitpold, als Erster die Ausstellung besucht und damit aufs neue seine wohlwollend neutrale Stellung über den Parteien des Kunstlebens feierlich bezeugt hat. Unser Bild zeigt den greisen, aber immer noch bewundernswert rüstigen Regenten, begleitet von seiner Tochter, Prinzessin Therese, wie er auf der Freitreppe des Sezessionshauses am Königsplatz vom Grafen Kalckreuth, dem ersten Vorsitzenden des Künstlerbundes, und Freiherrn von Habermann, dem Präsidenten der Münchner Sezession, empfangen wird.

Das Lenau-Denkmal in Esslingen

Der geniale lyrische Dichter Nikolaus Lenau (Niembsch von Strehlenau), geboren 13. August 1802 zu Csatad in Ungarn, im Wahnsinn am 22. August 1850 zu Oberdöbling bei Wien gestorben, dem bei der Wiederkehr seines hundertsten Geburtstages überall Huldigungen dargebracht wurden, hat am 18. Mai sein erstes Denkmal in Deutschland erhalten. Es erhebt sich im schönen Schwabenlande, wo Lenau einst eine zweite Heimat gefunden, nahe bei Eßlingen, an der Panoramastraße, die zu dem Schlößchen Serach hinaufführt, in dem der Dichter wiederholt als Gast seines Freundes, des Grafen Alexander von Württemberg, geweilt hat. Das Denkmal ist ein vortreffliches Werk des Stuttgarter Bildhauers Emil Kiemlen. Auf einem in strengen Formen gehaltenen Granitsockel erhebt sich in etwa anderthalbfacher Lebensgröße die bronzene Halbfigur des Dichters. Um die Schultern ist leicht der Mantel gelegt, die rechte Hand hält den Stift, die Linke ein Buch, zwischen dessen Blätter der Zeigefinger gelegt ist. Das imponierende Haupt ist leicht seitwärts vorgeneigt, das männlich schöne Antlitz zeigt einen sinnenden Ausdruck. Nikolaus Lenau ist im Alter von etwa 40 Jahren dargestellt.

Phot. Jaeger & Goergen, München

Graf Kalckreuth Frhr. v. Habermann Prinzregent Prinzessin Therese

Prinzregent Luitpold von Bayern bei der Eröffnung der ersten Ausstellung des „Deutschen Künstlerbundes"

Digitized by Google

Phot. G. Scheerer, Eßlingen

Das Lenau-Denkmal in Eßlingen

Das ganze Denkmal ist ca. 4 Meter hoch. Auf der Vorderseite des Granitsockels, zu dem die Siegleschen Granitwerke den Stein gestiftet haben, ist eine Lyra eingemeißelt, darunter in kraftvollen Lettern der Name Lenau. Das ganze Denkmal stellt sich überaus wirkungsvoll dar inmitten der schönen gärtnerischen Anlagen, die von den Gartenarchitekten Berz und Schwede in Stuttgart mit sehr gutem Geschmack geschaffen wurden.

Henry Morton Stanley †

Im Alter von 63 Jahren ist am 10. Mai der berühmte Afrikareisende Henry Morton Stanley in London gestorben. Er war am 26. Januar 1841 als Sohn eines Farmers Rowland bei Denbigh in Wales geboren, kam früh verwaist 1854 als Schiffsjunge nach New Orleans und wurde dort von einem Yankee-Kaufmann namens Stanley an Kindes Statt angenommen. Seine erste große Reise ins Innere des schwarzen Erdteils, die er 1871 im Auftrage des New York Herald antrat, galt der Aufsuchung des verschollenen Livingstone, den er im Oktober jenes Jahres nach einer äußerst beschwerlichen Reise auch am Tanganjikasee fand. Mit ihm zusammen erforschte Stanley alsdann diesen See und trat 1872 seine Rückreise an, mit wertvollen Berichten über das erforschte See- und Flußsystem, die überall Aufsehen erregten. 1873 bis 1874 wohnte Stanley dem britischen Feldzug gegen die Aschanti bei, und im November 1874 unternahm er seine zweite große Reise ins Innere Afrikas, diesmal an den Viktoria-Nyansa-See, von da zum Albert-Nyansa und zurück nach Uganda; auf dieser Reise erforschte er den Fluß Alexander-Nil (Kagera). Im Juni und Juli 1876 bereiste er den Tanganjikasee, dessen Karte er verbesserte. Auf seiner Weiterreise nach Westen erreichte er den Kongo, ein Ereignis, das über 5000 Kilometer Wasserstraßen dem Verkehr erschloß. In den Jahren 1882 bis 1884 bereiste er den Kongostaat, errichtete auf dieser Reise eine Reihe von Stationen, erwarb neue Landstrecken und begründete Niederlassungen bis zu den Stanleyfällen. Im Jahre 1884 nach Europa zurückgekehrt, nahm er als technischer Kommissar des amerikanischen Bevollmächtigten an der in Berlin tagenden Westafrikanischen Konferenz teil. Eine weitere zum Entsatz Emin Paschas unternommene Reise führte Stanley 1887 bis 1889 wieder durch die Urwälder Zentralafrikas. Nach einer australischen Reise ließ er sich 1892 in England naturalisieren und gehörte 1895 bis 1901 dem Unterhaus an, wo er sich der unionistischen Partei anschloß. Die geographischen Resultate seiner Reisen sichern ihm einen Rang unter den ersten Afrikaforschern. Hauptergebnis seiner ersten Expedition war der Nachweis, daß der Tanganjika nicht zum Quellsystem des Nils gehöre. Auf der zweiten Reise stellte er durch Umfahrung des Viktoria-Nyansa dessen Einheitlichkeit fest, entdeckte einen neuen großen See, den Albert-Eduard-Nyansa, und löste sodann durch die Durchquerung des dunkeln Erdteils das Rätsel des Kongostroms, dadurch den Hauptcharakterzug der zentralafrikanischen Geographie klarlegend. Durch die dritte Reise hat er den ganzen Lauf des Aruwimi und den des von Junker entdeckten Nepoko festgestellt, dann den Zusamemenhang des Albert- mit dem Albert-Eduard-Njansa durch den Fluß Semliki nachgewiesen.

Henry Morton Stanley †

Chinesische Offiziere in der deutschen Armee

In dem von Dr. Schaumburg geleiteten Pädagogium in Kassel haben seit Juli 1903 acht chinesische Offiziere das Studium der deutschen Sprache betrieben, worin sie jetzt so weit fortgeschritten sind, daß sie sich nunmehr mit Erfolg dem Militärdienst im deutschen Heer widmen können. In ihrer Heimat waren sie teilweise drei bis fünf Jahre hindurch Zöglinge der nach preußischem Muster eingerichteten Militär- und Kriegsschule in Nanking gewesen und sind dort von drei deutschen Offizieren: Hauptmann v. Tettenborn, Hauptmann Löbbeke und Graf Praschma im Infanterie-, Artillerie- und Pionierdienst theoretisch und praktisch ausgebildet worden. Vier von ihnen wurden dem Infanterieregiment Nr. 83 in Kassel, drei dem dortigen Artillerieregiment Nr. 11 und einer dem Pionierbataillon Nr. 11 in Hannöversch-Münden zur Ausbildung überwiesen. Die chinesische Regierung setzt mit der Entsendung von Offizieren ins Ausland die Bestrebungen zur Reform ihres veralteten Heerwesens fort, die besonders Lihungtschang seit dem Jahre 1895 energisch betrieben hatte. Er berief europäische Offiziere für die Errichtung von Befestigungen, Lehrer für die Militärschulen und Instruktoren für die Ausbildung der Truppen.

Phot. Franz Tellgmann, Kassel

Chinesische Offiziere in der deutschen Armee

Digitized by Google

Phot. Klinkhardt & Eyssen, Dresden

Prinzessin Isabella von Sachsen † und ihr Gemahl, Prinz Johann Georg von Sachsen

Prinzessin Johann Georg von Sachsen †

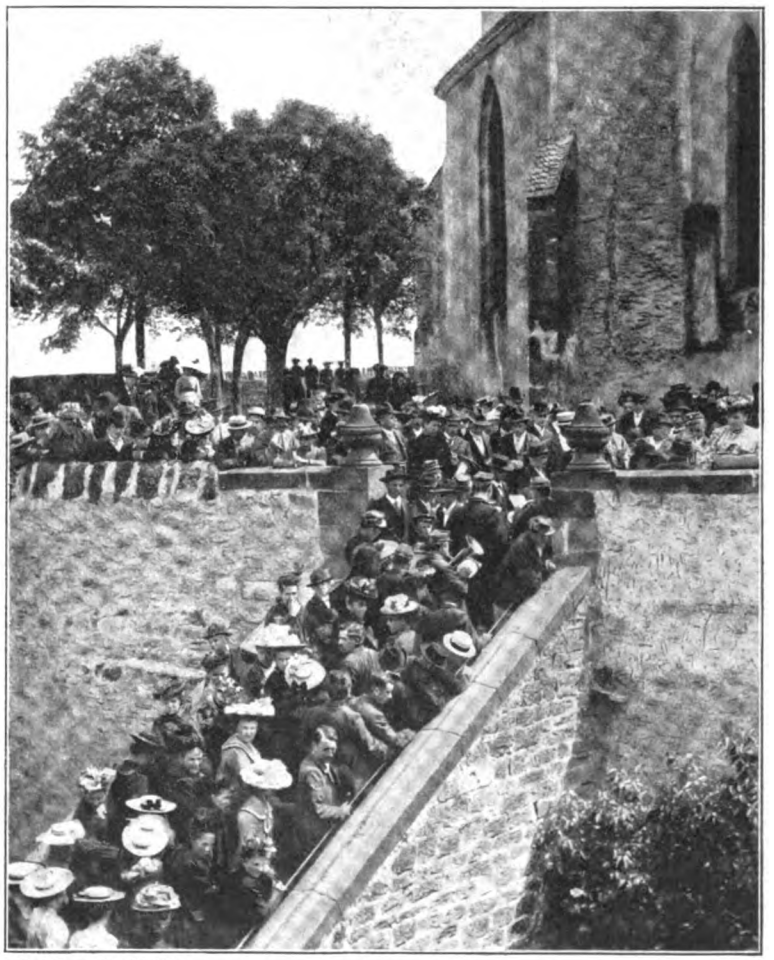
Durch den am 24. Mai erfolgten plötzlichen Tod der Prinzessin Johann Georg von Sachsen, geborenen Herzogin Isabella von Württemberg, sind das sächsische und das württembergische Königshaus in tiefe Trauer versetzt worden. Die Verstorbene, geboren in Orth bei Gmunden, war die einzige Tochter des Herzogs Philipp von Württemberg aus seiner zweiten Ehe mit der Erzherzogin Maria Theresia von Oesterreich, die Schwester der Herzöge Albrecht, Robert und Philipp von Württemberg. Am 5. September 1894 hatte sie sich in Stuttgart mit dem Prinzen Johann Georg von Sachsen, dem zweiten Sohn des jetzigen Königs Georg von Sachsen, vermählt. Die wegen ihrer vortrefflichen Charaktereigenschaften, namentlich ihres still betätigten Wohltätigkeitssinnes in Dresden sehr beliebte Prinzessin hatte sich am 9. Mai in die chirurgische Frauenklinik begeben, um sich dort einer schweren Operation zu unterziehen. Diese war gut vor sich gegangen; am Abend des 24. Mai trat jedoch infolge einer Blutgefäßverstopfung durch ein in die Lungenschlagader eingedrungenes Blutgerinnsel ganz unerwartet der Tod ein. Die feierliche Beisetzung in der Königsgruft der katholischen Hofkirche hat am Abend des 27. Mai stattgefunden.

Die Echternacher Springprozession

Alljährlich strömen am dritten Pfingsttag viele Tausende nach dem Sauerstädtchen Echternach, dem Hauptort des gleichnamigen Kantons im Distrikt Grevenmacher des Großherzogtums Luxemburg, um an der berühmten Springprozession teilzunehmen oder ihr zuzuschauen. Diese Prozession blickt auf ein Alter von fast 1200 Jahren zurück; sie wird zum Dank für das Aufhören des Veitstanzes abgehalten, der dort im 8. Jahrhundert wütete. In diesem Jahr veranschlagte man die Zahl der Gäste auf 35000, von denen 16436 Personen an der Prozession teilnahmen, nämlich 11523 Springer, 21 Fahnenträger, 2562 Sänger, 112 Geistliche, 339 Musiker und 1879 Beter. Die Prozession nimmt auf der Sauerbrücke ihren Anfang und bewegt sich unter dem eintönigen Marsch: „Adam hatte sieben Söhne" hüpfend — immer drei Schritte vorwärts und zwei rückwärts — nach der hochgelegenen Willibrordkirche, wo sie sich nach einem Umzug um den Spendenaltar auflöst.

Ein modernes Riesenfass

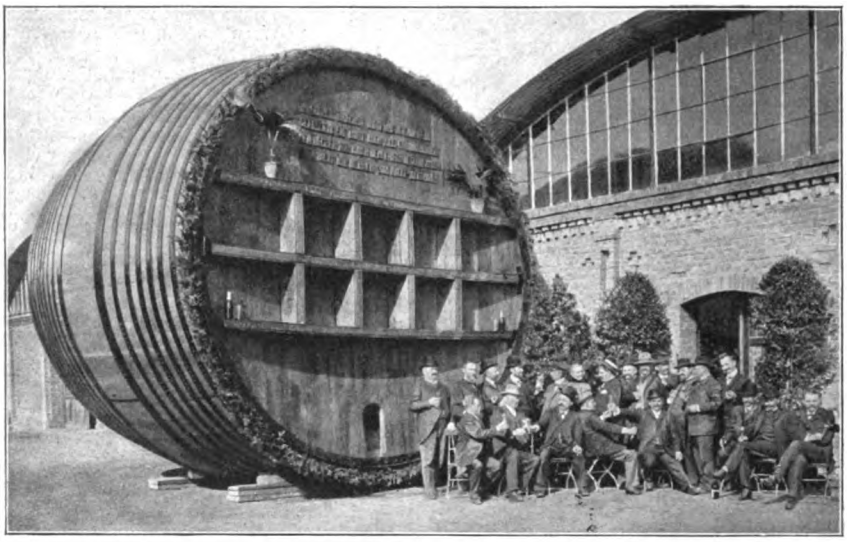
Das große Faß im Keller des Heidelberger Schlosses, dessen Inhalt auf den Zwerg Perkeo eine so magische Anziehungskraft ausübte, hat jetzt einen modernen Nebenbuhler erhalten. Die Vereinigten Rheinischen Faßfabriken in Andernach am Rhein haben kürzlich für eine Straßburger Firma ein Riesenfaß hergestellt, das über 1000 Hektoliter faßt. Die Vollendung dieses Faßungeheuers wurde durch ein solennes Frühstück gefeiert, das in seinem Innern stattfand. Der Raum war durch eine elektrische Bogenlampe erhellt, und 24 Herren fanden reichlich darin Platz. Das mächtige Faß ist eines der größten, das, ausschließlich aus gespaltenem Eichenholz bestehend, jemals für den praktischen



Phot. Eugen Jacobi, Metz

Die Springprozession in Echternach vor der Willibrordkirche

Digitized by Google



Ein neues Riesenfaß in Andernach am Rhein

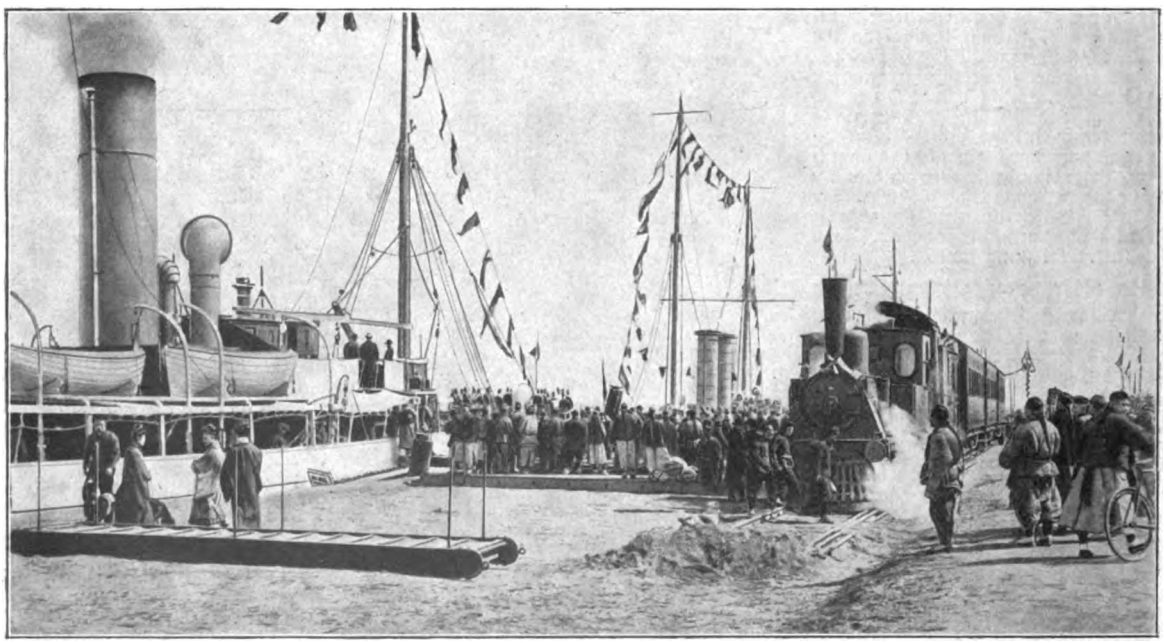
Gebrauch gebaut wurde. Es mißt 5,20 Meter in der Länge und 6 Meter im Durchmesser und besitzt ein Gewicht von 400 Zentnern. Die Beförderung bis zum Bestimmungsorte soll in ganzem Zustande vermittelst eines Frachtschiffes auf dem Rheine erfolgen. Die Vorderfront des Fasses zieren prächtige Schnitzereien.

Die Eröffnungsfeier des Hafens von Tsingtau

Mit der Freigabe des Verkehrs auf der im Juni-Heft geschilderten Schantung-Bahn, die von Tsingtau aus in das Hinterland unsrer chinesischen Kolonie führt, bis Tsinanfu, hat am 6. März auch die feierliche Eröffnung des Hafens von Tsingtau stattgefunden. Damit ist ein weiterer großer Schritt zu dem Ziele getan, unsre ostasiatische Kolonie nicht nur als Stützpunkt für die Marine, sondern auch zur Sicherung der wichtigen Handelsinteressen Deutschlands in jenen Gebieten **auszubauen. Nachdem bei der Eröffnungsfeier das aus dem Chinafeldzuge rühmlichst bekannte Kanonenboot „Iltis" und der Postdampfer „Gouverneur Jäschke" der Hamburg-Amerika-**P.-A.-G. an der jetzt vollendeten Mole I des Großen Hafens angelegt und der Gouverneur des Kiautschougebiets Kapitän zur See Truppel und der zweite Admiral v. Holtzendorff mit ihrer Begleitung die Schiffe verlassen hatten, wurden sie von Baudirektor Rollmann begrüßt, der die Bereitschaft der Mole zur Freigabe für den Verkehr meldete. Dann fuhr auf ein Zeichen des Hafenkapitäns die den Namen des ersten Gouverneurs von Kiautschou, „Rosendahl", führende erste Lokomotive der Schantung-Bahn bis an den ersten für Tsingtau gebauten Dampfer „Gouverneur Jäschke" heran, die zur Absperrung der Mole gezogene Leine durchschneidend, wie kurz zuvor der „Iltis" die den Hafeneingang von der Seeseite aus sperrende Leine durchschnitten hatte. Auch die Spitzen der chinesischen Behörden nahmen an dieser bedeutungsvollen Feier teil; der Gouverneur von Schantung hatte ein Glückwunschschreiben gesandt, das folgenden Wortlaut hatte: „Der Gouverneur von Schantung Exzellenz Tschoufu hat sich über die Nachricht, daß heute Mole I des großen Hafens in Tsingtau eröffnet wird, sehr gefreut und läßt seine Glückwünsche durch mich, sowie den Unterpräfekten Yü und Dolmetscher Li übermitteln, einmal um die herzliche Freundschaft zwischen unsern Völkern zu bekunden, dann auch um dem Handel beider Länder reichen Segen zu wünschen. Möge der Hafen von Tsingtau sich in den Büchern der Geschichte einen Namen erobern für ewige Zeiten, möge ihm reicher Segen beschieden sein! Ehrerbietig überreicht von: Hsian jing tschun, zweiter Direktor des Amts für Handelsangelegenheiten, Jü tse ta, Unterpräfekt von Kiautschou, Li schou jen, Magistratsanwärter."

Die Einweihung der neuerbauten evangelischen Stadtkirche in Metz

Bei herrlichem Maiwetter durfte die Stadt Metz am 14. Mai den Kaiser und die Kaiserin begrüßen, die Punkt 11 Uhr mit



Feier zur Eröffnung des Hafens von Tsingtau

Digitized by Google

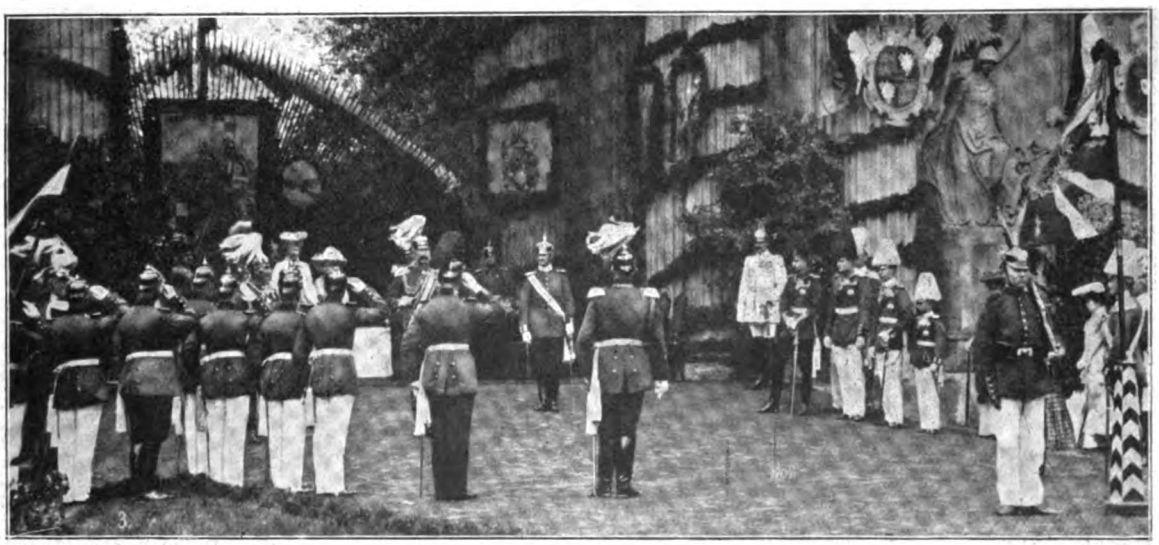
Phot. Eugen Jacobi, Metz

Das Kaiserpaar bei der Einweihung der neuen evangelischen Stadtkirche in Metz

dem Hofzuge von Straßburg dort eintrafen. Die Truppen bildeten Spalier vom Bahnhof bis zum Liebesgarten, wo die neuerbaute evangelische Stadtkirche sich erhebt, deren feierlicher Einweihung der Besuch des Herrscherpaares in erster Linie galt. Die Kaiserin mit Prinzessin Viktoria Luise fuhr im offenen Wagen voraus; der Kaiser in Generalsuniform war zu Pferde Die Majestäten begaben sich sofort nach der neuen Kirche, an deren Portal sie das Konsistorium mit Konsistorialrat Pfarrer Braun an der Spitze, der die Begrüßungsansprache hielt, empfing. Beim Betreten des Gotteshauses ertönte ein Doppelchoral in Begleitung der Orgel und eines Posaunenchores. Das Kaiserpaar nahm Platz auf bereitgehaltenen Sesseln in der Nähe des Altars und der Kanzel und folgte mit Anteilnahme dem Verlauf der Weihehandlung. Um 12 Uhr 20 Minuten gaben die neuen Glocken das Zeichen, daß der Gottesdienst beendet sei, und bald erschienen zuerst die Kaiserin und dann der Kaiser wieder vor dem Portal, wo er zu Pferde das Erscheinen des König-Regiments abwartete. Zu erwähnen ist noch, daß der Monarch bei der Uebernahme der Schlüssel des neuen Gotteshauses die Textworte der Weiheprediget sprach: „Ich schäme mich des Evangeliums in Christo nicht."

Das Schrippenfest in Potsdam

Wie alljährlich wurde am zweiten Pfingsttag das „Schrippenfest", wie das Stiftungsfest des Potsdamer Lehrinfanteriebataillons im Volksmunde heißt, in Gegenwart der kaiserlichen Familie unter den alten Bäumen auf der Südseite des Neuen Palais gefeiert. Das Bataillon war um 11 Uhr in einem offenen Viereck angetreten. In dessen Mitte hatten der Kaiser und die Kaiserin, die kaiserliche Familie, die zurzeit in Potsdam und Berlin anwesenden Prinzen und Prinzessinnen, die Generalität sowie die fremdherrlichen Offiziere Aufstellung genommen, ferner der Reichskanzler Graf v. Bülow und der Kriegsminister Generalleutnant v. Einem sowie der gegenwärtig zur Dienstleistung bei dem Regiment der Gardedukorps kommandierte spanische Herzog de la Victoria und der italienische Komponist Leoncavallo. Hof- und Garnisonpfarrer Keßler hielt einen liturgischen Gottesdienst ab. Nach dessen Beendigung stellte sich das Bataillon zur Parade auf. Der Kaiser schritt mit der Generalität die Front ab und nahm dann den Parademarsch des Bataillons ab, der in Zügen erfolgte. Während dem Kaiser alsdann militärische Meldungen erstattet wurden, begab sich das Bataillon nach den festlich geschmückten Communs und nahm dort an den Tafeln Platz, um zu speisen. Der Kaiser machte einen kurzen Rundgang beim Bataillon und brachte ein Hoch auf die Armee aus, das von dem kommandierenden General des Gardekorps General v. Kessel mit einem Hoch auf den Kaiser erwidert wurde. Um 1 Uhr begaben sich dann die fürstlichen Herrschaften wieder nach dem Neuen Palais zurück, wo eine Frühstückstafel stattfand.



Phot. Selle & Kuntze, Potsdam

Die kaiserliche Familie beim Schrippenfest des Lehrinfanteriebataillons in Potsdam

Digitized by Google

Zum Thronwechsel in Mecklenburg-Strelitz

Der Tod hat neuerdings reiche Ernte in deutschen Fürstenhäusern gehalten. Am 30. Mai, eine halbe Stunde nach Mitternacht, ist in Neustrelitz mit dem greisen Großherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz der älteste der deutschen Bundesfürsten und nach dem Großherzog Adolf von Luxemburg der älteste unter den europäischen Regenten überhaupt aus dem Leben geschieden. Er war geboren am 17. Oktober 1819 zu Neustrelitz als ältester Sohn des Großherzogs Georg und seiner Gemahlin Marie, einer Tochter des Landgrafen Friedrich von Hessen-Kassel. Nachdem er in der väterlichen Residenz durch Lehrer des Strelitzer Gymnasiums seine grundlegende Bildung erhalten hatte, studierte er in Bonn die Rechts- und Staatswissenschaften. Am 28. Juni 1843 vermählte er sich mit Augusta Karoline, königlicher Prinzessin von Großbritannien und Irland und von Hannover, der Tochter des Herzogs von Cambridge, mit der er am 28. Juni v. J. das seltene Fest der diamantenen Hochzeit feiern konnte. Dieser Ehe sind zwei Söhne entsprossen, am 13. Januar 1845 ein Prinz, der bald nach der Geburt starb, und am 22. Juli 1848 der bisherige Erbgroßherzog, nunmehriger Großherzog Adolf Friedrich V. Großherzog Friedrich Wilhelm war seinem Vater, dem Großherzog Georg, am 6. September 1860 gefolgt, hat also den Thron 45 Jahre innegehabt. Mit 40 Jahren traf ihn das Unglück, zu erblinden; seinen Lebensabend trübten schwere körperliche Leiden. Der Trauerfeier, die am 6. Juni in der Neustrelitzer Hofkirche stattfand, wohnte auch der Kaiser bei. — Als neuer Landesherr residiert nun im Neustrelitzer Residenzschloß der einzige lebende Sohn des Entschlafenen: Großherzog Adolf Friedrich, geb. 22. Juli 1848, vermählt seit dem 17. April 1877 mit Elisabeth, Prinzessin von Anhalt, der bisher in der Oeffentlichkeit wenig hervorgetreten ist. In der Armee bekleidet er den Rang eines preußischen Generals der Kavallerie, und unmittelbar nach seiner Thronbesteigung verlieh ihm der Kaiser das 2. pommersche Ulanenregiment Nr. 9, dessen Chef sein Vater schon war und das seit lange mit dem Herrscherhause von Mecklenburg-Strelitz verknüpft ist. Mit ihm kommt in dem deutschen Bundesstaat, der bisher am zähesten am Althergebrachten festgehalten hat, ebenfalls die neue Zeit ans Ruder. Ob es seiner Regierung beschieden sein wird, die veraltete landständische Verfassung in Mecklenburg durch eine zeitgenössische Konstitution zu ersetzen, erscheint zunächst fraglich.

Phot. C. Wolff, Neustrelitz

Friedrich Wilhelm, Großherzog von Mecklenburg-Strelitz †

Phot. C. Wolff, Neustrelitz

Adolf Friedrich, der neue Großherzog von Mecklenburg-Strelitz

Der militärische Wettmarsch in Paris

Mit Erlaubnis des Kriegsministers André hatte die Pariser Morgenzeitung „Matin" — natürlich um für sich Reklame zu machen — in der Hauptstadt einen von Angehörigen der Armee ausgeführten Wettmarsch veranstaltet, der am 29. Mai stattfand und an dem sich etwa 2000 Soldaten verschiedener Truppenteile und Garnisonen beteiligten. Der Marsch begann bei starker Hitze, statt morgens in aller Frühe, erst um 8 Uhr, ging vom Pariser Konkordienplatz 45 Kilometer weit über die westlichen Vororte bis St. Germain und zurück bis zur Maschinenhalle auf dem Marsfeld. Als erster langte der Soldat Girard vom 149. Infanterieregiment in Epinal am Ziele an, der 5 Stunden, 19 Minuten und 48 Sekunden gebraucht, also im Mittel 8,46 Kilometer in der Stunde zurückgelegt hatte. Ihm folgten innerhalb einer Stunde 24 andre Teilnehmer; bis ½3 Uhr nachmittags waren 600 Mann am Ziele angelangt. Da alle Vorsichtsmaßregeln außer acht gelassen waren, die bei militärischen Märschen unter solchen Umständen zu treffen sind, so forderte die Hitze große Opfer. Ein Korporal erlag dem Hitzschlag und zahlreiche Soldaten erkrankten schwer. Mit Recht wurde der Kriegsminister ob der Veranstaltung des Wettmarsches in der Kammer von der Opposition scharf angegriffen; er erklärte denn auch, nie wieder die Genehmigung zu einer Veranstaltung der gleichen Art geben zu wollen, und entging nur mit knapper Not einem Mißtrauensvotum des Parlaments.

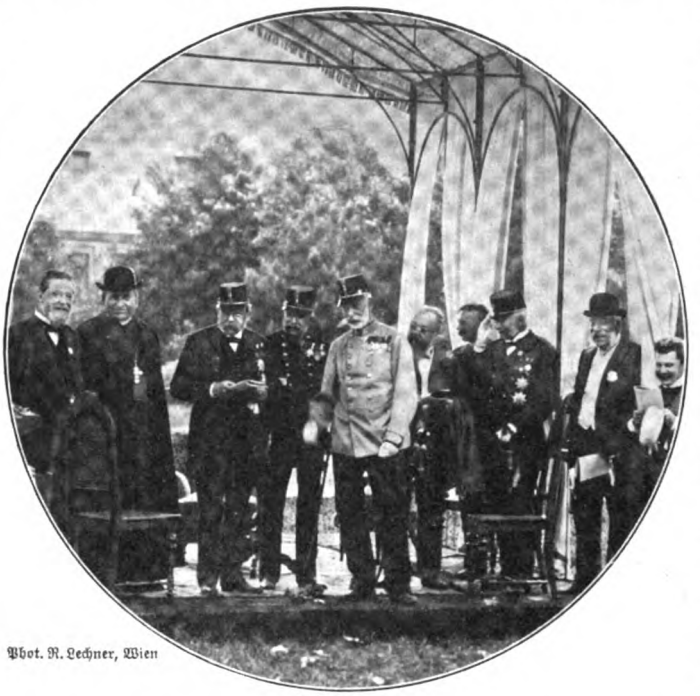
Phot. Cb. Delius, Paris

Vom Wettmarsch der französischen Armee: Der Sieger Girard nahe am Ziel

Digitized by Google

Die fünfzigjährige Jubelfeier der Semmeringbahn

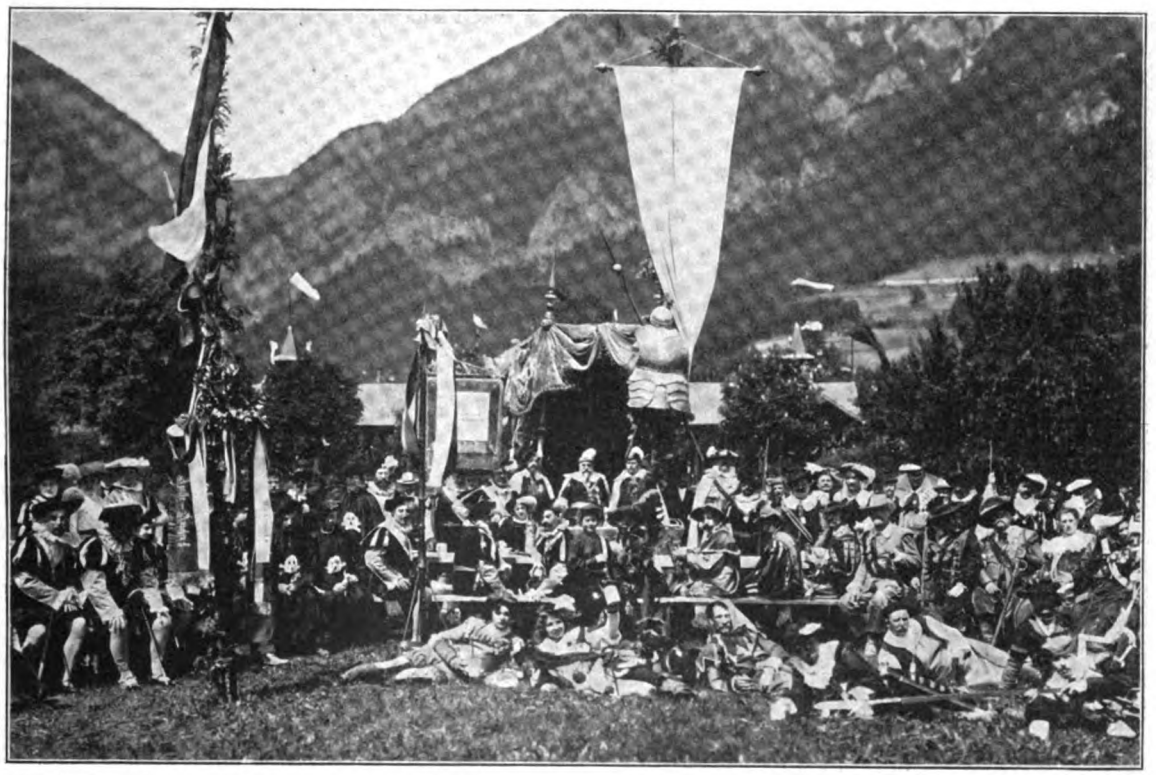
Am 17. Juli 1904 jährt sich zum fünfzigsten Male der Tag, an dem die älteste Bergbahn Europas, der Schienenweg zwischen Graz und Wien: die berühmte Semmeringbahn, die zugleich den Verbindungsweg zwischen dem Deutschen Reiche und der Adria bildet, durch Kaiser Franz Josef dem Verkehr übergeben wurde. Am 23. Oktober 1853 hatte die Bahn erstmals die ganze, 41 Kilometer lange Strecke befahren, von der ein Zehntel im Innern der Felsen liegt und ein Drittel auf kühnen Viadukten die steilwandigen Täler und baumlosen Schluchten überspannt. Zur Zeit ihrer Entstehung bedeutete die von dem genialen Dr. Karl Ritter von Ghega erbaute Semmeringbahn ein Kulturwerk ersten Ranges; sie hat trotz starker Konkurrenz durch andre Tracen auch heute noch ihren vollen Wert und steht als Vermittler landschaftlicher Schönheit mit an erster Stelle. Die anläßlich dieses Jubiläums veranstalteten Festlichkeiten, deren Programm eine ganze Woche, die Zeit vom 28. Mai bis einschließlich 5. Juni, beanspruchte, haben einen großartigen und erhebenden Verlauf genommen. Am 28. Mai begannen sie in Anwesenheit des Erzherzogs Rainer, des Ministerpräsidenten v. Körber, des Eisenbahnministers v. Wittek, des Unterrichtsministers Dr. v. Hartel, des Statthalters Graf Kielmannsegg, des Generalstabschefs Baron Beck, des Wiener Bürgermeisters Dr. Lueger und des Präsidenten der Südbahn, Baron Chlumecky, sowie des Weihbischofs Dr. Marschall, auf dem Bahnhof der Station Semmering, mit der Enthüllung und Einweihung der für das dortige Ghega-Denkmal gestifteten neuen Votivtafeln. Am folgenden Tage, Sonntag den 29. Mai, fand in der immer mehr emporblühenden Sommerfrische Payerbach-Reichenau ein glänzender historischer Festzug statt, an dem über 2000 Personen teilnahmen; an der Spitze marschierten neun Wiener Ritterbündnisse mit ihren wallenden Bannern in farbenreichen Kostümen. Bankette, Konzerte u. s. w. sowie eine großartige Höhenbeleuchtung schlossen sich an.



Phot. R. Lechner, Wien

Im Festzelt

Von links nach rechts: Bürgermeister Dr. Lueger, Weihbischof Marschall, Statthalter Graf Kielmannsegg, Generalstabschef Baron Beck, Erzherzog Rainer, Unterrichtsminister Dr. Hartel, Eisenbahnminister von Wittek, Baron Chlumecky



Phot. R. Lechner, Wien

Vom Jubiläum der Semmeringbahn: Gruppe der Wiener Ritterbündnisse

Digitized by Google

Für müßige Stunden

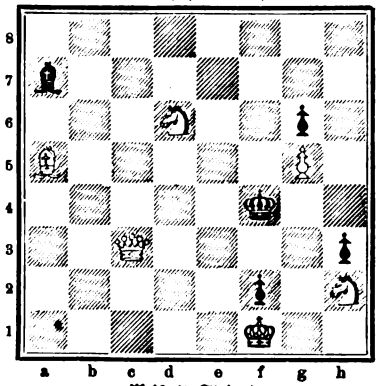
Schach (Bearbeitet von S. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe XVI

Von **Ed. Petsch-Mauskopf** in Frankfurt a. M.
(Neu.)

Schwarz (5 Steine)



Weiß (6 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XIII

W. 1. Lc1—a3
S. 1. Ke5×d6
W. 2. Df2—c5†
S. 2. Kd6×c5, —d7
W. 3. Sd8—b7, Dc5×c7 matt.

A.

S. 1. Sh5—g3
W. 2. Df2—c5†
S. 2. Ke5—f4, f6
W. 3. Sd8—e6, Dc5—d4 (La3-b2) matt.

B.

S. 1. Sh5—g7
W. 2. Df2—f6†
S. 2. Ke5×f6
W. 3. La3—b2 matt.

C.

S. 1. Df8×f7
W. 2. Sd8×f7†
S. 2. Ke5—e6
W. 3. Df2—f5 matt.

D.

S. 1. beliebig and.
W. 2. Df2—f5†
S. 2. Ke5×d6
W. 3. Tb4—c4, d4, Df5—e6 matt.

Partie Nr. VIII

Turnierpartie, gespielt zu Berlin am 27. November 1903.

Französisches Springerspiel

Weiß: W. Kunze. — Schwarz: Gregory.

Weiß.	Schwarz.			
1. e2—e4	e7—e5	14. Ta1—c1	Le7—f8
2. Sg1—f3	**d7—d6**[1]	15. Lc2—b1	d6—d5[2]
3. d2—d4	Sb8—d7[2]	16. d4×e5	d5×e4[4]
4. Lf1—c4	c7—c6	17. e5×f6	e4×f3
5. 0—0	Lf8—e7	18. f6×g7	Lf8×g7
6. c2—c3	b7—b5	19. g2×f3	Sd7—f6[5]
7. Lc4—b3	Sg8—f6	20. Kg1—g2	Ta8—d8
8. Tf1—e1	0—0	21. Le3—d4	Dc7—f4
9. Sb1—d2	Dd8—c7	22. Te1—e3	Sf6—g4 ??[6]
10. Sd2—f1	c6—c5	23. Te3×e8†	Td8×e8
11. Sf1—g3	Tf8—e8	24. Ld4×g7	Te8—e1
12. Lc1—e3	c5—c4	25. Dd1—d8†	Kg8×g7
13. Lb3—c2	Lc8—b7	26. Sg3—h5†	Kg7—h6
		27. Sh5×f4	Aufgegeben.

[1]) Diese veraltete Spielweise gewährt dem Anziehenden eine etwas bessere Entwicklung, kann aber nicht als unbedingt schlecht bezeichnet werden.

[2]) Besser e5×d4.

[3]) Beide Teile haben ihre Steine nach Möglichkeit günstig postiert. Jetzt beginnt eine interessante, für beide gleich schwierige Verwicklung.

[4]) Dies scheint besser als Sd7×e5 17. Sf3×e5 Dc7×e5 18. f2—f4. Schwarz verliert zwar einen Bauern, würde aber bei richtiger Fortsetzung einen guten Angriff erhalten.

[5]) Falls Sd7—e5, so 20. Lb1—e4 (nicht 21. Sg3—e4 wegen f7—f5 22. Se4—d2 Lg7—h6), und der Qualitätsgewinn durch Lb7×e4 21. f3×e4 Se5—d3 dürfte wegen 22. Dd1—g4 zugunsten von Weiß ausschlagen.

[6]) Hiernach ist das schwarze Spiel verloren. Die richtige Fortsetzung war h7—h5, worauf 23. Dd1—d2 Sf6—d5 24. Te3×e8† Td8×e8 25. Dd2×f4 (25. Dd2—d1 Lg7×d4 26. c3×d4 h5—h4 27. Sg3—f1 [27. Sg3—e2 Sd5—e3†!] Df4—g4† 28. f3×g4 Sd5—f4†† 29. Kg2—g1 Sf4—h3 matt, bezw. 25. Dd2—c2 Sd5—e3† 26. Ld4×e3 Df4×f3† 27. Kg2—f1 Te8×e3) Sd5×f4† 26. Kg2—f1 Lg7×d4 27. c3×d4 Lb7×f3 nebst h5—h4, Lf3—g2† und Sf4—e2† die Folge sein konnte.

Wechselrätsel

Mit J eine Ortschaft im Alpenland,
Als liebliche Sommerfrische bekannt;
Mit L ein Künstler von großem Ruf,
Der manches treffliche Bildnis schuf. F. M.-S.

Sprichworträtsel

Du triffst es, schöne Leserin,
Mit großem W in vielen Fällen
Und weißt mit kunstverständ'gem Sinn
Oft Schönes Gutem zu gesellen.

Mit kleinem Weh und großem O
Läßt sich's dabei wohl kaum vermeiden;
Drum sei zufrieden, daß nicht du
In jedem Falle mußt entscheiden. G. P. P.

Silbenrätsel

Die Erste kommt nie vor allein,
Ein andres Wort folgt hinterdrein.

Die Zweite das Kind als Spielzeug kennt,
Die junge Dame sie himmlisch nennt.

Die Dritte und Vierte war einst bekannt
Als Monatsname im deutschen Land.

Das ganze Wort sehr selten ist —
Ob ihr's wohl zu erraten wißt?
Man braucht's, wenn statt Verbesserung
Hat einer gemacht Verböserung. F. M.-S.

Buchstabenrätsel

(Sächsisch)

Vorne mit dem harten P
Und nachher ä weeches b:
So braucht's manche Scheene.
Hat es vorn ä hartes P,
Hat's derzu ä hartes t,
Hat Sie's gar zwee Beene.
Vorne mit dem weechen B,
Hinterdrein zwee harte t,
Schmeckt's nich gut alleene. F. M.-S.

Scherzrätsel

In Holland liegt eine alte Stadt,
Die einen berühmten Namen hat;
Der Namen aus zwei Silben besteht,
Von denen die erste auf t ausgeht.

Wenn man statt t ein n einstellt,
Sofort ein deutsches Wort man erhält:
Wer des Rätsels Lösung falsch gibt an,
Der hat das Rätselwort getan. F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 8:

Des Anagramms: Kaserne — Seneca.
Des Verkürzungsrätsels: Spitzen — Spitz.
Der zweisilbigen Charade: Bruchsal.
Des Buchstabenrätsels: Locken, Flocken.
Des Homonyms: O Leander! Oleander.

Zukunftsmusik

Kadett (dessen Cousine ihn hat abblitzen lassen): „Mieze, das sag' ich dir, wenn ich mal einen Militärroman schreibe, kommst du am allerschlechtesten weg!"

Digitized by Google

Briefmappe

Dr. K. Fr. in Hannover. In den zehn Jahren ihres Bestehens hat die Münchner Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller nicht nur den Beweis für ihre Lebensfähigkeit glänzend erbracht, sondern das trefflich geleitete Unternehmen ist auch als humanitäres, soziales und nationales Institut selbst weitgehenden Forderungen gerecht geworden. Das Gesamtvermögen beträgt gegenwärtig rund 900 000 Mark. Alles Nähere können Sie aus dem kürzlich versandten Auszug aus dem Geschäftsbericht für das Jahr 1903 ersehen, der Ihnen wie allen Interessenten auf Wunsch vom Bureau der Anstalt, München, Max Josephstr. 1/0, kostenlos zugesandt wird.

Th. v. H. in Wiesbaden. Wir teilen vollständig Ihre Anschauungen über diesen Punkt und wollen nicht verfehlen, Sie auf den Bund „Heimatschutz" aufmerksam zu machen, der die Uebergriffe des modernen Lebens mit seiner rücksichtslos einseitigen Verfolgung praktischer Zwecke bekämpfen will. Ein Aufruf, der in allen Teilen Deutschlands zahlreiche Unterschriften gefunden hat, fordert zur Gründung dieses Bundes auf, der insbesondere folgende sechs Punkte als Ziel ins Auge fassen will: 1. Denkmalspflege. 2. Pflege der überlieferten ländlichen und bürgerlichen Bauweise; Erhaltung des vorhandenen Bestandes. 3. Schutz der landschaftlichen Natur einschließlich der Ruinen. 4. Rettung der einheimischen Tier- und Pflanzenwelt sowie der geologischen Eigentümlichkeiten. 5. Erhaltung der Volkskunst auf dem Gebiete der beweglichen Gegenstände und 6. das Festhalten an Sitten, Gebräuchen, Festen und Trachten. Die Geschäftsstelle des „Heimatschutz" führt vorläufig Herr Robert Mielke, Charlottenburg 5, Römerstraße 18.

Frl. Emma H. in Danzig. Solcher sinnreicher In- und Aufschriften gibt es zahlreiche in allen deutschen Landen. An einem alten Hause auf der Straße von Schönwies nach Imst (Tirol) liest man:

„Kein Stundenschlag ertönt,
Kein Tropfen Zeit verflutet,
Wo nicht ein Menschenherz
Im Todeskampf verblutet.
Kein Morgenrot beginnt,
Kein Abendrot erscheinet,
Wo ein Verlaßner nicht
Um den Erblaßten weinet."

An einem Hause in Innsbruck steht:

„Hier baut man Häuffer hoch und fest,
Dabei sind wir nur fremde Gäst';
Wo wir wollen ewig sein,
Da bauen wir sehr wenig drein."

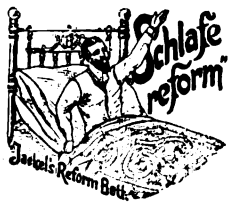
Und an einem alten Vorstadthäuschen gegenüber dem Friedhofe der Stadt Enns (Oberösterreich) fand sich früher folgender Spruch vor:

„Der Mensch lebt so dahin
Und nimmt es nicht in acht,
Daß jeder Augenblick
Das Leben kürzer macht."

Frau Albertine Ph. in Magdeburg. Wir machen Sie auf das im landschaftlich schönen Werretal gelegene Solbad Salzuflen (Fürstentum Lippe) aufmerksam, das gerade in Fällen von Skrofulose der Kinder ausgezeichnete Erfolge erzielt. Die Badeverwaltung hat für die bevorstehende Saison bedeutende Verbesserungen und Neueinrichtungen (neues Badehaus, Inhalatorium, Wandelhalle, Kinderspielhalle u. s. w.) getroffen und läßt allen Interessenten einen hübsch ausgestatteten Prospekt gratis zugehen.

F. L., Insel J. F. Wir bringen zwar sonst keine ärztlichen Auskünfte, hätten aber Ihnen trotzdem gern einen guten Rat nach Ihrem entlegenen Eilande gesandt. Von fachmännischer Seite ward uns jedoch der Bescheid, daß persönliche Untersuchung unerläßlich sei, um einen solchen erteilen zu können; suchen Sie also bei erster sich bietender Gelegenheit die Kleine einem Arzte vorzuführen.

Frl. Frieda B. in Groß-Gerau. Bestens dankend abgelehnt, da wir reichlich versehen sind.



Wollen Sie Betten anschaffen?

Dann fordern Sie sich gratis und franco Preisliste II über Jaekel's berühmte, unübertroffene Patent-Reform-Bettstellen nebst kompletten Bettausstattungen.

Franko-Versand über ganz Deutschland.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabriken,

Berlin, Markgrafenstr. 20 München, Blumenstr. 49.

Haemogallol

ein von hervorragenden medizin. Autoritäten warm empfohlenes, für

Bleichsüchtige u. Blutarme

geradezu unentbehrliches blutbildendes Kräftigungsmittel.

Haemogallol wird nicht nur bei Bleichsucht und Blutarmut, sond. auch bei Schwächezuständen aller Art, Skrophulose, Rhachitis, Neurasthenie etc. mit grösstem Nutzen verwendet.

Haemogallol greift nicht, wie andere Eisenpräparate, die Zähne an, sondern ist frei von jeglichen unangenehmen Nebenwirkungen und wird deshalb von jungen Mädchen mit Vorliebe genommen.

Haemogallol wird selbst vom zartesten und kranken Organismus mit Appetit genommen, leicht assimiliert, gut vertragen und eignet sich auch deshalb vorzüglich als Nahrungsmittel für Kinder.

Haemogallol ist in Pulver-, Tabletten- und Pastillenform in allen Apotheken zu haben. Eine Schachtel Haemogalloltabletten zum Preise von M. 2,40.

E. Merck, chemische Fabrik, **Darmstadt.**

Zweighäuser in London, Moskau und New-York.

NESTLE'S Kindermehl.

Beste Nahrung für Kinder, Kranke u. Magenleidende. Unübertroffen bei: **Diarrhoe, Brechdurchfall, Darmkatarrh.** Vorrätig in Apoth. Drog. u. Delicatess.

Erholungsheim „Lichtenthal"

bei **Baden-Baden III.**

Naturheilanstalt.

Vorzügl. eingerichtete und geleitete Naturheilanstalt. Das ganze Jahr hindurch geöffnet. Prospekte gratis durch den Besitzer und Direktor

Bernhard Binswanger.

Bleyle's Knaben-Anzüge

sind die gesundeste und bequemste Kleidung der Gegenwart.

Nur aus bestem, reinwollenem Kammgarn angefertigt, vereinigen sie in sich alle Eigenschaften, die an einen tadellosen Knabenanzug gestellt werden können; sie sind praktisch, unübertroffen dauerhaft, kleiden vornehm, haben flotten Sitz und bieten für jede Jahreszeit bei jeder Witterung die angenehmste und vorteilhafteste Kleidung. Zu haben für 2—16 Jahre. Ausführliche illustrierte Preislisten gratis und franko.

Aug. Friedr. Sauer, Stuttgart P. 47.

Einziges Spezialgeschäft für Bleyle's poröse Oberkleidung.

Digitized by Google

Josef R.-W. Sie flehen Ihr Mädchen an:

„Laß mich schauen in dein Auge,
Das so gläubig blicken kann,
Lesen, ob auch ich was tauge,
Ob an mir noch etwas dran!"

Wir zweifeln nun nicht im mindesten daran, daß betreffs Ihrer Persönlichkeit die Antwort auf diese Frage freudig bejahend ausfallen wird, bezüglich Ihrer Gedichte aber wollen wir lieber auf die kritische Prüfung, ob sie „was taugen", verzichten und mit dem gewiß vorhandenen guten Willen uns begnügen. Deshalb soll auch das nachstehende hier abgedruckt werden:

Ein geheimes Lied

Einst war ein Dichter in ein gastlich Haus geladen,
Auch mancher Bürger, Staatsmann, Krieger mit.
Die Politik war bald der Unterhaltung Faden,
Bis jeder schließlich sich prophetisch stritt.
Ein jeder schwor auf seine Kombinationen.
Dem Dichter öffneten sich andre Regionen.
Im Lehnstuhl saß des Hausherrn Weib mit bleichen Zügen,
Wie eine Wasserrose in tiefer Ruh.
Der Dichter lehnte an dem Stuhle. Beide schwiegen,
Nur läst'ge Fliegen scheucht er ab und zu.
Sie ahnten: Beider Los konnt' Liebe wohl verklären,
Wenn sie sich leider nicht zu spät begegnet wären.

„Den Namen werden Ueberlebende ihm geben,
Weil man auf unsern Gräbern gerne lügt."
Sie haucht's! — Es sah der Dichter ihren Geist entschweben.
Und sein Lied hat sie in den Schlaf gewiegt.
Er seufzte: „Dieses Haus hier konnt' dich nicht erfassen.
Der Himmel sah's; drum ließ er früher dich erblassen."

Ihr halb errat'nes Sinnen auch bejaht zu finden,
Fragt er nach ihres Schweigens tiefem Grund.
„Ach, Sänger! Wollt ihr das geheime Lied ergründen?
Das edle Herz tut sich's allein nur kund!"
Er lenkte ab: „Ich weiß, ich mag euch nicht verkennen!
Es wird das eurige sich wohl ‚Genesung' nennen."

B. in W. Sie reimen:

„Mit Vers und Reim läßt sich wohl spielen!
Die wahre Kunst, die muß man fühlen."

Aehnlich mangelhaft in der Form und trivial ihrem Inhalt nach sind auch die übrigen Sprüche und Gedankensplitter, von denen wir keinen Gebrauch machen können.

Ernst H. in Meiningen. Der russisch-türkische Krieg 1877/78 hat genau 10 Monate und 9 Tage gedauert und hat etwa 1300 Millionen Mark (600 Mill. Rubel) gekostet, wovon die Türkei 640 Millionen Mark als Kriegsentschädigung zu zahlen hatte. Der Krimkrieg 1853/56 kostete an 2840 Millionen Mark, er währte aber auch 28 Monate und 3 Tage.

Heroin Cocain **MORPHIUM** Entwöhnung ohne Spritze
mildest und ohne Zwang in ca. 4 Wochen. — Prospekt etc. frei.
Dr. Franz Müller's Sanatorium Bad Godesberg—Rhein.
Zwanglose **ALKOHOL-** etc. Entwöhnung.

Teppiche
Prachtstücke 3.75, 6.-, 10.-, 20.- bis 800.-M. Gardin., Portièren, Möbelstoffe, Steppd. 2c. billigst im **Spezialhaus** Berlin Oranienstr. 158
Katalog (600 Illustr.) grat. u. fr. **Emil Lefèvre.**

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- u. Abitur.-Examen, rasch, sicher, billigst. Mathematik wird in verstärkter Stundenzahl gelehrt, um mindestens normale Leistungen zu erzielen. **Moesta**, Direktor, **Dresden-N. 8.**

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik.
Programm kostenfrei.
Lehrwerkstätte

Falk's „APHANIZON"
ist das **einzige** für **Jedermann** praktische Mittel um Flecken aus allen Stoffen rasch, mühelos und sicher zu entfernen. Vom hoh. kgl. württemberg'schen **Kriegsministerium** geprüft und den Truppen zum Reinigen der Uniformen empfohlen.
Erhältlich in allen Droguerien, Parfumerien und Apotheken.
Chem. Fabrik Aug. Falk, Wien, IV./1

Ingenieurschule Zwickau
in Sachsen.
Höhere Fachschule für Maschinenbau und Elektrotechnik,
Ingenieur- und Techniker-Kurse.
Beginn des 15. Semesters:
18. Oktober 1904.
Auskunft und Prospekte kostenlos durch das **Sekretariat.**

Digitized by Google

Eine Abonnentin aus der Schweiz. Da wir Damen gern gefällig sind, sei hier mitgeteilt, daß Sie Ansichtskarten mit hübschen Landschaften aus der Schweiz gegen solche aus deutschen Städten eintauschen möchten. Abonnentinnen, die geneigt zu einem solchen Austausch wären, mögen Karten an „Luise Zwingli, Winterthur, Schweiz," senden.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen dem Papierkorb.

Mitteilungen aus dem Publikum.

Wie lernt man am schnellsten eine fremde Sprache sprechen, lesen und schreiben? Diese wichtige Frage ist kein Problem, das die Theorie und die gelehrte Sprachwissenschaft als solche lösen konnte, sondern sie ist eine Aufgabe der lebendigen Sprachpraxis und Sprachbeobachtung. Und da mußte es scharfen Beobachtern, wie dem ehemaligen Generaldolmetscher Dr. Rosenthal, auffallen, wie rasch in fremden Ländern die Kinder eingewanderter Familien die Sprache des ihnen fremden Landes lernten. Es geschah in der einfachsten und natürlichsten Weise dadurch, daß die Kinder die alltäglich am meisten vorkommenden Wörter und Sätze der ihnen fremden Sprache sich durch das bloße Hören merkten und dann auf einmal die fremde Sprache zu sprechen begannen. Auf dieser Beobachtung und der Anwendung der Regel, den Sprachunterricht nur rein praktisch, mit dem Leichtesten und Einfachsten beginnend, zu treiben, beruht die Unterrichtsmethode des Dr. Rosenthalschen Meisterschaftssystems, nach dem man durch Selbstunterricht und ohne Lehrer schon in drei Monaten, also unter großer Ersparnis von Zeit und Geld, eine fremde Sprache, wie Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Russisch, Polnisch, Portugiesisch, Holländisch, Dänisch, Schwedisch, Böhmisch oder auch Deutsch sprechen, schreiben und lesen lernen kann. Probebriefe für jede der genannten Sprachen à 50 Pfg. sind durch alle Buchhandlungen und die Rosenthalsche Verlagshandlung in Leipzig, 17, zu beziehen.

Unterzeuge

für Herren, Damen, Kinder beziehen Sie am billigsten und besten von

Paul E. Droop, Chemnitz i. S. 40

Fabrik und Versandhaus.

Krimpfreie Reform-Unterkleidung für Damen und Herren. Porös, gesund, haltbar, billig. Illustr. Katalog und Stoffmuster franko zu Diensten.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden, Gries-** und **Steinbeschwerden, Diabetes** (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen **der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische Affectionen** des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.

Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegram-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

Bad Salzuflen (Lippe).

Kohlensäurehaltiges Solbad und Inhalatorium I. Ranges.

Heilkräftige Quellen. Trink- u. Badekur. Natürl. u. künstl. Inhalatorien. Herrl. Umgebung in d. Nähe d. Teutoburger Waldes. Prosp. unentgeltlich d. Fürstl. Badeverwalt. u. d. Allgem. Bäder-Verkehrsanstalt Berlin u. Nebenstellen.

Photograph. Apparate

in nur solidester Ausführung zu Original-Fabrikpreisen.

Gegen Teilzahlung ohne jeden Preis-Aufschlag.

Man verlange Hauptkatalog 1904.

Eugen Loeber, Dresden-N.

Ritterstr. No 12.

Königreich Sachsen.

Technikum Mittweida.

Direktion: Prof. A. Holzt.

Höhere technische Lehranstalt für Elektro- und Maschinentechnik.

Elektrot. u. Maschinen-Laboratorien.

36. Schuljahr: 3610 Besucher.

Lehrfabrik-Werkstätten.

Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Einbändige Klassiker-Ausgaben

Elegant in Leinen gebunden

Goethe (1304 Seiten)	M. 4.–
Grillparzer (856 S.)	M. 3.–
Hauff (864 Seiten)	M. 3.–
Heine (1056 Seiten)	M. 3.–
Körner (463 Seiten)	M. 2.–
Lenau (397 Seiten)	M. 2.–
Lessing (901 Seiten)	M. 3.–
Schiller (959 Seiten)	M. 3.–
Shakespeare (955 S.)	M. 3.–
Uhland (1139 Seiten)	M. 4.–
	M. 30.–

Jeder Band einzeln käuflich

An die grosse Glocke

muss es gehängt werden, dass

Caesar-Fahrräder

auch in Saison 1904

die Besten und Allerbilligsten

sind. Verlangen Sie gratis und franko meinen 152 Seiten starken Hauptkatalog, welcher reiche Auswahl auch in Glocken, Laternen, Pneumatik, Sätteln, Achsen, Conen, Schalen, sowie Nähmaschinen, Schallplattenapparaten, Phonographen, Petroleumöfen, Elektrischen Lampen, zu staunend billigen Preisen enthält.

F. A. Lange, Leipzig 90, Karlstr. 22.

Digitized by Google

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

K. F. III. Im Grunde genommen eine leidenschaftliche Natur mit starkem, tiefem Empfinden, leicht aufbrausend und heftig. Dank Ihrer großen Energie haben Sie es aber in der Selbstbeherrschung weit gebracht. Sie geben sich jetzt oft reserviert und kühl, Kopf und Herz geraten jedoch noch oft in Konflikt und lassen Sie zu keiner inneren Ausgeglichenheit kommen. Sie können recht rücksichtslos vorgehen; es ist nicht immer ganz einfach, mit Ihnen im Frieden auszukommen. Sich in ein vorteilhaftes Licht zu stellen oder etwas zu beschönigen, begehren Sie nicht. Zur Erreichung Ihrer Ziele und Zwecke kennen Sie in Ihrer Ehrenhaftigkeit und Geradheit nur ganz offene, glatte Wege.

E. D. aus E. Sie gehören der Gesellschaftsschicht der „Gebildeten" an, sind selbständig im Denken und Handeln und treten sicher und gewandt auf. Sie verfügen über eine gute Defensive und lassen sich ungestraft wohl kaum zu nahe kommen, können Sie doch recht scharf werden und sich abweisend verhalten. Manchmal sind Sie knapp in der Ausdrucksweise. Sie dominieren gern, und will man den Frieden wahren, heißt es sich dem zuliebe oft Ihrem Willen fügen, denn Sie sind in solchen Fällen eigensinnig und zäh-beharrlich. Sie sind empfindungsfähig und lebhaft im Fühlen, aber auch etwas empfindlich. Geistig rege und lebhaft und nicht freizusprechen von geistiger Eitelkeit. Andern in ihre Karten zu gucken, zeigen Sie sich viel rascher bereit, als sich selbst hineinschauen zu lassen. Alles in allem: eine genügend ausgeprägte Individualität, um — unbekümmert um das Gerede der Leute — ihre eignen Wege zu gehen.

Krimer. Weiter Blick und weiter Horizont, auch Größe der Auffassung fehlen Ihnen, dafür aber sind Sie fein angelegt, haben einen gewissen Scharfblick und beachten auch Details. Sie haben Sinn für Aeußeres, Eleganz, halten auf Beobachtung des guten Tones und lassen sich durch Vornehmheit und gewandtes Auftreten leicht imponieren. Sie lieben die Diskussion, sind schlagfertig und heiter und lebhaft im Wollen. Sie haben sowohl persönlichen als vergleichenden Stolz und freuen sich über den Wohlklang Ihres Namens. Vor Breitspurigkeit und Zudringlichkeit bewahren Sie aber Ihr Takt und Zartgefühl.

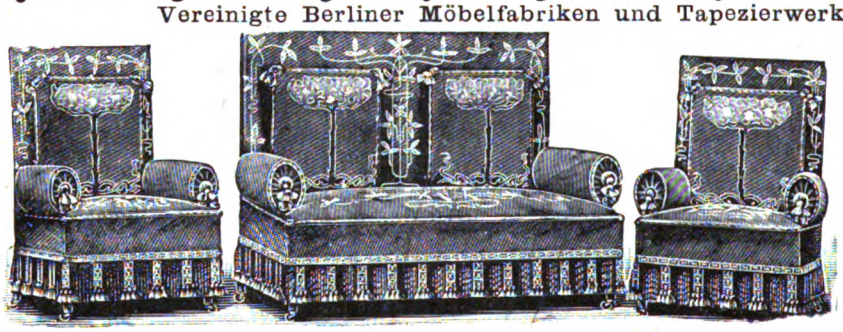
R. H. Baden-B. Sie haben Sinn für Erwerb und Besitz und wissen einen gewissen Komfort zu schätzen. Sie halten auf Wahrung des Anstandes und des guten Tones und scheinen in guten, geregelten Verhältnissen zu leben. Ihre soziale Stellung oder der gute Klang Ihres Namens erhöhen Ihr Selbstbewußtsein und beeinflussen in günstiger Weise Ihre Stimmung, die trotz vorübergehender Depressionen doch als eine zuversichtlich-heitere zu bezeichnen ist. Ihr Empfinden ist starken Schwankungen nicht unterworfen, vielmehr ein von Launen freies und gleichmäßiges zu nennen. Im Verkehr sind Sie höflich-verbindlich, mitunter übertrieben bescheiden, bis zu einem gewissen Grad entgegenkommend, und doch fällt es Ihnen erstens schwer, recht aus Ihrem persönlichen Ideenkreis herauszutreten, und zweitens sind Sie überhaupt viel verschlossener, als der oberflächliche Beobachter meint. Es gibt viele Dinge, über die Sie selten sprechen, weil Sie schweigen wollen.

L. Meyer, Ragaz (Schweiz).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart.
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Hermann Jacob & Braunfisch, Berlin O., Alexanderstrasse 27a

Vereinigte Berliner Möbelfabriken und Tapezierwerkstätten.

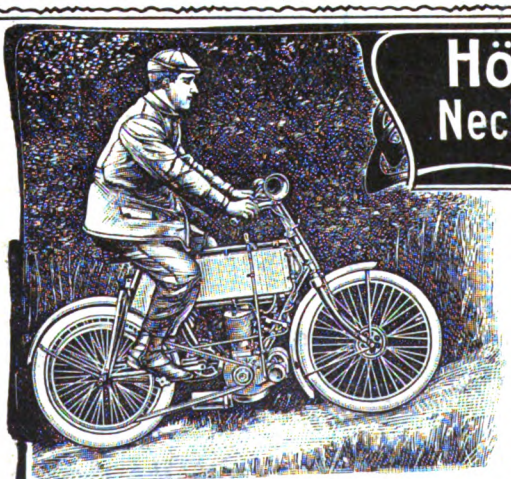


Specialität:

Wohnungs-Einrichtungen.

Illustrierte **Preislisten** für Möbel sowie Dekorationen, Gardinen, Teppiche **gratis und franko.**

Freie Bahnfracht durch ganz Deutschland.



Höchster Triumph des Neckarsulmer Motorrades

TELEGRAMM:

Bergfahrt auf Feldberg 880 m. bei schlechtem Waldweg und fortwährenden Steigungen von 6—12 %. Geiger Erster mit grossem Vorsprung mit gewöhnlichem 2½ HP Touren-Motor bei 85 kg. Belastung, 9,7 km in 15 Minuten 30 Sekunden das ist ein Tempo von 37,8 km per Stunde.

Schlägt alle schwereren Concurrenz-Motore bis zu 6 HP.

Einzige goldene Medaille.

Betriebssicherheitsfahrt der D. M. V. im Taunus in beiden Kategorien weitaus höchste Punktzahl. Von fünf startenden N.S.U. Motorrädern erhielten Vier die Goldene Medaille. Die Überlegenheit unserer Motorräder gegenüber in- und ausländischen Concurrenzfabrikaten ist damit unantastbar erwiesen. — Verlangen Sie Katalog.

Neckarsulmer Fahrradwerke A. G. Neckarsulm

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Briefe und Sendungen nur an die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

Herbsttag am Lago di Nemi

Nach dem Gemälde von Hermann Urban

Digitized by Google

Digitized by Google

Sylvia

Roman

von

Emmi Lewald (E. Roland)

(Fortsetzung)

XIII

Delft, 3. Aug. 189..

Mein lieber Alack!

Ich bin allmählich zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich hier eigentlich leidlich glücklich bin. Vielleicht weil ich geringe Ansprüche mache und etwas weniger prätentiös als Irene über Glück denke. Es haben sich aber im Laufe des Sommers alle Wogen so angenehm geglättet. Papa und Mama haben den Anfangsschok überwunden und sind zufrieden, daß ich hier bin.

Mama wird mich natürlich in der gewissen Sache nie verstehen, da sie nur Tatsachen begreift, nicht die Dinge, die dazwischen liegen. Aber Papa steht ganz auf meiner Seite. Er billigt mein Verhalten durchaus. Ich habe ihn allmählich ganz zu mir herübergeredet. Weißt Du, manchmal ist's doch gut, Offizierstochter zu sein! Wenn man sagt, das und das ging mir wider die Ehre, so leuchtet das einem Soldaten ein. Er betrachtet mich jetzt schon gar nicht mehr wie anfangs mit vorwurfsvollem Blick als inkorrekteste der Frauen. Wenig fehlt, und ich schwebe ihm überhaupt nicht mehr als geschieden, sondern als verwitwet vor.

Uebrigens hat sich in der Korrespondenz mit Jena — Papa wollte nicht, daß ich auch nur noch eine Silbe dorthin schrieb — Thomsen von einer musterhaften Seite gezeigt, wie ja überhaupt in den schriftlichen Lebensäußerungen von jeher seine Force lag. Mama war so hingerissen von diesen gutstilisierten Briefen mit ihren großmütigen Vorschlägen, die ich Dir lieber mündlich mitteile, daß sie mein ablehnendes Verhalten „bockig" und „verstiegen" fand. Sie fühlte nicht, wie ich, daß diese Briefe zwar edel waren und ritterlich — aber riesig kühl! Der ganze Thomsen in solchem Brief! Ich weiß aber, daß diese Briefe Papa die Genugtuung verdoppelten, das Tischtuch trotzdem mit aller Energie entzwei zu schneiden — und aus diesem Grunde war ich ihnen dankbar. Sie haben mir den Uebergang sehr erleichtert.

Papa korrespondiert noch beständig in meiner Angelegenheit, aber ich erfahre keine Details mehr und bin dankbar dafür. Er hat sich sogar ein kleines grünes Buch gekauft, in dem er erhaltene und beantwortete Briefe einzeichnet. Meist entwirft er drei Konzepte für die Antworten, liest sie Mama vor, die oft noch eine kleine Grobheit hineinkorrigiert, und schreibt das Konzept dann wunderschön ab. Zu meinem Trost sage ich mir, daß ihm das viele Korrespondieren mehr Unterhaltung als Mühe macht. Er hat auch mit Reifensteins über meinen Fall verhandelt, meinen bisherigen „besten Freunden". Herr von Reifenstein riet, mich zwangsweise nach Jena zurückzuschicken, Irene hat mich empört „fallen gelassen" — nur Frau von Reifenstein schrieb einen sehr liebenswürdigen, gütigen Brief voll aufrichtigen Bedauerns über meinen Schritt, für den sie — Ibsen und Ellen Schmidt zu gleicher Zeit die Schuld beimißt und mich als eine logische Konsequenz der ungesunden Ideen hinstellt, die heutzutage in den Köpfen der Frauen spuken.

Armer Alack! Du bist eigentlich zu jung, um solche Ideen zu hören — aber warum fragtest Du nach Reifensteins? Siehst Du: eine „beste Freundin", aber nur eine sogenannte! Und wieviel Eis hab' ich einst mit ihr gegessen, wieviel Geheimnisse mit ihr geteilt! Schütze Dich der Himmel vor ähnlichen Kameraden!

Papa hat ihnen energisch seinen Standpunkt klargemacht. Vater Reifenstein hat tief pikiert geantwortet. Mit denen wär's also aus ... Ibsen und Ellen Schmidt — die Zusammenstellung hat mich sehr amüsiert. Beide sind unschuldig — ersterer wenigstens gewiß, denn ich kenn' ihn kaum. Mit der „logischen Konsequenz" hat Frau von Reifenstein vielleicht eher recht — nur daß es sich nicht um ungesunde Dinge handelt — sondern um gesunde!

Aber ich schreibe lauter Dinge, die zu hoch für Dich sind! Das kommt, weil Du nach wie vor noch der einzige Mensch auf Erden bist, mit dem ich mich rückhaltlos aussprechen kann. Bitte, werde recht schnell ganz erwachsen, daß Du mich bald ganz verstehen lernst.

*

Delft, 9. Aug. 189..

Sorge Dich nicht um mich, kleiner Alack. Ich bin ganz zufrieden. Delft ist doch eigentlich sehr hübsch. Ueberhaupt scheinen einem die Dinge doch meist so, wie man sie sehen will.

Ob Du nach den Manövern kommen darfst? Ich glaube, wir werden es uns leisten können. Wir leben hier enorm billig, und ich denke, Papa und Mama müssen bald die letzten Gläubiger los

Digitized by Google

sein. Ich bemühe mich, möglichst wenig Ausgaben zu verursachen, und schneidere mir selber Kleider. Außerdem hätten sich ohne meine plötzliche Rückkehr Papa und Mama doch eine „Stütze" anschaffen müssen, die das Teegeschirr aufwäscht, mit Papa spazieren geht und Mama vorliest. Das alles tue nun ich — voll Befriedigung, eine Lücke auszufüllen, und brauche mir nun eigentlich keine Skrupel mehr zu machen.

Alle Menschen hier, Verwandte und Bekannte, schweigen meine sogenannte „Vergangenheit" absolut tot. Das ist sehr angenehm für mich. Ich könnte allen die Hände küssen dafür.

Meine Unterhaltungen mit Papa drehen sich meist um Militaria. Die neue Rangliste liefert jedesmal Stoff für dreimal rund um Delft. Wenn er einen Bekannten findet, so leuchten seine Augen, und Mama fährt von ihrer Häkelei auf. Wenn Du erst als Leutnant darin stehst, wie wird das werden!

Onkel Gruda ist jetzt von seiner Reise zurück. Er kommt oft des Abends zum Tee. Das erste Mal nahm ihn Papa mit in sein Zimmer und trug ihm meinen ganzen Fall vor; er sah mich nachher mit billigenden Blicken an und schüttelte mir beim Fortgehen so beifällig die Hand, als wolle er ein pantomimisches Bravo aussprechen. Das tat mir wohl. Er gilt für so klug.

Ich glaube, Onkel Gruda ist der einzige Mensch unsrer Bekanntschaft, der Zeitungen liest. Er ist so beschlagen in Politik und Kunst, er hat die halbe Welt bereist und die halbe Literatur gelesen — und wir sitzen still dabei, wenn er spricht, und hören zu und schauen aus dem Fenster, vor dem die Gracht so phlegmatisch vorüberzieht und die Leute so phlegmatisch vorübergehen!

Ich glaube zuweilen, die Grachten stecken an...

*

Delft, Okt. 189..

Onkel Gruda ist wirklich ein Lichtpunkt im hiesigen Leben, solch feiner, kluger Mann, der so vieles gesehen und über so vieles nachgedacht hat.

Gestern führte er uns durch seine Fabrik. So hübsch war es zu sehen, wie da von all den fleißigen Händen die blauweißen Herrlichkeiten zusammengezaubert wurden, die Delfter Kacheln mit den Mühlen und Schiffen darauf — und dann zu denken, wie sie in alle Welt gehen aus der kleinen, stillen Stadt heraus, und in ferne Menschenwohnungen ein charakteristisches Stück Holland tragen!

Außerdem hat mir Onkel Gruda zu einer neuen Liebe verholfen. Aber werde nicht zu neugierig, damit Dich der Name nicht zu sehr enttäuscht. Mein Held ist nämlich längst gestorben: Wilhelm von Oranien, der große Schweiger!

Er ging mit mir in den Prinzenhof, wo noch die dunkle Stelle an der Mauer zu sehen ist, wo die Kugel des Mörders einschlug. Ich war schon öfter dort gewesen, aber wohl nie in der rechten Stimmung, denn nun fühlte ich zum erstenmal den weltgeschichtlichen Schauder, der einen vor solch dunklem historischen Flecken wie mit Geisterzwang überkommen kann. Und dann führte er mich zu dem Bild des Oraniers, und das strenge, längliche ernste Mannesgesicht tat's mir an. So sehen die großen Unglücklichen aus!

Seitdem las ich viel über jene seltsame, unheimliche Zeit, und Delft scheint mir viel interessanter, seit ich hier auf den Spuren des Oraniers gehe — es sind doch wenigstens dieselben Kulissen noch, wenn auch die Heldenspieler von der Bühne verschwanden und keine fünften Akte großer Tragödien mehr in Delft gegeben werden — höchstens bürgerliche Alltagsstücke, meint Onkel Gruda.

Ich glaube manchmal, in einem solchen agiere ich auch mit...

*

Um noch einmal auf das Thema Ellen Schmidt zurückzukommen, das Papa und Mama in der letzten Zeit so aufgeregt hat, möchte ich Dich bitten, kleiner Alack, mit Deinem Urteil zu warten, bis Du älter bist. Dann wirst Du sehen, daß nicht die Frisur und der Rockschnitt den Menschen machen, sondern das, was man hinter der Stirn trägt — oder auch nicht trägt, wie ich. Mit gesellschaftlichem Maßstab ist sie nicht zu messen. Sie gehört eben einer ganz andern Rasse an, und da ich das weiß, kann auch kein Klatsch in meinen Augen das Bild entstellen, das ich von ihr habe. Sie ist vollkommen berechtigt, mit ihresgleichen kameradschaftlich zu verkehren, und da sie ihresgleichen heutzutage noch sehr selten unter Frauen findet, muß sie sich eben an gelehrte Männer halten.

Reifensteins haben berichtet, daß sowohl Professor Thomsen als auch Professor Herrmann ihr diesen Sommer auf der Leuchtenburg ‚um die Wette', ‚auf Tod und Leben' die Cour gemacht hätten.

Papa war ganz indigniert, noch indignierter, weil ich alle drei in Schutz nahm.

Ich weiß es ja aber aus eigenster bitterster Erfahrung: solche Menschen machen nicht die Cour. Das können sie gar nicht. Das gibt's gar nicht für sie. Sie haben Schlüssel zu vielen Gebieten, zu den seltsamsten und höchsten — das Gebiet des Flirts ist ihnen aber total verschlossen. Ellen Schmidt würde, glaub' ich, jeden den Burgberg hinunterwerfen, der ihr mit Süßholz käme.

Du findest es auch illoyal, lieber Alack, daß sie überhaupt unter obwaltenden Umständen noch mit Thomsen weiterverkehrte? Beruhige Dich, es geschah auf meine Bitte. Es gibt Pietätsfragen, mit denen man viel schwerer aufräumt als mit greifbaren Dingen. Sieh mal, ich habe immer ein schlechtes Gewissen gehabt gegen Frau Thomsen,

Digitized by Google

weil ich das Gewehr in den Graben warf — darum habe ich Ellen Schmidt in seine Nähe geschoben, damit er jemand haben sollte, der ihn versteht und ihn wieder ins richtige Geleise bringt. Ellen Schmidt hat mir geschrieben, daß dieser Zweck völlig erreicht ist. Seitdem bin ich erst beruhigt. Das will viel sagen, wenn man in Ruhe mit sich selbst leben kann.

Ich habe mit niemand von Ellen Schmidt gesprochen. Ihr hättet mich ja alle ‚verstiegen' gefunden. Nun schleudern mir Reifensteins diesen Jenenser Klatsch in das friedliche holländische Einerlei nach. Sie behaupten, es gut zu meinen. Papa hat ihnen sogar einen Danksagungsbrief geschrieben. Die Folge für mich ist, daß Papa mir jede weitere Korrespondenz mit Ellen verbot, die mit Irenen wieder erlaubte.

Papa hat hierauf einen Briefwechsel mit zur Löwens eröffnet. Erquicklich war er nicht. Es flog von zerschnittenen Tischtüchern nur so in der Luft. Ellen wird schwerlich begreifen, wie ich dazu komme, ihr über zur Löwens meine Freundschaft zu kündigen. Sie weiß nicht, wie wehrlos ich bin, daß man mir Tinte und Feder verbietet und statt meiner schreibt — nur nicht in meinem Sinn.

Ich war drei Tage außer mir. Nun hab' ich auch das überwunden und lief heut schon mit jenem gewissen wohltuenden Stumpfsinn rund um Delft, den ich mir für den Rest meines Lebens überhaupt zuzueignen denke.

Komm nur zu Weihnachten, daß man was hat, sich zu freuen!

*

Delft, März 189. .

Also nun wirklich Leutnant, und der Würfel ist gefallen, und die Losung heißt Oppeln!

Im Bädeker von Norddeutschland, den Onkel Gruda hat, schlug ich's gleich nach. Also wieder einmal der bewußte Osten! An der Oder liegt's. Ein paar alte Türme hat's. Nicht weit davon ein Wallfahrtsberg, zu dem Du pilgern kannst, wenn Du mal Salonsünden abzubüßen hast.

Und Du nun also wirklich Leutnant! Nun haben wir wieder ein Exemplar der berühmten Spezies in der Familie! Da regt sich die Militärtochter in mir, und ich bin stolz, daß wieder einer von den Meinen des Königs Rock trägt. Und Papa erst! Nun fühlt er sich wieder zugehörig. Den ganzen Tag sprachen wir heut von Oppeln, und der Weg um Delft schien mir nur halb so lang.

Was für ein Typus du wohl wirst, kleiner Alack? Löwe? Springer? Herzenbrecher? Vielleicht alles drei! Na, Glück auf!

Man hat so viel Zeit in Delft. Ich bin fast überzeugt, daß der Tag hier mehr Stunden hat als vierundzwanzig.

Ich lese sehr viel. Onkel Gruda leiht mir seine ganze Bibliothek. Ja, ich lese mit einer Art Passion. Bücher sind mir jetzt Oasen; sie lenken mich ab von meinem kleinen, unwichtigen Schicksal.

Und neulich — glaube mir, daß es mich sehr sonderbar berührte — kam es heraus in einem Damencafé bei Mamas Cousinen — zwölf Damen, das ganze weibliche Parlament von Delft —, daß ich für einen Blaustrumpf gelte, für eine femme savante. Wenn das gewisse Leute ahnten, die von meiner Unzulänglichkeit stets so tief durchdrungen waren! —

*

Lili ist wieder abgereist. Papa und Mama waren sehr stolz auf sie und auf die großen Toiletten, mit denen sie an unsern Kanälen entlangrauschte, und auf die Sammetröckchen mit Spitzenkragen, in denen das Enkelkind einherstolzierte. Ganz Delft war überhaupt in einem Staunen. Lili scheint sehr zufrieden. Sie ist wirklich eine schöne Frau, und alle bewundern sie. ‚Sie ist wie ein rosenbekränztes Schiff, das mit vollen Segeln auf dem Meer des Erfolges hinschwimmt,' sagte Onkel Gruda. Dabei machte er eines jener ironischen Gesichter, wie sie Dich Weihnachten so amüsierten.

Ich konnte mich nicht enthalten, zu fragen: ‚Und was bin denn ich? Wohl ein früh gescheiterter Kahn?' Da schwieg er einen Augenblick, trommelte an den Scheiben und sagte dann mit einer Stimme, die mich in ihrem leisen, gütigen Ton plötzlich an Frau Thomsens Stimme erinnerte: ‚Du, Sylvia, gleichst einem der weißen lateinischen Segel, wie sie auf dem Tyrrhenischen Meer fahren. Dem, der sie über den Horizont gleiten sieht, geben sie die holde Gewißheit, daß das Schöne noch nicht ganz aus dieser Welt entschwand.'

Lieber Alack, dies Gespräch ist allerdings nichts für Dich, wenn ja auch an sich für ein Leutnantshirn nichts zu hoch sein dürfte — und daß ich's Dir berichte, ist Eitelkeit. Aber weißt Du: es tat mir wohl! Ich fühlte mich so furchtbar an die Wand gedrückt während Lilis Hiersein, so im zweiten Rang, zweiter Güte . . . Lili hat reüssiert, und ich bin ja doch eben ein gescheiterter Kahn!

Und gerade Lili — ich fühlte es immer — sonnte sich so im Hochgefühl, keine geschiedene Frau zu sein. Sie ist der Pharisäer und ich der Sünder.

Uebrigens hat sie mich eingeladen, aber zur saison morte. Als Paradestück bin ich eben nicht zu verwenden. Natürlich geh' ich nicht hin, mag ich mich auch nach Luftveränderung sehnen, so sehr ich will.

Lilis Junge lief immer hinter mir her. Natürlich; mein altes Glück bei Kindern und Hunden . . .

Es ist so juliheiß in diesen Tagen — die Luft fast italienisch blau. Dies ist nun schon der zweite Sommer, den ich hier verlebe . . .

Digitized by Google

Ein Jahr später.

Lieber Alack!

Gestern hatte ich ein Erlebnis, von dem ich Dir doch gleich erzählen muß. Es kommt mir so seltsam vor, in dieser Regelmäßigkeit der Tage etwas erlebt zu haben!

Papa und ich fuhren nach Scheveningen.

Solch frischer Tag war's und die fünf stolzen Wellenreihen rauschten so majestätisch auf den Strand, daß es eine Wonne zu sehen war nach dem behäbigen Schleichen unsrer Grachten. Wie der Frontangriff einer großen Armee sah es aus. Papa wollte durchaus ins Konzert. Mich verlockte das Menschengewühl in dem Riesensaale gar nicht, und als Papa Posto gefaßt hatte, machte ich mich auf und davon und lief noch einmal zum Meer hinunter.

Da schnoberte mich plötzlich ein schöner russischer Windhund an, ein paar Kinder stürzten auf mich zu und ein Herr fuhr grüßend aus einem Strandkorb empor. Es war Richard Thomsen, mein einstmaliger Schwager.

Weißt Du, Alack: jene vergangene Zeit wurde mir da so lebendig — ach! und ich war plötzlich so froh, daß sie vergangen war.

„Welch freundlicher Zufall!" sagte er. „Ich hatte immer schon gehofft — ich wußte nicht, ob ich wagen dürfte, mich in Delft nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Aber nach der schroffen Art, in der Ihr Herr Vater alle Beziehungen zu uns abgebrochen hat —"

Mich ärgerte seine Kritik an Papas Verhalten. „Sie sind sehr gütig," sagte ich, „aber bei zerschnittenen Tischtüchern sind Flickversuche ja auch gar nicht wünschenswert."

Die Kinder hingen rechts und links an mir und nannten mich „Tante".

„Die haben ihre Lieblingstante noch nicht aufgeben wollen," sagte er.

„Das freut mich von ihnen. Man steht gern in gutem Andenken."

„In dem stehen Sie auch bei mir! Ich werde nie vergessen, daß Sie den Lebensabend unsrer Mutter so verschönt haben. Je länger es zurückliegt, um so mehr danke ich Ihnen das."

Ich fragte, um abzulenken, nach seiner Mathilde, Sie war in Lesum geblieben. Mit einem Male kam's mir so unnatürlich vor, davon zu schweigen. schließlich interessierte's mich auch, und ich sagte ganz ruhig: „Wie geht es Ihrem Bruder?"

„Er ist in Rimini und arbeitet an den Korrekturen seines Buchs, das nun endlich erscheinen soll. Man verspricht sich sehr viel davon," fügte er nach einigem Zögern hinzu. „Ich war früher oft ungerecht gegen seine Fähigkeiten. Ich habe ihn unterschätzt. Ich unterschätze überhaupt leicht die Stärke eines Menschen," und er sah mich an, „wenn ich allein denke, wie falsch ich Sie, Sylvia, beurteilt habe und wie sehr die Folgezeit mir unrecht gab. Aber es ist so schade für uns, daß wir Sie verloren."

„Sie sind sehr liebenswürdig, das auszusprechen," und ich gab ihm die Hand.

„Darf ich meinem Bruder einen Gruß sagen?"

Dem Mann, der jetzt in Rimini saß und gelassen an demselben Ort, wo er einst mit mir relativ glückliche Wochen verlebte, Druckbogen korrigierte — nein! Ich schüttelte stumm den Kopf.

„Denken Sie in Groll an uns?"

„Keineswegs."

„Sind Sie — einigermaßen —"

„Glücklich? wollen Sie sagen? Ja, jedenfalls mehr als damals."

„Sylvia," bemerkte er dann plötzlich, „Sie sind noch immer so wunderhübsch —"

„Das war ja immer mein Unglück!" versetzte ich, lachte und ließ ihn stehen.

Ja, denke Dir, Alack, ich konnte ganz ruhig lachen, und ich fühlte mit Stolz, daß ich doch innerlich weiter gekommen war, nun ich solch peinliches Tete-a-tete so gut bestand. Ich kam mir groß vor, auch wegen seiner Wertschätzung. Aus der Ferne sah ich, wie er mir nachblickte, sah die Kinder mit ihren Reifen winken.

Papa war ganz in Lohengrin versunken — zum Glück. Ich sagte kein Wort von meiner Begegnung. Die Familie Thomsen wird für ihn stets ein Gegenstand tiefsten Widerwillens sein und bleiben.

Daran, Alack, spüre ich mal wieder das verwünschte Jugendgefühl, daß es meine Gedanken tagelang aufs lebhafteste beschäftigt, wenn ich mal ein Erlebnis habe; Abwechslung in diesem holländischen Einerlei.

Als ich neulich zu Onkel Gruda kam, lag ein Buch auf seinem Schreibtisch, ein neues, lichtgrün gebundenes Buch mit dunkeln Lettern darauf, das ich ganz gedankenlos in die Hand nahm. Da sah ich plötzlich, daß es Ulrich Thomsens Buch über die Religion der Griechen war — das Buch, dem ich Platz gemacht habe.

Onkel Gruda kramte eifrig in allerhand Papieren und überließ mich rücksichtsvoll der näheren Betrachtung. Das Fenster stand offen. Drunten floß der Kanal. Im ersten Moment überkam mich die Lust, das Buch ins Wasser zu schleudern — im zweiten blätterte ich es ganz ruhig durch — warum nicht? War es für mich doch im Grunde nur ein Buch wie hundert andre.

So gelehrt sah es aus, fremd und feierlich.

„Hast du es schon gelesen, Onkel?" fragte ich.

„Ja." Er wußte gleich, wovon ich sprach, obwohl er gar nicht hersah. „Es ist eins von den Büchern, die Epoche machen werden."

„Glaubst du?"

„Ja, kleine Sylvia. Es sind sogar größere

Digitized by Google

Möglichkeiten nicht ausgeschlossen. Wenn dein und mein Staub längst in alle Winde verweht sind, werden noch irgendwo — in Universitätssälen — vielleicht auch auf grünen Stadtplätzen Büsten oder Standbilder zu sehen sein, die diesen Namen tragen. — „Freilich," setzte er etwas geringschätzig hinzu und trommelte laut auf den Tisch, „ich werte — alles in allem genommen — diese absolute Versunkenheit in Griechentum doch nicht so hoch, wenn der Betreffende es nebenbei fertig brachte, über lebendiges Glück hinwegzustolpern, wie Figura gezeigt hat."

Zum erstenmal machte er eine Anspielung.

„Es war eben kein Glück," sagte ich.

Das Buch lieh ich mir aber doch und hab's gelesen, nachts, wenn die Eltern schliefen, natürlich nicht ganz verstanden. Es kann eben nicht jeder hinauf in solche Schwindelhöhen.

Aber ich will gerecht sein: einen sehr großen Eindruck macht es. Jene Luft weht in ihm, die von allen Erinnerungen aus jener Zeit, an die ich so ungerne denke, das einzige ist, was zu kennen ich als Gewinn betrachte, jene Sphäre der Götter und Heroen, des großen Mythos, den doch keiner unerschüttert durchdenkt — und wenn er auch nichts ist, wie ich, ein einsames, holländisches Frauenzimmer ohne Chancen, ohne „was dahinter", wie man sagt.

Du schreibst, meine Briefe klängen so philosophisch?

Ach, es ist ja nur billige Weisheit von der Straße!

Aber aussprechen muß ich mich, und da ich mit Irene gekracht habe und Ellen Schmidt mir verboten ist, bist Du doch die einzige Möglichkeit dafür!

*

Lieber Alack!

Nun ist richtig passiert, was Du bei Deinem Osterbesuch halb im Scherz prophezeitest und was ich seitdem dunkel ahnte und fürchtete: Onkel Gruda hat um mich angehalten! Er ist zwar schon Anfang der Fünfzig, aber er hat ja die große Fabrik, ist ein Ehrenmann, gewissermaßen das Hauptprunkstück der ganzen Familie — also vollauf zu seiner Frage berechtigt. Wenigstens Papa und Mama sagen das. Als es geschehen war, ging ich schweigend auf mein Zimmer und besah mich im Spiegel.

Ach, Alack, trotz der herannahenden Dreißig bin ich noch gar nicht alt und verblüht. Im Gegenteil, ich sehe eher besser aus als in den Tanzwintern einst und in gewissen andern Jahren; dies stagnierende Leben konserviert fast grausam.

Ich bin noch jung, zu einer Verstandesheirat zu jung noch. Mir graut vor einem zweiten Versuch auf dem Gebiet. Ich fühle, daß Onkel Gruda ganz ausgeschlossen ist. Ich habe ihn sehr gern gehabt — aber nie in diesem Sinne. Drei Jahre lang hab' ich mich nun von seinen Freundlichkeiten, seiner Güte überschütten lassen — das ist fast das Schauderhafteste dabei. Und nun sage ich nein, und weiß, daß weder Papa noch Mama das jemals verstehen und billigen werden.

Mir graut vor der Zukunft! Das bißchen guter Wille, mit dem ich bisher meine Existenz krampfhaft ansah, geht in die Brüche. Ich fühle, daß ich unglücklich bin.

Du glaubst gar nicht, lieber Alack, wie melancholisch diese Stadt im Spätherbst ist, wie da die gelben breiten Ahornblätter so sterbensmüde von den Bäumen sinken auf die träge Welle der Gracht hinab, in die stillen Straßen, an denen die Fassaden der alten Häuser stehen. Alles sieht mir wie öde Kulisse aus — ach wären sie es doch, wäre doch kein Leben dahinter!

Dies Leben, in dem Mamas Häkelarbeit, die Sorte Tee, die man trinkt, und die Biskuits, die man vom Bäcker holt, die Hauptrolle spielen, ist das denn die Anstrengung des Atmens wert?

Heut gingen ich und Papa einen weiten Weg ins Land hinaus. Delft blieb hinter uns zurück. Wie eine Burg lag es da, mit roten Dächern und braungoldenem Laub, wie ein Spielzeug in der Ebene verloren.

Wir schritten auf Rijswijk zu. Einsam und kalt ging der Wind durch den stillen Ort. Ein paar Bäume standen um ein paar Häuser. Dohlen flogen um den Kirchturm. Es ist einmal ein Friede geschlossen hier in Rijswijk, und davon mag wohl etwas in der Luft hängen geblieben sein, etwas so entsetzlich Friedlich-stumpfsinniges, daß es mir ordentlich auf die Nerven fiel.

Ueberhaupt in der ganzen Luft hier weht dieser friedliche Stumpfsinn. Das ist für alte Leute ganz gut. Aber ich bin doch erst im Anfang der Dreißig.

Ein halbes Jahr ist's her, seit ich Onkel Gruda einen Korb gab. Er reist vorläufig noch immer im Orient. Das ist eine Wohltat, daß ich ihm hier nicht begegnen muß. Mir graut vor seiner Rückkehr.

Die meisten Bekannten haben natürlich die Sache gemerkt. In allen Gesichtern lese ich Mißbilligung. Mama kann mir die Sache nicht vergeben — sie hätte ja alles so schön rangiert. Papa ist wieder gnitterig geworden, wie ich's eigentlich seit Gnesen nicht mehr erlebte. Es wird wieder viel von dem Geld gesprochen, das nicht da ist — von Sorgen um die Zukunft meinetwegen.

Ich schleiche wie ein Sünder umher.

*

Der Winter will nicht weichen. Keine Sonne kommt. Ich möchte zum Onkel nach Neutomischel, aber Mama findet mich zu hübsch, als single woman auf einem Gut zu sein.

Digitized by Google

Ich wärme meine alten Pläne, eine Stellung zu suchen, wieder auf. Ich male Mama aus, wie gut doch mein Fernsein wäre bei Onkel Grudas Rückkehr — wie erwünscht, wenn ich Geld verdiente. Aber sie findet mich auch dazu „zu hübsch", diese beiden Silben sind wie der Riegel vor meiner Befreiung, das Vernichtungswort für alle guten Pläne.

*

August.

Onkel Gruda ist zurück. Ich fürchte, er wird noch einmal fragen. Er geht nach wie vor aus und ein bei uns, nur daß wir nie mehr unter vier Augen sind.

Ich merke Papa und Mama an, daß sie hoffen, mich doch noch mit allem moralischen Zwang zu dem Punkte zu bringen, wo meine Widerstandskraft erlahmt.

Ach, Alack, ich halt's nicht aus! Ich halte diese Kanäle nicht aus, nicht diese Stadt mit ihrer einrostenden Enge. Nicht einmal die Kugelscharte, wo der Oranier starb, hat Kraft, mich über mich hinauszuheben — ach, was soll ich auch mit toten Helden?!

Lesen mag ich auch nicht. Bücher kann ich ja auch nur von Onkel Gruda borgen.

Ich schneidere für ein paar arme Kinder. Der Lärm der Nähmaschine betäubt mich für Minuten.

O Alack — was ist mein Leben? Ich habe mir bisher vorgeredet, es wäre leidlich. Nun bin ich ehrlich und fühle, daß ich viel zu jung und anspruchsvoll bin, um so weiterleben zu können.

Weißt du nicht etwas, mich zu befreien? Fast möchte ich jetzt zu Lili gehen, aber sie ist ja bis zum Herbst im Gebirge. Alack, rate mir, ich halt's nicht mehr aus!

*

Oppeln, 1. Sept. 189..

Lieber Papa!

Erschreckt Euch nicht, denn lebensgefährlich ist's nicht. Aber ich bin gestern bei der Uebung gestürzt und hab' mir eine üble Sehnenzerrung zugezogen, mit der ich ganz hilflos daliege. Mein Stabsarzt besteht auf Verwandtenpflege, da's lange dauern kann. Bitte, schickt so bald als möglich Sylvia zu mir. Wegen des Geldpunktes keine Sorge — ich bekomme ja täglich aus der Unfallversicherung, halte überhaupt die ganze Kalamität für pekuniär nur einträglich.

Sylvia soll direkt abreisen — ihre weißen Kleider mitbringen. Ich sehe Hell so gern.

Anbei zum Ueberfluß das ärztliche Attest und Sylvias Route nach dem neuen Kursbuch.

Ich bin schachmatt und hab' Heimweh nach Familie. Depeschiert sofort.

Euer Alack.

XIV

Am folgenden Tag reiste Sylvia ab. Kurz vor Oppeln kreuzte der Zug eine Chaussee. Rechts und links von der Barriere hielten Truppen, die von dem Manöverterrain zurückkamen, staubumwirbelt, mit stampfenden Rossen und leuchtenden Helmspitzen. Wie eine Vision sah Sylvia dies militärische Bild im Vorüberfahren.

Auf dem Bahnhof herrschte großes Gedränge — Landvolk und polnische Juden, Offiziere mit Reitgerten in der Hand, Soldaten der verschiedensten Waffengattungen — darunter einer, der sich mit Eifer auf das Damencoupé zustürzte. Alacks Bursche.

Eine Droschke kam heran. Sylvia rollte nach Oppeln hinein. Links ein großes Postgebäude, rechts vor mageren Baumstämmen eine Juno Ludovisi, riesengroß auf dunkelm Postament.

Am Markt lag Alacks Wohnung. Er winkte schon vom Fenster herunter. Sylvia stürzte die enge Stiege herauf — gottlob, sie war am Ziel!

Er humpelte ihr mühsam entgegen — aber selig sah er aus, ordentlich etwas angefuttert und so ganz Leutnant! In dem einen Jahr, seit sich die Geschwister nicht mehr gesehen, hatte er sich noch vervollkommnet in den kleinen, aber wichtigen Raffinements, für die Preußens werdender Schlachtengott berühmt ist.

„Alack!" rief sie — „kleiner Alack! Daß ich endlich bei dir bin!"

Er klemmte sein Monokel ein und betrachtete sie zufrieden musternd, dann sank er ins Sofa zurück. „Alle Wetter! Mit dem Stehen will's noch nicht recht."

„Ja, wie ist's denn nur gekommen?"

Und ganz ausführlich mußte er die Geschichte erzählen — vom Manöverritt — vom Graben, den er hatte nehmen wollen — von dem streikenden Gaul, der ihn abwarf — und wie es leicht hätte schlimmer werden können, und wie er noch dankbar sein müsse — und Sylvia lauschte gespannt und gerührt.

„Aber nun laß dich erst von Bosotta in dein Zimmer bringen," schloß er; „meine Hausfrau hat ihre Fremdenstube herausgerückt — und tu mir einen Gefallen, bitte!"

„Nun?"

„Zieh dein Weißes an, und dann trinken wir Tee!"

Sie lachte und ging. Ihr war alles wie im Traum. So befreit fühlte sie sich nach den vier Jahren Holland, so entlastet von einem Druck, der seit lange, lange auf ihrem Leben gelegen ...

Alacks Augen strahlten in brüderlichem Stolz, als sie im „Weißen" vor ihm stand.

„Und hier sind Rosen — steck sie an."

„So schöne Rosen? In Oppeln?"

„Anonym geschickte — du siehst, ich ‚ziehe'

Digitized by Google

schon. So — und nun setz dich gegenüber. Und gib mir Tee — und dann erzähle — und sprich dir einmal alles von der Seele herunter — das ganze Delft und den ganzen Onkel Gruda."

Zwei Stunden plauderten sie, bis Bosotta die Lampe brachte. Sie hatten sich beide ganz rote Backen geredet im Eifer der Unterhaltung, und so versunken ineinander saßen sie da, daß Bosottas runde, dumme Augen ganz verwundert auf ihnen ruhten.

Und plötzlich griff Alack nach Sylvias Hand.

„Und nun muß ich dir etwas erzählen," sagte er — „aber erschrick nicht. Siehst du, gleich wollte ich es nicht sagen, damit du dich erst etwas einlebtest hier bei mir — aber jetzt ist es sechs — und in wenigen Minuten wird jemand kommen und mir Krankenbesuch machen, denn das tut er alle Tage, jemand, den du kennst, das heißt, das ist lange her. Inzwischen ist er Oberst geworden, hat glänzende Carriere gemacht. Carlos' Bruder ist's — Rothenfels, weißt du —"

„Ach!" rief sie ganz erstaunt, „der mit der Geldheirat?"

„Ja, derselbe — das heißt, die Frau ist seit zwei Jahren tot. Bitte, Sylvia, sei recht nett mit ihm! So rührend war er mit mir, all diese Tage, und jedesmal, wenn er kam, hat er dein Bild in die Hand genommen — das da auf der Konsole — und es lange betrachtet. Und gefragt hat er nach dir. Du hättest es nur hören sollen!"

„Wirklich?" fragte sie, wie aus einem Traum heraus. „Gott, Alack — das kommt mir ja alles so vor, als wenn wir noch jung und noch in Gnesen wären! Nun brauchte es nur noch draußen zu trappeln und du kämest, das Opernglas zu holen, und die ganze tote Jugendzeit wäre wieder lebendig!"

Da tönte die Klingel durch das Haus. „Na, nun paß mal auf!" sagte Alack.

Man hörte Bosotta heraufstolpern und die Tür aufreißen. Das Zimmer war niedrig, so daß der Eintretende sich etwas bücken mußte, als er die Schwelle überschritt.

Sylvia fuhr empor. Carlos' Bruder stand vor ihr, männlicher, breitschultriger als einst, noch mehr bel homme als damals, im Schmuck der Waffen, mit Kanonenstiefeln und Schärpe, wie er von seinem fürstlichen Chef kam — und eine wohlbekannte, lang vergessene Stimme schlug wieder an ihr Ohr, die Stimme, die sie an jenem einen Ballabend gehört, als sie ein Faible für den großen, fremden Offizier gefühlt — vielleicht das stärkste Faible ihres Lebens.

Und unter der Zaubergewalt dieser Stimme verschwand plötzlich alles, was dazwischen lag, zwischen jetzt und damals. Diese Stimme schlug eine Brücke in ihre Jugend zurück und rührte und beglückte sie zu gleicher Zeit

Was der Kriegsgott sprach, war ziemlich sachgemäß und auf der Hand liegend; es hielt sich von Plattheit ebenso entfernt als von Geist. Aber wie er sprach, darin lag sein Charme. Er war nicht umsonst ein großer Sänger, der das Durchschnittsbardentum um einige Pferdelängen übertraf. In seinem Wesen vereinigten sich altdeutsches Minnesängertum und preußische Schneidigkeit, und dem Gesicht, das ebensogut auf die Schulter eines kreuzfahrenden Hohenstaufen gepaßt hätte, gab der modern aufgezwirbelte Musterschnurrbart jenes martialische Etwas, das dem weichlichen Element in jeder regelrechten Männerschönheit den Stachel benimmt. Er war genau so, wie Sylvia sich mit zwanzig Jahren ihr militärisches Ideal gedacht hatte.

Alack versuchte natürlich, stramm zu stehen, was ihm aber nicht gelingen wollte. Er durfte es sich „bequem machen" und sank in seine Sofaecke zurück. Mit stolzem Bruderblick beobachtete er von dort aus die Wirkung, die Sylvia auf seinen Gönner machte.

Ein Bombeneffekt, dachte er. Ach, wenn's nur was würde, wenn doch das Schicksal ihr heimzahlen wollte, was es ihr bisher schuldig geblieben!

Der Lampenschein umflutete mit lichten Wellen Sylvias helle Gestalt. O ja! Alack hatte gewußt, was er tat, als er sie bat, das „Weiße" anzuziehen! Sie war so schön mit ihren glühenden Wangen und der Unbewußtheit ihrer Reize, jener äußeren Reize, die ihr so oft zur Last gewesen. Und Rothenfels, der Frauenkenner par excellence, saß ihr ganz bezaubert gegenüber, sichtlich „geliefert", hingenommen von dem süßen Reiz dieser jungen Gestalt, der das Stückchen „Vergangenheit" ebenso gut stand wie das weiße Kleid, das sie trug, mit den Rosen im Gürtel.

Ungern brach er auf. Er mußte zum Diner beim Regierungspräsidenten. Die Stunde schlug schon. Jedem seiner Worte hörte man es an, wie ungern er ging.

„Nun?" sagte Alack, als sie allein waren, „er ist doch famos! Solch großes Tier und nicht die Spur herablassend. Seine Majestät soll ihm sehr wohlwollen. Letztes Jahr bei den Kaisermanövern hat er öfters in kleinem Kreise vor ihm singen müssen. Warum sagst du nichts, Sylvia?"

Sie spielte mit ihren Rosen. „Ich? Ach, mir ist so komisch zumute! Ich fühle mich aller deutschen Verhältnisse so entwöhnt. Vier Jahre habe ich geschlafen an meinen Grachten — nun kann ich mich nicht gleich wieder zurechtfinden. Es dreht sich vorderhand alles vor mir — Oppeln und du und Rothenfels —"

„Das kommt vom Bahnfahren! Diese Kurierzüge sausen ja auch so infam schnell —"

„Nein, nein, Alack — es ist nicht nur körperlich! Mir ist ja so unendlich wohl mal wieder im militärischen Horizont!" Und sie faltete die

Digitized by Google

Arme hinter ihrem goldenen Haarknoten. „Ach Alack, ich hätte damals nur ruhig Carlos heiraten sollen! Lieber Erbswurst mit ihm essen und Brühe von Bouillontafeln. Dann wäre er jetzt vielleicht Bezirksoffizier in Ostrowo oder Schalterlöwe irgendwo sonst. Ein großes Los wär's ja nicht gewesen, aber viel Bitteres hätte mir das Schicksal dann doch erspart."

Sie sah plötzlich sehr ernst aus.

Alack rückte zärtlich an sie heran.

„Dann wärst du jetzt aber nicht bei mir, und das ist doch das Schönste. Und genießen wollen wir's und lustig sein. Bosotta soll Sekt bringen — meine Hausmarke! Beruhige dich, es ist nur Heidelbeersekt zu eine Mark fünfzig die Flasche — aber moussiert doch wenigstens, und das moussierende Element ist ja das Beste vom Leben!"

*

Alacks Hauptmann hatte eine sehr nette junge Frau, die mit Wonne Sylvia unter ihre Fittiche nahm. Der Hauptmann war aus beständiger Sorge, übergangen zu werden, verbittert worden, die junge Frau aber war frisch und flott. Ihre Hauptpassion bestand darin, Butterbrote für hungrige Leutnants zu streichen. Jeden Morgen fuhr sie im Krümperwagen mit Frühstückskörben zum Manöverterrain und verteilte eifrig ihre Gaben. Zunge und Gänseleberbrote bekamen die Leutnants, gemeine Schlackwurst der Eheherr und die Stabsärzte — letztere, soweit sie sich nicht durch besondere Schönheit empfahlen. War einer ein Apoll, so rückte er auch zur Gänseleber auf.

Sylvia sträubte sich anfangs, diese Fahrten mitzumachen, aber Alack bestand darauf.

„Warum willst du nur nicht?"

„Ach, Alack, es ist ja nun einmal so. Geschiedene Frau — das hängt einem doch immer nach, und schiefe Situationen sind so schauderhaft."

„Aber, Sylvia, sie halten dich doch alle für Witwe. Denkst du denn, ich hätte dem ganzen Regiment die Affäre Thomsen unterbreitet?"

„Weiß denn Rothenfels auch nichts davon?" fuhr sie auf.

„Doch — der natürlich — aber der plaudert's schon nicht weiter."

Sylvia gab schließlich nach. So schön war es, in die tauigen Herbstmorgen hinauszurollen, in die welligen Oderniederungen, über denen der Frühnebel dampfte. Und auf dem matten Hintergrunde der Landschaft das glänzende Bild des Kriegsspiels: Prinzen und Generale auf herrlichen Rassepferden, aufgereihte Regimenter im Paradeschritt und die durch Wolken brechende Sonne blitzend auf tausend Soldatenhelmen. Dazwischen die hübschen lustigen Viertelstunden, in denen die Leutnants gleich Heuschrecken auf den Frühstückskorb der Hauptmannsfrau stürzten, die wie eine heilige Elisabeth Brot unter die Armen verteilte.

Wenn es irgend möglich für ihn war, so erschien Rothenfels. Und die jungen Offiziere klirrten wie elektrisiert mit den Sporen aneinander und standen kerzengerade da wie eine Mauer von Ehrerbietung. Eine herrliche englische Stute ritt er, sein Haarbusch wehte im Winde, seine schönen, schwärmerischen Weltmannsaugen machten ihr so beredt den Hof. Im silbernen Taufbecher eines Hauptmannskindes reichte sie ihm Wein auf sein Pferd hinauf, und er trank und schaute sie an, und Sylvia bedauerte nur, daß sie kein junges Mädchen mehr war, um so recht ungehindert mit der ersten Spannkraft der Gefühle für ihn schwärmen zu können.

An jedem Abend kam er, um den genesenden Alack zu besuchen. Er hatte solch zarte, rücksichtsvolle Art mit Sylvia. Nur mit leiser Hand rührte er zuweilen an die vergangenen Dinge.

Hochmusikalisch, litt er an wechselnden Stimmungen. Er konnte arg melancholische Stunden haben, todestraurig ins Leere starren, dann plötzlich ins Gegenteil umschlagen, für alle Welteinrichtungen schwärmen, leichte Melodien trällern und wie ein unbefangener Knabe über Alacks Scherze lachen. Und mit jeder seiner Stimmungen war es ihm im Augenblick ernst, und er genoß auch eine jede, er kokettierte beinahe mit gelegentlicher Schwermut und empfand tragische Anwandlungen wie einen Kunstgenuß.

Und wenn Sylvia und Alack zuweilen nicht recht mitkonnten bei solch plötzlichem Umschwung, so bewunderten sie doch die Elastizität seines Empfindens und fühlten, daß er ihnen überlegen sei, und fanden ihn darum gerade doppelt interessant.

Eines Abends wurde er sogar zornig auf Sylvia. Er wollte sie zur Teilnahme an einem Ball bereden, der auf einem schönen Gut bei Oppeln dem Manöver zu Ehren stattfand. Sie aber wollte nicht.

„Ich kann nicht," sagte sie, „ich kann nicht mit einem Male wieder so dahintanzen wie früher, als wenn sich inzwischen gar nichts ereignet hätte. Ich würde mir kindisch vorkommen mit meinen mehr als dreißig Jahren und der Situation, in der ich doch nun einmal bin."

Sie wurde rot bis an die Schläfe, während sie so energisch sprach. Alack schaute ganz verzweifelt drein.

„Wenn ich nur gesund wäre, so würde sie schon mitgehen!" beschönigte er.

„Ich dachte, ich wäre Schutz genug und als Kavalier ausreichend," sagte Rothenfels aufstehend. Er fühlte sich empfindlich verletzt und ging, eine Note kühler als sonst.

Alacks große Augen ruhten vorwurfsvoll auf Sylvia. „Sylvia!" rief er ganz außer sich. „Du verschüttest ihn dir!"

Sylvia wandte ihr Gesicht erstaunt dem Bruder zu. „Ja, was bildest du dir denn eigentlich ein,

Digitized by Google

Der Liebling

Nach dem Gemälde von Artur Halmi

Digitized by Google

kleiner Alack?" sagte sie. „Bist du wirklich Phantast genug, um zu glauben, daß dieser verwöhnte Damenheld je auf die Idee kommen könnte, ein armes geschiedenes Wurm wie mich zu heiraten?"

Alack richtete sich auf. „Bist du denn Phantast genug, Sylvia, um dir einzubilden, daß er täglich in meine armselige Bude klettert aus bloßem Interesse an meinem verknarten Knie?"

„Warum nicht? Er ist eben herzensgut. Das erklärt doch alles."

„Ach bewahre," rief Alack. „Hätte ich nicht Schlichting geheißen, würde er überhaupt schwerlich meine Existenz bemerkt haben. Und hätte deine schöne, reizende Photographie nicht in meinem Zimmer gestanden, so wäre er auch nicht so oft wiedergekommen. Ich will dir jetzt auch beichten, Sylvia, daß der Gedanke, dich herzudepeschieren, ganz und gar nicht meinem Hirn entsprossen ist, sondern seinem. Wir Schlichtings haben ja viel zu viel Respekt vor dem Kostenpunkt in solchen Dingen. Aber da doch alles so zusammentraf, deine traurigen Briefe und mein Unglücksknie und seine Freundlichkeit, da sah ich nicht ein, weshalb ich nicht auch einmal Vorsehung spielen sollte. Denn traurig waren deine Briefe, Sylvia — zum An-der-Wand-Hinauflaufen! Ueberhaupt diese ganze Delfter Existenz! Das Herz hat sich mir die letzten Winter ja oft umgedreht, wenn ich all die Ballgänse zusammen sah, so stumm und dumm oft und so mager und blaß, — und wenn ich dann daran dachte, daß irgendwo abseits meine schöne Schwester vegetierte. Siehst du, ich bin ehrgeizig in deine Seele. Seit jenem Abend in Hannover hat dies Gefühl immer an mir genagt. Ich möchte dein Leben in Ordnung bringen und dich auf irgend ein hohes Piedestal stellen, wo du hingehörst."

„Ich staune," sagte sie kopfschüttelnd. „Also ein match-maker bist du, kleiner Alack? Luftschlösser baust du in oberschlesischem Sand! Ach, Alack, solche Lebenswendungen, wie du sie träumst, die kommen nicht vor. Die Könige heiraten die Gänsemägde nur in alten Märchen."

„Also für so etwas wie Königssohn hältst du ihn doch?" fragte er eindringlich.

Sie lachte. „Natürlich — so als Partie genommen ist er ja auch eine sehr große Partie — mit seinem Namen, seinem Geld, seinen Chancen!"

Alack rückte an sie heran. „Weißt du, Sylvia, — einmal hat er mir ordentlich sein Herz ausgeschüttet, so mehr in Monologform, vor deinem Bild. Er ist nicht glücklich gewesen in seiner Ehe, seine Frau hat ihn tüchtig gequält mit Kranksein und Eifersucht und Sentimentalität. Immer in Tränen sei sie gewesen. Und wenn er wieder heiratet, da will er nur etwas sehr Schönes und Gutes. Auf nichts sonst braucht er ja zu sehen. Das ist so die natürliche Reaktion nach einer Vernunftheirat."

„Armer Alack!" sagte Sylvia und streichelte ihn über sein tadellos gescheiteltes Haar, „du tust mir schon im voraus leid wegen der Enttäuschung, aber —"

Da klingelte es.

Beide kannten den Schritt, der so rasch treppauf kam.

Rothenfels erschien, einen Strauß roter Rosen in der Hand.

„Ich bin so ärgerlich fortgegangen vorhin," sagte er, und seine Stimme klang demütig abbittend. „Draußen hab' ich mir's dann überlegt. Sie sind ja vollkommen im Recht, gnädige Frau, — ich wollte, ich dürfte auch handeln wie Sie und brauchte nicht in den bunten Wirrwar. Aber bei mir ist ja derlei alles Dienst, und ich muß nun fort und die schöne Septembernacht vertanzen. Und ohne Sie . . ."

Nach drei Minuten war er wieder verschwunden. Alack zündete sich hochbefriedigt eine Zigarette an.

Sylvia stand mit herabhängenden Armen gedankenvoll im Zimmer und starrte auf die Rosen. Mit einem Male begriff sie, daß Alack vielleicht doch kein Phantast war.

„O Sylvia," rief Alack beseligt. „Wenn ich mir das denke! Wie würde Papa strahlen! Ein aktiver Oberst in der Familie. Und Lili, der geschähe es auch recht, wenn sie mal sähe, daß ihr doch noch jemand über den Kopf wachsen kann und daß Zuckerrüben nicht das einzige Heil auf Erden sind. Und die Reifensteins — wie ich's denen gönnen würde! Natürlich käme Irene dann gleich wieder an und pochte auf alte Freundschaft. Das kennt man! O Sylvia, was das für eine Genugtuung wäre! Siehst du, für mich selbst bin ich gar nicht ehrgeizig, ich will meinethalben an der Majorsecke scheitern, wenn ich dich nur wieder im Sattel sehe . . ." und er paffte mit strahlenden Augen in die Luft.

Sie hatte ihm aufmerksam zugehört. Ja, all diese Sachen standen auf einem Blatt. Auf dem andern aber stand die Hauptsache: geliebt wollte sie werden. Alles andre war ja nebensächlich.

Danach hatte sie Durst, und darum genoß sie Rothenfels' Verehrung wie einen guten, ersehnten Trank, den ihr ein unerwarteter Zufall an die Lippen führte. —

*

Drei Tage später fand ein feierliches Diner bei Alacks Major statt.

Rothenfels hatte dienstlich in Breslau zu tun gehabt. Drei Nachmittage waren gewesen, an denen sein schneller Fuß nicht über die dämmerige Stiege des kleinen Markthauses geschritten war. Und die Abwesenheit hatte seinen Nimbus in der Phantasie der beiden Geschwister nur erhöht. Er fehlte Sylvia mehr, als sie es sich gestehen mochte.

Die Majorin hatte nicht geruht, bis Sylvia ihre Dinereinladung annahm. In einem ihrer

Digitized by Google

selbstgemachten weißen Kleider stand sie wie der clou der Gesellschaft zwischen bewundernden Militärs. Schönheit ist ja solch gutes Tafelstück für gesellige Zwecke!

Rothenfels erschien verspätet. Er war seltsam zerstreut. Er bekümmerte sich kaum um Sylvia. Nur eine flüchtige Begrüßung hatte er für sie.

Die Hausfrau und eine verwitwete Exzellenz flankierten ihn bei Tisch.

Sylvia saß an der Jugendecke zwischen einem braunen Husarenpremier aus Ohlau und einem Glogauer Hauptmann, der in Literatur machte und mit schwerem Geschütz — Nietzsche und Buckle — aufs Tapet der Unterhaltung fuhr.

In schräger Richtung an einem Baumkuchen und einem Astersstrauß vorbei ging die Blicklinie von Rothenfels zu ihr. Zuweilen hörte sie, was er sprach, sah, wie alles lauschend an seinen Lippen hing, wie er der Hauptheld des Abends war. Mit der Zeit wurde er lebhafter. Er fing an, Scherze zu machen und Schmeicheleien zu sagen, und ganz selten sah er zu Sylvia hin, rasch, kalt und gleichgültig.

Sie fühlte sich immer unglücklicher. ‚Warum bin ich auch hierhergegangen?‘ dachte sie. ‚Hat mich der gute Alack wirklich in diese Einbildung hineingeredet? Bin ich noch immer so töricht wie einst? Wie konnte ich mir einbilden, daß so etwas überhaupt möglich sei?‘

Und sie litt wie an einem physischen Schmerz an dem Faktum, daß sie dasaß, angestrahlt von den vielen Lichtern, angeschwatzt von den gleichgültigen Nachbarn, hereingeweht in diesen fremden Kreis wie ein verflogenes Blatt.

„Thomsen?“ sagte der Hauptmann neben ihr, der schon länger mit einer Art hypnotischem Schielblick auf Sylvias Tischkarte geschaut hatte, „da ist ja solch ein berühmtes Buch erschienen von einem Professor Thomsen über irgendwas Griechisches, ist das vielleicht ein Verwandter von Ihnen?“

„Ja,“ sagte sie befangen, „das heißt — nein —“

Sie merkte, daß Rothenfels aufzuhorchen begann.

„Ja — das heißt nein?“ beharrte der Hauptmann, der zu der gefährlichen Klasse der Gründlichen gehörte, „da kann man doch nur sagen: entweder — oder! Wie hab' ich das zu deuten? Ist es vielleicht ein Bruder Ihres Herrn Gemahls?“

Rothenfels fixierte sie erwartungsvoll.

„Ich weiß nicht,“ stammelte sie; dann kam sie sich plötzlich so entsetzlich töricht vor mit diesem kindischen Leugnen, und sie fügte ganz tapfer hinzu: „das heißt, es ist von meinem Mann.“

„Von Ihrem Herrn Gemahl? Und Sie rühmen sich dessen so wenig?“

„Wir sind geschieden,“ versetzte sie.

Der Hauptmann machte sehr große runde Augen und merkte, daß das Gespräch da auf eine Sandbank aufgefahren war. Allzuvieles Fragen bekommt nicht immer gut. Er starrte etwas forciert in den Astersstrauß.

Sylvia fühlte, daß noch immer Rothenfels' Blick auf ihr lag. Sie sah zu ihm hin. Er schaute sie so fremd an, zog an seinen Schnurrbartenden und erzählte einen Witz aus der „Jugend“.

Sie sehnte brennend das Ende des Abends herbei.

Als man sich erhob, stürzten mehrere Leutnants, die über Tisch Feuer an ihrem Anblick gefangen hatten, auf Sylvia zu, blutjunge Kameraden von Alack. Sie war sehr umringt, Rothenfels kam nicht.

Nach dem Kaffee preßten die Damen ihn zum Singen. Er tat es denn auch mit seiner eleganten Grandezza. Die Majorin begleitete. Sylvia konnte ihn ungestört betrachten.

Das Singen war eigentlich der günstigste Moment für seine Erscheinung — so beim seitlichen Kerzenlicht mit der gewissen Versunkenheit im Blick. Dann fiel jede Pose von ihm ab. Er war dann nichts als ein sehr gut aussehender, sehr begabter Mensch. Auch war noch so viel junger Schmelz in seiner Stimme, so stark war sie, als könne sie ganz Oppeln in ihre Töne einhüllen.

Zuletzt sang er Liebeslieder. Man sah es ihm an, wie sie ihm selbst den Kopf ganz warm machten, diese lyrischen Verse mit ihrem verwünschten Herzweh. Mit besonderer Bravour sang er Rubinsteins „Es blinkt der Tau“ und legte besonderen Nachdruck in die Worte: „Im Arm seine zitternde Liebe . . .“

Es ging ein Bewunderungsraunen durch die Gesellschaft, als der letzte Ton verklang. Alle waren fasziniert. Bei den Frauen war das selbstredend. Eine singende Uniform — wie konnte es da anders sein? Aber auch Männer bewunderten ihn, und die jungen Leutnants, die sich wohl bei Bratenbarden a. D. zu tuscheln erlaubten, standen in ehrerbietigem Staunen.

Sylvia bemerkte das alles. Und sie haßte sich mit einem Male dafür, daß sie nur eine Minute hatte glauben können . . .

Sie stand auf und trat ans Fenster. Die Rouleaux waren nicht herabgelassen. Ueber die Blumenstöcke fort sah man auf die Straße hinab auf die abendliche Straße.

Sie sehnte sich weit, weit fort — einerlei wohin — selbst nach Delft. Sie hatte das Gefühl, als ob sie in ihrem ganzen Leben noch nicht so intensiv unglücklich, so tief gedemütigt vor sich selber gewesen sei.

Da kam Rothenfels plötzlich auf sie zu, durchs ganze Zimmer, geradeswegs. Die Majorin spielte jetzt einen Straußwalzer auf eigne Hand. Sylvia wandte sich um. Mit ihren großen, blauen, traurigen Augen starrte sie ihn an.

Digitized by Google

Er beugte sich herab. „Sylvia," fragte er ganz leise, „wollen Sie meine Frau werden?"

Er flüsterte es fast unhörbar. Sie verstand ihn kaum. Er wiederholte seine Frage und fuhr fort:

„Ach, Sylvia, ich habe Ihnen ja so viel zu sagen! Den ganzen Abend preßt es mir schon das Herz ab — all die Tage hatte ich nichts im Sinn als Sie. Ich hätte es Ihnen über den Tisch herüberrufen mögen — nur daß ich mir nicht so öffentlich einen Korb holen wollte —, und ich weiß ja doch nicht, wie Sie denken? Sie geruhen ja gar nicht zu antworten!"

Sie lächelte ihn schüchtern an und schwieg.

„Ja, es ist wahr, hier kann man nicht reden. Gehen Sie, bitte! Schützen Sie Alack vor! Ich begleite Sie! Das ist nur in der Ordnung, und kompromittieren kann meine Begleitung Sie hoffentlich nicht mehr."

Jenes dunkle Gefühl überkam Sylvia, das jeden Menschen zuweilen überschleicht, der eine Sache, die sich schon einmal begab, zum zweitenmal wieder erlebt, eine Erinnerung, auf die man sich nicht ganz genau mehr besinnt, von der man nur weiß, daß sie da ist, unerschütterlich sicher...

Wie sie auf den Korridor glitt, Hut und Cape zusammenraffte, wie sie auf der Straße stand und er neben ihr ... Aber als sie zu ihm aufsah, da fühlte sie's: dies war etwas andres, Bewußtes, Sicheres! Sie war ja auch nicht mehr das Kind von einstmals.

„Sylvia!" sagte er. „Ich liebe Sie ja so — und nun muß auch alles vom Herzen. Wissen Sie noch, damals in Gnesen? Jener eine Ball, zu dem ich kam, um Carlos den Kopf zurechtzusetzen? Wie ich Sie zuerst sah! Ach, Sylvia, Sie haben mir ordentlich mitgespielt damals! Noch lange nachher haben Sie ganz unheimlich in meiner Phantasie gespukt, und ich habe nur immer meinem Schöpfer gedankt, daß ich in Ihnen keine Schwägerin zu verehren hatte. Aber daß Carlos für Sie nicht taugte, das sah ich auf den ersten Blick. Carlos ist ein guter Kerl, aber so prinzipienlos und zerfahren wie nur einer. Der liegt nun fest an der Kette, und so ist's auch das beste für ihn. Ich aber, Sylvia, ja, das muß ich Ihnen beichten, denn ich will ganz offen gegen Sie sein — tief unglücklich bin ich in meiner Ehe gewesen! Ich hab' mich nicht verstehen können mit meiner Frau — niemals! Und wir haben uns gequält gegenseitig. Und wir waren wohl beide schuld, aber noch mehr die Verhältnisse — ihr ewiges Kranksein, diese trüben Eindrücke, diese gedrückten Stimmungen. Ich bin gewohnt, in einer gewissen Freiheit zu leben. Ich muß die Arme ruhig ausstrecken können nach beiden Seiten und etwas Schönes zum Lieben haben. Dann bin ich auch ganz brauchbar — Sie werden schon sehen. Nur eins muß ich Ihnen noch sagen. Ich weiß nicht, ob Sie wissen, daß ich zwei Töchter habe? Hoffentlich ist Ihnen das nicht schrecklich? Aber die guten Bälger sollen Sie gar nicht stören. Sie sind seit Jahren in einer sehr guten Pension und werden Ihnen nur soweit zur Last fallen, als Sie es erlauben."

„O," sagte Sylvia, „das schadet gar nichts."

Er sah sie dankbar an.

„Nun, so wäre ziemlich alles von meiner Seele."

„Ja," hob sie an, „und soll ich Ihnen dann auch erzählen? Ich habe doch auch schon allerlei erlebt."

„Nein, nein," rief er. „Ich weiß ja alles von Alack, den hab' ich stundenlang ausgefragt. Quälen Sie sich nicht damit! Die Hauptsache ist mir, daß Sie den — ihn — nicht geliebt haben. Arme Sylvia, wie täppisch dies Ungeheuer von Hauptmann heut in Ihre unschuldige, kleine Vergangenheit tappte! Wie Sie mir leid taten! Am liebsten hätte ich Sie gleich weggetragen aus dem schrecklichen Eßzimmer heraus. — Ach, Sylvia, ich liebe dich ja so!"

Er sah nach rechts und links. Nichts sichtbar als der Laternenschein auf den stillen Straßen von Oppeln.

Und wieder hatte sie jene Doppelgängerempfindung, als wenn etwas bereits Geschehenes sich wiederholte — aber nein, viel besser geschah's, mit Liebe und Leidenschaft.

Und sie fühlte, daß das Leben doch gut war.

XV

Wenige Wochen später hatte Sylvia noch einmal in vollem Maß dies seltsame Gefühl, schon Erlebtes wieder zu erleben, eine Wiederholung mit Variation von einer Sache, die schon einmal sich begab. An ihrem Hochzeitstag ... Nur daß es Delft statt Gnesen war, und der Mann an ihrer Seite ein andrer als damals, ein ganz andrer ...

Aber die elterlichen Gesichter strahlten gerade so, wie sie in jener verronnenen Stunde über den verronnenen Bremer Schwiegersohn gestrahlt. Es war auch fast märchenhaft, das enorme Glück ihrer Sylvia, der Aufschwung, den plötzlich ihr verpfuschtes Leben genommen hatte! Sie, die doch eigentlich drunter durch gewesen mit ihrer unglücklichen Heiratsaffäre, die in ihren Augen gar nicht mehr hoch im Preise gestanden, der sie es sogar verargten, daß sie nicht, schnell entschlossen, einen netten alten Onkel als Rettung nahm, diese selbe Sylvia war nun mit einem Male der Familienstolz und auf ein Postament gehoben, das dem alten Bezirkskommandeur doppelt glanzvoll erschien, da es vom Nimbus einer militärischen Karriere umleuchtet war. „Das Blatt hatte sich gewandt" — die alte Weisheit von der Straße fand eine neue Bestätigung. Und das Schlagwort vom „enormen Glück" — doppelt

Digitized by Google

prosaisch durch die Zusammenstellung des Fremdworts mit der schönsten aller Silben — lag allen Schlichtings beständig im Sinn. Alack dachte es immerfort, während er sich beseligt als Faiseur des Ganzen fühlte. Die Schwester, die sich Sylvia so überlegen geglaubt, sah sie nun plötzlich in ganz anderm Licht; der Delfter Familienanhang, der Sylvias Schicksal immer so „bedenklich", zum mindesten „bedauerlich" gefunden, starrte nun mit aufgerissenen Augen auf die lichte Erscheinung neben dem glänzenden Offizier, der preußische Schneidigkeit so perfekt an der holländischen Gracht personifizierte.

Sylvia selber aber dachte gar nicht an die Frage der Rehabilitierung und der Genugtuung. Das war ihr nebensächlich, unwesentlich. Die Jahre, in denen sie ihre stumme Verzweiflung rings um Delft getragen, in denen die Gracht ihre melancholischen Lieder in ihre Träume und Schmerzen gerauscht hatte, die waren verblaßt vor der leuchtenden Gegenwart.

Nur eins genoß sie mit vollen Zügen: „das Glück, geliebt zu werden" — und wie in einen schönen Traum glitt sie in das neue Leben hinaus.

*

Rothenfels hatte seine besondere Art zu reisen. Er hielt sich grundsätzlich nie in kleinen Orten auf. Für ihn existierten nur die Hauptstädte. In kleinen Orten waren die Beefsteaks zäh, die Wagen schlecht, die Weine verschnitten. Dergleichen hatte er im Manöver genug. Auf Urlaub suchte er den glänzenden Strudel der Metropolen, Grand Hotels und mondänen Verkehr.

Wenn er in einem goldweißen Riesenspeisesaal saß, von diskreten Kellnern leise bedient, ein Sektglas in der Hand, der schönen Sylvia gegenüber, so fühlte er sich glücklich — vorausgesetzt natürlich, daß Sylvia first rate gekleidet war. Für Frauenkleidung hatte er ein tiefgehendes Verständnis. Er verfolgte jede Nuance der Mode — einen neuen Rockschnitt vermochte er ebenso sachgemäß zu kritisieren, wie ein neues Reitpferd. Er wußte auf Haarbreite genau, wie hoch ein Stiefelabsatz sein, wie der Handschuh gesteppt sein mußte, welche Hutfaçons gerade auf der Höhe waren — ja, eine gutgenähte Schneidernaht konnte seinem kundigen Auge den gleichen ästhetischen Genuß gewähren, den andre vielleicht vor den Schattentönen eines Rembrandtbildes oder vor gewissen vollendeten Bauten, etwa der Cancelleria in Rom empfinden.

Staunend entdeckte Sylvia dies Talent an Rothenfels und ließ sich geduldig von einem Brüsseler Schneider zum andern schleppen, bis das tadellos gekleidete Ideal, das ihm vorschwebte, fertig war. Aber ganz glücklich fühlte er sich im Besitz eines solchen Ideals erst dann, wenn Menschen da waren, die diesem Glücke zusahen — er hatte ein starkes Bedürfnis nach Menschen im Plural — natürlich nur nach solchen, die einen guten Namen trugen und sich ebenfalls gut anzogen. So zitierte er in Brüssel zwei entfernte Vettern, die er bei der Gesandtschaft hatte, fast täglich zu Tisch, zwei elegant müde Bonvivants mit leisen Stimmen und apathischen Manieren, die aber Sylvia und ihre Toiletten mit Kennerblick zu würdigen wußten und auch für die Tricks des Menus empfänglich waren, in dessen Zusammenstellung Rothenfels ebenfalls eine große Meisterschaft besaß.

Das Leben ging so bequem hin in den Geleisen des Vergnügens, mit dem Flanieren auf hellen Straßen, den Fahrten ins Theater und den beiden Attachés, die das ganze Dasein so gleichgültig und blasiert hinnahmen wie eine alltägliche Bagatelle, die solch gute Folie waren für den strahlend heiteren Rothenfels, der so volles Vergnügen an der Welt und ihren Freuden hatte. Und seine Lustigkeit hüllte auch Sylvia in einen Zustand des Wohlbehagens. Sie ließ sich treiben mit der Welle. Sie dachte nicht mehr: „er ist ja so nett" — sie hatte ihn „schrecklich gern" —, in diesen Worten lag die richtige Definition für ihre Gefühle. Er redete beständig, sie hörte lächelnd zu. Er konnte die tiefsten Dinge über seine Gefühle sagen, die poesievollsten Wendungen über seine Liebe zu ihr. — Und seine Liebenswürdigkeit, die er so gerne und vor jedem spielen ließ, hatte darum einen besonderen Reiz, weil sie auf dem Untergrunde wirklicher Gutherzigkeit aufgebaut war. Er schenkte jedem Bettelweib auf der Straße etwas. Er konnte plötzlich in die weichsten Stimmungen verfallen, wenn irgendwo der Ton eines alten Liedes erklang oder eine Beterin in Ste. Gudule ihn rührte, er war zu allen edeln Stimmungen fähig, nur daß sie mit einer gewissen Eilzugschnelle durch sein Hirn jagten und rasch dem Genußvermögen an weltlichen Freuden Platz machen konnten. Und die langsamer denkende Sylvia sah es mit Verwunderung, wenn er in dieser Minute vor der Statue Gottfrieds von Bouillon in Verzweiflung ausbrach, daß die Kreuzzüge vorüber seien und er nicht mehr über die wilde See, das Kreuz auf dem Mantel, dem gelobten Lande entgegenfahren könne — und wenn er dann zehn Minuten später mit Hingebung Austern aß und darüber grübelte, was besser zu ihnen passe, Pommery oder Moët-Chandon. Aber sie liebte ihn wegen derartiger Gedankensprünge nicht weniger. Sie wußte, daß sehr musikalische Menschen anfälliger sind in bezug auf Hinundherschwanken des Gefühls, auf eine Art von Unbestimmtheit in dem, was sie mögen und denken. Er wurde ihr nur interessanter dadurch.

Ein Lieblingsthema hatte er, das er Sylvia gegenüber sehr oft anschlug und von dem sie

Digitized by Google

immer wieder gerne reden hörte — das war seine erste Jugend. Diese stellte sich ihm mit der Zeit mehr und mehr in einem bestimmten, rührenden Lichte dar; er schmückte sie mit allerhand Zügen aus, die gar nicht gewesen waren und etwas Novellistisches an sich trugen, die er aber selber nach und nach zu glauben begann.

In dieser Jugend war er der Märtyrer der Mammonslosigkeit, der kleine Kadett, der hungrig zu Bett ging, der Fähnrich, der sich vor den Kameraden versteckte, weil er auch zu dem harmlosesten Zechgelage kein Geld besaß, der Leutnant, der sich in erster Linie darum auf die Kriegsakademie vorbereitete, weil er die Handschuhe für die Ballsaison seiner ersten kleinen Garnison nicht bestreiten konnte. Er war mit vierzig Mark Zuschuß ausgekommen und hatte angeblich der verwitweten Mutter und dem kleinen Carlos noch Ersparnisse zugesandt. Eine einzige Reise hatte er als Kind gemacht — ins Nordseebad Juist, wo es damals noch sehr primitiv und billig war und der Badegast sich wesentlich von Miesmuscheln nährte, an denen zuweilen auch noch einer starb.

Sehr viel freudenreicher war nun seine Jugendzeit in der Tat nicht gewesen, aber gewisse Pointen setzte doch seine Phantasie erst hinein. Wenn er jetzt von jenen Zeiten sprach, klang es mehr wie ein Roman von Daudet.

Aber Sylvia lauschte immer gerührt. Sie fühlte dann Boden unter den Füßen. „Zu wenig Geld," das war ja ein Thema, in dem sie sich auskannte. Sobald sie selbst es aber berührte, ließ er es fallen. Er wollte keine Konkurrenz für seine einstige Armut — er wollte rückwärts bedauert werden.

Bisweilen berührte er auch die große Wendung in seinem Jugendschicksal. Mit vornehmer Diskretion ging er über die näheren Einzelheiten hinweg — aber das eine klang immer aus den Worten, daß seine vielbeneidete, vielbesprochene Heirat ein Opfer aus Edelmut gewesen war, weil ihn die Liebe eines so reichen, umworbenen Mädchens gerührt hatte. Und er sagte die Wahrheit. Schwer genug war's ihm geworden, bei der Flamme, die ihm damals — ebenso kautionslos als berückend — im Herzen brannte; er tat den Schritt weniger für sich als für seine Mutter und Carlos, die so einfach und dürftig lebten, daß es ihn manchmal rührte. Er selber wußte ja damals noch gar nicht, wie angenehm Reichtum ist! Später allerdings, als er zu genießen lernte, und als er zugleich begriff, wie viel er doch mit seiner persönlichen Freiheit geopfert, da war es über ihn gekommen, das Gefühl vollständiger Berechtigung, nun auch die Daseinsfreuden unbekümmert zu ergreifen mit dem ganzen großen Lebenshunger der Ausgehungerten, die allzulange seitab gestanden haben und sich nun endlich auch zu Tische setzen dürfen, mitzutafeln, mitzugenießen.

Er sprach ganz psychologisch von dieser Wandlung — er leugnete auch gar nicht, was damals mancher Kamerad gefunden hatte, daß er etwas zu intensiv genoß, aber er war eben zu aufrichtig zur Verstellung gewesen, und dann hatte es ihm ja solche Freude gemacht, andre mitgenießen zu lassen, Feste zu geben, ein offenes Haus zu haben, sein Geld auszunutzen mit der Naivität eines Kindes, dem unerwartet goldene Aepfel in den Schoß fallen.

Er war nie mehr nach Juist gereist, statt dessen nach Biarritz und Ostende. Er fuhr mit Luxuszügen und raffinierte sich im Anzug. Er überschüttete seine alte Mutter mit Wohltaten und ertrug alle Quälereien seiner kränkelnden Frau mit immer gleicher Geduld — er behandelte seine beiden Gören gut, obschon er nicht recht begriff, weshalb sie nicht lieber Jungen geworden waren oder wenigstens vorgezogen hatten, ihm äußerlich nachzuarten.

So war Sylvias Mann — nach seinen eignen Angaben. Eins setzte sie in Erstaunen: daß er, der so viel von vergangenen Dingen sprach, ihr niemals eine umfassende Beichte abnahm. Angeblich wußte er durch Alack „alles", aber was wußte schließlich Alack? Ja, fast absichtlich fiel er ihr ins Wort, wenn sie mal an ihre eignen Erlebnisse rührte. Für ihn sollte das Gewesene eben nicht existieren, da es ihm die reine Freude am Gegenwärtigen hätte verderben können. Er wollte eben glücklich sein — um jeden Preis. Er hatte den festen Willen dazu und genug robuste Soldatenkraft, um alle Gespenster aus dem Weg zu schlagen.

Und Sylvia kritisierte nicht. Man kritisiert jene Menschen niemals, die man „schrecklich gern" hat.

*

Sie wanderten im Bois de la Cambre — unter den braunrötlichen Herbstbäumen, die sich im Oktoberwinde wiegten. Er sah so vorzüglich aus, so frisch und jung, als sei niemals ein störender Gedanke über seine glatte Stirn gegangen.

Und plötzlich fiel ihr jene erste Hochzeitsreise ein, das herbstliche Gestade von Rimini, mit den weißen Segeln auf blauer Flut — und der Mann, der still und gleichgültig neben ihr hergeschritten war, höflich und kühl, zu einem Viertel sie, zu drei Viertel die Malatesta im Herzen. Er stand trotz allem unverlöschbar in ihrer Erinnerung. Er war nun einmal nicht wegzuleugnen aus ihrem Leben. Er war wie eine feindliche Gewalt darin, die auch jetzt noch zuweilen Schatten warf.

Wäre jener erste Abschnitt ihres Daseins nicht gewesen, so hätte sie jetzt den zweiten rückhaltloser genießen können. Wäre sie niemals in jene Fragen hineingetaucht, die sie so nachhaltig beunruhigt hatten, so wäre sie ewig das törichte

Digitized by Google

Lamm geblieben und niemals aufgewacht, so wäre sie ganz die Frau, wie Rothenfels sie wollte, beschränkter, aber glücklicher.

Jetzt repräsentierte sie sein Ideal auf Kosten ihrer Aufrichtigkeit. Bei dem melancholischen Blätterfall im Bois de la Cambre wurde ihr das plötzlich klar.

Er plauderte unbesorgt neben ihr hin, heiter in ihre Versonnenheit hinein. Er plante, auf der Rückreise über Weimar zu fahren, um die Töchter zu besuchen. „Arme Sylvia," sagte er — „es ist eine rechte Corvée für dich, aber wir machen's so kurz wie möglich! Wir gehn dann nachher noch zu Reifensteins und außerdem kenne ich ein paar sehr nette Leute im Regiment. Die trommeln wir abends im Hotel zusammen und amüsieren uns noch mal recht schön vor dem Urlaubsschluß."

Sylvia erschrak bei dem Plan. „Ich möchte um keinen Preis zu Reifensteins," sagte sie mit ungewohnter Energie. „Ich bin mit Irene auseinander."

„Aber ich bitte dich! Die netten Reifensteins! Sie haben doch so prachtvolle Blumen zu unsrer Hochzeit geschickt — und das lange allerliebste Witztelegramm von der Irene."

„Das war's gerade. Irene hat gar kein Recht mehr, mir Witzverse zu telegraphieren."

Rothenfels lachte belustigt. „Ihr mit euern Kleinen-Mädchenstreitereien — ihr Kinder ihr! Siehst du, mir würd' es gerade ein besonderes Vergnügen machen, dich den Menschen vorzuführen, die dich in unerfreulichen Zeiten sahen, ihnen zu zeigen, daß du nun endlich auf dem richtigen Platze stehst und voll gewürdigt wirst von einem Kenner!"

„Ich bitte dich," rief Sylvia, „erlaß mir das! Ich mag nicht wieder in das Haus. Es wird mir schwer genug, überhaupt nach Weimar zu gehen. Ich kann es nur ganz kurz, nur mit Zugüberschlagen, nur zu deinen Töchtern — und dann wieder fort. Sonst kann ich's überhaupt nicht."

Rothenfels stutzte. „Sind denn das so unangenehme Erinnerungen für dich?"

„Ja — und wer mich liebt, sollte sie nicht aufwecken, wenn er mir eine Wohltat erweisen will."

„Nun, dann natürlich nicht," entgegnete er nachgiebig, „aber ich weiß gar nicht, Sylvia, wie du mir mit einem Mal vorkommst — so — nun ja — launisch."

„Du vergißt immer, daß ich auch schon mein Teil erlebt habe, eh' wir zusammenkamen," entgegnete sie ernst. „Du nimmst mich immer für ein unbeschriebenes Blatt von siebzehn Jahren. Das bin ich nun doch einmal nicht mehr."

„Aeußerlich doch," rief er, „und das ist ja dein Hauptreiz. Zerstöre mir den nicht, indem du mit tragischen Dingen plänkelst. Es steht dir nicht, böse Erfahrungen zu haben. Das paßt so wenig zu dir, wie schlechtgemachte Kleider. Du gehörst in Sonne und Glück, und was an mir liegt, sollst du beides haben." Und er umschlang sie liebevoll. Sie schwieg. Sie kannte jetzt die Parole: an der Oberfläche sollte sie gaukeln. Die Tage von Brüssel waren eben andre, als die von Rimini . . .

Nein, Sylvia sollte um keinen Preis geärgert werden! Rothenfels richtete es so kurz wie möglich ein mit Weimar.

Er hatte einen Wagen an die Bahn bestellt. Unter dem wilden Platzregen einer grauen Mittagstunde fuhren sie in die Stadt hinein, wo die kahlen Bäume melancholisch vor den grauen Häusern zitterten, auf leeren Plätzen, wo nur der schneidende Herbstwind regierte.

Sylvia sah kaum aus dem Fenster. Sie fürchtete, daß Schiller, Goethe oder Rammer vor ihren Blicken auftauchen, daß irgendwo Vater Reifenstein von einem Morgenschoppen kommen könne. Die Erinnerung lag auf ihr mit peinigender Gewalt. Wie ausgelöscht schienen ihr hier die Jahre in Delft, alles Vergangene so nahegerückt.

Da hielt der Wagen vor dem Pensionat, das in einer neuen, indifferenten Straße lag, vom genius loci ungeadelt.

Die Vorsteherin empfing sie mit Grandezza; eine lange, glattfrisierte, ernsthafte Dame, die catonische Strenge zur Schau trug, aber dazwischen tolerant zu lächeln vermochte. Man wußte nicht recht, was Wahrheit, was Maske an ihr war, ob der Cato oder das tolerante Element? — jedenfalls stak ihr eigentliches Ich in einer Zwangsjacke.

Rothenfels, der alle Jahre ein- oder zweimal bei ihr auftauchte, redete in liebenswürdigstem Ton allerhand sehr Unsachgemäßes.

Sylvia blieb schweigsam. Frau Werdenfels maß sie mit aufmerksamen Blicken.

Da erschienen Rothenfels' Töchter auf der Schwelle, Hand in Hand, in der linkischen Befangenheit der dreizehn und zehn Jahre, eingezwängt in die puritanische Pensionstracht, die die schmalen Kindergesichter doppelt prosaisch erscheinen ließ. Es war etwas Kampfgerüstetes in ihren Blicken, etwas wie in stummem Widerstand Verharrendes, als sie nun dem Vater entgegensahen, der mit jovialem, ein wenig geschäftsmäßigem Vaterempressement auf sie zukam.

„Na, ihr kleinen Affen, was macht ihr denn? Hübsch größer geworden? Haltet ihr euch denn auch stramm, wie's Offizierstöchtern zukommt? Lernt ihr brav? Donnerwetter, kleine Ilse, hast ja ganz lange Zöpfe gekriegt! Bloß ein bißchen dickere Backen könntet ihr euch zulegen — futtert ihr denn auch ordentlich? Na, nun kommt mal her und begrüßt eure neue Mama! Ja, so sieht sie aus! Nun gebt ihr mal die Hand und macht euern Kratzfuß!"

Digitized by Google

Frau Werdenfels hatte sich zum Klavier zurückgezogen und hantierte mit den Noten, um nicht zu stören. Sie hörte den Monolog des Vaters voll Gleichmut an. Bei diesen Verwandtenbesuchen wurde sehr oft der größte Unsinn zusammengeredet, der falscheste Ton gegriffen. Rothenfels hatte seit Jahren den gleichen Ton zu seinen Kindern, gerade so, als wenn er mit kleinen Hunden spräche, er vergriff sich jedesmal. Der Umstand amüsierte Frau Werdenfels. Sie kannte die Welt und wußte, daß die glänzenden schönen Männer bei ihren Kindern oft die geringsten Chancen haben

Die Jüngere, die sich fester an den Arm der Schwester krampfte, warf aus ihren wasserhellen Augen neugierig erstaunte Blicke auf die schöne, schlanke Dame, die in elegantestem Reisekostüm mit einem Brüsseler Hut, der nach Rothenfels' Aussage „mehr als tip top" war, neben ihrem Vater stand.

Die Aeltere sah eine Sekunde lang zu Sylvia auf, kalt, feindlich und kritisch. Dann starrte sie gleichgültig aus dem Fenster. Sylvia merkte, daß sie vor diesen dreizehnjährigen Augen keine Gnade fand. Sie wurde befangen; sie kam sich plötzlich so grenzenlos affektiert vor in ihrem Modeblattschick, mit der langen Federboa, die sie jetzt verwünschte, — sie hätte in irgend einem unscheinbaren Kleid zu diesen Kindern kommen müssen, nicht aufgeschirrt als schöne, elegante Frau. Sie fühlte, daß all das eine Entfernung zwischen sie und die Kinder legte, daß die kluge Aelteste sie sichtlich einschätzte als das, was sie auch schien: eine Modepuppe, zu der man kein Zutrauen haben kann.

So kalt lagen die Kinderhände in den ihren.

Rothenfels, im Gefühl, mit seiner Ansprache alle Pflichten erledigt zu haben, wandte sich Frau Werdenfels zu und begann ein klassisch Weimarisches Gespräch, in dem Frau Werdenfels den guten Willen gerührt anerkannte.

Sylvia stand allein vor den Kindern. Es lag etwas Reizloses über ihnen, etwas Verkümmertes, kein Hauch von Poesie, nur Indolenz und Mißvergnügen. Sylvia hatte niemals großen Enthusiasmus für Kinder gehabt. Ihre schwesterliche Schwärmerei für den kleinen Alack war ihre einzige Empfindung auf diesem Gebiet gewesen, aber Alack war auch das Muster eines sogenannten „süßen Bengels" — ganz Gnesen fand das —, und diese beiden da waren so ganz die Kinder einer nicht schönen, nicht liebenswürdigen, kränklichen Frau.

„Ich hoffe, daß ihr Weihnachten zu uns kommt," sagte Sylvia, „wir wollen dann recht schön zusammen feiern."

„Wir bleiben lieber hier," versetzte Erika schnell und hart.

„Ihr habt euch wohl sehr lieb?"

Die Aelteste kräuselte die Lippen, als erachte sie bei der Ueberflüssigkeit der Frage eine Antwort für unnötig.

„O ja," sagte die Kleine leise.

Sylvia fragte nach den Stunden, nach den Spaziergängen im Park, sie erfragte sich lauter einsilbige Antworten, bis Rothenfels sie erlöste und sie zu Frau Werdenfels in die Fensternische schob.

Es kam Tee, und damit eine gewisse Abwechslung. Rothenfels trank, um die Zeit irgendwie hinzubringen, gleich drei Tassen hintereinander. Die kleine Ilse gab den Tee mit großem Geschick herum — es war eine Spezialität der Werdenfelsschen Pension, dies frühe Drillen auf derartige kleine Salonkünste.

„Fällt das Lernen den Kindern leicht?" fragte Sylvia.

„Der Kleinen nicht, sie ist zarter und sehr apathisch. Die Große lernt zu leicht — und für meine Prinzipien — zu viel."

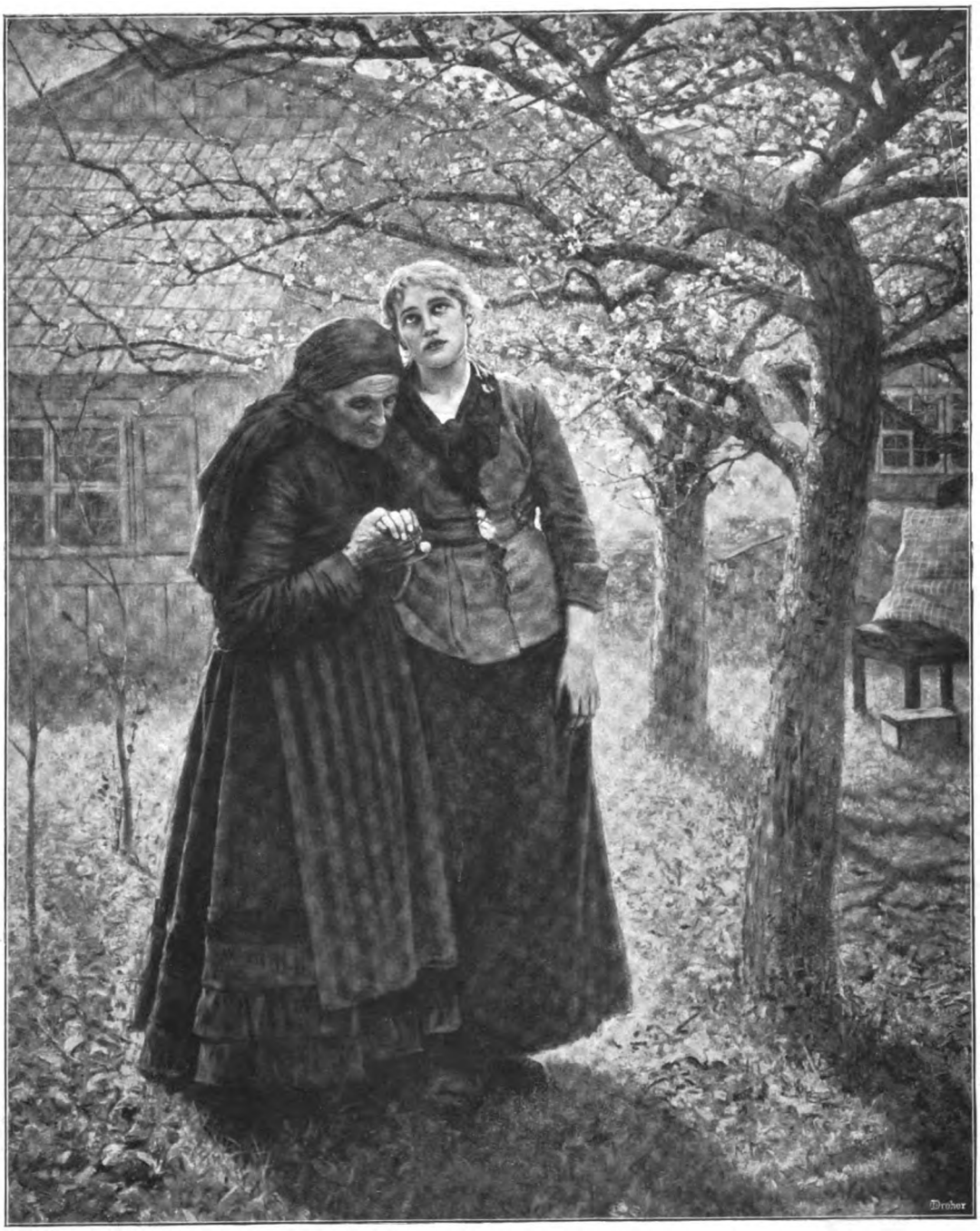
„Aber ein Zuviel gibt es doch auf dem Gebiet nicht?"

„Meinen Sie, gnädige Frau?" fragte die Werdenfels etwas ironisch. „Ich bin durchaus ein Feind der allzu frühen Vielwisserei. Ich will hier gar keine Individualitäten erziehen, ich will die mir anvertrauten Kinder als Kinder entlassen. Die meisten gehen fünfzehnjährig von mir fort. Ein ausgeprägter Charakter mit fünfzehn Jahren ist ein Unglück. Je weicher das Wachs bleibt, um so besser ist dann der Boden bereitet für alles, was das persönliche Schicksal hineinzuzeichnen liebt. Ich weiß nicht, ob Sie einer moderneren Richtung huldigen? Wäre ich Vorsteherin einer unbemittelten Mädchenschar, die sich später selbst ihr Brot zu verdienen hat, so würde ich vielleicht moderner denken. Meine Zöglinge rekrutieren sich aber alle aus sehr wohlhabenden Familien, und ich erweise den Eltern den größten Dienst, wenn ich mein Hauptaugenmerk darauf richte, die Kinder möglichst gesund an Leib und Seele abzuliefern und nur soweit mit Wissensballast beschwert, als es für die späteren Lebenskreise wünschenswert ist. Ich halte sehr viel von englischem Sport und sehr wenig von geistiger Ueberfütterung. Und was das bewußte Schlagwort ‚Frauenfrage' betrifft, so spielt es innerhalb dieser Wände gar keine Rolle. Wir sind mit Willen und Bewußtsein unmodern, und wenn Schopenhauer," setzte sie lächelnd hinzu, „behauptet, daß der Zeitgeist vor Klostermauern innehält, so fällt meine Pension entschieden unter diese Rubrik."

Sylvia schwieg. Ihr graute vor dieser Pension, in der man wohlgewaschene Automaten züchtete. Frau Werdenfels mochte ihr das anmerken, denn sie fuhr überlegen fort:

„Ich hoffe, gnädige Frau, daß Ihnen meine Grundsätze gefallen, wenigstens haben sie durchaus die Billigung Ihres Herrn Gemahls, und

Digitized by Google



Wiedergenesen

Nach dem Gemälde von Walter Firle

Digitized by Google

Digitized by Google

was mir immer ein unschätzbares Bewußtsein ist, auch die der verstorbenen Frau von Rothenfels."

„Nicht wahr, Sie haben sie gut gekannt?" fragte Sylvia, froh, von dem Erziehungsthema abzulenken.

„Ja, wenn auch erst kurz vor ihrem Tode — ich war mit einer kranken Schwester an der Riviera, die wenige Wochen vor Frau von Rothenfels starb. Es waren sehr trübe Zeiten für mich, diese Freundschaft der einzige Lichtblick. Wir verstanden uns ganz. Sie sorgte sich sehr um die Zukunft ihrer Töchter und hinterließ mir als eine Art Vermächtnis die Pflicht, wenigstens bis zu ihrer Einsegnung die Hände über sie zu halten."

Das graue Oktoberlicht fiel so scharf auf die Menschen und Gegenstände — so langsam verging die Stunde. Sylvia sah, wie Rothenfels von Zeit zu Zeit bohrende Blicke auf die große Kaminuhr warf, die zwei schwarzlackierte Mohren mit goldenen Ohrringen emporhielten, eine „wilde Sache" erster Ordnung, die gewissermaßen das Hauptstück des Werdenfelsschen Salons bildete.

Die Kinder lehnten schläfrig und schweigsam aneinander. Sie verloren jedes Interesse für Sylvia, nun sie die Fabrikmarke wußte, mit der sie gestempelt werden sollten. Es war alles vieux jeu in diesen Mauern, die Uhr und die Pädagogik und die Werdenfels, deren Geschäftsgeheimnis es zu sein schien, daß sie keine frische Luft in diese Räume wehen ließ, und die es im Grunde sehr wohl besser wußte, denn klug war sie, das sah Sylvia an den überlegenen Blicken, die auf ihr ruhten — klug und nüchtern . . .

Mit einem hörbaren Aufatmen erhob sich Rothenfels zum Gehen. Die Kleine ließ sich küssen, aber die Große bog ihren Kopf energisch zur Seite, sowohl vor dem Lohengrinbart des Vaters als vor Sylvias schmaler Wange. Frau Werdenfels kassierte verbindlich lächelnd den Dankeswortschwall des Kriegsgotts ein, und die Welt, die sich so eigensinnig vor dem Zeitgeist versperrte, versank hinter Sylvia.

„Donnerwetter!" sagte Rothenfels und warf sich wie befreit in den Wagen zurück, „das war aber eine Strapaze! Das ist ein Stück Arbeit mit den Gören! Das reine Holzhacken! Diese bockige kleine Erika, die immer verdrießlich ist! Na, mir tun schon jetzt die Leutnants leid, die mal mit der ausgehen müssen! Wenn das gute Wurm nur ein bißchen hübscher werden wollte! Wenn man Erika heißt, hat man doch fast die Verpflichtung zu etwas Niedlichkeit. Heideblume, jawohl . . . Na, ich war immer gegen solche preziöse Namen, da man doch nie voraus weiß, wie eine wird — aber sie tat's nicht unter Erika und Ilse, — sie war nun mal so fürs Poetische. Wie gefiel dir denn übrigens die Werdenfels?"

„Für meinen Geschmack ist sie viel zu wenig auf der Höhe der Zeit," entgegnete Sylvia. „Sie sollte den Kindern geistige Freiheit beibringen, das scheint mir viel wichtiger als Turnen und Hanteln!"

Rothenfels lachte. „Seit wann machst du Witze, Sylvia? Das ist mir ganz neu an dir."

„Ich spreche im Ernst!"

„Geistige Freiheit," rief er, „das fehlte noch! Na, da halt' ich's mehr mit Turnen und Hanteln! Verdrießlich und stumpfsinnig sind die Gören nun mal schon, — wenn sie nun auch noch ‚geistig frei' würden, wär's ja gar nicht mit ihnen auszuhalten. ‚Geistig frei' — das Wort riecht so nach Reformkleidung und kurzgeschnittenen Haaren. Nein, die Werdenfels ist schon ganz gut, in vieler Hinsicht sogar famos. Letztes Jahr hatte die Erika ausgeprägte Anlage zu Raffzähnen; die hat sie ihr mit irgend so 'nem goldenen Mundgeradehalter ganz zurückgebändigt. So was ist für heranwachsende Mädchen weit wichtiger, als wenn sie zum Beispiel so routiniert alle deutschen Kaiser abplappern, worin manche Pensionsmütter den höchsten Stolz sehen, oder wenn sie die ‚Kraniche des Ibykus' von rückwärts her aufsagen, was ich auch greulich finde!"

Er lachte und dehnte sich voll Behagen.

„Uebrigens, Sylvia — hast du die Mohrenuhr gesehen? Prachtvolles Stück, nicht wahr? Wahrscheinlich Hochzeitsgeschenk von den Freunden des verstorbenen Werdenfels. So was zu schenken, ist doch schon mehr Hausfriedensbruch!"

Draußen regnete es von neuem. Der Oktoberwind pfiff. Sylvia zog sich fröstelnd ihre Boa fester um ihre Schultern.

Am Abend ein andres Bild, das letzte auf der Hochzeitsreise, das sich wie in einem Wandeldiorama schnell über die Eindrücke der Pension Werdenfels schob: die kleine Residenz, in die Carlos sich nach beendeter Laufbahn mit seiner Schöneberger Häuserbesitzerstochter zurückgezogen hatte.

Carlos war fünfunddreißig Jahre, äußerst robust und gesund wie wenige. Trotzdem hatte er die Last des Dienstes frühzeitig von seinen Schultern geschoben und jeder Beschäftigung entsagt, eigentlich nur, weil ihm die kleine elsässische Garnison, in die man ihn halb ohne Hintergedanken, halb auch wohl seiner etwas unterwertigen Heirat wegen versetzt hatte, „unmöglich zum Existieren" war. Er stand jenseits von „Gut und Böse" der militärischen Laufbahn. Angeblich beschäftigte er sich in seinen täglichen vierundzwanzig Mußestunden mit „Privatforschungen augeschichtlichem Gebiet". Resultate dieser Bestrebungen waren aber noch nicht in die Erscheinung getreten, außer daß ein Freund einmal „Webers Weltgeschichte" aufgeschlagen auf Carlos' van de Veldeschem Schreibtisch hatte liegen sehen. Seine Frau behauptete zwar, er studiere oft nachts, da er aber heftig in Leihbibliotheken abonnierte, ließ

Digitized by Google

sich schwer ergründen, ob dies Studium historischen oder bloß belletristischen Untergrund hatte. Seine Frau behauptete auch, daß sie die kleine Residenz lediglich deshalb zum Wohnort gewählt hätten, weil Carlos sich dort ungestört „innerlich weiterbilden" könne — in Wahrheit trieb eine andre Sehnsucht sie dorthin: die Sehnsucht nach einem Kammerherrnschlüssel. Dieser symbolische Schlüssel mit dem eigenartigen Nimbus war das einzige, was sie sich zum Leben noch wünschten, denn sonst hatten sie ja alles, konnten alles kaufen, wonach ihr Sinn stand — und ihr Sinn stand nur nach käuflichen Gegenständen. Auch Carlos' Herz hatte sich ganz zur Ruhe gesetzt. Er fühlte sich durchaus wohl neben seiner untersetzten, gutmütigen Lebensgefährtin, die nicht hübsch und nicht häßlich war, nicht zu dumm und nicht zu klug, die in dem exzellierte, was man „inoffensiv" nennt, und die darum bei allen wohlgelitten war, weil sie niemand störte und niemandes Neid erregte. Von dem jungen, ewig verliebten Gnesener Leutnant, der dereinst mit klingendem Spiel als große erste Erfahrung in Sylvias kleine Mädchenseele einzog, war nichts mehr an ihm zu entdecken, außer jener Regelmäßigkeit der Züge, die ihn einst zum Adonis stempelte. Der Elan war fort. Er sah so überaus satt aus, was er auch in der Tat immer war, denn bei seiner Gattin lagen die Wurzeln der Kraft durchaus in Küche und Keller. Er war sehr beliebt, auch bei Hofe, und daß der ersehnte Schlüssel immer noch nicht kommen wollte, lag einzig an seiner Heirat und gewissen Vorurteilen, über die man in einer Residenz, gerade je kleiner sie ist, um so schwerer hinwegbalanciert, zum großen Teil auch wohl an dem etwas merkwürdigen Schwiegervater, der zuweilen von Schöneberg angereist kam und durch lärmendes Auftreten seine ganze Dynastie in Mißkredit brachte.

Carlos hatte nur eine Art von Feinden.

Das waren die im Dienst ergrauten, ernsthaften Beamten, die noch mit siebzig Jahren die täglichen Aktenberge durcharbeiteten, durchdrungen von dem Gefühl, daß Arbeit bis zum letzten Atemzug Pflicht — und Müßiggang Laster ist. Von diesem Standpunkte aus war Carlos' Wandel allerdings sehr lasterhaft. Von diesem Standpunkte aus hatten die brachliegenden Körperkräfte dieses gesunden jungen Mannes etwas geradezu Empörendes. Diese alten Arbeitskämpen hätten ihn am liebsten irgendwo als Gepäckträger oder Dienstmann eingestellt, damit doch die latenten Fähigkeiten der Mitwelt auf eine Weise zunutze kämen.

Wenn Carlos mit seinem früh begonnenen „Lebensabend" geneckt wurde, so berief er sich immer auf England. Dort sei es absolut schick und gebräuchlich, von seinen Renten zu leben, es wäre deutsches Vorurteil, daß der Mensch à tout prix in einem bestimmten Beruf ochsen und büffeln müsse. „Universalbildung" sei doch auch etwas. Dies ging auf Webers Weltgeschichte und das Abonnement in den Leihbibliotheken. —

Die Episode in Carlos' Hause war eine glänzende Folie für Sylvias Gatten. Er saß wie ein Bild männlicher Energie neben dem tatenlosen Bruder, und Sylvia empfand es mit geheimem Stolz.

Sie war gesprächiger als gewöhnlich. Alte Gnesener Erinnerungen wurden durchgesprochen, über die sie jetzt so unbefangen lächeln konnte. Die Unterhaltung ging bequem im militärischen Horizont, es war so unanstrengend und so behaglich. Und die Frau hatte für Sylvia etwas Rührendes in ihrer handfesten Einfachheit und der leisen Angst, mit der sie aufpaßte, ob Carlos an der einstigen Flamme neues Feuer fing. Carlos war allein zur Hochzeit in Delft gewesen, sie aus Bequemlichkeit zu Haus geblieben, — dann hatte Carlos' Begeisterung für die schöne Schwägerin ihr Sorge gemacht, sie merkte auch jeden bewundernden Blick, den er zu Sylvia hinüberwarf, jeden kleinen Versuch, das alte Flirtverhältnis wiederherzustellen. Aber Sylvia war so loyal, die nahm keiner etwas weg, am wenigsten solch einem wehrlosen Geschöpf, wie die kleine dicke Schwägerin es war, die wie ein treues Hündchen an ihrem Carlos hing. Und Rothenfels merkte all die kleinen Dessous und freute sich. Alles war Harmonie.

Es lag ein kleiner Stadtteich in den Anlagen der Residenz; allzu viereckig war er, um poetisch zu sein; man hatte ihn künstlich ausgestochen, da die Natur dieser Gegend Teiche versagte — und ein Teich sollte nun einmal sein! Sogar eine künstliche Insel war in der Mitte, ein kleines Ungetüm von Insel mit bleichsüchtigem Gestrüpp und verkümmerten Bäumen, denen das stagnierende Wasser ringsum auf die Nerven zu fallen schien.

Um diesen Teich wanderte Carlos täglich sechsmal. Es war die Hauptpromenade der Stadt, auf der sich alle begegneten, die etwas auf sich hielten. Und je öfter die Menschen diesen Weg gingen, um so weniger merkten sie, wie stumpfsinnig dies Laufen um ein Viereck eigentlich war; ja, Carlos liebte diesen Teich bereits!

Nachdem er seine Gäste zur Bahn gebracht hatte, umkreiste er ihn wie jeden Morgen.

Er ging durch raschelndes Laub. Er grüßte nach rechts und links. Er machte Front vor den hohen Herrschaften, die auf Gummirädern angerollt kamen und für kurze Augenblicke die Landschaft belebten. Ueber den Teich glitt das Spiegelbild des schnellen Wagens, die roten Kokarden der Kutscher leuchteten effektvoll zwischen all den fahlen Herbstfarben. Alles, was am Teich promenierte, blieb stehen, knickste oder grüßte, und die geduldige Fläche spiegelte all die auf dem Kopf stehenden Leute getreulich wider, soweit die grünen Binsen es erlaubten, die durch einen unglücklichen

Digitized by Google

Zufall unausrottbar auf den Teich geraten waren.

Der aufregendste Moment in Carlos' Tageslauf war vorüber. Nun pilgerte er nach Hause, lunchte, rauchte und las. Dazwischen sah er viel aus dem Fenster, es war ja so interessant, wer alles vorbeiging! Und er tauschte jede Beobachtung mit seiner Gattin aus. Das gab ihnen die Idee, daß sie geistig miteinander lebten, sich in jeder Regung verstanden.

Sie waren auf ihre Weise durchaus glücklich. Sie suchten eben das Glück in Bequemlichkeit. Und aus dieser Bequemlichkeit heraus dachte Carlos auch niemals darüber nach, wer ihn eigentlich in dieses Los gedrängt hatte, ihn, den Nachgiebigen, der so leicht zu drängen und zu dirigieren war — wer seine größte Jugendpassion dereinst mit Vernunftgründen erstickte und ihm die reiche, kleine Frau in das Dasein schob wie eine vorsichtig gewählte Schachbrettfigur — die gute kleine Frau, an deren Mammon all sein Elan, seine ganze Mannesenergie gescheitert war!?

XVI

Rothenfels hielt sich selbst für den glücklichsten Menschen unter der Sonne.

In der hellen Etage am Kurfürstendamm richtete er sich das Leben so ein, wie es ihm von jeher als Idealexistenz vorgeschwebt hatte. Alles war auf der Höhe, Möbel und Menus, leise huschende Bediente und die weißen Haubenbänder der Mädchen — und auf diesem schicken Hintergrund die reizende, perfekt angezogene Sylvia.

Für all seine Freunde machte er ein offenes Haus. „Freunde" war für ihn ein Sammelwort, in dem er all die zusammenfaßte, die mit in seines Glückes Schiff einzusteigen suchten — Jugendbekannte, die ihn anborgten, Kameraden von allen Jahrgängen, geschiedene Frauen, deren gesellige Position er wieder zu heben suchte — junge Musiker, die ihm ihre Kompositionen widmeten —, und die Verwandtschaft bis in die fernsten Verzweigungen, bis in jene Ecken selbst, wo die Familienskelette hausten, die in keinem vielköpfigen Geschlecht zu fehlen pflegen. Er war von einer unendlichen Gutmütigkeit, immer bereit zu helfen und zu trösten, mit offener Hand für jeden Bittenden, und selbst dann noch tolerant, wenn er einmal ganz regelrecht betrogen war.

Seine Logierzimmer standen niemals leer. Wenn nicht Carlos mit seiner Gattin für Wochen einrückte, um sich von der Stille ihres kleinen, verschlafenen Pensionopolis zu erholen, so hausten irgendwelche Zugvögel darin, die für drei Tage kamen und fast nie vor drei Wochen entflatterten. Selbst das Familienskelett lud er zum Logieren ein, einen alten, vielpfündigen Onkel, auf den das Wort Skelett nur im bildlichen Sinne paßte und der an leiser Kleptomanie litt — wenigstens wurden die kleinen Eigentümlichkeiten seiner Lebensführung mit dieser Spitzmarke motiviert. Seine Herzensgüte feierte gerade solchen Enterbten des Glücks gegenüber wahre Orgien, wenn er auch im Grunde lieber sah, daß die Logiergäste jung und hübsch waren, und zu denen gehörten, die man „zeigen" konnte, während der bewußte Onkel dem Regiment gegenüber Inkognitogast blieb.

Es war eins seiner Hauptvergnügen, Provinzlern Berlin zu zeigen, dann wurden Hoteldiners arrangiert, Theaterabende, späte Sektsoupers bei Borchardt, nächtliche Gastrollen in Likörstuben, wo er mit großer Kennerschaft für Tanten und Cousinen die verschiedensten Tropfen durcheinandermischte — musikalische Routs im Hause, eine endlose Kette von Vergnügungen. Und wenn die Gäste schließlich zusammenklappten und „nicht mehr konnten", dann bemächtigte sich ihrer eine staunende Bewunderung für den Hausherrn, dem alles Amüsement nur Ausruhen nach dem Dienste war, der früh um sechs schon zu seiner Kaserne ritt, in den kühlen Morgen hinein, der mittags staubbedeckt zurückkam und, immer gutgelaunt, die Fülle der Meldungen entgegennahm, die seiner warteten —, der dann gebadet und neuverjüngt den Lohn nach der Arbeit forderte, indem er fröhlich in den Großstadttrubel hineinsprang.

So ging es den Winter durch, so ging es Frühling und Sommer. Ein Ende der Saison erkannte er gar nicht an. Nach den Gesellschaften kamen die großen Paraden an die Reihe, die Wettrennen, die Wannseefahrten und vor allem das Regimentsexerzieren, der große Glanzmoment in seiner dienstlichen Laufbahn.

Wenn er sich an der Spitze seines Regimentes im Sattel wiegte, hinter ihm aufblitzend aus den Frühnebeln die Gardelitzen und Schnüre der kraftvollen Preußenjugend, wenn die Militärmärsche sieghaft schallend die warme Luft durchjauchzten und die „ganz großen Tiere", auf famosen Pferden zusammengeschart, Kritik abhielten, dann war Rothenfels nicht der liebenswürdige Vergnügungsvogel — dann war er Kriegsgott!

Und Sylvia, die Offizierstochter, genoß solche Minuten von Herzen. Ja, sie klammerte sich an diese Momente wie an einen festen Anker. Sie versuchte sich dann ganz auf das Gefühl des Stolzes zu konzentrieren, das Rothenfels' Anblick in ihr wachrief. Er war ein glänzender Offizier, und sie war glänzend mit avanciert neben ihm. Das bescheidene Provinzregiment, aus dem sie hervorgegangen, stand ihr wie etwas Rührendes in der Erinnerung. Ja, Garde! Das war das einzig Wahre! Und sie las die Bewunderung für ihren Gatten aus den Blicken der andern Regimentsdamen, die neben ihr im Krümperwagen hielten am Rande des Manöverfeldes — und die Musik lullte sie ein wie Jugendfanfaren — und die Welt war schön und Sylvia glücklich — in solchen Minuten ...

Digitized by Google

Während der Herbstmanöver ging Sylvia nach Delft. Sie war total abgehetzt vom Berliner Leben, von Hausfrauenpflichten und Logierbesuch. Die Ruhe tat ihr so wohl. Sie schlief sich einmal wieder aus an den Grachten, jenen selben Grachten, die ihr einsames Bild in den Jahren der „schiefen Existenz" abgespiegelt hatten.

Und zum erstenmal begriff sie, weshalb ihre Mutter lebenslänglich nach dieser holländischen Ruhe, als nach einer Friedensoase, gestrebt hatte. Es war die Reaktion gewesen nach der langen Alltagshetze des Lebens. Sie hatte einfach nicht mehr gekonnt.

Der Weg rund um Delft herum sah gerade so aus wie einstmals. Nur die Gefühle, mit denen Sylvia ihn ging, waren andre; kaum konnte sie sich der früheren genau erinnern — man gewöhnt sich so schnell an gute Lebenslagen, weit schneller als an schlimme! — Jetzt war sie der Stolz ihrer Eltern, ja, zuweilen kam es ihr vor, als verehrte ihr Vater fast einen Vorgesetzten in ihr.

Wandlung der Zeiten! Und war sie denn irgendwie besser geworden? Oder überhaupt anders? Nein! Sie hatte nur Glück gehabt — ganz verdienstlos.

Dann berief Rothenfels sie telegraphisch nach Brüssel. Die Attachévettern tauchten wieder auf, die Statisten von der Hochzeitsreise.

In größerer Gruppe wurden die letzten Saisoneffekte von Ostende mitgenommen, dann Paris in fünf Tagen besichtigt — das heißt, das Paris der Restaurants und der Schneiderateliers — Versailles natürlich wegen der Kriegserinnerungen. Zur Venus von Milo reichte die Zeit nicht — übrigens hatte man sie ja auch in Biskuit zu Hause — Hochzeitsgeschenk vom Familienskelett.

Nach der Heimkehr ging die Wintercampagne wieder an, ganz wie das letzte Mal, der Schwall von Besuchen, die Premieren, die großen Abfütterungen. Und beim ersten Diner der Saison, als die Diener wieder mit dem obligaten Southdown durch die Türen brachen, als der unvermeidliche Steinbutt mit der unvermeidlichen gelben Sauce — riesig und brutal — wieder erschien, als kostbare Blumen wieder in feinen Gläsern auf den Tafeln standen — und die Menschen auch so ganz dieselben, so gar nicht anders geworden, außer daß sie vielleicht eine Herbstreise mehr im Erinnerungsfach hatten —, da überfiel Sylvia eine schwere, tiefe Traurigkeit, jene Traurigkeit, die ernsthafte Menschen gerade dann so intensiv überfallen kann, wenn es am hellsten ringsum ist und am lautesten.

Das ganze Getriebe kam ihr so unendlich öde vor. Rothenfels aber, als sie nach Hause fuhren und er sich befriedigt in die Wagenecke warf, rief aufatmend aus: „Gottlob, daß der Rummel wieder im Gang ist!"

Da behielt Sylvia ihren Pessimismus für sich. Und der Winter tobte dahin.

In den Weihnachtstagen wimmelte die ganze Wohnung von Gästen. Dazwischen standen ziemlich verloren die beiden Pensionsmädchen. Sylvia hätte sich ihnen so gerne mehr gewidmet, aber die Hausfrauenpflichten, die sie immer so genau nahm, ließen ihr gar keine Zeit. Die Kinder wurden mit Geschenken überhäuft, die sie gleichgültig an sich nahmen. Sie waren blaß, mürrisch und verdrossen. Rothenfels tat, was er konnte. Er zeigte ihnen Berlin — aber nichts verfing. Mürrisch reisten sie wieder ab. Alack erklärte, „es wären kleine Scheusale".

Alack war Sylvias Lichtblick in dieser unruhigen Zeit. Er hatte das Rührende und Liebenswürdige eines jungen Verliebten, eines Idealisten, der noch dazu sehr unpraktisch liebt — irgend ein hübsches, armes Wurm, das zu heiraten Wahnsinn wäre —, aber eben „holder Wahnsinn". Die Phase stand ihm. Er war wie ein Stück Romantik.

Dabei steckte er voll Arbeitslust. Er bereitete sich zur Kriegsakademie vor. Er wollte Karriere machen. Er besah sich nachts die Sterne und tags zog er hinter Sylvia her und redete wie berauscht von seiner Zukunftsgröße und dem „Engel" in Oberschlesien. Des Engels Vater war etwas bei der Post. Nähere Angaben vermied Alack. Er schien nicht weit vom Schalter beschäftigt — er konnte aber auch Briefträger sein. Nahe an Kraetke heran war er jedenfalls nicht! Aber Alack fand Vorurteile lächerlich. Er war wie beschwingt — ein Schmetterling, dem noch Glanzstaub auf den Flügeln liegt. —

Im Reigen der zahlreichen Winterdiners kam eins, das Sylvia besonders auf die Nerven ging.

Es war in seiner Art vielleicht das reizvollste, was Berlin zu bieten vermag: eine prachtvolle Tiergartenvilla, in der das viele Geld, das sie repräsentierte, gleichsam geadelt schien durch die erlesenen Kunstwerke in Farbe und Marmor, die von hohen Wänden herniedersahen oder zwischen dichten Blattpflanzen schimmerten. Die Wirte mit dem Nimbus von etwas Besonderem, von politischer Vergangenheit, Bismarckfreundschaft und Verständnis für alle höheren Aeußerungen der Gegenwart. Die Gäste ein Kreis erlesener Namen, Männer, die sich im letzten Kriege ausgezeichnet hatten und noch etwas vom Zauber jener Siege an sich trugen, die sie mit erfechten halfen, Staatsminister im Dienst und außer Dienst, die auf große Rollen zurücksahen oder sie als beati possidentes gerade spielten, berühmte Professoren mit klugen, müden Gesichtern.

Zwischen den leicht erreichbaren Auszeichnungen, die einigen jungen Gardekavalleristen von den Uniformen blitzten, leuchteten auf der Brust eines Gastes vereint die schönsten Dekorationen,

Digitized by Google

die ein Preußenherz kennt, diskret beinahe und doch so vieles sagend — das eiserne Kreuz und der schwarze Adler . . .

Rothenfels' kamen beinahe als die letzten. Während er seinem dichten Scheitel den letzten cachet gab, studierte er gewohnheitsgemäß die Tabelle der Gäste, die im Vestibül lag.

„Sylvia!" flüsterte er amüsiert. „Nun fall mir nicht in Ohnmacht. Weißt du, wer da ist? Professor Thomsen — dein Gatte Nummer 1. Nun zeige mal, daß eine Soldatenfrau Contenance hat!"

Als Sylvia über die Schwelle des letzten der weitgeöffneten Zimmer trat, vor dessen Kamin die Hausfrau stand, sah sie, wie dicht neben dieser Thomsen sich umwandte. Er blickte Sylvia gerade ins Gesicht, kalt und erstaunt, dann trat er langsam einen Schritt zurück.

Die Hausfrau stellte Sylvia einigen Damen vor. Ein paar Ziviliſten kamen angestürzt und „baten um die Ehre". Wo Sylvia erschien, hatte stets ein jeder es eilig, zu erfahren, wer sie sei — dann winkte die Hausfrau Thomsen heran: „Professor Thomsen, der leider den Ruf nach Berlin nicht annehmen will —"

Sylvia grüßte kühl und retirierte sofort in die entfernteste Zimmerecke. Sie versuchte, dem Kamin den Rücken zuzuwenden — und dennoch sah sie, wie Rothenfels sich in seiner überlegenen Unbefangenheit auf Thomsen zu lancierte, sich vorstellte und sofort ein heftiges Gesprächsfeuer über das 93. Regiment und den brillanten Uebungsplatz auf der Wölmse entfesselte.

Zum Glück öffneten in diesem Moment die Diener die Eßsaaltüren.

Sie zitterte, wie sich ihr Platz entwickeln werde, aber es machte sich gnädig. Sie saß zwischen zwei Offizieren und schräg ihr gegenüber Thomsen neben der Hausfrau, aber dank der eleganten Breite des Tisches aus jeder Möglichkeit einer Unterhaltung heraus.

Nach wenigen Minuten wurde sie ruhiger. Sie sagte sich, daß sie ja eigentlich gar keinen Grund zum Zittern habe, daß jener Mann dort mit den kalten, gleichgültigen Blicken sie ebensowenig etwas anging, wie ihre Nachbarn rechts und links. Er sah auch gar nicht zu ihr herüber. Er saß da wie einer, dem ein Diner eine Pein ist. Nein, er hatte sich wenig geändert seit dazumal! Aber seltsam war ihr doch zumute, so mit Gegenwart und Vergangenheit an einem Dinertisch!

Und wie ein Gesicht so oft die ganze Umgebung heraufzubeschwören vermag, in der man es am häufigsten gesehen, so erschien ihr mit einem Male das Jenenser Haus mit den Lilien im Garten und der Saale davor — mit den stillen, von ernsten Bildern geweihten Zimmern, durch die jener Geist wehte, den sie damals nicht begriff in ihrer kindischen Seele und der dennoch, beinah ihr unbewußt, eine andauernde Macht über sie gewonnen hatte, die ebensowenig wegzulöschen war wie die Tatsache ihrer ersten Heirat.

Weshalb befriedigte ihr Leben des Luxus und des Vergnügens sie nicht? Weil sie alle Dinge an dem Maßstab maß, der in jenem Hause galt. Und während ihr junger Nachbar von den feurigen Augen der Otero erzählte, vom Zeppelinschen Luftschiff und den frisch verliehenen Abzeichen seines Regiments, dachte Sylvia über sich selber und ihren Wert nach. Sie wußte jetzt, in welcher Epoche ihres Lebens sie am meisten wert gewesen war — damals, als sie Thomsen verließ. Damals hatte sie fertig gebracht, was auch manche klügere Frau ihr nicht so leicht nachgemacht hätte —, damals war sie stolz und frei gewesen, war ruhig hineingegangen in all die schwierigen Folgen ihres Entschlusses. Aus sich selbst heraus hatte sie das Rechte getan, allen Einwendungen zum Trotz. Nein, sie brauchte die Augen vor Thomsen nicht niederzuschlagen — und sie sah ihn an, ganz ruhig und objektiv, wie den Markstein eines alten Ereignisses.

„Gnädige Frau," sagte ihr Nachbar zur Linken, ein rotbestreifter Major vom Generalstab, „Sie betrachten sich auch Professor Thomsen? Nicht wahr, es macht doch riesigen Spaß, so jemand mal ‚in Zivil' zu sehen — ich meine als Mensch! Vor zwei Jahren war ich mal krank und wurde an die Riviera geschickt. Da borgte mir wer so ein herrliches Buch von ihm über griechischen Götterglauben. Und morgens zog ich damit immer auf eine Bank am Meer, so recht in die Sonne, rechts eine Palme und links eine, und da las ich drin, und ich muß sagen: wundervoll war's, wie so die alte Götterwelt vor einem auflebte! Nachher beim Hotellunch wurde mir oft ganz schlimm zumute, wenn ich dann so im Kontrast zu den Olympiern die hungrige Reiseschar losessen sah. Nun interessiert's mich so, ihn mal zu erblicken. Solche Leute sehen ja immer ganz anders aus, als man nach ihren Büchern denkt!"

„Und wie dachten Sie sich denn den Verfasser?" fragte Sylvia in der angenehmen Sicherheit, daß der Nachbar nichts von ihrem Einst wußte.

„Nun, wie einen Hünen, riesengroß, so mehr wie Wotan, mit enormer Kraft. Na ja! Es gehört auch 'ne dolle Kraft dazu, solche Riesengeister zu beschwören! Ich könnt's nicht. Mich würde dieser übernatürliche Verkehr binnen kurzem ganz neurasthenisch machen. — Und nun dieser feine, stille Mann, der so wie ‚kühl bis ans Herz hinan' dasitzt — daß der das gekonnt hat! Daß der diese große Welt in sich trägt! Man begreift nur immer nicht, daß so jemand überhaupt mit der wirklichen Welt nachher fertig wird, mit den an allen Ecken stoßenden und puffenden Realitäten. Diese nervösen Augen — der Mann sieht aus wie eine Mimosennatur. Man hat das

Digitized by Google

Gefühl, jeder kleine Mißton müßte ihn aufs entsetzlichste verwunden. Und das gefällt mir auch so an ihm, daß er sich zu Berlin nicht entschließen kann. Was sollte der auch in diesem lauten Hexensabbath! Solche Leute gehörten eigentlich auf eine stille Insel, müßten sich da kasernieren, so zum Beispiel auf der Isola bella im Lago Maggiore —, aber dann kein Mensch sonst ringsum."

Sylvia tat das Gespräch sehr wohl. Der kluge, lange Major mit den richtigen Gedanken, die er gleichsam im Postkartenstil von sich gab, brachte sie so glatt über die Unbehaglichkeit dieses Diners hinweg. Und er merkte ihren Beifall und genoß ihn. Er hatte die schönste Nachbarin, die in ihrer weißen Seide mit dem blitzenden Diamantschmuck und der erhöhten Farbe, die ihr die Erregung verlieh, vielleicht reizender aussah als je.

Zuweilen beugte Rothenfels, der an der gleichen Tischseite saß, sich vor, um Sylvia zu sehen. Er war so unendlich eitel auf seine Frau und suchte das auch gar nicht zu verbergen. Man nahm das für eine seiner liebenswürdigen Schwächen und lächelte darüber und fand es im Grunde doch sehr nett. Heute sah er sie neckend und übermütig an. Er behielt auch Thomsen scharf im Auge. Aber er ertappte ihn nur einmal auf einem Blick, als man aufstand, als die Stühle gerückt wurden, da betrachtete Thomsen seine einstige Frau ganz genau — eine halbe Minute lang. Muß der sich ärgern! dachte Rothenfels. Aber es war kein Aerger in Thomsens Blick — nur ein gewisses sachliches Interesse.

Sylvia sorgte dafür, daß beim Kaffee die Weite der Zimmer sie von Thomsen trennte. Ein alter General nahm sie in Beschlag, ein alter Stratege von 70, in dessen Augen es wie Jugendglut und Siegerstolz aus jener glorreichen Zeit zurückgeblieben war. Er sprach so eifrig auf Sylvia hinein. Wie eine sichere Mauer stand er zwischen ihr und Thomsen.

Sobald es nur irgend möglich zu machen war, wandte sich Thomsen zum Gehen.

Ein Staatsminister a. D. redete den alten General fest. Sylvia stand allein. Sie flüchtete neben die Staffelei mit dem Lenbachschen Bismarck, dessen Antlitz, in dem die Glorie einer hinabgegangenen Zeit zu strahlen schien, von der Flamme des nahen Kamins rötlich angeglüht war.

Thomsen trat näher. Einen Augenblick betrachtete er den Bismarck. Dann wandte er sich zu Sylvia. „Ich kann nicht gehen," sagte die wohlbekannte, leise, einst so sehr von ihr gehaßte Stimme, „ohne Ihnen zu sagen, gnädige Frau, wie sehr ich mich freue, Sie so glücklich und so recht in Ihrem Element gesehen zu haben."

Er sprach ganz rasch, halb gedämpft, dann verbeugte er sich und ging, nachdem er umsonst einen Augenblick gewartet hatte, ob sie ihm die Hand reichen werde.

Sie tat es nicht; sie grüßte nur. „So recht in Ihrem Element" — und die leise Ironie dabei! Sie haßte ihn, diesen schlechten Menschenkenner!

Die Frau vom Hause hatte etwas von Thomsens Worten aufgefangen, und bei ihrer großen Vorliebe für alles, was nicht nach der Schablone war, begann sie sich plötzlich lebhaft für Sylvia zu interessieren.

„Ach, ich wußte gar nicht, daß Sie sich kannten," sagte sie mit Wärme. „Wie schade! da habe ich doch die Tischordnung falsch gemacht. Mein Mann meinte nämlich, daß wir einem so schönheitskundigen Manne wie Herrn Thomsen doch zeigen müßten, daß wir hier auch etwas Schönes besitzen — und ihn daher neben Sie setzen! Ich dachte aber, Sie würden sich zwischen Kameraden Ihres Herrn Gemahls wohler fühlen. Gewiß hätte es Ihnen aber anders mehr Vergnügen gemacht!"

„O nein, keineswegs!" sagte Sylvia entschieden.

„Da fällt mir übrigens ein... ja, wie ist es doch gleich? Neulich sprach mir noch jemand davon, daß Professor Thomsen verheiratet war und nun Witwer ist. Wenn ich nicht irre, soll seine Frau ja eine Schlichting gewesen sein, vielleicht eine Verwandte von Ihnen?"

Sylvia sah der alten Dame fast bestürzt ins Gesicht. Es tat ihr leid, die Arglose in Verlegenheit zu setzen.

„Verzeihen Sie," entgegnete sie halb entschuldigend, „ich war es selbst."

Die Dame stutzte, aber Weltdamen fassen sich schnell und gleiten leicht über alle Fragezeichen hinweg.

„Nun, so habe ich doch zweckmäßiger plaziert als mein Mann," sagte sie leichthin. Sie wollte abbrechen, aber mit einem Male fühlte sie eine starke Sympathie für diese reizende Frau, die sie immer für eine schöne Enveloppe mit wenig Seeleninhalt gehalten hatte. Sie nahm Sylvias Hand in die ihre und fuhr liebevoll fort: „Nun hoffe ich nur, liebe Frau von Rothenfels, daß wir Ihnen nicht unbewußt das Behagen hier verdorben haben. Aber wissen Sie, wer Sie nur flüchtig kennt, nur aus Salons, dem scheinen Sie so ganz das, was man mit dem Schlagwort ‚unbeschriebenes Blatt' bezeichnet; da müssen Sie einem schon etwas Ver- oder ich möchte sagen: Bewunderung zugute halten, wenn man mit einem Male merkt, daß doch schon eine besondere Geschichte auf diesem Blatte steht. Aber nun täusche ich mich nicht wieder. Nun weiß ich, wohin Sie gehören: zu den ‚stillen Wassern'. Und mir ist alles so grenzenlos sympathisch, was tief ist. Nur das Seichte kann ich nicht vertragen! Aber hören Sie, Ihr Herr Gemahl singt!"

Richtig, da erklang es auch schon durch die Gemächer — das Bravourstück:

„Im Arm seine zitternde Liebe!"

Digitized by Google

Alles zerfloß in Bewunderung. Man überschüttete Sylvia mit Komplimenten. Zum ersten Male erregte diese ewige „zitternde Liebe" ihren Widerspruch und sie dachte nur: ‚Gottlob, daß Thomsen gegangen ist!' —

Sie fuhren nach Hause. Rothenfels war in angeregtester Stimmung.

„Nun, Sylvia, wie kamst du dir vor mit zwei Männern im Zimmer, du kleine Mormonin? Ich habe mal Memoiren gelesen d'une grande dame, weißt du, von der Potocka, der mit den schönen Locken auf dem runden Bild. Deren Gatte brachte es fertig, einmal mit drei seiner Frauen in Gesellschaft zusammen zu sein. Und das genierte alle vier gar nicht. Im Gegenteil, sie waren sämtlich große Geister und alle höchst unbefangen miteinander. Das nenne ich mondain! Haltung muß der Mensch haben. Damit imponiert man sich selbst. Du hast dich auch schneidig benommen, Sylvia — auch grande dame!" Und er küßte ihr anerkennend die Fingerspitzen. „Uebrigens," fuhr er fort, „ich empfand mal wieder so recht, wie angenehm es ist, bei derartigen Konkurrenzfällen körperliches Uebergewicht zu haben. Wenn ich nun so viel kleiner gewesen wäre wie er und er so groß wie ich, dann hätte es mich vielleicht geniert — aber so — mit meiner Länge! —" und er reckte beide Arme gegen das Wagendach — „da fühlt man sich eben immer als Herr der Situation. Aber du bist so ganz stumm, Sylvia?"

Sie öffnete das Fenster und beugte sich in die Nachtluft: „Nun, zu den besonderen Annehmlichkeiten rechne ich solche Begegnungen nicht gerade."

„Na, dafür ist's ja gut, daß er nicht nach Berlin strebt. Hier paßt er ja auch gar nicht her. Wer so durchs Leben träumt, den überfährt hier ja über kurz oder lang mit Sicherheit eine Elektrische."

„Bitte, laß die Witze!" bat sie. „Ich kann nun einmal nicht alle ernsten Dinge lächerlich finden."

„Aber Sylvia!" rief er. „Schlecht gelaunt? du? Was muß ich erleben! Ich dachte, das könntest du gar nicht sein. Na, wie versöhnen wir dich denn nur? Soll ich dir einen neuen Hut schenken? Oder wollen wir eine schöne Reise machen? Nach den Manövern? Ich weiß was, wir wollen im Spätherbst nach Aegypten. Carlos geht ja auch hin. Angeblich interessiert er sich ja so für die Pharaonen. Wollen wir mit? Und der alte General von Stein, der dir heute nach Tisch so den Hof machte, geht auch hin. Er hat mir so zugeredet. Was meinst du? Wollen wir?"

Und er hüllte sie ganz ein in Freundlichkeit und liebevolle Vorschläge — all ihre Vorwürfe erstarben vor seiner Herzensgüte.

XVII

Die ägyptische Reise ging wirklich im Spätherbst von statten, in ziemlich rasendem Tempo, da Rothenfels' Urlaub natürlich kurz beschnitten war.

Selbst die Dampferfahrt von Genua nach Afrika hatte nichts Ausruhendes. Es war zuviel Geselligkeit an Bord. Die Brüder Rothenfels freundeten sich mit sämtlichen hübschen Ausländerinnen an und abends knallten die Champagnerpfropfen hier geradeso wie in Berlin, und die eleganten Toiletten, die durch die Kajüten schleiften, brachten ganz die Illusion einer Saison auf der Höhe hervor.

Das Meer, das draußen seine mittelländischen Weisen sang, erschien nebensächlich gegen dies schwimmende Hotel, das Großstadtluxus über die frommen Wogen trug.

Carlos' Gattin lag meist in einer Hängematte und las Tauchnitz-Editionen. Die ganze Reise war ihr sehr unbequem — ein Opfer, das sie Carlos' „innerer Weiterbildung" brachte. Außerdem fürchtete sie sich vor Aegypten; sie hatte eine bodenlose Angst vor Mumien und Krokodilen, zwei Dingen, die sie ziemlich für dasselbe zu halten schien.

Am wohlsten fühlte sich Sylvia, wenn sie neben dem alten Generalspaar saß; sie hatten etwas von Philemon und Baucis; sie repräsentierten ein altes Eheglück. Dabei genossen sie alles, die Schönheit der Fahrt und den Komfort des Schiffes. Der alte Kriegsheld war ein verständnisvoller Bonvivant, der materiell und geistig zu genießen verstand, mit allen Hunden gehetzt, noch immer voll Spannkraft, mit jungen Augen unter grauem Haar. Es war, als ob die genossene Befriedigung ihn so frisch erhalten habe — die Befriedigung, daß er seine Fähigkeiten hatte verwerten können in der größten Zeit des 19. Jahrhunderts, daß die Gelegenheit ihm günstig war, die sich denen so oft versagt, die Heldenkraft in sich spüren — und doch zu unrechter Stunde geboren sind.

Sylvia hörte so gern, wenn er von den heißen Schlachten sprach, so unmittelbar, als wären sie gestern erst geschlagen. Und seine Baucis, die er bald nach jenem Krieg geheiratet, lauschte andachtvoll mit auf die ihr wohlbekannten Geschichten — sie sah in ihm Bismarck und Moltke in einer Person.

‚Es gibt also auch glückliche Ehen,' dachte dann Sylvia wohl.

„Ja, die Steins sind auch ein Beweis," erläuterte Rothenfels das Paar, „was für ein Segen es ist, wenn ein ordentlicher Batzen Geld in eine Familie kommt. Die mußten sich ihrer vielen Kinder wegen bisher immer ziemlich platt legen, wohnten drei Treppen hoch, und wenn er

Digitized by Google

noch so gern Droschke gefahren wäre, stieg er — letztes Jahr noch — schließlich doch immer in die Pferdebahn. Ja, ja, das kennt man: hoher Rang, alter Adel, Orden erster Güte, und dabei doch Pferdebahnexistenz — das Pferdebahnmoment ist so bezeichnend. Na, ich danke meinem Schöpfer, daß ich mich zu rechter Zeit wenigstens zum Mietswagendasein emporgeschwungen habe. Nun, für die Alten kommt das Geld etwas spät, aber nun haben sie doch vor Torschluß etwas davon. Früher gingen ihre Reisen nach Bertrich oder Kohlgrub. Ausland hat er, glaube ich, nur im Krieg gesehen. Nun haben zwei Söhne reich geheiratet, gleich Schwestern, ein ganzes oberschlesisches Kohlenbergwerk gleichsam ausgeschlachtet, Oberleutnants mit Unternehmungsgeist — und nun geht alles gleich aus anderm Ton. Statt Hahnenklee leisten die Alten sich Aegypten."

So perorierte Rothenfels in der Meerenge von Messina. Er trug den Berliner Horizont immer mit sich wie ein Opernglas in der Tasche.

Sylvia hatte kein Glück mit Aegypten. Der erste Eindruck schon verdarb ihr die Stimmung. Auf der sonnenhellen Terrasse von Shepheards Hotel in Kairo saß quer auf einem japanischen Rohrstuhl in weißem Radelkostüm, von zwei ebenso unschuldweißen Globetrotters umstanden, Irene Reifenstein und photographierte.

Sylvia blieb sehr kühl. Die Brüder Rothenfels waren entzückt von ihr und fanden, daß sie ungemein viel Rasse habe.

Irene hatte sich von ihren Eltern ziemlich emanzipiert. Sie fand es lächerlich, mit Eltern zu reisen. Eltern waren in ihren Augen überhaupt eine altmodische, ziemlich überwundene Einrichtung. Sie fühlte sich aller Bevormundung entwachsen, fühlte sich als „freies Weib". Sie war auch über die Zigaretten hinaus, sie rauchte Zigarren — sie sei „wahnsinnig amüsant", sagte Rothenfels, und Carlos, der sich zuweilen auf den Schwerenöter spielte, wenn seine Gattin außer Hörweite war, pflichtete mit vielsagendem Kopfnicken bei.

Irene reiste mit einer Privatgesellschaft, die nur aus reichen, eleganten, trägen Leuten bestand. Ihre beste Freundin in diesem Kreise war eine frischgeschiedene Frau, die am Nil die Miseren eines langwierigen Prozesses zu vergessen suchte — Sylvias Nachfolgerin im Reich von Irenes Freundschaft. Sylvia betrachtete die forsche Dame, die so gern und kräftig auf ihren verflossenen Eheherrn schimpfte, mit psychologischem Interesse. Nein, so schneidig war sie selbst damals nicht über ihre Scheidung hinweggekommen. Dies „freie Weib" war entschieden ein besserer Akrobat für derartige Hindernisse!

Man verbrachte den ganzen Abend zusammen. Zu Sylvias Glück war es der letzte afrikanische Abend für Irene und ihre „Bande". Morgen sollte es nach Spanien gehen.

Die Brüder Rothenfels bedauerten den Umstand lebhaft. Die „Bande" war so riesig lustig und so überaus bequem in ihrer Auffassung von Aegypten. All diese Menschen phantasierten gar nicht über die alten Dynastien; sie posierten nie auf das historisch Angehauchte; sie fanden die alten Götzenbilder, die frisch ausgebuddelt dem Wüstensand entstiegen und mit den starren, riesigen, unergründlichen Augen in die heiße Tageshelle sahen, einfach komisch. Sie nannten die großen Herrscher des alten Weltreichs, die Ramses und Sesostris, einfach „dolle Kerls" und genierten sich gar nicht, ihre Tennisbälle gegen die Pyramiden fliegen zu lassen, im Gegenteil: jene Punkte Aegyptens, die geeignete „grounds" für Tennis und Golf abgaben, gefielen ihnen am besten, und daß Jahrtausende auf sie herabsahen, ließ sie weit gleichgültiger als einst die Soldaten Napoleons. Sie waren eine Auslese blasierten Weltbummlertums, zusammengeweht durch den Umstand, daß sie alle viel Geld und keine Ideale hatten, daß sie alle photographierten und alle flirteten.

Irene hielt Sylvias Reserviertheit natürlich für Eifersucht und genoß es sehr, daß die beiden Brüder ihr und der Frischgeschiedenen, Schnellgetrösteten so viel Geschmack abgewannen. Wo Irene saß, wurde beständig gelacht. Sie war so schlagfertig und frech, daß es Sylvia physisch weh tat, so, als kratze jemand mit einem schrägen Griffel auf Schiefer. Sie verwickelte Rothenfels in ein langes Gespräch über Gibraltar und variierte das Affenthema, und Rothenfels variierte mit, während draußen die große, dunkle, ägyptische Nacht feierlich heraufzog und die heilige Erde in tiefblaue Schleier hüllte.

Aegypten begann mit einem Mißton für Sylvia. Die scharfen Kontraste gingen ihr auf die Nerven. Das Klima bekam ihr nicht, es machte sie schlaff und müde. Wie Traumbilder zogen die Nilufer vor ihren Augen vorüber. Sie fühlte, daß sie alles wieder vergessen würde, was sie sah, nur eines vielleicht nicht, die Tage in Theben.

Die waren ein bleibender Eindruck aus einem bestimmten persönlichen Grunde.

Die Brüder Rothenfels sahen Theben in einem ganz besonderen Licht. Das „Hunderttorige" war ihnen ganz nebensächlich, nebensächlich wie auch das Neigen der zahllosen Palmenwedel, wie die lichtglühenden Linien des lybischen Gebirges und die düsteren Gräberstätten, in denen die ältesten Dynastien der Kultur zur Ruhe gingen. Für sie war Theben der Ort, wo man das Glück haben konnte, unter Umständen einen Schakal zu erlegen, ja man sprach sogar von Hyänen, die zuweilen um die Tempel von Karnak kreisen sollten. Die famosen Jagdanzüge wurden ausgepackt, und wer die Brüder ausziehen sah, hätte sich plötzlich auf oberschlesischem Jagdgebiet oder bei ungarischen Magnaten glauben können.

Digitized by Google

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Die Gratulantin

Nach dem Gemälde von E. v. Stieler

Digitized by Google

Daß der Nil seine schweren Fluten so nahe rollte, daß aus dem Schatten der Nacht die Kolosse Memnons ragten und die großen feierlichen Tempel tragisch und finster in diesem Teil der Erde standen, das war bloße Zugabe für die Brüder Rothenfels — der Schakal und die Hyäne blieben doch die Hauptsache.

Sylvia begriff diese Auffassung nicht, überhaupt forderte ihr Mann auf dem Hintergrunde Aegyptens ihre Kritik viel mehr heraus als daheim. Das militärische Milieu stand ihm eben viel besser als das ägyptische. Es reizte sie oft, wie schnell er mit seinem Urteil fertig war, eine wie erstaunlich kurze Frist er brauchte, um ein Heiligtum, über das sich die Gelehrten seit vielen Jahren die Köpfe zerbrachen, in der Geschwindigkeit abzutaxieren, daß ihm die Tempel von Dendera oder die ganze Insel Philä nicht mehr Kopfzerbrechen machten als etwa die Inspizierung einer Kompagnie.

Woher kam es, daß sie sich so ernüchtert fühlte? Die Frage drängte sich ihr immer wieder auf. Aber sie war zu feige, sie sich selbst zu beantworten. Da brachte eine Vollmondnacht ihr plötzlich Aufklärung. Sie ritt mit dem alten berühmten General zum Tempel von Karnak. Da die Brüder meist auf Jagd waren und die alte Generalin meist „katarrhalisch" infiziert, fanden die beiden sich öfter als stille Weggenossen zusammen.

Mit der vollen Glut einer geschichtskundigen Seele genoß der alte Kriegsheld den Vorweltschauer, der von diesen Pyramiden und Tempeln ausging; aber er verschnitt seinen Enthusiasmus nicht gern im Gespräch, denn man fuhr mit Cook, und das Menageriehafte der Unternehmung machte ihn verstummen. Sylvia, die so gut zu schweigen verstand, war ihm die angenehmste Gesellschaft.

In fernem Schein ragten die Säulen von Luxor. Das weite Wüstenland lag ausgebreitet in verschwiegener Stille. Nur zuweilen flatterten Fledermäuse von alten Grabstätten empor, und der Schlag ihrer Flügel klang gespenstisch, der einzige Ton, der in die Lautlosigkeit ägyptischer Landschaft paßte. Vor dem Tempel des Mondgotts stiegen sie ab.

„Alle Achtung vor Ramses!" sagte der General und grüßte militärisch. „Es ist doch ein Segen, daß es so was gibt, nicht bloß fin de siècle und moderne Metropolen."

Langsam, vom Reitknecht gefolgt, schritten sie weiter im Wüstensand. Da stand der Tempel des Ammon. Geisterhaft, mit scharfen Mondschatten, hob sich der riesige Pylon als Eingangstor vor dem „Throne der Welt", wie der Tempel in jenen Tagen hieß, als die Lande am Nil die Welt bedeuteten. Sie stiegen hinauf. Von oben gesehen, lag ihnen die ganze Tempelherrlichkeit zu Füßen, Höfe und Säulen mit ihrem Nimbus von Pharaonennamen.

Der General schwieg lange. Er genoß und seufzte dabei zuweilen.

Und Sylvia schwieg auch. Aber sie genoß nicht. Sie litt.

Ja, so war's! Ihr Mann jagte Schakale, und sie saß ohne ihn im Mondenlicht auf den Tempeltrümmern von Karnak! Und so würde es immer sein, immer eine Kluft, immer etwas Trennendes, das er nicht empfand, aber worunter sie litt.

Und nie war ihr diese Kluft so klar geworden wie in dieser Stunde, wo sie endlich einmal Ruhe hatte, in dieser Umgebung, deren sagenhafte Großartigkeit auf ihr lastete, die sie nicht begriff und nicht enträtseln konnte und die nur ihr eignes kleines Leid doppelt deutlich vor ihr entstehen ließ, ein Leid, das so winzig war neben der Größe der Pharaonen, die ihre Ewigkeitsdenkmale an den Nil gebaut haben — aber das Leid einer Lebendigen!

Die Pharaonen waren gut daran, die hatten ausgelitten. Und plötzlich tat Sylvia, was sie in schwierigen Augenblicken schon oft in ihrem Leben getan, da sie zu denen gehörte, die „nahe ans Wasser gebaut haben", wie man sagt: sie senkte den blonden Kopf mit der englischen Reisemütze auf beide Hände und begann zu weinen.

Der alte General erschrak. Er war gerade dabei, sich in Gedanken die Gestalten der Napoleonischen Kriegsmänner vor jenen Pylon hinzuzaubern, wie sie da unten standen, die französischen Mützen schief auf den verwegenen, narbenreichen Gesichtern, und die Längen- und Breitengrade in den Stein zeichneten, die ihre alles enträtselnde Zeit selbst für diese Gegenden herausgefunden hatte. Nun weinte da plötzlich jemand neben ihm, die schöne, reiche, glückliche Frau von Rothenfels, die „Springer"-Gattin, die er immer für etwas apathisch, aber immer für sehr zufrieden gehalten hatte.

„Um Gottes willen, Kind!" sagte er väterlich. „Was ist denn? Sie fürchten sich doch nicht etwa vor Fledermäusen?"

Sylvia schluchzte lauter.

„Aber was fehlt Ihnen denn?"

„Ich weiß nicht," flüsterte sie, „aber das alles beklemmt mich so, und überhaupt —"

Sie suchte sich zu fassen.

„Ach so," sagte er, „die übliche Ruinenmelancholie! Na, so Gott will, ist's nichts weiter. Hab' ich auch gekannt als junger Mensch! Saß mal nachts auf dem Drachenfels. Jedes alte Gemäuer tat's schon bei mir, jeder morsche Stein machte mir Weltschmerz. Und nun hier erst, das schwindelnde —"

Er streichelte begütigend ihre tränenfeuchte Hand. Aengstlich betrachtete er sie von der Seite. Ein Gedanke kam ihm: Sollte sie am Ende in die Rubrik der „unverstandenen Frauen" gehören? Er hatte gar keinen Sinn für diese Spezies! In seiner Jugend gab's die Sorte noch nicht, da litt noch keine an „unerhörten Seufzern". Da waren alle „weiblich" im althergebrachten Sinn und den Männern dankbar, den „hohen Herren",

Digitized by Google

die sich zu den frommen, gläubigen Käthchennaturen niederneigten. Frau von Rothenfels sah im Grunde eigentlich wie das Ideal solch eines blonden Normalkäthchens aus — sollte sie dennoch —?

Sylvia mochte sich auf ihren geheimen Gedankengängen ertappt fühlen, als sie die klugen alten Augen so nachdenklich auf sich ruhen sah. Sie schämte sich ihrer Schwäche und nahm sich zusammen. „Es ist schon vorbei," sagte sie halb entschuldigend. „Mir sind wirklich diese Tempeltrümmer auf die Nerven gefallen. Es hat aber auch etwas Unheimliches, all dies Uralte, neben dem das Christentum fast schon wie Neuzeit erscheint — den lernt man ja schon in der biblischen Geschichtsstunde, Sisak, den König von Aegypten, der gegen Rehabeam zog."

Der General war beruhigt. Sylvia aber hatten die Tränen erleichtert. Und sie war sich in dieser Stunde klar geworden über sich selbst, immer eine Wohltat, wenn auch das Ergebnis melancholisch sein mochte. Sie wußte jetzt, was ihr fehlte: eine „femme incomprise" war sie, eine von den zahllosen. Da lag die Wurzel ihrer Leiden! Und sie schämte sich fast, daß sie etwas so Alltägliches war, etwas so Abgegriffenes, so hundertfach in Novellen Verhandeltes.

Und wer trug die Schuld? Eignete sie sich nicht zur Ehe? Oder eignete die Art Ehemänner, die ihr Schicksal ihr an die Seite zwang, sich nicht für sie?

Es waren keine sehr ortsgemäßen Fragen, die sie auf dem Tempelpylon von Karnak mit sich erörterte, es saß eben „das kleine Menschenkind an dem Ozean der Zeit". Aber beim Flattern der Fledermäuse und dem fernen Hinschleppen der schweren Nilflut kam sie doch zu einem Resultat. Sie schwor sich, gegen ihren inneren Bankrott anzukämpfen, so gut es ging, alle Schuld in sich zu suchen, wenigstens dankbar zu sein, wenn sie nicht glücklich zu sein vermochte, sich herauszuretten aus der Sentimentalität ihres Zustandes — und fast unheimlich war ihr dieser Schwur an einer so heiligen Stätte, wo durch riesige Säulenwälder Schatten der Bibel und der Geschichte glitten.

*

Als einige Tage später der weiße fröhliche Lloyddampfer eines Morgens durch die adriatischen Wellen zog, — er fuhr von Messina nach Triest — trat Sylvia als die erste auf Deck.

Sie liebte die Schiffsnächte nicht. Sie fürchtete sich ganz regelrecht, wenn die Wogen an die Kajütenfenster klatschten und das Heulen einer Sirene die Nacht durchklang, darin war sie ganz vieux jeu und hatte nichts von der schneidigen Bravour moderner Frauen, denen kein Element imponiert. Sie fühlte sich jeden Morgen erst dann wohl, wenn die Sonne auferstand und die Welt wieder behaglich machte.

Ueber die blaugrüne Flut strich eine frische Brise — so jung schien das Meer, so unverbraucht und neu. Nur die Schiffbediensteten sah man an Bord und den rotbärtigen Kapitän, dessen Kopf sich wie ein feuerroter Fleck aus den zarten Morgentönen hob. Der italienische Strand leuchtete wie eine helle ferne Linie über dem Wasser. Sie wußte nicht, waren es glitzernde Möwenfittiche oder weiße Häuserreihen, die sie vom Ufer herüberblitzen sah?

„Was ist das da drüben?" fragte sie den Kapitän und deutete zum Strand.

Der rote Feuerbart wandte sich zur Seite. „Rimini."

Rimini — sie setzte sich auf die Schiffsbank und schaute aufmerksam dahin. Sie empfand es als etwas Unheimliches, dies Stehenbleiben der Szenerien, über die unsre Erinnerungen hingegangen sind, ohne eine Spur zu lassen — Kulissen, die ruhig am Platze blieben für andre Spiele, andre Komödien.

Damals, in den Tagen von Rimini, war sie ein Kind gewesen, ein harmlos törichtes — ein Kind, vom Zufall auf einen Platz gestoßen, auf dem sie sich nicht hatte behaupten können. So lange vergangen schien ihr jene Zeit, sie selbst sich so erfahrungsreich und verändert.

Sie besann sich plötzlich so deutlich auf Rimini — nicht auf die große Leidenschaft der Malatesta, aber auf den seltsamen Seegeruch am abendlichen Strand, auf den jungen dunklen Offizier, der dort so vergnüglich mit seiner Dame promenierte, und zuletzt auch auf ihn, auf Thomsen, auf den versonnenen Gelehrten, der sich so gut auf Wissenschaft verstand und so schlecht auf Liebe.

Sie trug einen scharfen Groll gegen ihn im Herzen.

Er war doch ihr Verhängnis; denn ihre erste Ehe hatte ihr den Geschmack an der zweiten verdorben. Das wußte sie jetzt seit der Mondscheinnacht von Karnak . . .

Auf der Treppe klang Lachen. Die Brüder Rothenfels erschienen. Sie waren so gut aufgelegt wie immer, so liebenswürdig und galant gegen Sylvia.

„Weißt du, was wir getan haben, Carlos und ich?" fragte Sylvias Mann, „eine Dinerliste aufgesetzt. Wir müssen gleich loslegen, wenn wir zurück sind, denn daß Zedlitzens noch nicht bei uns waren, schreit einfach zum Himmel. Wir wollen nur ruhig in Triest schon die Einladungen posten. Und dann bin ich für Heidschnuckenrücken. Das ist apart und zugleich niedersächsisch, und Frau von Zedlitz schwärmt ja für Niedersachsen. Aber Mintsauce dazu. Wie in England. Hammel ohne Mint ist wie Leben ohne Liebe. Uebrigens gibt's auch jetzt Mint in Berlin. Borchardt hat alles."

Sylvia lächelte melancholisch.

Sie litt zuweilen so darunter, daß sie nichts Rechtes zu tun hatte im Leben, keine Arbeit, keine Pflichten.

Wie unrecht das war!

Sie hatte doch eine Mission auf Erden: sie hatte ja Diners zu geben!

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Japanischer Schuhmacher, mit Händen und Füßen arbeitend

Japan bei der Arbeit

Von

Dr. Carl Wiegand

(Hierzu 6 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die Erzeugnisse des japanischen Kunstgewerbes entzücken jedermann, ob er sie flüchtig oder genau betrachtet. Außer über die künstlerische Vollendung der Formen staunt man über die große Sorgsamkeit und Feinheit in der Ausführung. Soviel ist einem jeden klar, der einen japanischen Gebrauchs- oder Ziergegenstand in der Hand gehabt hat, daß der Verfertiger keine Mühe und Arbeit dabei gescheut hat. Unsre Museen und Privatsammlungen bergen kostbare Stücke, bei deren Betrachtung man verwundert fragen muß, wieviel Jahre oder gar Jahrzehnte der Künstler zur Herstellung dabei gebraucht hat. Emsiger Fleiß und große Sorgsamkeit, verbunden mit starkem künstlerischen Empfinden sind Charakteristika der japanischen Arbeit.

Japan ist ein Ackerbaustaat und erst seit kurzer Zeit im Begriff, eine umfangreichere Industrie zu entwickeln; bisher gab es Fabriken und Großbetriebe in unserm Sinne nur wenig oder gar nicht. Die emsige Handarbeit jeder einzelnen Person kennzeichnet die japanischen Erzeugnisse. Handarbeit finden wir auf Schritt und Tritt, auch da, wo Europa und namentlich Amerika schon längst gelernt haben, Maschinen zu verwenden. Diejenige Getreideart, die am meisten der Handarbeit bedarf, und zwar der Handarbeit unter den erschwerendsten Umständen, ist der Reis. Für den Japaner bildet der Reis den Hauptbestandteil seiner Nahrung. So sehen wir denn, daß ein großer Teil des Landes mit Reisfeldern bedeckt ist, die von einer fleißigen Bevölkerung unter möglichster Ausnutzung jedes Stückchen Landes bebaut werden. Unsre Abbildungen zeigen Landleute bei der Bearbeitung der Reisfelder, die bekanntlich einen großen Teil des Jahres unter Wasser stehen müssen, da nur so ein Gedeihen der anspruchsvollen Reispflanze zu ermöglichen ist. Daß das Arbeiten im schlammigen Wasser bei oft sehr erheblicher Hitze seine Schwierigkeiten hat, liegt auf der Hand. Gegen den starken Sonnenbrand schützen sich Männlein und Weiblein durch riesige Hüte, die auf den beiden Abbildungen deutlich zu sehen sind. Die Reihe von Mädchen, die in gebückter Stellung das schwierige Verpflanzen der jungen Reispflanzen besorgen, sieht von weitem wie eine Reihe von geneigten Pilzen aus, erst bei genauerem Hinsehen erkennt man, daß unter diesen pilzförmigen Hüten menschliche Wesen stecken. Mit großer Sorgfalt, wenn auch in ziemlich primitiver Weise wird die weitere Verarbeitung des Getreides vorgenommen. Unsre Abbildung zeigt den Hof eines japanischen Gehöftes, der mit Matten bedeckt ist, auf dem kurz abgeschnittene Weizenähren gedroschen werden. Die Matten dienen gleichzeitig dazu, das Austrocknen des Getreides bei zweifelhafter Witterung vorzunehmen. Die Matte mit aufgestreutem Getreide wird, solange die Sonne scheint, im Freien ausgebreitet und kann schnell, wenn Regen droht, unter Dach und Fach gebracht werden. Selbstverständlich eignet sich dieses Verfahren nicht für den Großbetrieb; nur der kleine Bauer verfügt über so viel Arbeitskräfte, daß er das Getreide in dieser Weise behandeln kann.

Außer dem Hauptbestandteil der japanischen Nahrung, dem Reis, spielt bei der insularen Lage des Landes der Fisch eine große Rolle in der Küche.

Digitized by Google

Die Meere, die Japans Küste bespülen, sind sehr fischreich, und große Mengen von Fischen aller Art werden in jedem einzelnen Orte täglich auf den Markt gebracht. Ich sah verschiedentlich japanische Fischer bei der Arbeit und konnte bemerken, was für enorm muskelkräftige Gestalten darunter waren. Manche zeigten eine geradezu athletische Muskelentwicklung, wie es denn überhaupt ein weit verbreiteter Irrtum ist, anzunehmen, daß die meisten Japaner schwach gebaut sind; wir lernen hier in Europa im allgemeinen nur junge Leute der gebildeten Stände kennen, die allerdings zum großen Teile einen verhältnismäßig zarten Körperbau besitzen. Ganz anders jedoch sieht der Japaner der unteren Stände aus: der japanische Kuli ist zwar meistens untersetzt gebaut, jedoch dabei von großer Körperkraft und Ausdauer, so daß er z. B. befähigt ist, im leichten Personenfuhrwerk das Pferd gänzlich zu vertreten und den Insassen seines Wagens (Rickschah) leicht in schnellem Trabe über große Entfernungen zu befördern.

Unsre andern Abbildungen zeigen uns eine Reihe von Handwerkern und Händlern bei ihrer Tätigkeit. Auf einem Bilde sehen wir einen Besenhändler, der sehr hübsch geflochtene kurze weiche Besen zum Verkauf ausbietet, die sicherlich den Beifall einer jeden deutschen Hausfrau erringen würden. Der Fußboden eines japanischen Zimmers ist bekanntlich mit feinen Matten bedeckt und wird sorgfältigst sauber gehalten; jedes Stäubchen wird mit Hilfe der weichen, hübsch geflochtenen Besen, nach denen immer Bedarf ist, entfernt. Dementsprechend ist es nicht gestattet, ein japanisches Haus mit irgendwelchem Schuhzeug zu betreten; Eingeborene wie Europäer müssen vor Eintritt in das Haus ihr Schuhwerk ablegen. Der Japaner der besseren Klasse trägt die weiße, strumpfartige Bekleidung an den Füßen, die nach Art der Fausthandschuhe die große Zehe von den vier andern Zehen getrennt läßt, so daß es möglich ist, zwischen großer Zehe und zweiter Zehe auch bei bekleidetem Fuß ein Band hindurchzuziehen. Daß diese Zweiteilung des Fußes notwendig ist, lehrt uns ein Blick auf die reiche Auswahl von Schuhwerk, die in dem Laden feilgehalten wird. Wir sehen zierlich geflochtene Strohsandalen, mit hübschen farbigen, rund genähten Befestigungsbändern versehen, in jeder Größe vorrätig, ebenso die plumpen hölzernen „geta“, die bei Schmutzwetter auf der Straße getragen werden. Der Käufer, der vor dem Laden auf einer kleinen Bank sitzt, hat derartige Getas an den Füßen und handelt offenbar um ein neues Paar. Die Getas werden in den verschiedenen Provinzen in verschiedener Form getragen, mitunter bestehen sie aus einem hölzernen Brettchen, an dessen Sohle zwei senkrechte Brettchen befestigt sind, so daß man selbst bei 10 bis 15 Zentimeter hohem Schlamm auf den Straßen vollständig trockenen Fußes wandeln kann. Eine weitere Abbildung zeigt einen Schuhmacher. Seine Arbeit ähnelt allerdings mehr der unsers Stellmachers oder Tischlers. Er ist nämlich gerade mit der Herstellung

Ein japanischer Schuhladen

Digitized by Google

solcher Getas beschäftigt. Wie jeder japanische Handwerker besitzt auch dieser gewissermaßen vier Hände, denn er benutzt seine Füße ebenso wie die Hände zum Festhalten, Heranreichen, Drehen u. s. w. Der Künstler auf unserm Bilde hält den ihm gewissermaßen als Ambos dienenden kleinen Holzklotz mit beiden Füßen fest, damit er nicht fortgleitet. Die Abbildung läßt deutlich erkennen, wie die Befestigung der Schnüre an den Getas eingerichtet ist, und daß man, wie aus einem Pantoffel, sehr leicht heraus- und hineinschlüpfen kann, ohne sich der Hände bedienen zu müssen. Die Getas sind sehr billig, können aber nicht mit den noch billigeren Strohsohlen, wie sie die niedere Bevölkerung trägt, konkurrieren. Ein Paar Strohsandalen kostet zirka 2 Pfennig und hält selbst bei starker Benutzung verhältnismäßig lange.

Pflügen in einem überschwemmten Reisfeld

In ähnlicher Weise wie der Schuhmacher auf unserm Bilde arbeitet der Töpfer, der Schmied, der Klempner, der Holzschnitzer. Fast stets sitzt der Handwerker auf dem Fußboden und hat die zum größten Teile unbekleideten Beine jederzeit frei, um ein notwendiges Werkzeug herbeizuholen, um den Arbeitsgegenstand festzuhalten u. s. w., so daß der Arbeiter nicht genötigt ist, seine eigentliche Arbeit zu unterbrechen.

Wenn man in Kioto die Werkstätten besucht, in denen das berühmte Satsuma-Porzellan mit seiner wundervollen feinen Zeichnung und großen Farbenpracht hergestellt wird, so sieht man in einer Reihe von kleinen schuppenartigen Häuschen eine größere Anzahl von fast vollständig entkleideten hauptsächlich jüngeren Männern auf dem Boden sitzen, die die feinen Arbeiten herstellen. Beim Eintritt eines europäischen Besuches greifen sie allerdings schnell nach ihrem Kimono, dem schlafrockartigen Nationalgewande, lassen es jedoch wieder beiseite, wenn man sie bittet, keine Umstände zu machen und sich nicht zu genieren. Es will einem Europäer dann gar nicht in den Sinn, daß dies dieselben Leute sein sollen, die die wunderbaren Arbeiten herstellen, die man so oft schon zu Haus bewundert hat.

Dreschen des Getreides auf Strohmatten

Leider ändern sich auch in Japan die Arbeitsverhältnisse, die Löhne steigen, Maschinen werden eingeführt, und es gibt schon recht viel Werkstätten und Fabriken, die gefunden haben, daß man unsorgfältige, oberflächliche

Digitized by Google

Arbeit schneller und infolgedessen billiger herstellen kann als Stücke nach der alten schönen Art, bei deren Herstellung die Zeit noch keine Rolle spielte. Daher kommt es dann, daß Europa auch mit großen Massen sogenannter „Japanwaren" überschwemmt wird, die einzig und allein für den europäischen Bedarf ganz oder halb fabrikmäßig hergestellt werden und die nichts gemein haben mit den Erzeugnissen der eigentlichen japanischen Arbeit, seien diese nun für rein dekorative oder für Gebrauchszwecke bestimmt.

Ein jeder von uns kennt die billigen japanischen Papierlaternen, die auch schon teilweise, namentlich in neuerer Zeit, verhältnismäßig schlecht und nachlässig hergestellt sind; aber neben diesen für den europäischen Bedarf angefertigten werden in Japan immer noch mit der Hand Papierlaternen hergestellt, die für das Inland bestimmt sind und nicht nur für gelegentliche Benutzung bei Festlichkeiten u. s. w., sondern für den ernsten täglichen Gebrauch, so beispielsweise für die Feuerlaternen oder die polizeilich vorgeschriebenen Laternen, die der Rickschahkuli an seinem Wägelchen bei Dunkelheit führen muß. Neben dem europäischen Regenschirm, der billigen Fabrikware, die sich auch schon stark in Japan eingebürgert hat, werden immer noch größere Mengen der alten Schirme hergestellt. Das Gestell dieser Schirme wird aus gespaltenem Bambus mit Seidenfäden verbunden hergestellt und ist ein überaus mühevoll zusammengesetztes Werk. Der gespannte Rand des Schirmgestelles wird mit einem Verstärkungsstreifen versehen, worauf dann der ganze Schirm mit mehrfachen Lagen von geöltem, teilweise durchsichtigem, teilweise undurchsichtigem Papier überspannt wird.

Japanischer Besenmacher

Wir haben den zähen Fleiß des Japaners bewundern gelernt, und es ist nur zu hoffen, daß wir nicht allzubald Gelegenheit haben mögen, ihn zu fürchten, denn wenn Japan seine Industrie weiter ausbreitet, wird es mit Hilfe der vorzüglichen Eigenschaften seiner Bewohner an vielen Orten, namentlich aber in den benachbarten asiatischen Häfen, mit uns in fühlbare Konkurrenz treten, wie dies bis jetzt schon bezüglich einiger Artikel, wie Streichhölzer, Baumwollstoffe, Bier u. s. w., namentlich an chinesischen Plätzen geschehen ist. Die deutsche Industrie wird einen schweren Stand haben, wenn sie sich dieser Konkurrenz in vielen Artikeln überlegen erweisen will.

Japanische Frauen und Mädchen beim Setzen der jungen Reispflanzen

Digitized by Google

Neue Fassade des Marstalls am Schloßplatz

Der Marstall des Deutschen Kaisers

Von

Richard Schoenbeck

(Hierzu 13 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

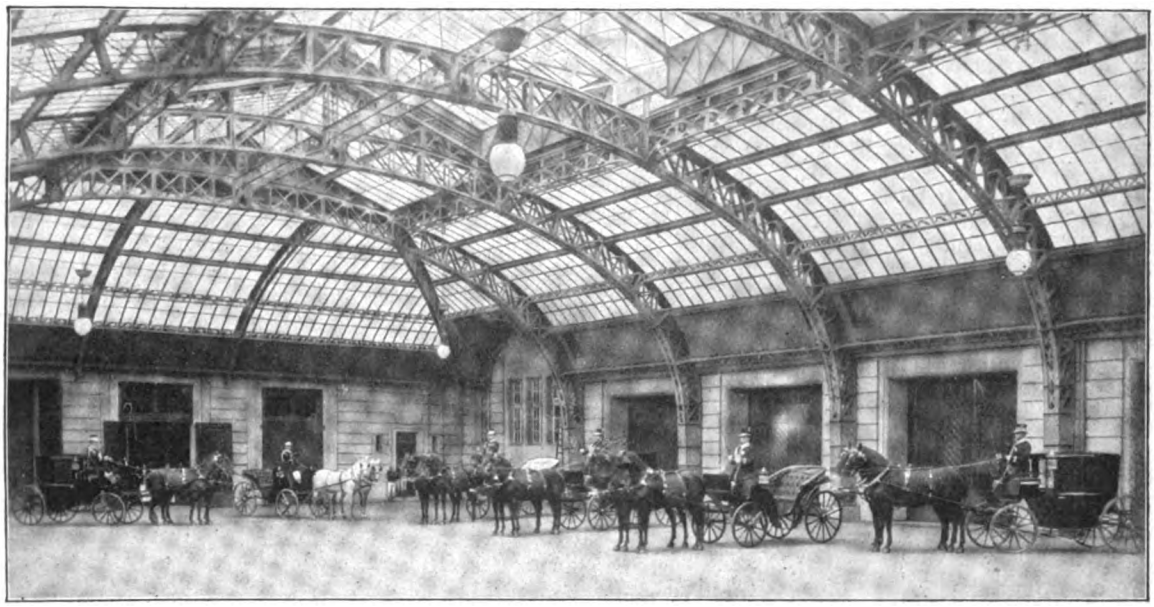
Wenngleich auch der Königliche Marstall in Berlin — von seinen Filialen in Potsdam, bezw. im Neuen Palais sei hier abgesehen — stets auf das lebhafteste das Interesse Einheimischer und Fremder erregt hat, so ist er doch nach seinem am Ende des Jahres 1900 vollendeten Umbau zu einer Sehenswürdigkeit ersten Ranges nicht nur in architektonischer, sondern auch in hippologischer Beziehung geworden, — zu einer Marstallanlage, des Deutschen Kaisers würdig und wie sie auf der weiten Welt tatsächlich nicht ihresgleichen hat.

Ein Blick in die Wagenhalle

In dem Entwurf für die Umgestaltung des Königlichen Marstalls ergab sich für den Architekten von vornherein die Notwendigkeit, die nach dem Schlosse zu belegene Front mit diesem in stilistischen Zusammenhang zu bringen, und es gelang ihm, ein würdiges Gegenstück zu dem Schlosse zu schaffen, das weder dessen Wirkung irgendwie beeinflußt, noch in der Gesamtkomposition und in den Einzelheiten künstlerische Selbständigkeit und Persönlichkeit vermissen läßt.

Im Mittelrisalit über dem Erdgeschoß befindet sich ein großer, durch die beiden Obergeschosse

Digitized by Google



Die große Anspannhalle

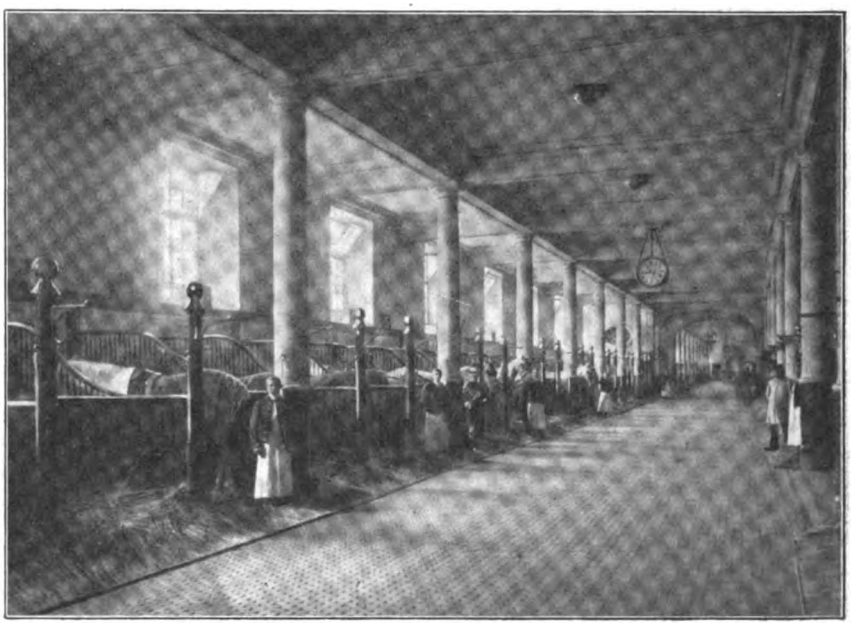
reichender Saal, in dem die Krönungs- und Galawagen aufgestellt sind. Mit Rücksicht auf die von Gold strotzende Pracht dieser Karossen ist die Dekoration dieses Saales, der eigentlich nur durch seine Dimensionen wirken soll, äußerst diskret gehalten. Bloß die Decke ist etwas reicher, aber auch nur in einfacher Stuckverzierung ohne Vergoldung ausgeführt. Eine in der Höhe des obersten Stockwerkes rings um den Saal laufende Galerie verbindet diese mit den Flügeln, deren Architektur einfacher ist.

Die im rechten Winkel zur Schloßfront stehende 176 Meter lange, durch drei Giebelseiten gegliederte Spreefront enthält die Pferdeställe zu ebener Erde und im ersten Stockwerk über ihnen die Wagenremisen. Zu den oberen Stockwerken führt vom Hofe aus eine Rampe für die Pferde empor, während die Wagen, die nicht so oft gebraucht werden, mittels eines Fahrstuhles hinauf- und herabgeschafft werden. Die täglich gebrauchten Wagen haben in den Baulichkeiten des Hofraumes Aufstellung gefunden. An die Pferdeställe schließen sich die Sattel-, Putz- und Geschirrkammern.

Die Stallungen bieten Raum für 270 Pferde. In welcher splendiden Weise sie eingerichtet sind, zeigt uns ein Einblick in diese auf unserm Bilde, während ein andrer uns einen solchen in die räumlich ebenso großartig ausgeführte Halle für die Wagen gewährt, von denen sich, inklusive der Schlitten, etwa 300 in den oberen Räumen, 80 bis 90 in den Räumen des Querflügels zu ebener Erde befinden.

Wenn man das Hauptportal am Schloßplatz durchschreitet, so gelangt man zu einer der großartigsten Anlagen des ganzen Komplexes, der gedeckten Anspannhalle, deren Dimensionen unsre Abbildung veranschaulicht.

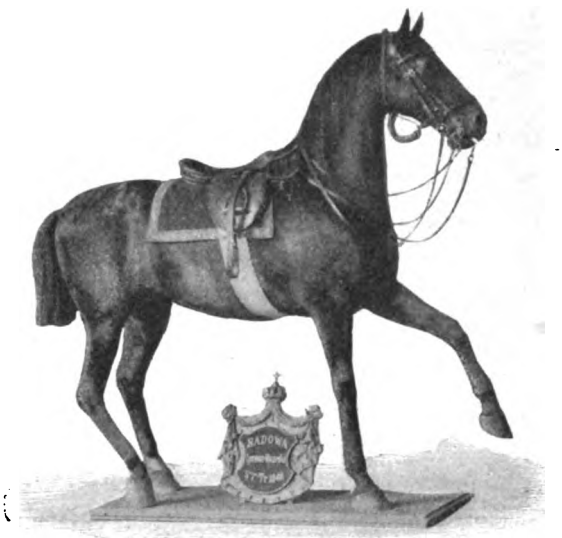
Auch eine historische Abteilung findet sich in



Stallinterieur

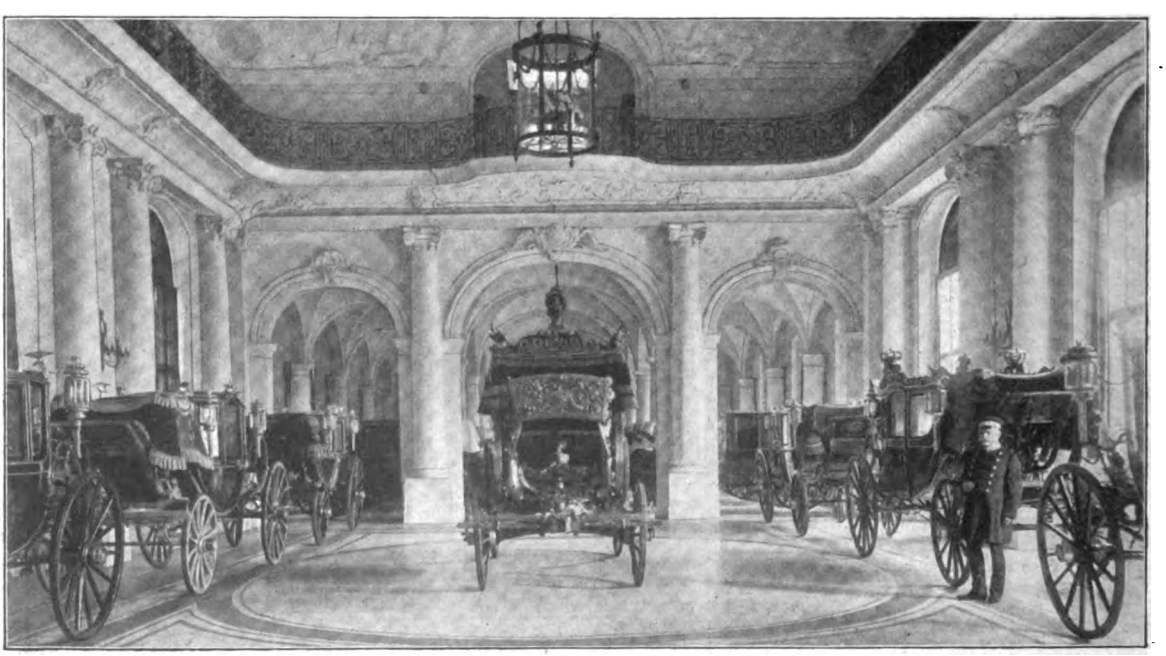
Digitized by Google

den großen Wagenräumen der obersten Etage, die interessant genug ist, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Zunächst fällt uns der in C-Federn hängende plumpe Bau des Wagens auf, den die Königin Luise auf ihrer Flucht nach Königsberg und Tilsit benutzte. Wir sehen ferner den einfachen Schlitten, auf dem der Große Kurfürst im Jahre 1679 an der Spitze seiner Truppen über das Eis des Frischen Haffs setzte, als er die Schweden aus Ostpreußen vertreiben wollte. Auch absonderliche Schlitten im Barockstil, reich in Holz geschnitzt, ganz vergoldet und mit menschlichen und Tierfiguren geschmückt, sind dort aufgestellt, deren man sich im Winter zu Prunkaufzügen bediente, so der in unsrer Abbildung dargestellte Schlitten des prachtliebenden Königs Friedrich I. Und noch viele andre interessante geschichtliche Fahrzeuge finden wir dort, die früher im Hohenzollernmuseum untergebracht waren. Auch zwei historische ausgestopfte Pferde, gesattelt und gezäumt, nehmen das Auge des Beschauers gefangen. Es sind das das Leibroß Friedrichs des Großen, der Schimmelwallach Condé, und die Rappstute Sadowa, das Leibreitpferd weiland König Wilhelms I., das dieser am Tage der Schlacht von Sadowa ritt. Von diesem Tage an erhielt die Stute diesen historischen Namen. In der bereits erwähnten riesigen Wagenhalle, die die ganze Länge des Spreeflügels einnimmt, befindet sich außer den Gebrauchswagen, Coupés, viersitzigen Kaleschen, Kutschierwagen, Wagen zum Einfahren der Pferde, Gepäck- und Oekonomiewagen auch der ganze Wagentrain, der im Manöver das Hauptquartier des Kaisers begleitet, sowie ferner derjenige, der Kaiser Wilhelm I. während der Feldzüge folgte, verschiedene Packwagen, Küchenwagen u. s. w. Auch einzelne für den persönlichen Gebrauch der Majestäten bestimmte Fahrzeuge sind hier untergebracht, so auch die, die durch den Viererjuckerzug Seiner Majestät fortbewegt werden, die Kaleschen, Jagd- und Pürschwagen u. s. w. Ferner befindet sich dort die Dogcart, die der Kaiser persönlich steuert, dann die nordische sogenannte Stoolkjärre, die der Kaiser bei seinen Nordlandsfahrten benutzt, wenn er an Land geht.



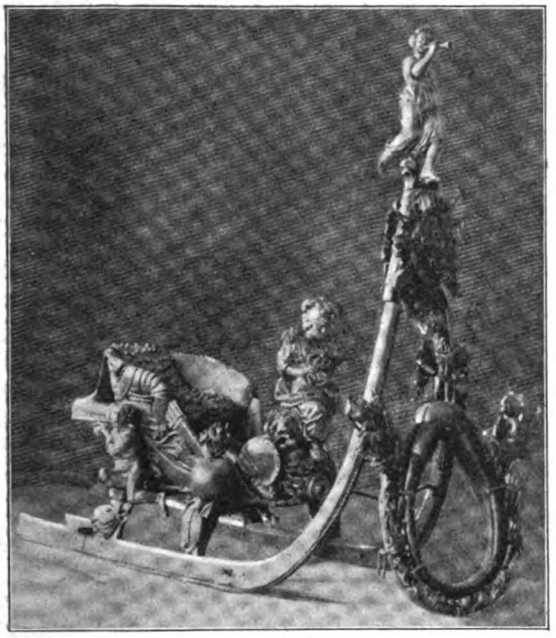
„Sadowa", Leibpferd Kaiser Wilhelms I.

In der Mitte des großen Saales, von dem bereits gesprochen wurde, steht der große goldene Krönungswagen, den Friedrich Wilhelm II. 1793 bauen ließ und der zuerst dem Einzuge der siebzehnjährigen Prinzessin Luise von Mecklenburg, der



Halle der Galawagen

Digitized by Google



Prunkschlitten König Friedrichs I.

späteren Königin Luise, der Braut des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm (III.), am 22. Dezember des genannten Jahres diente und zuletzt benutzt wurde, als die jetzige Deutsche Kaiserin Auguste Viktoria in Begleitung ihrer zukünftigen Schwiegermutter, der Kronprinzessin Viktoria, ihren Brauteinzug in Berlin hielt. Des ferneren enthält der Saal die prächtigen, zu Galaauffahrten dienenden, mit C-Federn und breiten Kutschböcken ausgerüsteten sogenannten Stadtwagen. Die oberste Etage dient zur Aufbewahrung der für diese Galafahrten bestimmten reichen und kostbaren Geschirre mit allem Zubehör. Bei solchen Gelegenheiten fährt J. M. die Kaiserin à la Daumont mit vier Pferden, ein Stallmeister hinter den beiden Spitzenreitern, wie es unsre Abbildung zeigt.

Außer den Geschirren enthält diese Abteilung auch noch eine große Kollektion von Sätteln und Zaumzeugen von großer Pracht, die von auswärtigen Potentaten den preußischen Herrschern zum Geschenk gemacht, aber natürlich niemals in Benutzung genommen worden sind. Samt und schwere Goldstickerei spielen hier die Hauptrolle, vielfach auch glänzende Besetzung mit Edelsteinen. Besonders reich und in größerer Anzahl auftretend sind die Geschenke des türkischen Sultans, von denen wir einen Paradereitsattel und das dazugehörige Zaumzeug vor Augen führen.

Dieses großartige Marstalldepartement nebst seinen drei Filialen, dem Kgl. Marstall und dem Kgl. Reitstall in Potsdam sowie im Neuen Palais untersteht der Oberleitung des Oberstallmeisters, zurzeit Seiner Exzellenz des Grafen von Wedel, dem zur Unterstützung und Vertretung der Vizeoberstallmeister Oberstleutnant Freiherr von Esebeck beigegeben ist. Das Obermarstallamt bearbeitet sämtliche Verwaltungsangelegenheiten. Die einzelnen Departements zerfallen in die Equipagenabteilung und in die Reitstallabteilung. Jede dieser Abteilungen untersteht einem Dirigenten, mit dessen Funktionen für die erstere der Vizeoberstallmeister und für die letztere der Leibstallmeister Major Plinzner betraut ist. Unter den Abteilungsdirigenten funktionieren Stallmeister als Stallvorsteher für die einzelnen Unterabteilungen, denen die andern diesen Ställen zugeteilten Stallmeister und Bereiter unterstellt sind, ebenso wie die Oberbedienten und die Marstalldiener.

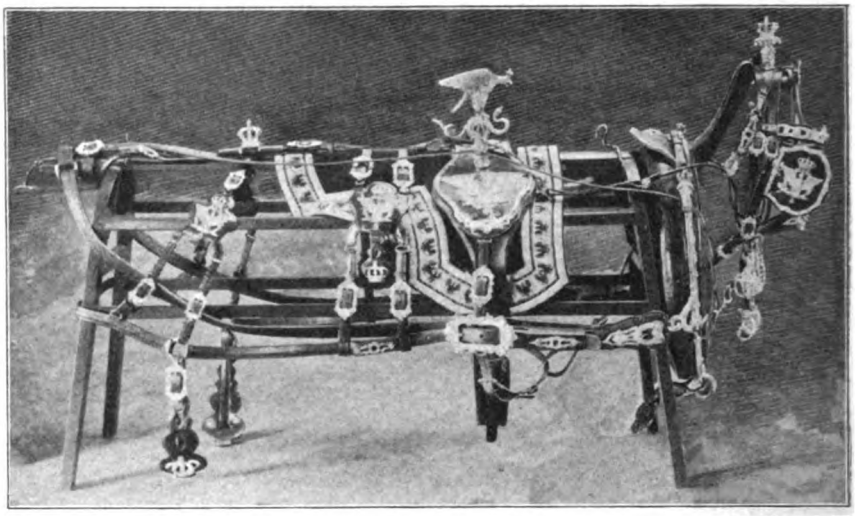
Kopfstück zu dem vom Sultan geschenkten Paradereitsattel

Paradereitsattel. Geschenk des Sultans

Während der Hof in Potsdam residiert, befinden sich daselbst der Leibreitstall des Kaisers und der der Kaiserin, sowie die Mehrzahl der Reitpferde, zusammen etwa 50 Pferde. Dazu etwa die gleiche Anzahl von Wagenpferden, und zwar von alters her nur Stuten und Wallache, während die Hengste in Berlin stehen. Da der Etat 350 Pferde aufweist, so bleiben für den Marstall in Berlin noch 250 Pferde, unter denen sich eine geringe Anzahl von Reitpferden und die zu Wagenpferden bestimmten Remonten befinden. Was diese Remonten betrifft, so hat

Digitized by Google

die Gestütsverwaltung, vornehmlich aus Trakehnen, jährlich 40 vierjährige Remonten für den Kgl. Marstall zu liefern, und zwar hauptsächlich Rappen und Füchse. Kann diese Anzahl nicht in genügender Qualität gestellt werden, so hat die Gestütsverwaltung für jede fehlende Remonte 1700 M. zu zahlen, aus welcher Summe der Marstall dann freihändig anderwärts Remonten ankauft. Die Dressur der Fahrremonten geschieht derartig, daß sie im ersten Jahre nur geritten werden, um sie in eine bessere Haltung zu bringen, hauptsächlich den Hals durchzuarbeiten. Im sechsten Jahre wird dann die Remonte vor dem Wagen dressiert und ist mit Vollendung dieses Jahres fertig; immerhin wird die Remonte im siebenten Jahre noch geschont, wie denn das ostpreußische Pferd eigentlich mit dem siebenten Jahre in seiner Konstitution erst fertig ist.



Galageschirr, sogenanntes Adlergeschirr

Daß den Marstallpferden die sorgsamste Wartung und Stallpflege zuteil wird, darf wohl kaum erst ausgesprochen werden, dagegen ist besonders hervorzuheben, daß der Kgl. Marstall nicht die unsinnige und tierquälerische Mode des Coupierens angenommen hat; der Schweif wird einfach bis etwa zur Hälfte der Hinterbacke gestutzt.

Für den Pferdekenner bildet das Pferd selber das interessanteste Objekt seiner Beobachtung. Wie schon angedeutet, ist das Trakehner Pferd am zahlreichsten im Kgl. Marstall, vornehmlich als Wagenpferd, ve rtreten. Die Trakehner tiefschwarzen Hengste mit ihrer auffallend schönen, edeln Figur haben seit alters her das vornehmste Pferdematerial des Kgl. Marstalls abgegeben. Friedrich Wilhelm IV. fuhr stets mit einem Viererzug Trakehner Rapphengste à la Daumont angespannt, Kaiser Wilhelm I. vornehmlich bei der Fahrt zu Truppenübungen, zu Manövern und andern Anlässen ebenfalls, sonst aber meist nur zweispännig. Der letztere Monarch hatte eine ausgesprochene Vorliebe für die Trakehner. Bei einem der letzten Manöver in der Nähe von Großbeeren, denen der greise Herrscher, der nicht mehr zu Pferde stieg, im Wagen beiwohnte, hielt sein Viererzug auf einem Hügel, von dem herab er im Wagen stehend alles übersehen konnte. Eine breit angesetzte Kavallerieattacke ging mit ihrer Flanke direkt auf die kaiserliche Equipage zu. Die Reiterfront teilte sich und ging dicht an beiden Seiten des kaiserlichen Wagens vorbei, ohne daß die Rapphengste auch nur mit den Ohren gewackelt hätten. Einer der fremdherrlichen Offiziere, die in der Nähe des Wagens hielten, sprach dem Kaiser seine Verwunderung über diese Ruhe und Dressur aus. „Ja, ja," meinte der Kaiser lächelnd, „das sind meine Trakehner."

Reisewagen der Königin Luise

In dem oberen Stall befinden sich außer einigen älteren Reitpferden nur Füchse Trakehner Abstammung und schwerere Braune, letztere hauptsächlich Mecklenburger und Holsteiner, wohl auch

Digitized by Google

hannöverscher Abstammung, die meist von dem Pferdehändler Behrendt aus Neustadt a. Dosse geliefert werden. Sie sind die „Carrossiers", mit denen auch vorzugsweise die Kaiserin Augusta zu fahren pflegte, die diese Pferde seltsamerweise — der Grund weshalb ist nicht bekannt geworden — die „alten Pferde" zu nennen pflegte. Leichter, edler und gefälliger in der Form als diese Pferde sind die Trakehner Füchse, die vor leichteren Wagen, dem Brougham, dem Coupé und der Viktoria, Verwendung finden.

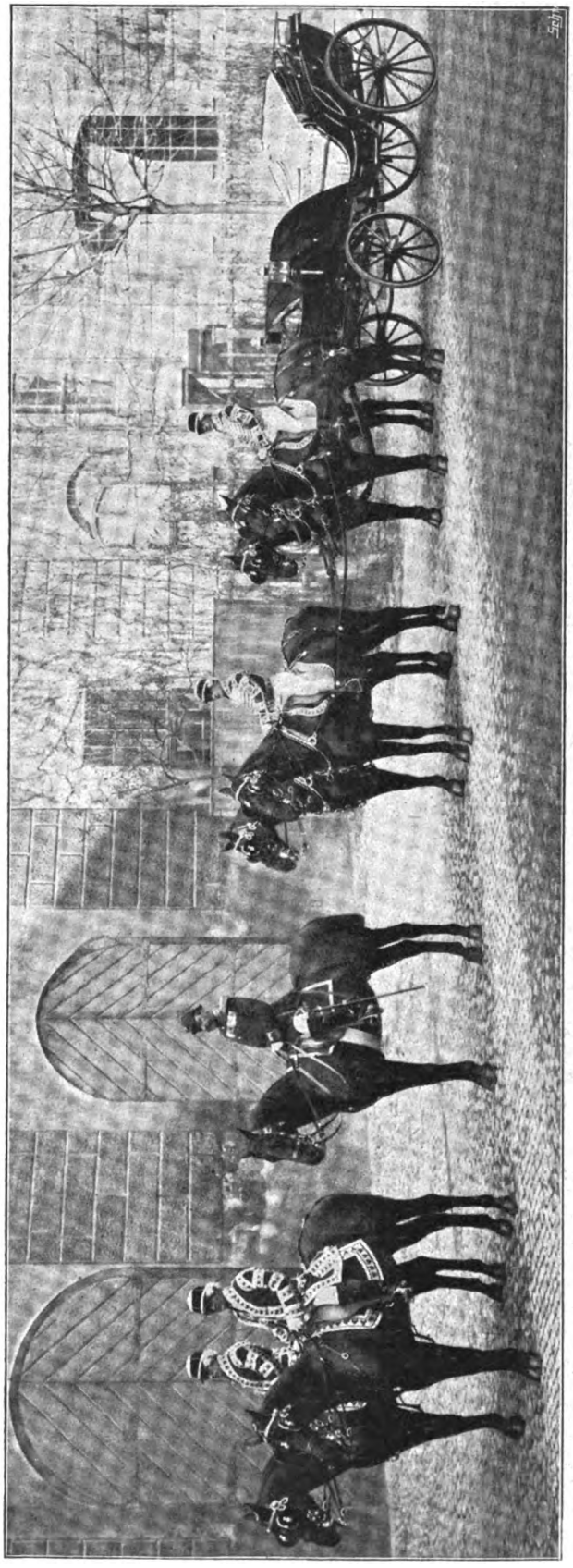
Der untere Stall beherbergt die schon angeführten „historischen" Rappen, ausgeglichenes Material, die mit stattlicher Größe und imponierendem Exterieur ins Geschirr treten. Sie haben einen vornehmen, paradierenden Gang, können es aber in der Schnelligkeit nicht mit ihren „Kollegen" aus Ungarn, den leichtfüßigen Schimmeln des Kaisers, aufnehmen, deren 16 vorhanden sind, damit der „eiserne" Zuckerzug des Kaisers unter allen Umständen komplett ist. Von diesen schnellfüßigen Tieren steht die Hälfte meist in Potsdam, um an beiden Orten stets zum Dienst parat zu sein. Während die Rappen eigentlich nur à la Daumont zum Gebrauch gelangen, werden die Schimmel, wie das auch unsre Abbildung zeigt, stets vom Bock gefahren. Ihre Trabaktion, die in dieser Gangart entwickelte Schnelligkeit und Ausdauer, mit der sie dieses rasende Tempo durchhalten, sind erstaunlich. Der Kaiser fährt im offenen Wagen zweispännig, über Land — so z. B. vom Neuen Palais nach Berlin und vice versa — vierspännig, stets mit diesen Schimmeln.

Es soll unter den andern Wagenpferden, selbst unter den mächtigen Braunen, Gespanne geben, die es im Trabe in der Schnelligkeit mit den Schimmeln aufnehmen — ob aber auch in der Ausdauer?

Unter den Trakehner Rappen gibt es kleine, leichte, sehr gängige Pferde, wenngleich auch die Karossiers unter den Rappen überwiegen, während unter den Füchsen das mittlere Wagenpferd am meisten vertreten ist.

Abgesondert am Ende des Stalles befindet sich ein solcher für 15 Remonten, die jedoch meist im Hauptstall mit untergebracht sind. Unter ihnen, in der Mehrzahl Trakehner, befinden sich auch solche von Graditzer und Beberbecker Zucht.

Betreffs der Haltung und Pflege der Marstallpferde zu erwähnen, daß diese die denkbar vorzüglichste ist, dürfte wohl überflüssig sein. Dennoch bleibt auch dieses Pferdedorado trotz der sorgsamsten Ueberwachung nicht von Zufälligkeiten und Krankheiten, die vielfach durch Erkältungen hervorgerufen werden, verschont. Gerade besonders sorgsam gepflegte Pferde neigen bei nassem oder windigem Wetter, wenn sie lange draußen stehen und frieren müssen,



à la Daumont bespannter Galazug der Kaiserin

Digitized by Google

leicht dazu. Die Untersuchung der Pferde, die sorgsame Ueberwachung in gesundheitlicher Beziehung versieht der Oberroßarzt. Für den Beschlag der Pferde, der in der Marstallschmiede selbst ausgeführt wird und ein besonders praktischer — namentlich für glatte Fahrbahnen —, wenn auch etwas teurer und komplizierter ist, ist ein besonderer Roßarzt angestellt.

Daß ein besonderer Krankenstall zur Absonderung der Patienten vorhanden ist, braucht als selbstverständlich wohl kaum erwähnt zu werden, ebensowenig, daß der ganze Organismus des Kgl. Marstalls streng systematisch, bezw. militärisch geordnet ist.

Die Pferde des Equipagenstalles sind in Zügen zu acht bis zehn Pferden eingeteilt, denen ein Kutscher vorsteht, dieser führt die Oberaufsicht über die andern zu ihm kommandierten Stalldiener und instruiert sie über alles, was zum Fahren und Stalldienst gehört, praktisch und mündlich. Zu diesem Unterricht gehört Kenntnis des Pferdes in allen seinen Teilen, das Abwarten, Putzen und Füttern, Geschirrkenntnis, An- und Abschirren, Satteln und Zäumen, An- und Ausspannen, Putzen aller Utensilien. Auch die Konstruktion des Wagens, seine Behandlung, das Oelen und Schmieren der Achsen fällt in dies Ressort, obwohl zur Instandhaltung der Wagen besondere Marstalldiener, die Wagenhälter, angestellt sind.

Das Putzen und Abwarten der Pferde geschieht von sämtlichen Marstalldienern, inkl. des Kutschers, gemeinschaftlich, und zwar kommt auf je zwei Pferde ein Mann, ausnahmsweise auch auf drei.

Die Fourage empfängt der Kutscher und gibt sie an die einzelnen Pferde aus. Die Portion beträgt 12 bis 15 Pfund Hafer, 7 Pfund Heu und 7 Pfund Stroh. Schlechten Fressern wird auch Torfmelasse verabreicht, die meist gern genommen wird.

Das Futter wird in vier Mahlzeiten verabreicht, und zwar im Sommer mit Beginn des Tagesdienstes um 5 Uhr, im Winter um 6 Uhr, weiter um $^1/_2$12, $^1/_2$3 und um $^1/_2$6 Uhr abends. In bewährter Praxis wird das Abendfutter am reichlichsten gegeben. Um 7 Uhr abends wird das Heu gereicht, von dem eine kleine Portion schon bei der Rückkehr von der Arbeit vorgeworfen wird.

Wasser wird nur zweimal täglich gereicht, vor dem Frühfutter und abends $^1/_2$6 Uhr, nach besonderen Anstrengungen auch zwischendem.

Das Putzen geschieht zweimal täglich, früh und nachmittags $^1/_2$3 Uhr, jedoch stets nur, nachdem die Pferde ihr Futter verzehrt haben.

Leider gestattet es der Raum nicht, noch näher auf sonstige interessante Einzelheiten, wie auf die Anlage der Stallungen, die Arten der Bespannung, die Wahl der Wagen, die Bekleidung für Gala- und dergleichen Dienst, die Wahl der Geschirre und dergleichen mehr, einzugehen, vielleicht wird aber mancher der geehrten Leser Veranlassung nehmen, bei gelegentlicher Anwesenheit in Berlin dem Kgl. Marstall seinen Besuch abzustatten, der in der Zeit von 12 bis 2 Uhr zu diesem Zweck für Besucher geöffnet ist.

Schimmeljuckerzug des Kaisers

Digitized by Google

Schlaf und Körperlage

Von

Dr. med. Paul Schütte

Für das Zustandekommen eines gesunden und stärkenden Schlafes sprechen so mancherlei Faktoren mit, die von Wichtigkeit sind, und von einem gesunden Schlafe hängt so mancherlei ab, was für das Gedeihen und Wohlbefinden des Organismus von unbedingter Notwendigkeit ist. Ein gesundheitlich nicht zu unterschätzender Faktor ist auch die Körperlage, in der der Mensch sich während des Schlafes befindet.

Es ist vielfach behauptet worden, daß die naturgemäßeste und gesündeste Lage während des Schlafes die auf dem Rücken wäre. Man sollte dies eigentlich auch annehmen, denn wenn der Mensch zum Ausruhen sich hinlegt, wählt er in den meisten Fällen unwillkürlich die Rückenlage. In dieser Lage fühlt er sich momentan behaglich, kann die müden Glieder gehörig dehnen und strecken und hat dabei das Empfinden eines sorglosen Dolce far niente, das immer so bleiben möge. Vorübergehend ist ja ein solches Ruhestündchen auch etwas Köstliches, gebettet auf weichen Waldesboden oder in den warmen Sand der Dünen am Meeresstrande emporzuschauen in den blauen Aether eines wolkenlosen Himmels und zu träumen, eingewiegt von dem Rauschen der Bäume und dem ewig gleichen Wellenschlage der ruhelosen See.

Längere Zeit jedoch in Rückenlage zu ruhen oder gar eine ganze Nacht schlafend auf dem Rücken zuzubringen, hat seine Schattenseiten und gibt zu mancherlei Bedenken Veranlassung. Denn die Rückenlage während des Schlafes ist für den Menschen nicht nur nicht die naturgemäße, sondern geradezu eine unnatürliche. Blicken wir nur hinaus in die Natur und beobachten wir das Leben und die Gepflogenheiten unsrer höheren Tiere, der Vierfüßler, die doch in jeder Beziehung, sowohl was Knochenbau, Muskelbildung und Sinnesorgane, als auch was die meisten physiologischen Prozesse anbetrifft, dem Menschen sehr ähnlich sind. Hat man z. B. jemals gesehen, daß ein Hund oder ein Pferd oder ein andres Tier dieser Art, wenn es ausruhen oder schlafen will, sich auf den Rücken legt? Spielenderweise oder wenn es sich einmal besonders behaglich fühlt, wälzt sich wohl ein Tier auf dem Rücken, wie wir dies häufig bei unsern Haustieren beobachten können, aber niemals wird sich ein Tier zu längerer Ruhe auf den Rücken legen.

Der Schlaf in ausgesprochener Rückenlage wird, abgesehen von der auf die Dauer unbequem werdenden Liegweise, niemals fest, tief und erquickend sein, denn alle pathologischen Erscheinungen, die geeignet sind, einen gesunden Schlaf zu stören und ihn zu einem unruhigen, unerquicklichen zu machen, werden durch die Lage auf dem Rücken während des Schlafes begünstigt. Und das ist nicht schwer zu erklären. Infolge der übermäßigen Wärmeentwicklung, die durch das andauernde Liegen auf dem Rücken längs der Wirbelsäule stattfindet, und sonstiger mechanischer Reize auf das Rückgrat durch Druck, Reibung u. s. w., die unter den angeführten Umständen sich von selbst ergeben, wird eine Irritation gewisser gesundheitlich wichtiger Nervenzentren im Rückenmark hervorgerufen, die zu allerhand krankhaften, den Schlaf störenden Erscheinungen Veranlassung gibt. Abgesehen von wüsten, beängstigenden Träumen und abnormen sinnlichen Erregungen, die mit Vorliebe nur dann auftreten, wenn der Schlafende auf dem Rücken liegt, spielt besonders das Alpdrücken als pathologische Folge dieser Körperlage eine bedeutsame Rolle.

Unter Alpdrücken versteht man bekanntlich Anfälle von Erstickungsgefühl während des Schlafes, die meist unter schweren, beängstigenden Träumen einhergehen. Das Krankheitsbild, das rein nervöser Natur ist, stellt sich in verschiedener Weise dar. Der eine empfindet die vermeintliche Erstickungsursache als ein häßliches Tier, das sich in Gestalt eines Kobolds oder andern spukhaften Wesens fest auf die Herzgrube gelegt hat, der andre hat nur die rein anatomische, natürlich traumhaft verschwommene Vorstellung, das Herz drohe ihm stillzustehen und der Augenblick des Sterbens sei eingetreten. Ist die Beklemmung und Angst aufs höchste gesteigert, so tritt das Erwachen ein. Das Ungetüm wird von der Brust abgeschüttelt und der Puls unwillkürlich befühlt, um zu sehen, ob man noch lebe. Die Anfälle des Alpdrückens können sich in einer Nacht öfter wiederholen, und zwar tragen auffallenderweise die Traumgebilde immer wieder denselben Charakter.

Eine derartig ungesunde und vollständig ihren Zweck verfehlende Nachtruhe kann natürlich nicht ohne Folgen bleiben. Man findet daher am nächsten Tage die betreffenden Individuen meist sehr matt und abgeschlagen, geistig und körperlich derart reduziert, daß es ihnen schwer wird, ihren täglichen Berufspflichten in gewohnter Weise nachzugehen. Dazu kommt noch das Vorhandensein einer steten und wohlberechtigten Furcht vor der kommenden Nacht, durch die die Reizbarkeit des Nervensystems noch erheblich gesteigert und dem Auftreten der nächtlichen Symptome wesentlich Vorschub geleistet wird. Es ist auffallend und geradezu charakteristisch, daß die Erscheinungen des Alpdrückens nur auftreten, wenn die schlafende Person sich in Rückenlage befindet. In einer andern Körperlage hat man derartige Anfälle so gut wie gar nicht beobachtet.

Eine weitere krankhafte Erscheinung, die das Schlafen auf dem Rücken mit sich bringt, ist das Schnarchen. Wenn der Mensch schnarcht, so tut er

Digitized by Google

dies nur, wenn er beim Schlafen auf dem Rücken liegt. Das Bedenkliche beim Schnarchen, mag es nun von diesen oder jenen Ursachen herrühren, liegt darin, daß der Schnarcher stets den Mund weit offen stehen hat.

Bekanntlich ist nicht der Mund, sondern die Nase der naturgemäße Atmungsweg, auf dem die eingeatmete Luft erwärmt und infolge des eigenartigen, komplizierten Baues des Naseninnern und der Feuchtigkeit der Schleimhäute von allen Unreinlichkeiten, Staubteilchen, Bazillen und sonstigen schädlichen Ingredienzien befreit wird, so daß nur eine reine und entsprechend temperierte Luft in die Atmungsorgane gelangt. Steht nun während des Schlafes, wie dies in der Rückenlage meist der Fall ist, fortwährend der Mund offen, so werden sämtliche Schädlichkeiten, die in der Atmungsluft sich befinden, direkt auf die Hals- und Brustorgane, den Kehlkopf, die Luftröhren und die Lungen treffen und dort allerhand krankhafte Veränderungen hervorrufen, unter Umständen sogar mit der Zeit zu schweren Lungenaffektionen Veranlassung geben.

Hierzu kommt noch, daß in der während des Schlafes geöffneten Mundhöhle sich eine unangenehme Trockenheit geltend macht, daß trockene, zähe Schleimmassen an der Stimmritze, die doch der Atmungsstrom passieren muß, sich festsetzen und dadurch die Respiration einen schnarrenden, röchelnden Charakter annimmt und unter mehr oder minder auffallender Erschwerung vor sich geht.

Wie also die Erfahrung lehrt, ist das Schlafen auf dem Rücken ein durchaus ungesundes und keineswegs geeignet, den Organismus in seinem Wohlbefinden, seiner Entwicklung und Leistungsfähigkeit zu fördern.

Die dem Rücken entgegengesetzte Körperseite des Menschen ist die Bauchseite. Auf dem Bauche zu schlafen, ist ebenso unnatürlich als ungesund. Auch das Tier wird sich, wenn es ausruhen will, niemals direkt auf den Bauch legen, sondern stets eine mehr seitliche Lage einnehmen. Die Bauchlage ist, abgesehen davon, daß sie eine höchst unbequeme ist, gesundheitlich hauptsächlich deshalb zu verwerfen, weil durch den auf diese Weise ausgeübten Druck auf die vorderen Körperpartien die Ausdehnung des Brustkastens und die Wirkung der Bauchpresse, die für eine normale Atmung und eine hinreichende Aufnahme von Sauerstoff in die Lungen unbedingt erforderlich sind, stark behindert werden. Für den Menschen ist das Einatmen einer genügenden Menge Sauerstoff während des Schlafes ebenso eine unumgängliche Lebensbedingung wie während des wachen Zustandes. Findet dies nicht in hinreichendem Maße statt, so werden mit der Zeit allerhand Ernährungsstörungen in lebenswichtigen Organen, krankhafte Veränderungen in der Beschaffenheit und Zusammensetzung des Blutes und ähnliche Schädlichkeiten sich geltend machen. Infolge der Beeinträchtigung der Ausdehnungsfähigkeit der Atmungsorgane wird außerdem eine mehr oder minder erhebliche Atemnot sich einstellen, die ebenfalls geeignet ist, den Schlaf zu einem unruhigen und unerquicklichen zu machen.

Weniger unbequem und weniger unzuträglich ist das Schlafen auf der linken Seite. Jedoch lassen sich auch hiergegen Einwendungen erheben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil auf dieser Körperseite das Herz gelegen ist. Personen, die an Herzfehlern, Blutzirkulationsstörungen, nervösen Herzbeklemmungen und asthmatischen Beschwerden leiden, dürfen überhaupt nicht auf der linken Seite schlafen. Denn infolge der durch diese Lage bedingten Blutdrucksteigerungen im Innern des Herzens werden die erwähnten Krankheitserscheinungen erheblich verschlimmert und können infolge der erhöhten Anforderungen, die zum Zwecke der Bewältigung und Weiterbeförderung der vermehrten Blutmenge an die Leistungsfähigkeit des Herzmuskels gestellt werden, leicht zu dessen Lähmung und somit zum Tode führen.

Die naturgemäßeste und gesündeste Lage, die der Mensch während des Schlafes einnehmen kann, ist die rechtsseitige Halbrückenlage. Man hört nicht umsonst so häufig die Redensart: „Er legte sich aufs rechte Ohr und schlief." Diese Redewendung ist so populär, daß man daraus das richtige, instinktive Empfinden ersehen kann, mit dem der Mensch es für selbstverständlich hält, daß das Schlafen auf dem rechten Ohr das naturgemäße ist. Auch das vierfüßige Tier wird, wenn es der Ruhe pflegen will, sich stets auf die rechte Seite in halbe Rückenlage, also ebenfalls aufs rechte Ohr legen.

In dieser Lage wird der Schlaf mit seltenen Ausnahmen stets ein angenehmer, ruhiger und erquickender sein und als physiologischer Faktor stets den Zweck erfüllen, zu dem die Natur ihn bestimmt hat. Betreffs der übrigen Körperlagen, in die der Mensch während des Schlafes geraten kann, ist es als eine weise Einrichtung von seiten der Natur zu betrachten, daß der Schläfer nicht fortwährend in der gleichen Lage verharrt, sondern sie aus diesen oder jenen Anlässen öfter wechselt, so daß auf diese Weise immer ein gewisser Ausgleich geschaffen wird.

In neuester Zeit hat man auch vielfach die Frage ventiliert, ob es gesünder sei, in rein horizontaler Lage zu schlafen oder mit dem Oberkörper und dem Kopfe etwas erhöht zu liegen. Bei einem Gesunden wird dieser Faktor von geringer Bedeutung sein und es mehr von der Gewohnheit abhängen, welche von den beiden Lagen die zusagendere ist. Bei den modernen Schlafvorrichtungen wird ja allerdings immer mehr dahin gestrebt, die rein horizontale Lage als die allein maßgebende hinzustellen und die Schlafunterlagen dementsprechend vorzubereiten. In allen Fällen ist dies jedoch nicht durchführbar. Ein Mensch, der an Kopfkongestionen, häufigem Schädelweh und ähnlichen Beschwerden leidet, wird unmöglich in rein horizontaler Körperlage, also den Kopf in gleicher Ebene mit dem übrigen Körper liegend, einen gesunden und ruhigen Schlaf haben. Sein Zustand verlangt es geradezu, daß Oberkörper und Kopf sich in erhöhter Lage befinden, damit eine Entlastung des Kopfes von Blutflüssigkeit herbeigeführt und somit dem Auftreten nächtlicher störender Erscheinungen entgegengearbeitet wird. Ebenso müssen Personen, die an Asthma leiden, mit dem Oberkörper sehr erhöht schlafen, weil in dieser Stellung das erschwerte Atmen ungemein erleichtert wird.

Digitized by Google

Hermann Prells neue künstlerische Ausschmückung des Albertinums in Dresden

Von

Johannes Kleinpaul

(Hierzu 7 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

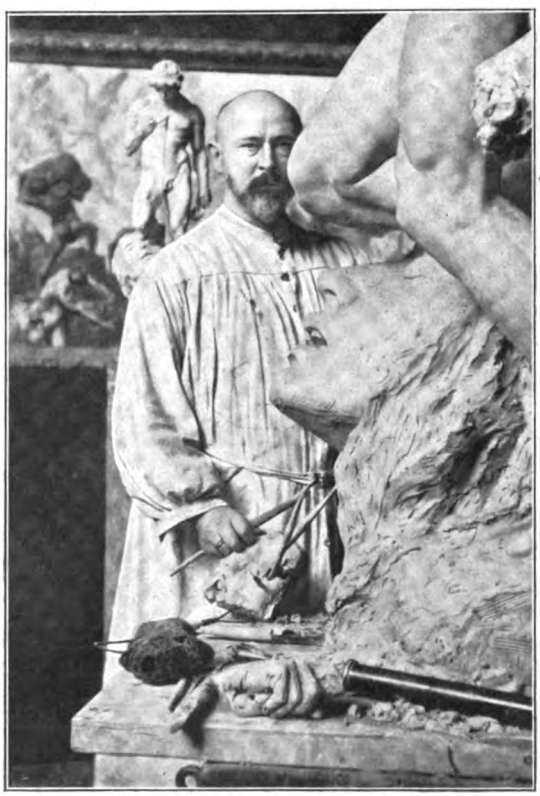
Die sächsische Königsstadt, die erst um 1200 nach einem großzügigen Plane als eine einheitliche Gesamtanlage beinahe plötzlich fast aus

Außenansicht des Albertinums

einem Nichts entstand, hat in der Neuzeit dreimal durchgreifende bauliche Umwandlungen erfahren.

In der Reformationszeit schuf Herzog Georg der Bärtige die Grundform des jetzigen königlichen Residenzschlosses mit dem nach ihm benannten mächtigen Georgentore und machte Kurfürst Moritz die Stadt zur Festung. Im 18. Jahrhundert verwandelte sie August der Starke in ein deutsches Florenz. Unter König Alberts dreißigjährigem Regiment erblühte sie zu einer musterhaft ausgestalteten neuzeitlichen Großstadt. Man wird je länger je mehr, wie zuletzt von einem augusteischen, künftig von einem albertinischen Dresden reden. König Alberts Name ist in erster Linie mit dem von ihm dicht vor dem Waldrande der meilenweiten Dresdener Heide, die Dresden nördlich umzieht, geschaffenen Kasernen- und Arsenalviertel, Albertstadt genannt, für alle Zeiten unauflöslich verbunden. Aber auch das mittelalterliche Dresden hat sich unter ihm gewandelt und besonders in seinem bemerkenswertesten Gebiete, das sich zu der berühmten Dresdener Elbsilhouette — mit der Brühlschen Terrasse, der mächtigen schwarzen Frauenkirchenkuppel, den ragenden Bauten und Türmen des königlichen Schlosses und der katholischen Hofkirche, der vielbogigen Augustusbrücke, dem Zwinger, dem weiten Theaterplatz mit der königlichen Hofoper — eint, und das von allen Dresdenern am stolzesten genannt und von allen Fremden am meisten besucht und bewundert wird.

All das stand schon ehedem, aber all das hat in der letzten Zeit zum Teil neue Formen, fast ein erneutes Gesamtaussehen erhalten, und ebenso große Umgestaltungen, wie in den letzten zwanzig Jahren hier vorgenommen wurden, sind ebenda noch im



Professor Hermann Prell in seinem Atelier

Digitized by Google

Werke. Außerdem entstanden in dieser Zeit der wundervolle gewaltige Hauptbahnhof mit drei mächtigen Nebenbahnhöfen, ein Elbhafen von riesigen Abmessungen, eine große Anzahl schöner, stattlicher, neuer Kirchen, Schulen, Staats- und Privatbauten, und über den Elbstrom spannten sich seither drei neue Brücken.

Wieder steht in Dresden ein Brückenneubau bevor, aber leider muß zuvor ein hervorragendes Dresdener Wahrzeichen, überhaupt das älteste Dresdener Bauwerk, fallen, die prächtige Augustusbrücke, die fast mit allen großen Altdresdener Erinnerungen verknüpft ist, etwa ebensolange, als die sächsische Herrschaft der Wettiner.

Zugleich soll das ganze Elbufer zwischen der Brühlschen Terrasse und dem Hotel Bellevue am Theaterplatze (wo am Abend des 18. Juni 1892 die große Volkskundgebung für den Fürsten Bismarck stattfand, von der er sagte: es war, als ob die Cimbern und Teutonen vorüberzögen) umgestaltet, der Elbstrom, der gerade dort am reißendsten vorbeirauscht, um 16 Meter weit von seinem jetzigen Ufer an der Altstadt abgedrängt werden. Das wird ein titanisches Schaffen geben.

Gleichzeitig wird aber der große Theaterplatz selber an der neuen Elbseite einen neuen Abschluß erhalten. Wieder muß dem Unternehmen, über dessen Gestalt man sich noch nicht ganz klar ist, eine liebwerte Altdresdener Erinnerung geopfert werden: das italienische Dörfchen, in dem einst die italienischen Werkleute hausten, die die Prachtbauten der katholischen Hofkirche und des Zwingerhofes schufen.

Hier wollte seinerzeit schon Gottfried Semper auf einem bis dato wüsten Raume zwischen Zwinger und Elbe eine Anlage schaffen, die „dem hallenumgebenen, von Tempeln und Staatsgebäuden überragten, mit Monumenten, Brunnen und Stadtbildern gezierten Forum der Alten entsprechen sollte". Sie sollte mit Vorsätzen eingeschlossen und durch breite Freitreppen, die bis zum Spiegel der Elbe hinabführten, zugängig gemacht werden. Das königliche Schloß, die katholische Hofkirche, der Zwinger, das Opernhaus, die Hauptwache (das einzige Bauwerk Schinkels in Dresden), die neue Orangerie und die neue Bildergalerie sollten in diesen Plan einbezogen werden. Aber nur zum kleinsten Teile wurde dieser Künstlertraum verwirklicht, und eben jetzt stehen unsre deutschen Baukünstler des beginnenden 20. Jahrhunderts an derselben Stelle abermals vor einem: hic salta!

Doch nun zu dem, was fertig ward. Da ist zunächst das königliche Schloß, dessen malerische Giebel im Jahre 1701 durch Brand zerstört wurden und das König Albert von 1883 bis 1901 im Innern wie von außen glänzender als je zuvor ausbaute. Die Stände gewährten ihm dazu als Huldigungsgabe zur achthundertjährigen Jubelfeier der Herrschaft der Wettiner in Sachsen im Sommer 1889 drei Millionen Mark, zu denen noch eine Jubiläumsgabe in gleicher Höhe hinzukam.

Das Brühlsche Palais, das dem jetzt von Wallot geförderten Ständehausneubau an der Augustusstraße zum Opfer fiel, erinnert sogleich an die Brühlsche Terrasse. Sie ist der letzte stehengebliebene Rest der Dresdener Festung; auf dem Dampfschiff stromaufwärts vorbeifahrend, erkennt man noch die alten, schön geformten Schießlöcher. Ihre Weltberühmtheit als geographischer Punkt, wie Vanderbild es nannte, verdankt sie vor allem der 1814 durch den russischen Grafen Repnin angelegten, breit und bequem zum Schloßplatz hinabführenden Freitreppe, die Johannes Schilling mit vier vergoldeten Sandsteingruppen, die vier Jahreszeiten, geschmückt hat. In der einstigen Jungfernbastei am entgegengesetzten Ende der Terrasse, deren Schauseite neuerdings das jahrhundertealte eigenartige Kurfürst-Moritz-Monument schmückt, und über der das berühmte Königliche Belvedere steht, erfand seinerzeit Böttger das europäische Porzellan.

Gerade diese Brühlsche Terrasse hat sich in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts am meisten verändert und erneut, indem darauf schöne Denkmäler dreier Dresdener Künstler, des Bildhauers Rietschel, des Architekten Semper und des Malers Ludwig Richter, und auf ihrer Stadtseite stattliche Neubauten für die Königliche Akademie der bildenden Künste und für die Königliche Skulpturensammlung errichtet wurden, zu denen nun noch das neue Ständehaus hinzukommt.

Das Haus, das die Skulpturensammlung enthält, ebenfalls zu König Alberts Gedächtnis Albertinum genannt, wurde nun jetzt eben, da Hermann Prell ein herrliches Treppenhaus darin schuf und mit Bildwerken glänzend ausschmückte, in seinem letzten und wesentlichsten Teile vollendet. Wir wollen diese Kunsttat und den Meister, der sie in etwa sechsjähriger ausdauernder Arbeitsleistung vollbrachte, in folgendem näher betrachten.

Hermann Prell, der seit 1891 ein Lehramt als Vorstand eines Meisterateliers für Geschichtsmalerei an der Dresdener Königlichen Akademie der bildenden Künste bekleidet, hat schon mehrfach derartige große Aufgaben monumentaler Malerei gelöst. Er fand bisher geradezu seine Lebensaufgabe vorzugsweise in der Beschäftigung mit interessanten, schwierigen Problemen der Raumkunst und ist in diesem Fache sicherlich einer der bemerkenswertesten deutschen Meister unsrer Zeit. Dabei ist — der Zufall hat mitgeholfen, das so zu fügen — seine Leistungskraft von Fall zu Fall vor immer größere Aufgaben gestellt worden, so daß er recht eigentlich dabei einen regelrechten Entwicklungsgang durchmachte, in dem sich seine Künstlereigentümlichkeit immer ausgiebiger entfalten konnte, und wir stehen nun vor der Krönung dieses Lebenswerkes.

Zuerst fand er sich Anfang der achtziger Jahre, ein Sechsundzwanzigjähriger, vor die Aufgabe gestellt, den Festsaal des damals neu erbauten Berliner Architektenhauses mit elf Wandbildern und später auch noch mit einem Deckengemälde zu schmücken. In diesem Falle hatte er durchaus mit fix und fertig gegebenen Verhältnissen sich abzufinden, sich diesen anzupassen, mit einem Wort: unter Berücksichtigung des besonderen ganzen Zustandes des Raumes einfach zu malen. Anders stellte sich schon die zweite ähnliche Aufgabe dar, die ihm zufiel: die Ausschmückung des Rathaussaales zu Worms. Hier bot nur eine Wand Raum für ein Bildwerk. Aber der Saal selber, den der Münchener Architekt Seitz kurz vorher erneut hatte, war auf dieses Bild noch abzustimmen, mit diesem

Digitized by Google

Aus dem Prell-Werk (Georg Eggers, Berlin)

Ein Blick in das neu ausgeschmückte Treppenhaus des Dresdener Albertinums

Digitized by Google

zu einem Gesamtkunstwerke harmonisch zu vereinen. Dieses Unternehmen gelang so vorzüglich, daß man Prell Ende der achtziger Jahre auch die weit umfänglichere Ausschmückung des Hildesheimer Rathaussaales mit Wandgemälden aus der Geschichte der Stadt übertrug. Dieses Unternehmen erforderte eine volle Manneskraft, und hier hat er sich auch bereits nicht mehr allein als Maler betätigt, sondern noch viel mehr als in Worms in dem großen Raume erst die Möglichkeit geschaffen, Bilder gut auf die Wände zu bringen, so daß sie künstlerisch vollbefriedigend wirken. Anfang der neunziger Jahre begegnen wir ihm bei einer ähnlichen Aufgabe im Treppenhaus des Museums zu Breslau, und noch ehe er damit fertig war, betraute ihn schon der Kaiser mit einem wieder erheblich wichtigeren, im höchsten Grade ehrenvollen Plane: der Ausgestaltung des Festsaales in der deutschen Gesandtschaft zu Rom, im Palazzo Caffarelli. Dieser Saal besaß bislang weiter keine Reize als eine schön kassettierte Decke; die Wände waren, wie in vielen römischen Sälen, völlig kahl, und um sie für seinen Bilderzyklus zu gliedern, mußte er wieder die ganze Architekturgliederung erst hineinmalen. In Deutschland wurde damals dieses hier ungewöhnliche Vorgehen mit großer Verwunderung aufgenommen und besprochen. Inzwischen haben sich aber alle, die das fertige Werk sahen, mit Prell einverstanden erklärt, und fast alle Stimmen sind darin einig, daß er die deutsche Kunst der Gegenwart an so hervorragender, entscheidender Stelle in markiger und poesievoller Weise vertreten hat.

Aber in Dresden, wo er 1890 als Sieger aus einem Wettbewerbe um Entwürfe zur Ausschmückung des Treppenhauses im neuerbauten Albertinum hervorging, offenbarte er sich noch weit mehr als in allen diesen früheren Werken, unter die auch einige Tafelbilder wie: Judas Ischariot in der Dresdener Königlichen Gemäldegalerie, zählen, als ein vielseitiger Monumentalkünstler. Er vermochte es hier beim Ministerium durchzusetzen, daß die ursprünglichen Pläne, die ein Schaffen in großem Stile ausschlossen, nicht ausgeführt wurden, sondern der ganze Raum des Treppenhauses einschließlich der zu den Sammlungsräumen des oberen Stockwerks führenden Loggia einer künstlerischen Umgestaltung unterworfen werden sollte, und Hermann Prell selber wurde mit der alleinigen Ausführung dieses Unternehmens beauftragt.

Hier brauchte er also nicht erst eine Architektur zu malen, künstlich vorzutäuschen, hier sich nicht mancherlei schwierigen, sein Schaffen einengenden Verhältnissen einzupassen und umständlich anzuschmiegen. Hier galt es ein Schaffen aus dem Vollen und Ganzen. Sein Künstlersinn frohlockte. Das war endlich, was er sich schon längstens wünschte. Seine Seele erfüllten freie, tatenfrohe Pläne, und er ließ all das, was damals sein inneres Auge erschaute, nicht einen schönen Traum bleiben, sondern er hat es verwirklicht.

Alle drei Schwesterkünste: Architektur, Bildhauerkunst und Malerei sollten zu diesem Werke herangezogen werden und gleichmäßig mithelfen, soweit dies ihre Eignung und das Material, dessen sie sich bedienen, zuließ. Das war, was Prell schon immer betonte. Die drei Künste sollten selbständig und gleichberechtigt zusammenstehen und zusammenwirken; hier waren endlich die Darstellungsmittel aller drei Zweige der bildenden Kunst in seiner Hand vereinigt. So schuf er denn zunächst eine ganz neue Innenarchitektur für das Treppenhaus und die dahinterliegende Loggia, wobei er die Decke der Loggia etwas gegen die des Treppenhauses senkte, wodurch in dem Ganzen ein überaus heimeliger Eindruck, für die Lichthalle des Treppenaufgangs eine um so freiere Wirkung erzielt wird.

Dann ging er ans Malen, an die dekorative Ausschmückung der zwischen den Sandsteinpfeilern und Bögen freigelassenen Wandflächen und Felder, wobei er in einem Zyklus von Gemälden der Bestimmung Ausdruck verlieh, der das ganze Gebäude geweiht ist: einer Sammlung der erlesensten Bildhauerkunstwerke aller Zeiten und Kulturvölker der Erde. Er empfindet als Künstler und auch als Mensch im Kunstschaffen die geläutertste Gabe menschlicher Phantasiekraft. Deshalb wollte er das künstlerische Ringen darstellen, und indem er dessen Quellen nachsann, erkannte er sie in der Kraft und in der Liebe. Damit waren die Grundzüge für die ganze bildnerische Ausgestaltung gefunden.

Im großen Deckenbilde, zu dem der die Treppe Hinaufschreitende zuerst aufschaut, wenn unser Blick an der ragenden Gestalt einer vor einer mit kunstvoll getriebenen Goldblechen ausgeschlagenen Nische aufgestellten riesigen Pallas Athene, die uns gleichsam Willkomm bietet, emporschweift, sehen wir zunächst den wütenden Anprall zügelloser Kräfte: ein Ringen der Göttlichen, die ihre Himmelshöhe mit Blitz und Adlerkräften verteidigen, gegen die zum Licht emporstürmenden, Felsstücke schleudernden Titanen. Den Ausgang dieses Kampfgetümmels schildern die Fresken an den beiden Schmalwandseiten: Schicksal und Schönheit, womit Prell zugleich andeutet, was für ihn das Motiv jeder echten, aus der Tiefe eines Menschenlebens geschöpften Kunst ist. Wir schauen schaudernd an der Wand des Schicksals die Bestrafung des greisen Kronos, des Führers der Titanen, den geflügelte Jünglinge zu ewiger Qual an eine Felsenklippe anschmieden, ein Schicksal, das später auch Prometheus zuteil wurde, der der Sonne ein Fünkchen Licht entnahm, um es den Menschen zu bringen, hier sehen wir bereits ein erstes Liebessymbol, ein erstes Fünkchen trauten, nützlichen Herdfeuers, ein erstes Flammenzeichen aufleuchtender Erkenntnis.

Auf dem andern Halbbilde spinnen, reichen von Hand zu Hand, durchschneiden die Parzen auf luftiger Höhe des Menschenschicksals goldnen Faden. Im Mittelfelde zwischen diesen beiden Gemälden und auch etwas vor ihnen steht aber eine von Hermann Prell ebenfalls selbst geschaffene mächtige Plastik, ein Prometheus in farbigem Marmor. Sein Knie stützt sich auf das schmerzdurchfurchte Haupt seiner Mutter Gäa (die Erde), die er selbst besiegen half und welche dann die Fesseln trug, mit denen Zeus ihn bändigte. Wir sehen also: Hermann Prell ist diesem großen Werke zuliebe sogar Bildhauer geworden, obwohl er sich nie zuvor in dieser Kunst versucht hatte. Hier verhalf ihm der mächtige innere Trieb, unterstützt durch

Digitized by Google

Europa wird von Eros und den Meergöttern nach Kreta geleitet
Wandgemälde im Dresdener Albertinum von Hermann Prell

Digitized by Google

seine stets sehr eingehenden Aktstudien, bei denen er sich eine vollkommene, erstaunliche Beherrschung der menschlichen Gestalt aneignete, sogleich zu einem bewundernswerten Erfolge. Eine ebenso schöne Marmorplastik von seiner Hand in voller Lebensgröße steht auch vor der andern großen Wand der Schönheit.

Auch hier dieselbe Dreiteilung, aber der landschaftliche Hintergrund schließt doch das ganze Werk als einer Ideengruppe zugehörig fest und in hohem Grade harmonisch zusammen. Da sehen wir zunächst auf dem Bilde linker Hand Zeus als Stier, mit Rosenketten ums Gehörn hochzeitlich geschmückt, die schöne Europa durchs blaue Griechenmeer entführen. Liebestolle Tritone, die weiter draußen in den Wassern ein brünstiges Spiel treiben, geben dem kühnen Liebesabenteuer des leicht entzündlichen Gottes das Geleite. Aber an dem stillen Gestade Kretas, wohin der seltsame Ritt geht (rechtes Bild) treten die drei Grazien, als Gegenstück zu den drei Parzen, aus heiligen Hainen ans Ufer heraus, wodurch Prell die allem wahrhaften Liebes- und Menschenglück unentbehrliche Anmut andeutet, und vor den Gemälden, vor diesem herrlich bewegten blauen Meer taucht aus dem Wasser empor das Urbild der idealsten göttlichen weiblichen Schönheit der antiken Welt: Aphrodite (die zweite Plastik).

Durch diese beiden frei in den Raum gestellten Bildwerke wird gewissermaßen der Uebergang von der realen Wirklichkeit, aus der der Eintretende kommt, in das Bereich der Welt, die der Künstler schildert, in überaus feinsinniger Weise vermittelt, wozu auch noch der wohlerwogene Kunstgriff, daß Prell sich für die Plastiken nur schöner farbiger Steine bediente, diese aber nicht weiter tönte, erheblich beiträgt.

Aphrodite
Modelliert von Hermann Prell

So ist auf den einst ungestümen Kampf Frieden gefolgt. Die Menschen haben andre Wege gefunden, Götterglück zu teilen, in Verehrung und Verherrlichung der Schönheit, wie die Natur, in der Prell mit allen seinen Schöpfungen wurzelt, sie jedem wahrhaft vor- und aufwärts Strebenden bietet. Die anstoßende Loggia erhielt eine neue Eindeckung in Gestalt eines Tonnengewölbes mit drei eingeschnittenen Oberlichtfenstern, durch die ein angenehm abgetöntes blaues Himmelslicht einfällt. An der Rückwand aber brachte Prell in den Füllungen mehrerer Nischen, vor denen antike Plastiken zu Seiten der Pallas Athene aufgestellt wurden, die antike Marmormosaiktechnik nach einem ebenfalls von ihm selber erst wieder neu entdeckten Verfahren zu Ehren.

So ist also das große, schöne Werk des Meisters in allen Teilen vollendet. Und in allen Teilen faßt es auch die mit bewußter kraftvoller

Digitized by Google

Prometheus
Modelliert von Hermann Prell

Selbstbeschränkung sparsam, doch bedeutsam gestaltete Sandsteinarchitektur zu einem harmonischen Gesamtkunstwerke zusammen. Hermann Prell hat es am 2. Mai, wenige Tage nach seinem fünfzigsten Geburtstage, den er am 29. April d. J. feiern durfte, der Oeffentlichkeit übergeben, als seine reifste, edelste Gabe, die seinem Namen Unvergänglichkeit sichern dürfte, gleich den Werken der andern Meister aller Völker und Zeiten in diesem wundervollen Albertinum.

Erinnerung an Heidelberg

Der Wagen hielt schon vor dem Hotel,
Da stieg sie die Treppe nieder:
„Du darfst mich küssen, doch küsse mich schnell,
Wir sehn uns nie mehr wieder.
Du fährst nach Ost, ich fahre nach West,
Kurz ist das Abschiednehmen;
Daß sich ein Vogel verflogen im Nest,
Das wird dich nicht lange grämen."

Vom Zimmer rief die Mutter uns zu:
„Mathilde, du mußt dich sputen!"
Dann küßten wir den einen Kuß,
Er dauerte drei Minuten.

„Nun geh' ich von dir, nun gehst du von mir,
Und ich darf nicht klagen und weinen,
Und hab' doch noch keinen geküßt vor dir
Und vor dir geliebt noch keinen."

Ich hing ihr höflich den Mantel um,
Dann raffte sie zierlich die Schleppe.
Ich küßte der Mutter die Hände stumm,
Blieb grüßend stehn auf der Treppe.
Die Pferde rannten hinein in den Tag,
Das Eisen der Hufe blinkte;
Die Kleine stand traurig am Wagenschlag
Und winkte und winkte und winkte.

Carl Bulcke

Digitized by Google

Die Fesselung des Kronos | Prometheus | Die Parzen

Dekoration einer Wand im Treppenhaus des Dresdener Albertinums

Ausgeführt von Hermann Prell

Digitized by Google

Hoffnung

Skizze

von

A. Noël

Blaß und kühl sieht der Märztag ins Zimmer. Nahe am Fenster, doch nicht zu nahe, damit die Zugluft sie nicht erreiche, sitzt in einem hochlehnigen Armstuhl ein dünnes junges Mädchen im hellgrauen Flanellkleid, einem Mittelding zwischen Morgenrock, Empirekleid und Reformkostüm und als solches recht geeignet, mit seinen lang herabfließenden Falten die zarte — ach, so zarte! — Gestalt zu verhüllen, vielmehr das Wenige, was die Krankheit noch von ihr übriggelassen hat.

Müde lehnt das Mädchen den Kopf zurück, und von dem dunkelgrünen Samt des Lehnstuhls hebt sich das Gesicht mit den schmalen Wangen und den blauen Ringen um die Augen noch einmal so geisterhaft blaß ab, und ihr lichtes Blondhaar zeigt einen noch kindlicheren Seidenschimmer als sonst. Es ist rückwärts kurz geschnitten und vorn nur eben so lang, daß es sich in leichten Wellen um den Kopf legen kann. Gar nicht wie ein erwachsenes junges Mädchen sieht es aus, das blasse Geschöpf, sondern eher wie ein sehr großes Kind, und die Mutter, die in der Nähe steht, findet das auch.

„Jetzt siehst du wieder wie damals aus vor zehn Jahren, wie du den Scharlach überstanden hast," sagt sie mit einem schweren, leidvollen Blick und doch auch wieder glücklich. Sie ist eine hübsche, noch jugendlich aussehende blonde Frau, deren ursprüngliche Schlankheit erst spät etwas Fülle angenommen hat, die ihr nun sehr gut steht. Erstarkt ist sie gegen die Vierzig zu, und nun steht sie in voller Kraft und Blüte vor der Tochter und kann ihr doch nichts von ihrem Ueberschuß abgeben.

Angela hebt einen eleganten Handspiegel von dem Tischchen auf, das neben ihr steht, wirft einen Blick hinein, läßt ihn müde fallen und nickt.

„Ja, so war mein Haar auch damals ... So ganz dünne Locken ... Und gerade ein solches Hängekleid hab' ich angehabt ... Gehen mußt' ich auch damals wieder lernen ... Wie jetzt ..."

Was sie aber nicht sagt, ist, daß sie sich damals so ganz anders fühlte. Sie erinnerte sich wohl: Dazumal war ihr die Genesung eine festliche Zeit. Ihr war zumute, wie einem Baby sein müßte, das nach der Geburt Bewußtsein hat. Alles so neu, so wunderbar! Und wie wichtig kam sie sich vor! Der Anteil der Verwandten und Bekannten hob sie in ihren eignen Augen, und sie rechnete es sich fast zum Verdienst an, daß sie so gut war, wieder gesund zu werden. Man feierte sie ja förmlich dafür und überschüttete sie mit Geschenken. Und von Mahlzeit zu Mahlzeit freute sie sich aufs Essen. Ueberhaupt auf alles: auf die erste Ausfahrt. Auf die ihr fürs Gesundwerden versprochenen Belohnungen. Auf das Wiedersehen mit den Freundinnen. Auf den ersten Schultag sogar, wo sie als Wiederauferstandene eine besondere Rolle spielen mußte! ...

Jetzt? Wie ist das alles anders! Kein Mut, keine Hoffnung! Sie hegt noch gar nicht die Zuversicht, dem Tode wirklich entronnen zu sein, sondern ihr ist, als gähne noch das Grab neben ihr und es bedürfte nur eines Augenblicks der Ermüdung, um hineinzufallen. Nichts in ihr von der steigenden Lebensflut der wahren Genesung ... Ebbe! ... Alles leer und trocken.

Wenn sie den Blick hebt und ihn durchs Fenster hinaussendet über den winterlich kahlen Garten mit seinem fahlbraunen entblätterten Gezweige und über die Häuser des Cottage dorthin, wo das Kahlengebirge den Horizont begrenzt, so trifft ihr Blick auch dort nur die toten Winterfarben, wenig belebt vom Glanz der Schneereste, die noch auf den Bergen schimmern. Fahl blickt der Himmel nieder, und die Sonne, die strahlenlos manchmal aus der formlosen Wolkendecke hervortritt, ist marklos und blaß wie ein Mond.

Genesung? Nein ... Sie fühlt ja gar nicht die Kraft, zu leben. In sich hat sie sie nicht. Es müßte von außen kommen ... Woher? Es kommt nichts.

Die Mutter betrachtet das blasse, farblose Kind von der Seite, ahnt die Stimmung des Augenblicks, die Schwäche und Zaghaftigkeit.

So sitzt sie freudlos, regungslos, und starrt vor sich hin. Wenn dann vor ihr aufsteigt, was sie vergessen sollte ...

„Soll ich dir etwas vorlesen, Angela?"

„Danke, Mama, du weißt ja, ich kann mich noch nicht sammeln. Wozu dich anstrengen?"

„Etwas Musik?" schlägt die Mama zaudernd vor, doch Angela schüttelt nur den Kopf. Ja, wenn sie die Musik vertrüge, dann wäre sie ja schon gesund.

„Du wolltest mir schon gestern zeigen, was während meiner Krankheit eingelaufen ist," beginnt nach einer Pause Angela mit gespielter Gleichgültigkeit. „Es sind unterdessen gewiß Veränderungen vorgegangen in unserm Bekanntenkreis. Da muß ich mich doch orientieren."

Die Mama zögert. Die scheinbare Munterkeit täuscht sie nicht, aber sie ist schon froh, daß Angela für irgend etwas Interesse zeigt. Diese Apathie, die nun schon so lange dauert, ist das Schlimmste.

„Fühlst du dich auch wirklich wohl genug?" fragt sie vorsichtig.

„Sei unbesorgt, Mama. Du kannst mir alles geben. Mir ist jetzt doch alles so ferngerückt ... so fern ... Glaub' mir's."

Ausdrucksvoll heftet sie den Blick auf das

Digitized by Google

Gesicht der Mutter. Diese senkt den ihren, bringt dann aber nach einigem Bedenken ein Körbchen mit großen und kleinen Kuverts, das sie auf den kleinen Tisch neben Angela stellt. Dann nimmt sie sich einen Stuhl, läßt sich nieder und fängt an, die Briefschaften durchzugehen.

„Ministerialrats wünschen viel Glück zu deiner Besserung. Sie waren rührend und teilnahmsvoll. Wirklich, das muß ich sagen! ... Bei Doktor Happler ist der Storch gewesen. Natürlich wieder ein Mädel! Aber sie machen sich nichts daraus, und so ist es auch gut ... Der arme alte Geiger ist gestorben. Na, vierundachtzig! In dem Alter! ... Daß Ida Meyer sich verlobt hat, weißt du schon. Ihrer Mutter ist es zu gönnen. Sie hat so viele Sorgen. Da hast du die Karte ... Und die von Stephanys! Das Allermodernste. Aber zu dieser Hochzeit werden wir doch wohl noch nicht gehen können. Sie ist schon in acht Tagen."

Die großen Kuverts, die die Verlobungskarten und die Hochzeitseinladungen auf Büttenpapier enthalten, die schwarzgeränderten Traueranzeigen, die Visitenkarten mit Anfragen, frommen Wünschen für die Genesung der Kranken, Anzeigen, Danksagungen und dergleichen liegen nun in einem ganzen Stoß vor dem jungen Mädchen auf dem Tisch, aber sie berührt sie nicht, sieht sie nicht an.

Die eine Anzeige ist nicht darunter, die eine, an die doch die Mama ebenso denkt wie sie selbst. So gut errät eine die andre, daß schließlich die Tochter die Lippen öffnet: „Und Carlas Verlobungsanzeige?"

Die Mutter hält den Atem an und weiß nichts zu antworten. Soll sie leugnen? Aber was hilft's? Und so bricht sich doch die Wahrheit Bahn. „Die sollt' ich mir etwa noch aufheben?"

„Du hast sie weggeworfen, damit ich sie nicht zu Gesicht kriege," sagt die Tochter leise und matten Tones. „Aber was verheimlichst du mir denn? Hab' ich's nicht gewußt? Die gedruckte Karte macht es nicht mehr aus. Und was geht es auch mich an? Das liegt ja alles so weit zurück in der Vergangenheit ... Glaub' mir's, Mama ... Von mir aus könnten sie schon verheiratet sein!"

„Sie sind es," gesteht die Mutter hastig. „Sie sind fort, nach Neapel. Dort bleiben sie doch. Man wird sie wenigstens nie mehr sehen."

Angela nickt. Es ist gut! ... Sie nie mehr zu sehen. Damit das Begrabene nicht wieder aufgeweckt wird ... Gewiß, sie redet sich nichts vor, wenn sie sagt, daß das alles weit zurück in der Vergangenheit liegt, aber die Spuren reichen doch in die Gegenwart herein. In der Vergangenheit wurzelt diese Todesmattigkeit, das nicht mehr an das Leben glauben Können und Wollen. Da soll man wieder in die Frucht beißen, die schon einmal einen so bitteren Geschmack auf der Zunge hinterlassen hat. Man kann nicht leben, ohne zu hoffen, aber wie soll man sich einer Hoffnung hingeben, wenn die schönste in solcher Enttäuschung geendigt hat?

Sie hat keine Lust mehr, es mit dem Leben zu wagen, sie grollt dem Leben, der Welt, in der solche Dinge möglich sind, der Menschheit, die ewig das Opfer ihrer Leidenschaften und Täuschungen ist. —

Sie hatte ihn schon im Sommer kennen gelernt, am See, in dem freieren und heiteren Dasein auf dem Lande. In mädchenhafter Mitteilsamkeit schrieb sie darüber Briefe an die Freundin, die, wenn sie es recht bedenkt, niemals ihre wirkliche Herzensfreundin, ihre persönliche Wahl gewesen ist, die sich ihr aber von Anfang an mit kräftiger Aufdringlichkeit angeschlossen hatte, so daß sie sie annahm, ohne recht zu wissen, daß sie sich die Freundin nicht aus eignem Trieb erwählt hatte. Etwas Mitleid kam auch dazu. Carla hatte es zu Hause nicht so gut wie sie. Sie genoß manches erst bei ihr, durch sie, wozu sie sonst nie gekommen wäre. In der Schule war Carla Weger nicht beliebt. Bei allem ihrem lebhaften Temperament, ihrem sprudelnden und dabei sich klug anschmiegenden Wesen konnte sie die Abneigung der Kolleginnen nicht besiegen, die sich eben nichts aufdringen ließen, was ihnen nicht von selbst zu Gesicht stand. Und sie trauten ihr nicht.

„Die rote Carla hat's faustdick hinter den Ohren," sagten sie.

Weil sie rot war? Also ein Vorurteil? Um so duldsamer mußte man gegen sie sein, dachte Angela. So war es gekommen, daß Carla nach und nach die erste und nächste ihrer Freundinnen geworden war, jene, der sie mitteilte, was sie der Mutter verschwieg, aber was freilich dieser darum nicht verborgen blieb.

Genau genommen, schrieb sie diese Briefe gar nicht an Carla, sondern an sich selbst. Was in ihr vorging, was sie erfüllte, mußte sie äußern, und so schrieb sie ihr. Ob sie ihm nun diese Briefe gezeigt hat? Aber nein, sie wird sich hüten. Die Stimme, die aus ihnen spricht, ist nur zart und schwach, ein leises Zirpen bloß, und doch könnte es etwas in dem Manne wieder wecken, was Carla mit Mühe eingeschläfert hat. Sie wird sich hüten.

Vermutlich hatten schon diese Briefe das Unheil gestiftet, den Neid erregt, der sich fragt: Warum nicht ich? Immer wollte sie dann von ihm hören, von ihm sprechen. So oft die Mädchen beisammen waren, lenkte sie das Gespräch auf ihn. Wenn Angela damals schärfer beobachtet hätte, würde sie gemerkt haben, daß Carla sich auf eigne Faust für den Mann interessierte, nicht der Freundin halber.

Sie konnte nicht genug über ihn erfahren, wurde es nicht müde, Züge von ihm einzusammeln. Dadurch wurden Angelas Gedanken nur noch mehr auf den Mann hingelenkt, der ihr sonst vielleicht ein wenig aus dem Gedächtnis geschwunden wäre.

Und dann im Winter war er auf einmal da, zu längerem Aufenthalt in Wien, angeblich in Geschäftsangelegenheiten, doch es stand zu vermuten, daß auch private dabei mitspielten. Eine sanfte Anziehungskraft hätte ihn von Neapel nach Wien gezogen, sagte er bei seinem ersten Besuch zur Mama, und sie, die errötend in der Nähe saß, hörte es mit scheu klopfendem Herzen. War sie's? War sie's? Wie er sie damals ansah! Jeder Blick, der lang und gerührt auf ihr haftete, schon ein Geständnis, wenn auch die Worte noch ausblieben. Aber freilich, Worte hätte er nicht so leicht zurücknehmen können. Diese Blicke! Sie konnte sie nicht vergessen. Schon mit dem Schmerz des Verrates im Herzen, hatte sie sich in ihren Fieberträumen noch in ihnen gesonnt.

In der vertrauend mitteilungsbedürftigen Stunde jenes ersten Besuches, wer weiß, was er da schon

Digitized by Google

gesagt hätte, als plötzlich Carla erschien. Sehr unerwartet und zum großen Mißvergnügen der Mama! Wußte Carla, daß dieser Besuch bevorstand, oder nicht? Heute kann Angela sich nicht mehr daran erinnern. Sie wird es nie erfahren, ob es das Schicksal war oder ihre eigne Absicht, die Carla die Beute in den Schoß warf.

Auch Herrn Heinrich Martensteig kam die Fremde nicht gelegen, und es breitete sich gleichsam eine Kruste über sein warm fließendes Wesen. Er sprach wenig mit dem Mädchen, von dem er ja nichts wußte, während sie, in dem Bewußtsein, schon sehr viel von ihm zu wissen, einen fast herausfordernd neckenden Ton anschlug, der ihn befremdete und ihn vorläufig mehr abstieß als anzog. Der erste Eindruck war kein günstiger. Wenigstens sagte er dies selbst.

„Ihre Freundin mißfällt mir, mißfällt mir in hohem Grad," äußerte er nachher zu Angela. „Wie können Sie beide Freundinnen sein? Sie sind ja wie Tag und Nacht!"

Wie Tag und Nacht! Aber bald war sie selbst die Nacht, der untergehende blasse Mond, Carla die rasch aufgehende blendende Sonne.

Kurz darauf war Mamas Jour. Martensteig kam, und Carla war natürlich anwesend. Sie hatte ihren geistreichen Tag, war angriffslustig wie gewöhnlich und geriet in ein Geplänkel mit Martensteig, durch das sie seine kühle, fremde Stimmung in eine heitere Ueberraschung umwandelte. Sie trat an diesem Nachmittag für ihn in die Reihe der Menschen ein, an die man noch denkt, wenn man sie nicht mehr sieht.

Angela hört noch ihre Stimme. Sie sprach wie in einem Fieber der Erregung, der Inspiration. Kampflust schmetterte in metallisch lauten Tönen aus jedem Wort. Es war die Stimmung, in der man siegen muß, und vor allem war sie die Ueberlegene, weil sie wußte, was sie wollte, während er gar nicht ahnte, daß er sich zu verteidigen hatte. Ehe er noch begriff, was sie vorhatte, hatte sie ihn schon gefangen.

An diesem Abend muß er sie nach Hause begleitet haben, und da schon hat sie es verstanden, die Sache anzuspinnen, denn die Fortsetzung, das Wachstum der Beziehungen zwischen den beiden, spielte sich nicht mehr im Hause Richter ab. Man sah Carla von nun an seltener, und Martensteig hielt sich, wenn er kam, in den Grenzen des Herkömmlichen. Die Töne, die er beim ersten Besuch angeschlagen hatte, verhallten.

Das ahnungsloseste Gemüt fühlt solchen Wechsel, und so verspürte Angela einen Frost und ein Unbehagen, ohne daß sie recht wußte, woher diese kamen. Da gab es ein Hin- und Herdenken: ‚Was ist denn geschehen? Warum ist er jetzt so anders? Hab' ich ihn enttäuscht?' ... Eine Stimmung, die ihr wochenlang am Herzen nagte und ihren Mut drückte, drückte.

Carla war, wenn sie erschien, zärtlich und zutunlich, erwähnte ihn seltener, denn sie hatte ja Angela als Quelle nicht mehr nötig, forschte aber doch leise nach Angelas Seelenzustand, vermutlich bloß um ihre Eigenliebe angenehm zu kitzeln. Doch die mutlose Stimmung war nicht so mitteilsam wie die gehobene, und Angela verhüllte sich vor ihr. Gott sei Dank, daß ein Instinkt sie davor bewahrt hatte, sich ihr gegenüber zu beklagen, die die Ursache der Veränderung war.

Einmal trafen sich die beiden doch wieder bei ihnen. Martensteig hielt sich sehr zurück, und auch Fernerstehende hatten leicht merken können, daß ihm nicht wohl zumute war und er sich nicht gern gerade bei ihnen mit Carla traf. Ihr dagegen war es erwünscht. Sie fühlte keinen Zwang, kein lästiges Mahnen des Gewissens, nur den Triumph. Aber damals wußten weder die Mama noch sie selbst, was so seltsam aus Carlas Augen leuchtete. Nur so viel merkten sie beide doch, daß sein erster Eindruck nicht standgehalten hatte.

„Mißfällt Ihnen meine Freundin noch so sehr?" fragte sie ihn, als Carla gegangen war.

Er war erstaunt, wußte nichts mehr von seinem Ausspruch.

Wenn ihn jemand fragte: „Gefällt Ihnen die kleine Richter noch so sehr?" so war er wahrscheinlich ebenso erstaunt und antwortete, sie habe ihm nie besonders gefallen. Es gibt Menschen, die vergessen alles, was sie vergessen wollen, und so geraten sie nie in Widerspruch mit sich selbst.

Von dem Tag an hatten sie ihn nicht mehr gesehen, ohne daß man doch sagen konnte, er sei ausgeblieben, denn er gab noch ein- oder zweimal seine Karte bei ihnen ab, als sie gerade nicht zu Hause waren. Hernach aber kam der Abend auf dem kaufmännischen Ball, auf dem Angela auf einmal in einiger Entfernung Carla Weger erblickte und vor ihr einen Mann, sichtlich betört, bezaubert, ganz in ihrem Bann. Sie hatte ein grünliches Ballkleid an von einer Eleganz, wie sie es sich noch nie hatte leisten können, und strahlte förmlich, verschönt vom nahenden Glück, von Siegesbewußtsein. Wie in einem Rausch befand sie sich, so daß sie Angela lange nicht gewahr wurde. Sie und die Mama brauchten nur eine Minute lang auf die Gruppe zu blicken, und sie wußten alles. Die Haltung der beiden sprach Bände. Sein Zurückziehen, seine Kühle und Förmlichkeit, alles war erklärt.

O, dieser Abend, diese Nacht, die man aushalten mußte!

Schließlich bemerkte Carla doch die Freundin und kam mit geräuschvoller Harmlosigkeit heran, um sie zu begrüßen. Merkwürdig! Sie war ganz ahnungslos auf diesen Ball gekommen, und nun befand sich Herr Martensteig auch hier.

Angela gäbe was drum, wenn sie mehr Gleichgültigkeit gezeigt hätte, aber sie war in solchem Spiel nicht geübt. Sie antwortete der Roten knapp, fast gar nicht, verhehlte kaum ihre Empfindungen, und auch die Mama verhielt sich so ablehnend, daß selbst Carlas Frechheit nicht standhielt und sie sich in einiger Verwirrung zurückzog.

Angela schaudert noch bei der Erinnerung an diesen Abend. Nichts blieb ihr erspart. Martensteig kam um einen Tanz, kam, weil er glaubte, er müsse. Sein Benehmen war gezwungen und steif, das Schuldbewußtsein, so weit er ein solches hatte, unter angenommener Würde verhehlend. Wieviel er davon hatte? Der Anflug von Neigung zu ihr war unter dem Hauch einer stärkeren Leidenschaft verflogen. Was konnte er dafür? Er konnte nicht zu ihr kommen, wenn die andre ihm im Sinn

Digitized by Google

spukte. Angela tat sich Gewalt an und tanzte mit ihm, aber der Arm, der ihr um den Leib lag, schien ihr wie aus Holz zu sein, und sie bewahrt von diesem Tanz keine Erinnerung als die eines Aufatmens, als er zu Ende war.

So schnell verändern sich die Menschen zu einander, so schnell!

Ganz angenehm mochte das Zusammentreffen für Martensteig doch auch nicht sein, denn er verschwand nachher, und auch Carlas grünes Kleid und auffallend frisiertes Rothaar war nicht mehr zu sehen. Da konnte auch Angela unbeachtet mit der Mama aufbrechen, und in tödlichem, drückendem Schweigen fuhren sie nach Hause.

Erst am nächsten Nachmittag, als Angela nach der langen Ruhe doch todmüde aufstand, wagte die Mama ein paar Worte. An dem Manne, den eine andre auf diese Weise einfangen könne, sei nichts verloren. Es half nichts, der Pfeil saß tiefer, als Angela selbst wußte.

Einige Tage nachher brach das Nervenfieber bei ihr aus, an dem sie nun Wochen gelegen hatte, immer zwischen Tod und Leben.

Nun waren sie wieder verschwunden, die quälenden Fieberträume, die beängstigenden Bilder, der ganze verworrene Reigen sinnloser Vorstellungen. Der Tag dämmerte wieder in ihr müdes Gehirn. Gewiß, es war alles vorüber. Vorüber die Neigung, vorüber der Schmerz, die Empörung. Sie liebte diesen Mann nicht mehr, und die Wunde war geschlossen. Nur mehr Schatten waren es, die noch manchmal um sie rauschten, Schatten, die bald ganz in Nacht versinken würden, um nie mehr oder nur ganz blaß und verschwommen, machtlos wieder aufzutauchen. Sie empörte sich nicht mehr. Diese Carlas waren so. Sie nahmen das Ihrige, wo sie es fanden. Und der Mann? Den konnte man bloß verachten. Verachten überhaupt die menschliche Natur, die ein solcher Spielball aller möglichen Gewalten ist, so veränderlich, daß sie heute verwirft, was sie gestern ersehnte.

Das Nervenfieber lehrt viel Philosophie. Waren es die Menschen denn wert, daß man sich um sie grämte? Krank wurde? Doch nein, sie war nicht deshalb krank geworden. Eine Erkältung hatte sie gepackt. Es wäre zu demütigend für das Restel Stolz, das sie noch besaß, zu denken, sie sei aus Gram erkrankt. Nein, nein, so tief war es gar nicht gegangen. Und so mag es denn sein. Soll sie ihn haben, den Mann. Sie sollen zusehen, wie treu sie einander sein können, sie, die so wenig Treue bewahren konnten, nicht sich selbst, nicht andern. Ob sie sich nicht manchmal doch vor einander schämen werden? Nein, denn sie vergessen, was ihnen unbequem ist. Aber mit einem kleinen Aufwand an Scharfblick sieht man voraus, daß dieser Ehe die Stürme nicht fehlen werden. Das zu denken gibt ihr nicht einmal den kleinen Trost, den man aus solchen Vorstellungen sonst schöpft. Sie gehen sie nichts mehr an, die beiden, und feierlich tut sie hiermit jeden Gedanken an sie ab. Mit diesen wäre sie fertig, aber nun soll sie das Leben neu beginnen. Sie weiß jetzt, wie stark man sein muß, um seinen Ansturm auszuhalten, und sie fühlt sich schwach, schwach, ohne Widerstandskraft, ohne Mut, es mit dem Leben aufzunehmen.

Kalt und blaß scheint die Sonne, ohne Feuer, ohne Wärme, und träg und matt schleicht das Blut durch ihre Adern ... Sie ist noch gar nicht gerettet, noch gar nicht ... Sie glaubt nicht daran, daß sie leben wird. Wozu war nun der lange Kampf, wenn sie schließlich doch besiegt hinabsinkt?

„Der Herr Geheimrat Doktor Gloris und Herr Doktor Blandt," meldet das Stubenmädchen in der Türe.

„Ich lasse bitten," sagt Frau Richter. „Hierher, nicht wahr?" wendet sie sich an die Tochter. „Doktor Gloris will dich doch sehen."

Angela blickt unwillkürlich an sich herunter. „Aber der andre?"

„Sein Neffe, der jetzt mit ihm das Sanatorium leitet. Ein Doktor, mein Kind. Vor dem darf man sich wohl im Schlafrock sehen lassen. Er war schon mehrmals da. Einmal in der Nacht, wie's dir so schlecht gegangen ist und Geheimrat Gloris eine Besprechung mit Doktor Bauer hatte. Da hat er den Neffen mitgebracht. Ein außerordentlich tüchtiger Nervenarzt. Nach seinem Vorschlag bist du behandelt worden, und in der Frühe war dir besser."

Angela antwortet nichts, und die Mama gibt dem Stubenmädchen einen Wink.

„Sonderbar!" sagt das junge Mädchen. „Ich weiß doch von nichts."

Und doch regt sich etwas auf dem Grunde des Bewußtseins. Ein Gesicht taucht auf, ernst, männlich, mit besorgten tiefen Augen, die unausgesetzt wachend auf ihr ruhen. Aber wie viele Gesichter hat sie nicht gesehen in ihren Delirien! Alle so lebenswahr, und keines gibt es wirklich.

Zwei Herren treten ein: der Herr Geheimrat, kurz und breit, den Kopf zwischen den Schultern, die Augen hervorquellend. Neben ihm ein noch recht junger, hochgewachsener Mann in strammer Haltung, mit einem ernsten, männlichen Gesicht und festblickenden grauen Augen. Es war also kein Traum. Die andern Gesichter entstammten dem Fieber, dieses der Wirklichkeit.

„Da ist Ihre Patientin, Herr Geheimrat," sagt die Mama verbindlich. „Wie finden Sie sie?"

„Patientin? Hoffentlich verdient sie bald den Namen nicht mehr. Hier mein Neffe, Fräulein, Doktor Erich Blandt, mein Gehilfe jetzt. Hat schon mitgeholfen, an Ihnen zu doktern."

„Ich weiß," lispelt Angela, während Doktor Blandt sich formgerecht vor ihr verbeugt.

Groß und lang steht er vor der Sitzenden, die beinahe staunend zu ihm emporblickt. Wie sie dem Blick der stillen grauen Augen begegnet, da kommt eine Ahnung über sie: Nicht alle Männer sind so schwach und wandelbar wie jener. Dieser da sieht so ehrenfest, gediegen und zuverlässig aus. Da könnte sich ein Dutzend Carlas zusammentun. Sie würden ihn nicht betören. So tröstlich ist diese Ueberzeugung, daß ihr ist, als fiele irgendwo eine schwere Last von ihrer Seele. Es gibt noch Menschen, auf die man rechnen kann, die nichts beirrt, die morgen sind wie heute und die kein Irrlicht lockt ...

In einer Welt, wo solche Menschen sind, mag's doch gut leben sein. In ihr regt sich, der noch vorhin so lautlos geschwiegen, der Wille zum Leben.

Digitized by Google

Leise und zaghaft erst, aber er regt sich. Ihr Blick fällt auf einen Zweig, den der junge Mann in den Händen hält. Noch ist der Winter nicht vorbei, aber doch weben schon zarte junge Blättchen einen grünen Schein um den Zweig, den Doktor Blandt ihr jetzt reicht.

„Das erste Grün des Jahres," sagt er mit einer weichen, tiefen Stimme. Und wer weiß nicht, daß diese Stimmen tröstlich sind?

Dankbar nimmt Angela das Zweiglein, und ein Lächeln fliegt über ihr Gesicht, als sie ihn an ihr Gesicht hebt und den Duft der neuen Triebe einzieht.

Man hat ihr Blumen gebracht, mehr als genug, aber dieses Grün, das erste Zeichen des wiederkehren wollenden Frühlings, ist ihr ein Symbol, das sie plötzlich mit Zuversicht erfüllt. Nein, sie wird nicht sterben, sie wird leben! Das offene Grab schließt sich neben ihr, und sie blickt wieder vor sich hin. Die Rückfälle sind überstanden, und jeder Tag wird ihr ein Anschwellen der Kräfte bringen. Sie braucht nur zu wollen, und das Leben ist wiedergewonnen. Und sie will. Ihre Seele kehrt sich aufs neue dem Licht zu. Vorüber ist die Zeit der Not, nun kommt die Sonne zurück, die laue Luft, das Schwirren der Schwalben und der Lebensmut.

Mit einem raschen Ruck steht sie auf, um ans Fenster zu treten. Doch sie hat nicht mit ihrer Schwäche gerechnet und muß nun gleich merken, daß die Füße sie noch nicht tragen. Aber schon steht auch Doktor Blandt neben ihr und legt stützend den Arm um ihren Leib. Blitzschnell eilen ihre Gedanken in die Vergangenheit zurück, und sie fühlt wieder den letzten Arm, der sich um sie legte, beim Tanz. Aber dieser hier scheint ihr nicht aus Holz. Seine Berührung wirkt belebend, und ein leises Beben rinnt durch ihre Glieder. Beruhigend, beschwichtigend wirkt die Nähe des fremden jungen Mannes auf sie, und sie fühlt einen Hauch des Friedens sie umwallen.

So nahe sind sie sich, er, der sie bloß als arme Kranke gesehen hat, liegend, vom Fieber verzehrt, und sie, die ihn nur wie einen blassen Traum gesehen hat. Wie staunend tauchen ihre Augen ineinander, während er ihr ermutigend zulächelt.

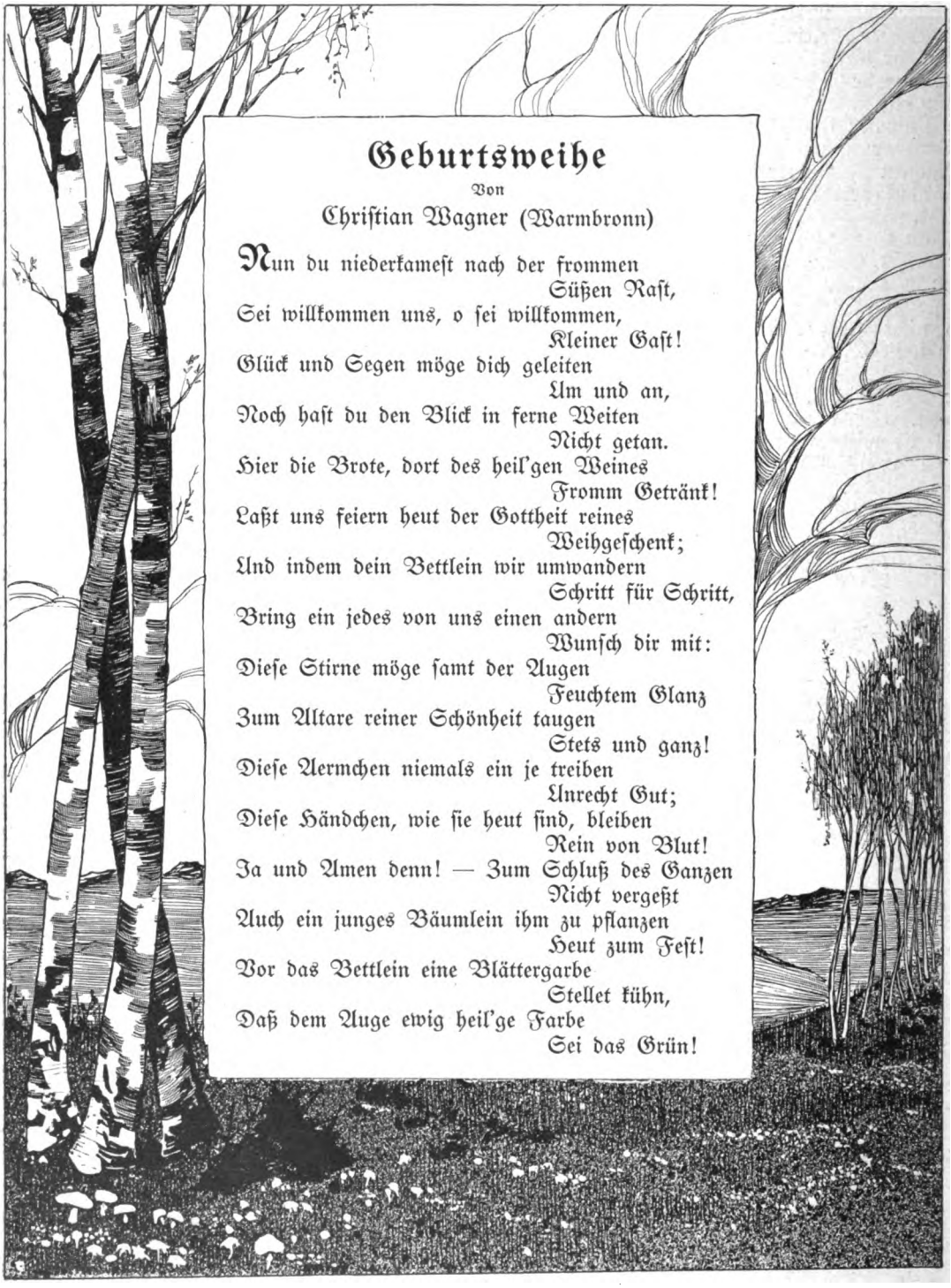
An den Holzrahmen des Fensters gelehnt, blickt Angela hinunter auf den leeren Garten, wo der Blick, von keinem grünen Vorhang aufgehalten, bis in den letzten Winkel dringt. Nicht einmal ein leiser grüner Schein ist zu gewahren, aber oben am zart graublauen Himmel hat sich die Märzensonne entschleiert und zuckt ein heller Strahl von der blassen Scheibe herunter, daß die Genesende die Wimpern schließen muß.

Verklärend belebt der Sonnenstrahl den verlassenen Garten, und heitere Lichter spielen auf den Baumstämmen und den dürren Rasenflecken.

In Schauen versunken steht das Mädchen, und in ihr Herz, das sich ungern wieder der Welt erschließt, schleicht sich langsam wieder die Daseinsfreude. Sie will die Bürde von neuem aufnehmen, sie will tragen, was ihr beschieden ist. Leise flüstern ihre Lippen: „Das Leben ist doch schön!"

Der erste Schmetterling. Nach dem Gemälde von Ludwig von Zumbusch

Digitized by Google



Geburtsweihe

Von

Christian Wagner (Warmbronn)

Nun du niederkameſt nach der frommen
Süßen Raſt,
Sei willkommen uns, o ſei willkommen,
Kleiner Gaſt!
Glück und Segen möge dich geleiten
Um und an,
Noch haſt du den Blick in ferne Weiten
Nicht getan.
Hier die Brote, dort des heil'gen Weines
Fromm Getränk!
Laßt uns feiern heut der Gottheit reines
Weihgeſchenk;
Und indem dein Bettlein wir umwandern
Schritt für Schritt,
Bring ein jedes von uns einen andern
Wunſch dir mit:
Dieſe Stirne möge ſamt der Augen
Feuchtem Glanz
Zum Altare reiner Schönheit taugen
Stets und ganz!
Dieſe Aermchen niemals ein je treiben
Unrecht Gut;
Dieſe Händchen, wie ſie heut ſind, bleiben
Rein von Blut!
Ja und Amen denn! — Zum Schluß des Ganzen
Nicht vergeßt
Auch ein junges Bäumlein ihm zu pflanzen
Heut zum Feſt!
Vor das Bettlein eine Blättergarbe
Stellet kühn,
Daß dem Auge ewig heil'ge Farbe
Sei das Grün!

Digitized by Google

Entenjagd

Plauderei

von

Fritz Skowronnek

Lange Zeit war von den Naturforschern bezweifelt worden, daß die Märzente auf Bäumen nistet. Es ist aber tatsächlich der Fall. Mitten im Walde auf einer hohen Kiefer mit dürrem Wipfel baut sie ihr Nest, scheut sich auch nicht davor, einen verlassenen Habichtshorst oder gar die Wohnung eines Eichhörnchens zur Wochenstube einzurichten. Das Brutgeschäft fällt bei den Entvögeln nur den Weibchen zu. Der Herr Erpel sucht während der Zeit die Gesellschaft seiner Artgenossen auf, mit denen er sonst nicht viel zu tun haben mag, um sich durch Teilung des Leides über die trübe Zeit hinwegzuhelfen.

Ein „Märchen für artige Jäger", das ich in „Wild und Hund" fand, erzählt, daß der Erpel zur Zeit, als noch unser Herrgott auf Erden wandelte und Noah gerade aus dem Kasten gekommen war, ein sehr lockeres Leben führte, während seine Frau hungernd auf den Eiern brütete. Er flirtete mit der Frau Rohrdommel, obwohl sie eine böse Klatschbase war und sich furchtbar verstellen konnte. Um ihr zu gefallen, ließ er sich frisieren und seine Federn auf dem Rücken wie eine Boa kräuseln. Wenn er dann nach Hause kam und die arme Ente ihn frug: „Wo warst du? Wo warst du? Wo warst du?" dann antwortete er frech: „Bei der Klara! Bei der Klara! Bei der Klara!" und auf den Vorwurf: „Alter Narr! Alter Narr! Alter Narr!" sagte er nichts weiter als ganz herzlos: „Schaf, Schaf, Schaf!" und wackelte mit dem beweglichen Pürzel, als wolle er damit alle Vorwürfe von sich abschütteln. Zur Strafe dafür legte ihm der liebe Herrgott während dieser Zeit das Mausern auf. Seitdem sitzen alle Erpel, wenn Frau Ente brütet, trübselig bei einander im dichten Rohrkamp, der sie vor den Nachstellungen der Jäger schützt, und warten sehnsüchtig darauf, daß ihnen die neuen Federn wieder wachsen, um dann als ehrsame Hausväter sich mit Frau Ente in die Sorge um die junge Brut zu teilen. Nur vier gelockte Federn auf dem Pürzel erinnern ihn noch an die böse Zeit, in der er ein sehr lockerer Vogel war.

Viele Jäger halten es für richtig, die Mauserpel wegzuschießen. Das ist ebenso unrichtig, als wenn man auf der Hühnerjagd beim Aufgehen der Kette zunächst die beiden Alten wegzuschießen sucht. Dann bleiben eben die Jungen, ihrer natürlichen Führer beraubt, schutzlos zurück und fallen leicht ihren Feinden zum Opfer. Es soll sogar vorkommen, daß man den eben aus dem Ei geschlüpften jungen Enten die Mutter wegschießt. Das ist ungemein leicht auszuführen, denn das treue Tier setzt unbedenklich für seine Kinder sein Leben ein. Es steht dicht vor dem Hunde auf und flattert so langsam vorwärts, als wenn es krank und leicht zu greifen wäre. Das geschieht, um den Feind von den Jungen wegzulocken. Ist die List gelungen, dann eilt die Entenmutter in rasendem Flug zu ihren Kindern zurück und führt sie schwimmend weit davon.

Es ist roh und herzlos, die alte Ente wegzuschießen, und die Aasjägerei hat meistens nur den Erfolg, daß der Fuchs oder ein geflügelter Räuber die Jungen bis zum letzten wegholt. Man will durch dies unweidmännische Vorgehen meistens verhindern, daß die alte Ente ihre Jungen von dem Bruch oder Tümpel, an dem sie erbrütet sind, weit weg auf größere Gewässer führt. Aber auch dieser Zweck wird nicht erreicht, denn die jungen Enten treten selbst, noch ehe ihnen die Schwingen zu wachsen anfangen, zu Fuß den Weg nach dem nächsten größeren Gewässer an. Was ihnen den Weg dahin weist, ist wohl kaum zu ergründen, denn das Wort „Instinkt", mit dem man alle solche Vorgänge erklären will, sagt gar nichts.

Einsichtige Jäger warnen schon lange vor dieser Aasjägerei, die zur Verminderung der Wildbahn viel beiträgt. Noch lauter müssen sie ihre Stimme

Digitized by Google

gegen einen Unfug erheben, der mit der Jagd nichts zu tun hat und nur auf eine zum Zwecke des Erwerbs ausgeübte Massenschlächterei hinausläuft. Wir entrüsten uns darüber, daß unsre Singvögel in südlichen Ländern auf dem Zuge im Frühjahr und Herbst in Massen weggefangen werden, aber wir dulden die Vogelkojen auf den Nordsee-Inseln, auf denen alljährlich viele Tausende von Enten, die in den skandinavischen Ländern heimatberechtigt sind, hingemordet werden. Der Ertrag dieser Fangplätze ist in den letzten Jahrzehnten ganz rapide zurückgegangen, woraus man mit voller Sicherheit schließen kann, daß die Menge der Entvögel, die, aus dem Norden kommend, Deutschland passieren, merklich abgenommen hat.

Aber noch immer werden in den Vogelkojen auf Sylt, Föhr, Amrum u. s. w. in jedem Jahre 50000 Enten gefangen, während in früheren Zeiten eine einzelne solche Anlage in einem Jahr die doppelte Anzahl von Schlachtopfern lieferte.

Dicht hinter dem Seedeich, wo in der Einsenkung des Geländes süßes Grundwasser zu finden ist, werden die zwei bis drei Morgen großen Teiche angelegt. Die ausgehobene Erde wird ringsum zu einem hohen Wall aufgeworfen und mit dichtem Weidengebüsch bepflanzt. Nach jeder der vier Himmelsrichtungen setzt sich der Teich in eine lange, immer enger werdende Sackgasse, „Pfeife“ genannt, fort, die zu zwei Dritteln ihrer Länge mit Netz überspannt ist. Die „Pfeife“ endigt in eine aus Netz hergestellte Kammer, die völlig abgeschlossen werden kann. Zur Zeit, wenn die Enten auf ihrem Zuge nach Süden einzutreffen beginnen, darf sich niemand in der Nähe dieser Anlage aufhalten, auch kein Schuß darf dort abgefeuert werden, um die Ruhe des Ortes nicht zu stören. Nur der Fänger lauert in einer kleinen, mit Strauch völlig verdeckten Hütte auf die fremden Gäste. Seine Gehilfen bei dem Mordwerk sind einige weibliche Hausenten, die in ihrem Gefieder völlig der wilden Märzente gleichen müssen. Harmlos schwimmen diese Lockvögel auf der Teichfläche umher und lassen gewohnheitsmäßig ein leises lockendes Quaken ertönen,

Die erste Ente geht hoch

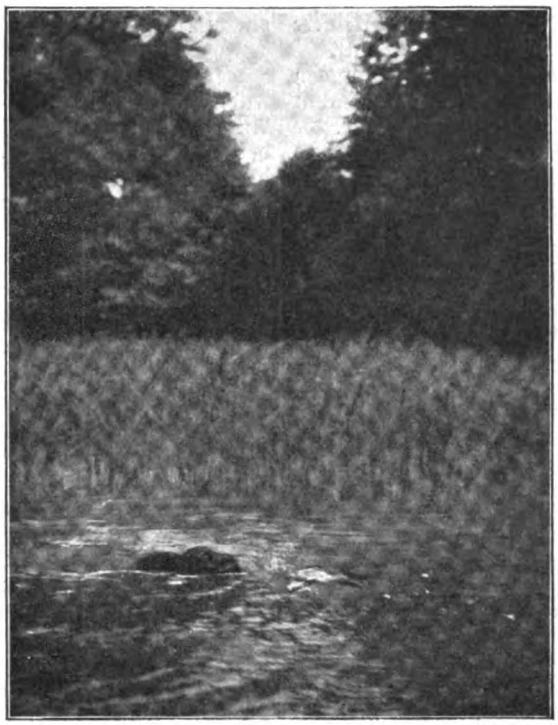
wenn die wilden Genossen in der Luft vorüberziehen. In den meisten Fällen folgen diese dem Sirenenruf, kreisen einige Male mit pfeifendem Flügelschlage über dem Teiche hin und her und fallen dann, wenn sie nichts Verdächtiges bemerkt haben, ein.

Nun beginnt die zahme Ente ihr falsches Spiel. Sie ist daran gewöhnt worden, in der Fangkammer gefüttert zu werden, und führt nun ihre wilden Genossen unter einladendem Quaken in die nächste Pfeife. Sind sie erst unter dem Bereich des Netzes angelangt, dann macht sich der Fänger am Ufer der Pfeife hinter ihnen bemerkbar, so daß sie eiligst vorwärts schwimmen und nicht umzuwenden wagen. Steigen sie jetzt etwa schon auf, dann fangen sie sich in den Maschen des Netzes. Meistens jedoch rudern sie eiligst vorwärts bis in die Kammer

Digitized by Google

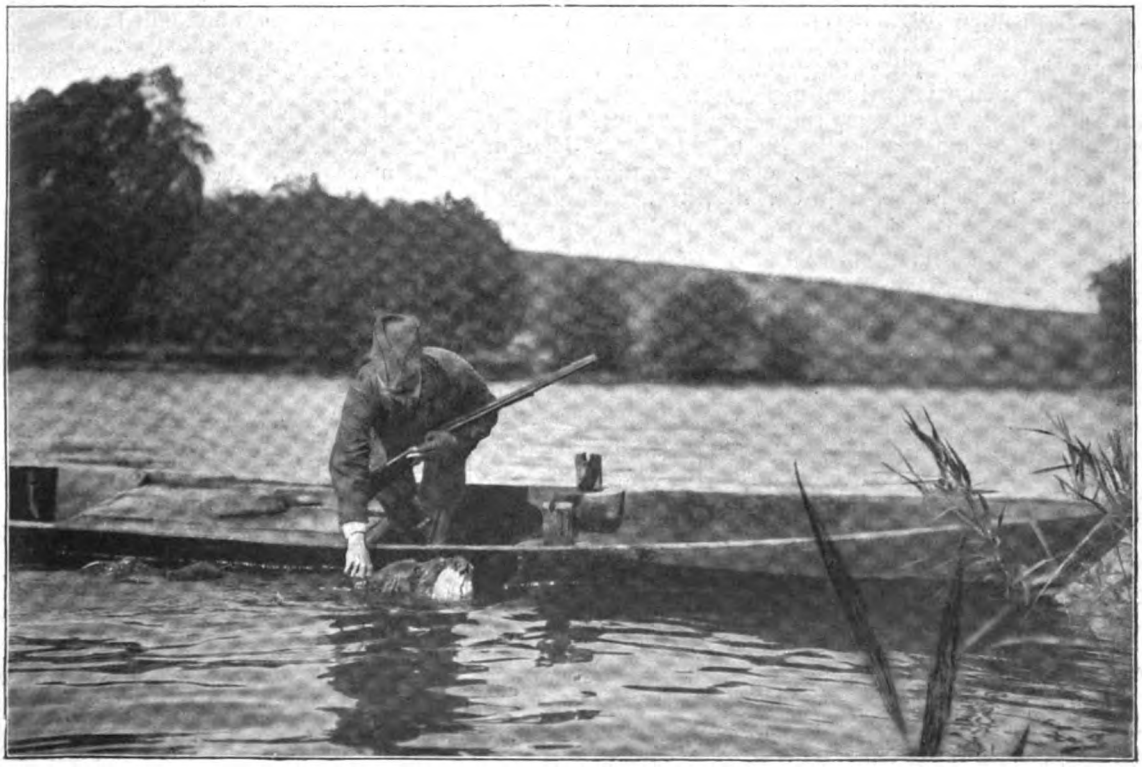
hinein, worauf der Fänger blitzschnell eine Netzwand herabläßt, die ihnen das Entweichen unmöglich macht. Im nächsten Augenblick ist er mitten unter ihnen, ergreift eine nach der andern und dreht ihnen mit schnellem Schwunge das Genick ab.

Die Fangresultate der Vogelkojen erscheinen regelmäßig im Oktober auf dem Wildbretmarkt der großen Städte. Sie werden aber nicht gern gekauft, da sie nicht selten einen tranigen Geschmack besitzen. Deshalb hat man in den letzten Jahren die gefangenen Enten gleich an Ort und Stelle zu Konserven verarbeitet, die in der Hauptmenge nach dem Auslande exportiert werden. Es wäre dringend zu wünschen, daß der Massenschlächterei, unter der auch die heimische Wildbahn zu leiden hat, ein Ende gemacht würde. Der Bestand an jagdbaren Entvögeln nimmt so wie so von Jahr zu Jahr ab. Das beruht aber auf einem natürlichen Prozeß,



„So — schön! Apport!"

der mit der Zunahme der Landesmeliorationen in Verbindung steht. Die Brüche und Moore werden durch Tieferlegung des Grundwasserspiegels entwässert, so daß die Enten ihre Brutstätten verlieren. Vielleicht hängt damit die Tatsache zusammen, daß die Stock- oder Märzente häufiger als bisher auf Bäumen brütet. Ein alter Grünrock, der nicht nur schoß, sondern auch die Natur mit liebevollem Auge beobachtete, hat mir in diesem Frühjahr auf einem Weidgange mindestens ein Dutzend auf hoher Kiefer brütende Märzenten gezeigt. Die Nester lagen vier bis fünf Kilometer von dem nächsten Wasser entfernt. Der alte Weidmann hat es mehrfach beobachtet, wie die Ente ihre Jungen zur Erde herabbringt; sie wirft sie nicht einfach aus dem Nest, wie man in manchen Büchern lesen kann, sondern trägt sie, wenn sie drei oder vier Tage alt sind und schon etwas laufen können, sorgfältig im



Die helfende Hand des Herrn

Digitized by Google

Schnabel auf die Erde herunter. Die viel kleinere Krickente brütet bei uns nur im dichten Schilf.

Etwa anfangs Juli herum haben die jungen Enten ihr erstes Flügelkleid völlig angelegt. Damit beginnt für die große Zahl derjenigen Jäger, die mit Schluß der Hasenjagd ihre Flinte an die Wand hängen müssen, ein fröhliches, mit Strapazen reichlich gesegnetes Weidwerk, und für den braven Hektor bietet sich jetzt die beste Gelegenheit, das in beschaulicher Ruhe reichlich angesammelte Feist wieder los zu werden. Die Aufgabe, die seiner harrt, ist nicht klein. Er soll stundenlang sich durch dichtes Rohrgestrüpp hindurcharbeiten, in dem er weder gehen noch schwimmen kann. Oft schneidet er sich an abgebrochenen Rohrstengeln die Läufe wund oder holt sich gar einen heftigen Rheumatismus. Deshalb haben manche Autoren, wie z. B. der Altmeister Dietzel, empfohlen, den wertvollen Hühnerhund nicht zur Entenjagd zu verwenden, sondern sich mit Fixkötern zu behelfen, die fast alle leidenschaftlich gern im Schilf stöbern. Man müßte dann allerdings die unangenehme Tatsache mit in den Kauf nehmen, daß diese Köter die halbwüchsigen Enten, die sie bei ihrem Stöbern antreffen, erwürgen und im Schilf liegen lassen. Andre Jäger wieder meinen, daß man einem Hühnerhund diese Anstrengung wohl zumuten kann. Man braucht ihn ja nicht in unmenschlicher Weise abzuhetzen.

Die Suche auf Enten im Sommer macht bei gutbesetztem Revier viel Spaß. Sie ist aber nicht ganz gefahrlos. Der Jäger muß auf schwankem Wiesenboden, der unter seinen Schritten durchzubrechen droht, einherwandern. Noch mehr aber muß er sich manchmal vor unvorsichtigen Jagdgenossen in acht nehmen, die blindlings auf jede Ente schießen, die emporsteigt. Auf den großen Seen ist es neuerdings üblich geworden, mit einem gewaltigen Aufgebot von Jägern und Kähnen ganze Treibjagden auf Enten abzuhalten. Da ist es doppelt notwendig, daß der Jagdherr von vornherein allen Teilnehmern verbietet, in wagerechter Richtung einen Schuß zu lösen.

Solche Massenjagden mögen für viele Schießer ein großes Vergnügen bedeuten, aber der richtige Weidmann wird seine Kunst am liebsten allein oder mit einem erprobten Kumpan ausüben. Es genügt ja auch vollständig, wenn bei der Suche ein Jäger am Ufer wandert und der andre mit dem Kahn am Rande des Rohrdickichts entlang fährt. Allenfalls ist noch ein dritter Jäger erforderlich, der sich einige hundert Schritte nach vorn an einer durch das Rohr geschnittenen Schneuse aufstellt, wo er meistens die vor den Hunden flüchtenden Enten zum Schuß bekommt.

Eine Jagdart von eigenartigem Reiz ist das „Ankellen“ der Enten. Im Herbst, wenn auf den großen Seen Norddeutschlands Tausende von Enten auf ihrem Zug nach dem Süden Rast halten, bekleidet man einen Kahn so dicht mit Strauchwerk, daß die scheuen Wasservögel ihn nicht zu erkennen vermögen. Nun läßt man sich vom Winde langsam auf das Wild zutreiben, oder man bewegt den Kahn mit einer kleinen Kelle vorwärts. Die Enten lassen sich durch das Strauchwerk täuschen, sie schwimmen sogar neugierig näher, um sich die sonderbare Erscheinung anzusehen. Dann kann man eine Dublette mit gutem Erfolge anbringen.

Für jeden Weidmann, der für die Natur ein Herz hat, ist der Anstand auf die im Herbst ziehende Ente das schönste Vergnügen. Es gibt nichts Reizvolleres, als an einem stillen Wasserlauf das Herabsinken der abendlichen Stille mit zu erleben und die Tierwelt zu beobachten, die erst zur Nacht erwacht und nur in der Dämmerung ihrer Nahrung nachgeht. Allmählich verstummt das Tagesgeräusch, das Abendrot verbleicht. Dann sausen die Enten, die tagsüber auf dem See gelegen haben, in rasendem Fluge heran, ziehen einige Male über dem Wasserlauf hin und her, bis sie das Plätzchen gefunden haben, das sie zum Einfallen lockt. Jetzt wallt dem Jäger das Blut auf. Vorsichtig hebt er die Flinte zur Backe, krachend dröhnt der Schuß, und mit hartem Klatschen heben sich die Enten empor. Ein zweiter Schuß holt noch eine von ihnen aus der Luft herab, — im nächsten Augenblick stürzt sich der Hühnerhund, der die ganze Zeit über schon in fieberhafter Erregung zu den Füßen seines Herrn gesessen, in das kalte Wasser . .

Weidmannsheil!

Digitized by Google

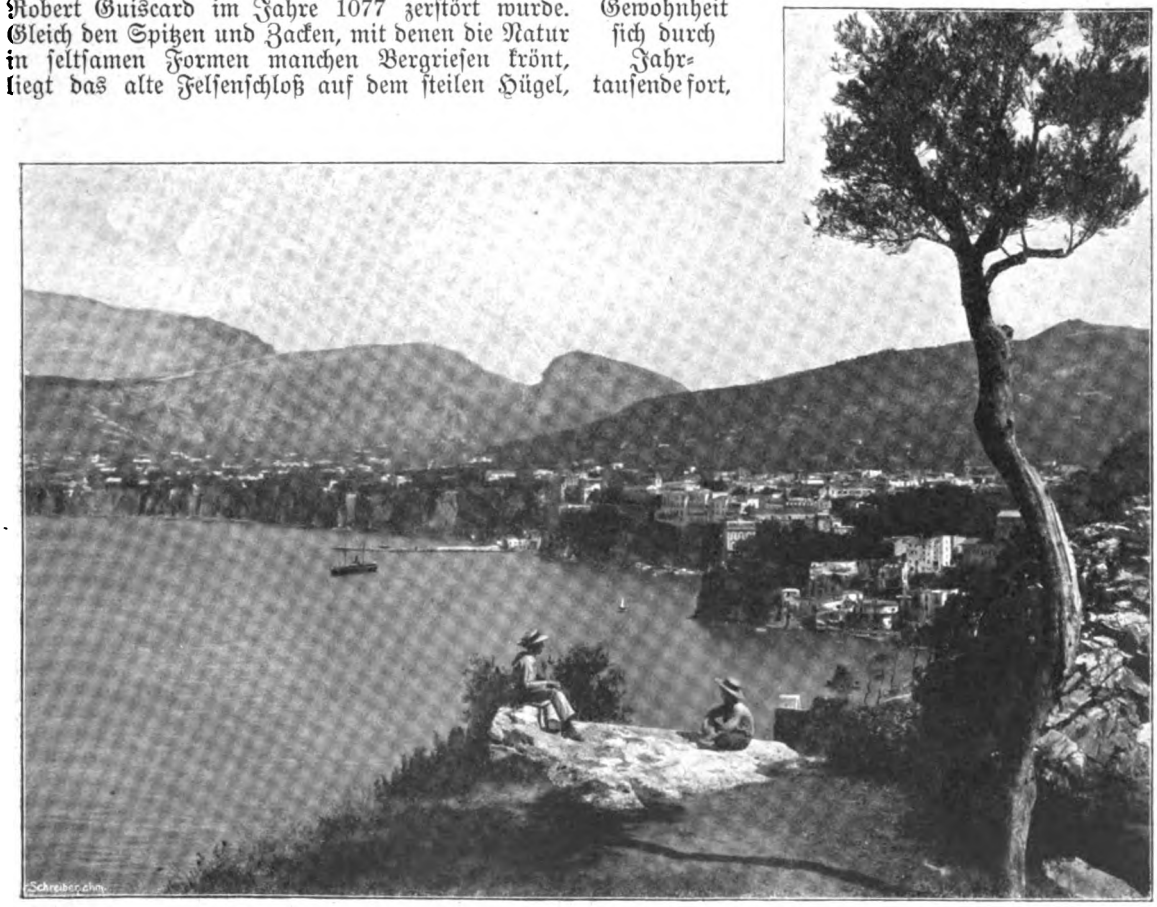
Sommertage am Golf von Salerno

Von

F. Biehringer

(Mit 6 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Im Gegensatz zu dem öden Heidelande um Pästum erscheint die Landschaft um Salerno doppelt reizvoll. Stattliche Berge mit seltsamen Formen, die an die Dolomit- und Steinberge der Alpen erinnern, ragen auf, das Meer strahlt in tiefer Bläue, und die Fruchtbarkeit der Gegend entzückt das an ödere Formen gewöhnte Auge. Bis hoch an den Berghang hinauf schlingt sich als schattiger Laubgang die Rebe, Türme krönen von altersher die Höhen, auf denen das graue Laub des Oelbaums mit dem frischen Grün der Rebe sich mischt, Lorbeer- und Kakteenhecken umschließen das freundliche Landgut, Myrtengebüsch guckt neben der Aloe, dem Granatbaum hervor, und die Zitronen- und Pomeranzengärten strotzen in üppiger Fülle. Und in solch köstlicher Gegend, von steilen, zackigen Bergen umschlossen, vom Meere bespült, liegt Salerno, die hochberühmte Stadt des Mittelalters, von den Dichtern oft besungen, von den Trümmern der Burg überragt, die, einst von Longobarden gegründet, nach hartnäckigem Widerstand von Robert Guiscard im Jahre 1077 zerstört wurde. Gleich den Spitzen und Zacken, mit denen die Natur in seltsamen Formen manchen Bergriesen krönt, liegt das alte Felsenschloß auf dem steilen Hügel, wie verwachsen mit dem Gestein. Dahinter erhebt sich auf steilerer Anhöhe noch ein Wartturm, der früheren Geschlechtern als Hüter des Landes und Wächter des Meeres gedient haben mag, heute aber zerfallen nur als ein malerisches Bild über Salerno thront. So grüßen von den Höhen herab die Zeugen entschwundener Größe, während am Strande, an dem die Stadt im Halbkreis hügelansteigend sich ausdehnt, nicht ein einziges Bauwerk an die glänzenden Tage des Mittelalters erinnert, wo die Schule Salernos, reich an medizinischem Wissen, sich des höchsten Ansehens in ganz Europa erfreute. Erst inmitten der Stadt, in den engen, winkligen Gassen, wo das echt italienische Treiben sich entfaltet und das ganze Leben der Bewohner sich auf der Straße abspielt, bunter noch wie in Neapel, in fast orientalischen Bildern, wird der Gedanke an die Vergangenheit wach. In dem Volke, das hier unten wohnt, das zähe am Alten haftet, pflanzen Sitte, Gewohnheit sich durch Jahrtausende fort,



Sorrent

Digitized by Google

und manches, was wir in den Wandbildern des alten Pompeji dargestellt sehen, mag es nun häusliche Verrichtungen oder das Handwerk betreffen, findet sich unverändert, treu durch der Zeiten Lauf überliefert, in der oder jener Gegend des südlichen Italiens wieder.

Salerno macht in seinen engen Straßen einen viel saubereren Eindruck als die Ortschaften um Neapel herum; auch die Bevölkerung scheint hier weniger zudringlich zu sein. In der Straße am Meere, auf der herrlichen Strandpromenade mit den stattlichen Bauten, wo es sich unter dem schattigen Laubdach der Eichen angenehm lustwandeln läßt, herrschte reges Leben und Treiben, denn es war Jahrmarkt. Des tollen Treibens bald müde, flüchteten wir, als der Mond aufgegangen war und der volle Zauber einer südlichen Nacht uns umgab, auf leichtem Nachen hinaus in das offene Meer und schwelgten im Anblick der terrassenansteigenden Stadt und der wildgezackten Berge, die sie doch so lieblich umgeben.

Noch mehr aber steigert der Reiz der Landschaft sich, wenn man von Salerno die Straße, die hoch am Abhang immer am Meer entlang führt, nach Amalfi wandert. Die steile, felsige Küste, deren schroffes Gestein steil in die See hinabfällt, und von der nur da, wo eine Klippe weiter in die blaue Flut vorspringt, alte, festgefügte Türme heraufschimmern, die in früheren Zeiten zur Abwehr gegen Seeräuber und Sarazenen erbaut wurden, bildet den seltsamsten Gegensatz zu der üppigen Vegetation, die hier oben diese wilden Felsberge teilweise bedeckt und mit neusprossendem Leben umkleidet. Zitronengärten, von sanft murmelnden Bächlein getränkt, klettern hoch am Bergrücken hinauf, und der Früchte leuchtendes Gelb schimmert verheißungsvoll durch das glänzende Laubwerk; stattlich streckt der Johannisbrotbaum die mächtigen Aeste zum Himmel, und der Schoten dunkles Braun sticht wunderlich ab gegen die vielgefiederten Blätter; Weinstock und Feigenbaum, in seltener Größe, über und über mit Früchten behangen, und der Oliven graugrünes Laub, des Granatbaumes rotschimmernde Blüten und stattliche Aepfel, der Platane hochstrebender Stamm und der niedere Lorbeer gedeihen wildwuchernd am Wege oder in den von Menschenhand sorglich gepflegten Gärten. In den zahlreichen Buchten, die die brausenden Wogen des Meeres vor Zeiten geschaffen, liegen, an die Abhänge sich anschmiegend, zahlreiche Ortschaften mit freundlichen, sauber dreinschauenden Hütten. Kletterrosen vom zartesten Gelb bis zum feurigsten Rot und zierliche Schlinggewächse, der Malve tiefblaue Blüten umranken das weiße Gemäuer der Loggien oder des Tores gewölbten Vorraum.

Da, wo einst an der Spitze seiner Genuesen Andrea Doria die stolze Flotte Kaiser Karls V. schlug, da, wo Salerno und seine lachende Bucht

Ravello. Blick auf die See und die Küste mit dem Kap d'Orso

Digitized by Google

Blick auf Salerno

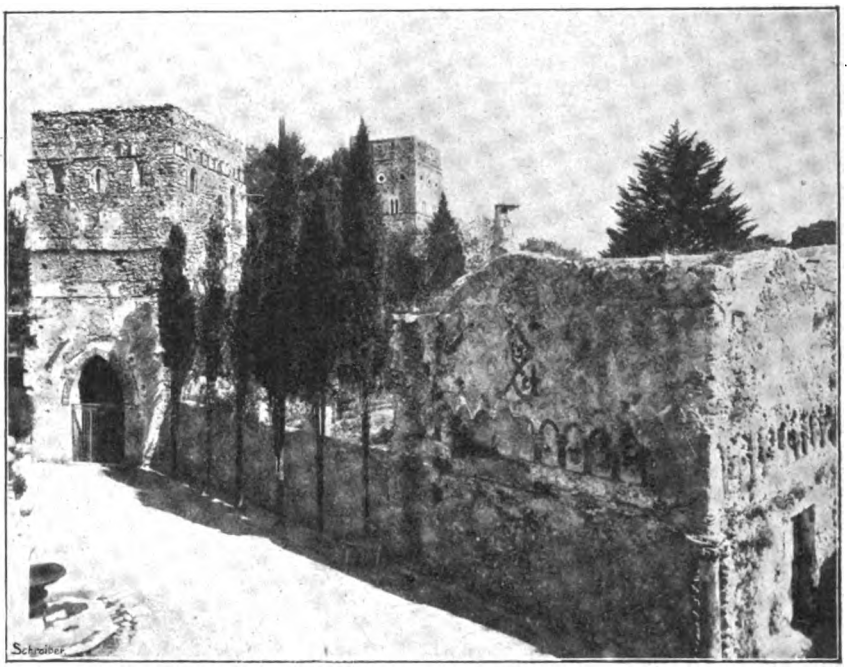
Digitized by Google

dem Blick sich entziehen und das reich bebaute Ufer von Amalfis Küste erscheint, am Kap d'Orso, das beide Gegenden scheidet, gestaltet sich der Blick in die Tiefe am großartigsten.

Langsam senkt sich von nun an die Straße in die Tiefe, wo am Ende der Bucht und am Eingang des Tales von Santa Maria Majori das stattliche Städtchen und der kleinere Ort Minori liegen. Nahe am Wasser entlang, dessen brandende Wogen den starren Fels unterspülen, Höhlungen schaffend, die der neugierige Fremdling besucht und die dem Fischer zu mancherlei Zuflucht dienen, führt der Weg weiter, und die Nähe Amalfis kündet durch Bettler sich an. Was man auch über Amalfi und seine Bevölkerung geschrieben, Gutes und Böses, begeistertes Lob und herben Tadel: eines steht fest, daß die Lage des Ortes an überwältigender Schönheit kaum ihresgleichen hat! Sei es, daß man versunken verweilt in dem Anblick der schweren, schwarzblauen Wogen des Ozeans, die an dem Felsenvorsprung des Sarazenenturmes sich brechen; sei es, daß man im Kloster oben am Berghang in den schattigen Weinlaubgängen umherwandelt, wo der Blick sich verliert auf die fernherschimmernde Küste von Kap d'Orso bis zu den Bergen des in Duft verschwimmenden Kaps von Ponte Licosa und wo das Meer nach Mittag zu unendlich, grenzenlos am Horizonte sich ausdehnt; sei es, daß man das enge, von steil ansteigenden Bergen umschlossene Mühltal durchwandert, wo die Luft würzig und frisch weht und das Meer nur wie ein Streif hinter der engen Schlucht in der Ferne erscheint: immer ist Amalfi schön, schön im ersten Glanze des Frührots, in den letzten Strahlen der scheidenden Sonne, wenn das Meer wie im Purpur erglänzt, und bei des Mondes silbernem Schein, der die Nacht dort zauberisch erhellt. Aber klein ist Amalfi heute, von der Höhe gesunken, die im Mittelalter es so kühn gemacht, mit Genua und Pisa um die Meeresherrschaft zu ringen. Doch die See selbst, statt bezwungen zu werden, hat den Weg in die Bucht sich tiefer gebahnt und die untere Stadt vollständig verschlungen. So blieb nur der Teil Amalfis erhalten, der in der engen Schlucht, die der plätschernde Mühlbach durchfließt, an den Felsen terrassenförmig emporklettert. Ein buntes Gewirr von Gäßchen, Thorbogen und Brücken in der Talsohle und steinerne Treppen, die die Abhänge hinanführen, verbinden die einzelnen Häuser. Ueberall aber drängt sich die üppigste Vegetation durch. Weinberge, Zitronen-, Pomeranzengärten und Oelbäume steigen zwischen den Häusern hoch an den Felswänden empor, in den Spalten des Gesteins wuchern üppig der Epheu und zierlich gefiederte Farne, und selbst die Dächer sind in liebliche Blumengärten verwandelt.

Amalfi

Digitized by Google



Maurenschloß in Ravello

In der Luna, dem Gasthof am Meer, dem Sarazenenturm gegenüber, ist es gut sein, besonders des Abends, wenn des Mondes silberhelle Scheibe über die Höhen von Salerno langsam emporsteigt und die tiefblaue Flut mit magischem Lichte übergießt. Mönche haben auch hier in dem burgartigen Bau, zu dem breite Treppen hinanführen, gehaust. Noch zeigt man auf der Terrasse oben die Sitze, Armstühle aus Stein, stattlich und reichlich bemessen für wohlbeleibte Gestalten, in denen die Mönche, den Blick auf Amalfi gerichtet, der lauschigen Kühle des Abends sich freuten. In den Zellen aber, die die frommen Brüder einst gebaut, wohnt heute der Fremdling, und fröhliches Lachen und Scherzen tönt in den Gängen; nur abends, wenn es still geworden und das Mondlicht flüchtig über den Kreuzgang und das Gärtchen mit der Zisterne huscht, wird die Vergangenheit wach, und das erregte Gemüt bevölkert im Geiste mit den Gestalten der ernsten Mönche die Halle. Ja, Amalfi ist schön und reich an wechselnden Bildern, ein Paradies auf der Erde!

Herrlich ist aber auch der Ausflug von Amalfi über Atrani, den sauberen Ort mit den seltsam verschlungenen Gassen, zu denen labyrinthisch Treppen und Trepplein führen, in das dahinter aufsteigende Bergtal nach der Höhe, auf der Ravello liegt. Ein schattiger Waldpfad, überwölbt von mächtigen Kastanien, windet sich an der Ostseite des Tales durch enge Schluchten empor zu dem kleinen Städtchen, während die Westseite bis hoch an den Berghang hinauf mit Zitronengärten bepflanzt ist; nur die Gipfel der Berge sind kahl, öde und steinig und lassen die schroff abfallenden Felswände vielfach durchhöhlt erscheinen. Da oder dort ragt auf einsamer Höhe ein alter Wartturm oder eine zerfallene Burg aus der Sarazenenzeit empor; zahlreiche Ortschaften lagern am Berge, deren Kirchtürme mit den steinernen Kuppeln sarazenischen Einfluß verraten. Auch oben in Ravello sind Ueberreste aus jener Zeit, Zeugen einstiger Größe und Macht erhalten. Ein Torturm, der zu dem maurischen Schlosse gehörte, das heute den Wohnsitz einer reichen Engländerin bildet, führt zu dem schattigen, reich mit Blumen und exotischen Pflanzen geschmückten Garten. Von Zypressen überragt, von Hortensien und Rosen umgeben, liegt das alte Gebäude inmitten des duftenden Gartens, als Ueberrest des einst viel weiter ausgedehnten Baues. Eine Halle mit maurischen Säulen, die das schwere Gewölbe tragen, und einen Säulengang von seltener Schönheit birgt das Innere des Schlosses. Wohl erhalten sind hier die doppelt gepaarten schlanken Säulchen und der Bogen spitz zulaufende Form; Blendarkaden und reiche Ornamentik bedecken des Hofes altes Gemäuer, um das malerisch die Winde sich schlingt. Aber fast noch köstlicher als diese Zeugen aus vergangenen Tagen ist die Lage des Maurenschlosses hoch über dem brandenden Meere und der Blick von dem weißen, mit Wein überwucherten Säulengang, den farbenprächtige Blumen umgeben, auf die fruchtbare Küste von Majori bis Kap d'Orso, die ferneren Berge und die wogende See. Auch in dem Dom des heiligen Pantaleon, der auf freiem, von hohen Platanen beschattetem Platze sich erhebt, sind noch mancherlei Erinnerungen aus früherer Zeit erhalten. Chorschranken, aus weißem Marmor zierlich gemeißelt und reich mit Mosaiken verziert, ein Ambo (Kanzel) derselben Art, dessen gewundene Treppe von sechs Löwen getragen wird, und die mit Niello eingelegten Bronzetüren am Eingang der Kirche mögen dem 12. Jahrhundert, der Zeit der Normannenherrschaft, entstammen.

Der Charakter der Gegend, der zwischen Salerno und Amalfi schon den Wanderer entzückt, die Vereinigung von des Südens unbeschreiblicher Pracht und der wilden, felsigen Küste, die steil nach dem Meere abfällt, gewinnt fast mehr noch an Reiz, an wildromantischer Schönheit hinter Amalfi nach Positano zu. Steil stürzen von schwindelnder Höhe hier die Felsmassen hinunter ins Meer in seltsam zerklüfteten Formen, tiefe Höhlen durchziehen den Fels, und des Himmels heitere Bläue schimmert von oben herab durch manch gigantisches Tor, das die Natur einst hier geschaffen unter der Gipfel schroff aufsteigenden Zacken. Viel sind der

Digitized by Google

Schluchten, denen die Straße oben am Berghange folgt, weit vorspringend ins Meer und tief ins Land sich zurückziehend, und reich ist der Wechsel an köstlichen Bildern auf Amalfi zurück und nach der vorwärts liegenden Küste. Schwach wie ein Faden, aber glänzend und rein wie Silber stürzen Wässerlein da oder dort von den Bergen herab, und unten am Strand, der als enger Spalt nur nach der See zu sich öffnet, liegen verlassen verfallene Gebäude, Seeräuberzuflucht in wilderen Zeiten. Nahe dem Gestade, Fingern gleich, ragen zackige Felsen aus des Meeres tiefblauem Grund, und ferner dem Ufer, umspült von des Ozeans gewaltigen Wogen, winken der Sirenen niedere Inseln grüßend herüber. Capri erscheint in duftiger Bläue und verschwindet im Sonnengolde des Morgens; denn eine tief ins Land einschneidende Bucht wehrt den Blick in die Ferne. Hier liegt Positano, ein stattlicher Ort; vom üppigsten Grün umgeben, klettert er am steil abfallenden Ufer malerisch und kühn in die Höhe. Aber leer stehen viele der Häuser: Positanos Völklein ist eifrig, es zieht Sommers über in die Ferne und handelt in Städten und Dörfern.

Bald verläßt nun die stark ansteigende Straße den Golf von Salerno; Olivenhaine und Wein, von Aloehecken umfriedet, begleiten den Pfad auf die Höhe, wo der Blick auf die Küste Neapels sich öffnet. Noch einmal winkt das jenseitige Meer herüber, dann birgt es sich hinter dem Horizont, und nur der Blick auf Sorrents fruchtbares Tal, Neapels Golf mit den Inseln, dem gewaltigen Vesuv, dessen Rauchsäule mächtig emporsteigt, bleibt reizvoll und schön, bis die Straße zwischen hohen Mauern, über denen der Pinien hochragende, stattliche Wipfel und der Zitronen und Pomeranzen saftiges Grün hervorlugen, nach Sorrent, dem blühenden Städtchen und Ziel unsrer Wanderung, hinabführt.

Auf jäh ansteigendem Fels, dicht über dem Meer, liegt der freundliche Ort, in dem einst Tasso geboren ward. Sein Standbild schmückt die Piazza, den weiten Marktplatz mit den stattlichen Häusern; auch die Hütte, in der seine Schwester gelebt, wird in dem ärmeren Viertel, nahe dem Meere, gezeigt, während das Geburtshaus des Dichters bei einem Ansturm der See, der einen Teil der Stadt mit sich riß, von den Wellen verschlungen wurde.

Sorrent, so gern es von den Fremden um seines herrlichen Strandes willen besucht wird und so sauber und freundlich auch immer sein Aussehen ist, macht doch auf die Dauer einen öden Eindruck. Man atmet auf, wenn man den endlos sich dehnenden Straßen mit den schnurgeraden Häusern und den eintönigen Gartenmauern, die sich noch lange außerhalb der Stadt hinziehen, entfliehen kann. Besonders die Straße am Strande des Meeres nach Massa Lubrense bietet köstliche Bilder auf die See und auf Capris felsiges Eiland. Noch herrlicher aber erscheint die Umgebung, wenn man von dem Wege links abbiegt und die Höhe des Deserto ersteigt. Freundliche Mönche, die der Nächstenliebe sich weihten und hier ein Asyl für verwahrloste, schwachsinnige Menschen erhalten, bewirten den Fremdling mit selbstgekeltertem Wein und dem weißen Käse aus Massa. Hinter dem stattlichen Bau, der die Höhe beherrscht, liegt die Kirche, daneben der Friedhof, von Zypressen umgeben, und inmitten der arg verwahrlosten Stätte erhebt sich, nur aus einfachen Balken gezimmert, ein mächtiges Kreuz. Dies Zeichen, an und für sich so schlicht, so kunstlos und roh, wirkt doch in der ganzen Umgebung stimmungsvoll wie ein Bild, dessen Vordergrund klar und deutlich sich abhebt gegen die tiefblaue Flut und die fast im Duft verschwimmende Küste von Pästum.

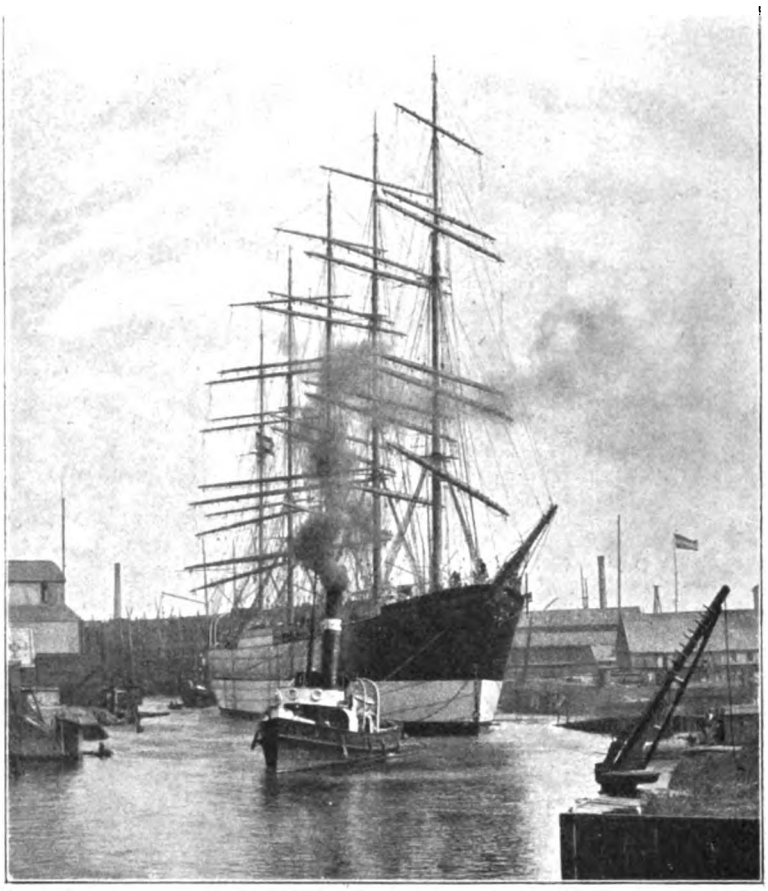
Alter Wartturm an der Küste von Amalfi

Digitized by Google

Im Getriebe der Großstadt

Nach einer Zeichnung von Martin Ränike

Digitized by Google



Fünfmaster „Preußen“ im Schlepptau

Moderne deutsche Segelschiffe

Von

C. Lund

(Mit 7 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von W. Sander & Sohn in Geestemünde und A. Siebenhüner in Hamburg)

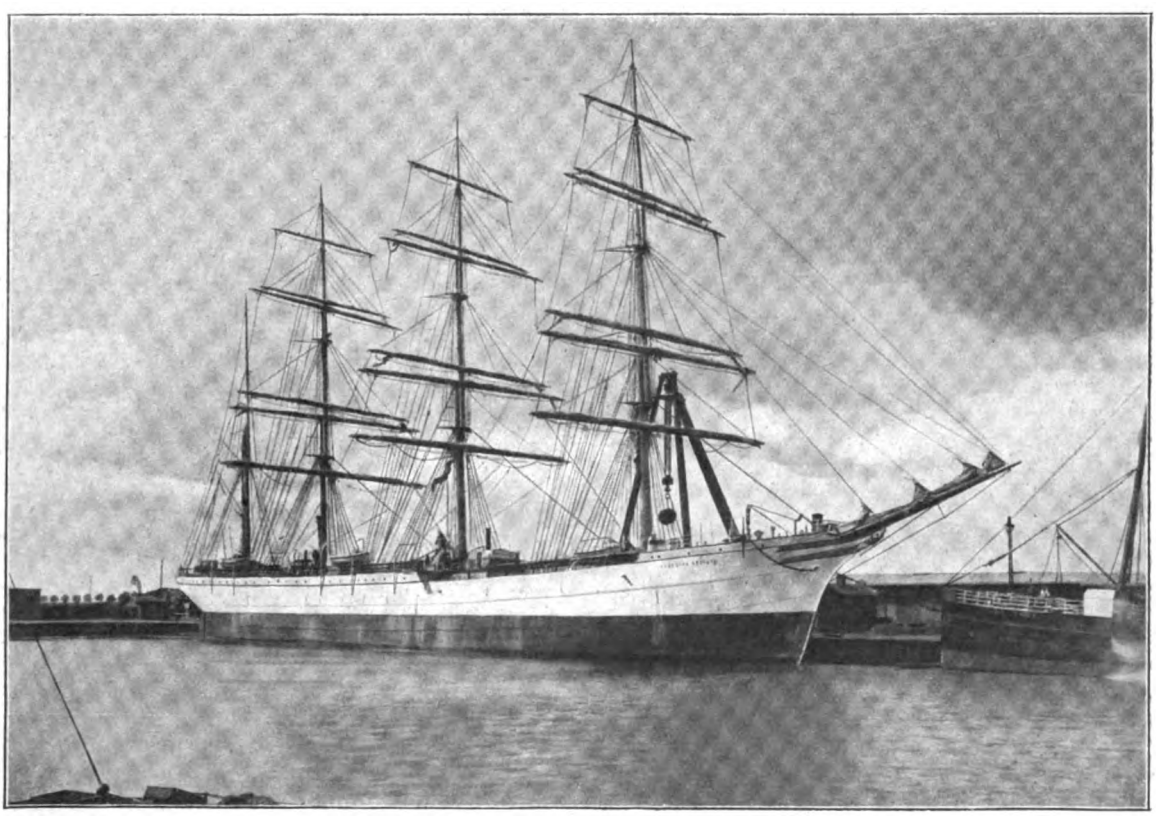
Nachdem in den sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts die Segelschiffahrt in bezug auf die Anzahl der Fahrzeuge ihren höchsten Stand erreicht hatte, begann etwa vom Jahre 1870 an die Zahl der Segler merklich abzunehmen. Viele Reedereien suchten ihren Bestand an alten hölzernen Segelschiffen nach und nach abzustoßen, um zur Einstellung von Dampfern übergehen zu können. Noch zu Anfang des Jahres 1872 wurden 4273 Segler gezählt, die in deutschen Häfen beheimatet waren; eine 25 Jahre später auf Veranlassung des Reichsmarineamtes vorgenommene Zählung ergab nur noch das Vorhandensein von 2550 Segelschiffen, mithin einen Rückgang von rund 40 Prozent. Angesichts solcher Tatsachen fehlte es seinerzeit nicht an Leuten, die glaubten, das vollständige Verschwinden der Segelschiffe in absehbarer Zeit voraussagen zu können. Allein die Zeit lehrte bald, daß solche Prophezeiungen verfrüht waren, denn schon seit Ende der achtziger Jahre, besonders seitdem der Stahl im Schiffsbau das Eisen zu verdrängen begann, fing man in den großen Nordseehäfen an, dem Bau und der Einstellung von Segelfahrzeugen erneutes Interesse zuzuwenden. Die Reedereien erkannten, daß bei langen Reisen und den stetig steigenden Steinkohlenpreisen Dampfschiffe sich vielfach nicht rentabler zeigten als große und schnelle Segelschiffe. Erstere haben nämlich bei weitem nicht die Ladefähigkeit eines Segelschiffes bei sonst gleichen Dimensionen; außerdem bedürfen sie nicht nur einer seemännischen, sondern auch maschinentechnischer Besatzung, mithin einer zahlreicheren Mannschaft als die Segler. Diese können sogar, weil ihnen auf langen Reisen die stets gleichmäßig wehenden Passate und Monsune zugute kommen, wie weiter unten gezeigt werden wird, zeitweilig den Dampfern an Schnelligkeit nicht nur gleichkommen, sondern sie mitunter noch übertreffen, zumal die Dampfer auf langen Reisen durch wiederholte Ergänzung der Kohlenvorräte viel kostbare

Digitized by Google

Zeit verlieren. Erwägungen solcher Art veranlaßten Hamburger und Bremer Reeder, wieder Segelschiffe in Auftrag zu geben, aber sie ließen diese aus Stahl und ungleich viel größer als früher erbauen und derartig konstruieren, daß mit der Größe auch die Schnelligkeit der Schiffe entsprechend wuchs. Die Einstellung großer Segelschiffe hat auch bis jetzt nicht aufgehört, was u. a. daraus ersehen werden mag, daß z. B. die Hamburger Flotte vom 1. Januar 1902 bis zum 1. Januar 1903 einen Zuwachs von 15 Segelschiffen mit netto 12511 Registertonnen erfuhr, und daß eine namhafte Reederei, die Firma A. C. de Freitas & Co., die bisher nur über eine Dampferflotte verfügte, im Laufe des letzten Jahres 4 Schnellsegler, Drei- und Viermastschoner von 1000 bis 1500 Registertonnen, einstellte bezw. in Auftrag gab, die gleichzeitig eine größere Anzahl Schiffsjungen aufzunehmen bestimmt und so gewissermaßen als Schulschiffe zu dienen ausersehen sind.

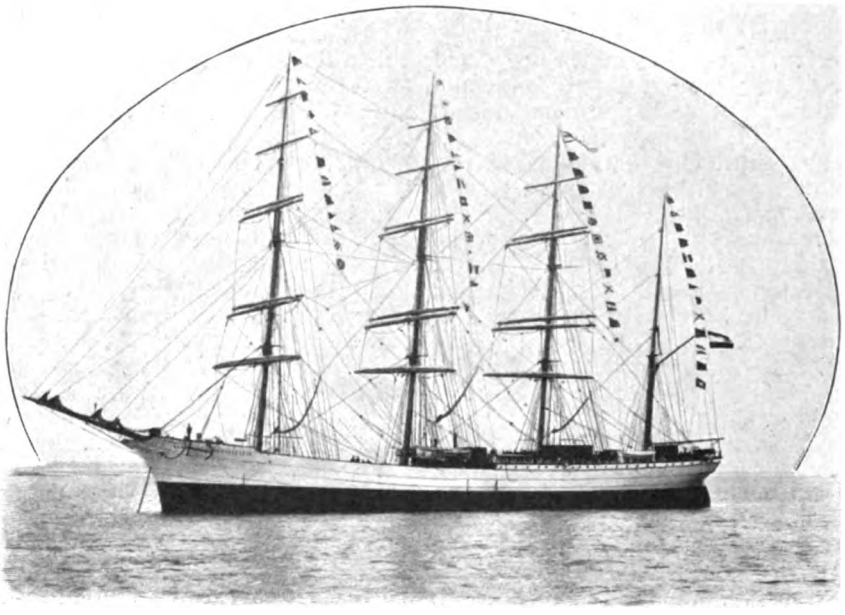
Bis Mitte der achtziger Jahre waren Segelschiffe unter deutscher Flagge von mehr als 1000 Registertonnen seltene Erscheinungen, während ihre Zahl am 1. April 1903 nicht weniger als 225 betrug, von denen 110, also fast die Hälfte, in Hamburg beheimatet waren. In bezug auf Zahl und Größe der Schiffe steht zurzeit die dortige Firma H. Laeisz an erster Stelle, da unter ihren 17 Seglern mit zusammen rund 35 000 Registertonnen sich keine befinden, die unter 1000 Brutto-Registertonnen messen. Zu dieser Reederei gehören auch die beiden Fünfmaster „Potosi" und „Preußen" von 4026 bezw. 5081 Brutto-Registertonnen, welch letzterer zurzeit das größte Segelschiff der Welt darstellt. An dritter Stelle steht die zur Reedereiaktiengesellschaft Alster gehörige Viermastbark „Alsterdamm" mit 3327 Registertonnen, während der Viermaster „Urania" der Firma B. Wencke Söhne mit 3265 Registertonnen die vierte Stelle einnimmt. Letztere Firma verfügt zurzeit über 16 stattliche Segler, von denen der kleinste noch 1354 Registertonnen mißt. Die fünfte Stelle unter den großen deutschen Seglern nimmt das Schulschiff des Norddeutschen Lloyd in Bremen „Herzogin Cecilie" ein, während die nächsten sieben, die Viermaster „Alsterberg", „Henriette", „Pitlochry", „Persimmon", „Alster", „Edmund" und „Thekla", die zwischen 3239 und 3076 Brutto-Registertonnen messen, wieder die Hamburger Flagge tragen, sich aber auf vier verschiedene Reedereien verteilen. Dann erst folgt das größte Bremer Frachtsegelschiff, der Viermaster „Paul Rickmers", der Reederei und Schiffsbauaktiengesellschaft Rickmers Reismühlen gehörig. Mit zwei Hamburgern und einem Bremer Viermaster, die sich weiterhin anschließen, endet die stattliche Reihe der 16 größten deutschen Segelschiffe über 3000 Tonnen brutto.

Ein Jahr früher zählten erst 13 Schiffe zu dieser Gruppe; auch dies ist ein Zeichen, daß im Segelschiffbau die Tendenz nach Vermehrung der Tonnage vorhanden bleibt. Zwischen 2000 und 3000 Registertonnen zählte man 27 Bremer und 19 Hamburger Segelschiffe, unter ersteren das



Schulschiff des Norddeutschen Lloyd „Herzogin Cecilie"

Digitized by Google



Schulschiff des Norddeutschen Lloyd „Herzogin Sophie Charlotte"

bekannte Schulschiff des Lloyd „Herzogin Sophie Charlotte", das sich bisher durch schnelle Reisen auszeichnete. In die folgende Gruppe der großen Segelschiffe zwischen 1000 und 2000 Registertonnen gehören 163 Fahrzeuge, von denen die meisten und größten ebenfalls im Besitze von Hamburger und Bremer Firmen sich befinden. Dann folgen einige Segelschiffe aus Geestemünde, Bremerhaven, Elsfleth, Emden, sowie den Ostseehäfen Barth und Rostock.

Die Raumverhältnisse moderner Segler, die nicht einmal zu den größten ihres Typs zählen, können nicht besser illustriert werden als durch die Wiedergabe folgender Begebenheit, die sich zwischen einem deutschen Kapitän und einem dänischen Lotsen abspielte.

„Ich hatte," erzählte Kapitän St., „im Jahre 1892 auf der Neptunwerft in Rostock den Bau des Vollschiffes ‚Pampa' überwacht und trat mit ihm von dort aus die erste Reise nach der Westküste Südamerikas an, um eine Ladung Salpeter einzunehmen. Vor dem Passieren des zwischen Seeland und Schweden belegenen Sundes signalisierte ich einem Lotsen. Als der alte Herr, ein in dänischen Diensten ergrauter geborener Schleswiger, auf der Kommandobrücke stand und mein ca. 290 Fuß langes Schiff in seiner ganzen Größe überblickte, brach er in die Worte aus:

‚Dunnerkiel, Käp'n, ick bün förre dörti Johr hier Lotf', men so'n Skipp hef ick mindag nich ünner de Föt hatt.'

Dann aber wurde er nachdenklich und versicherte, daß er bei dem herrschenden Winde, der uns im engen Fahrwasser zu kreuzen zwang, sich nicht getraue, das Schiff ohne Schlepperassistenz hindurchzuführen. Ich wollte aber von einem Schlepper nichts wissen, erklärte vielmehr, daß ich auf seine Hilfe verzichten und die Fahrt ohne ihn unternehmen würde, wenn er sich fürchte. Das half. Zwar machte er noch allerlei Bedenken geltend, als ich aber fest blieb, erklärte er sich zur Hilfeleistung bereit und übernahm das Kommando. Beim Abschied aber drückte er mir mit strahlendem Blick die Hand und meinte: ‚Jo, Käp'n, dat is mi en Ehr' west, men ick hef Angst utstahn. Verdorihal wat 'n Skipp! So 'n Kasten hät minseel noch keen von min Kollegen dörch 'n Sund bröcht. Gode Reis' ock, adjüs!'"

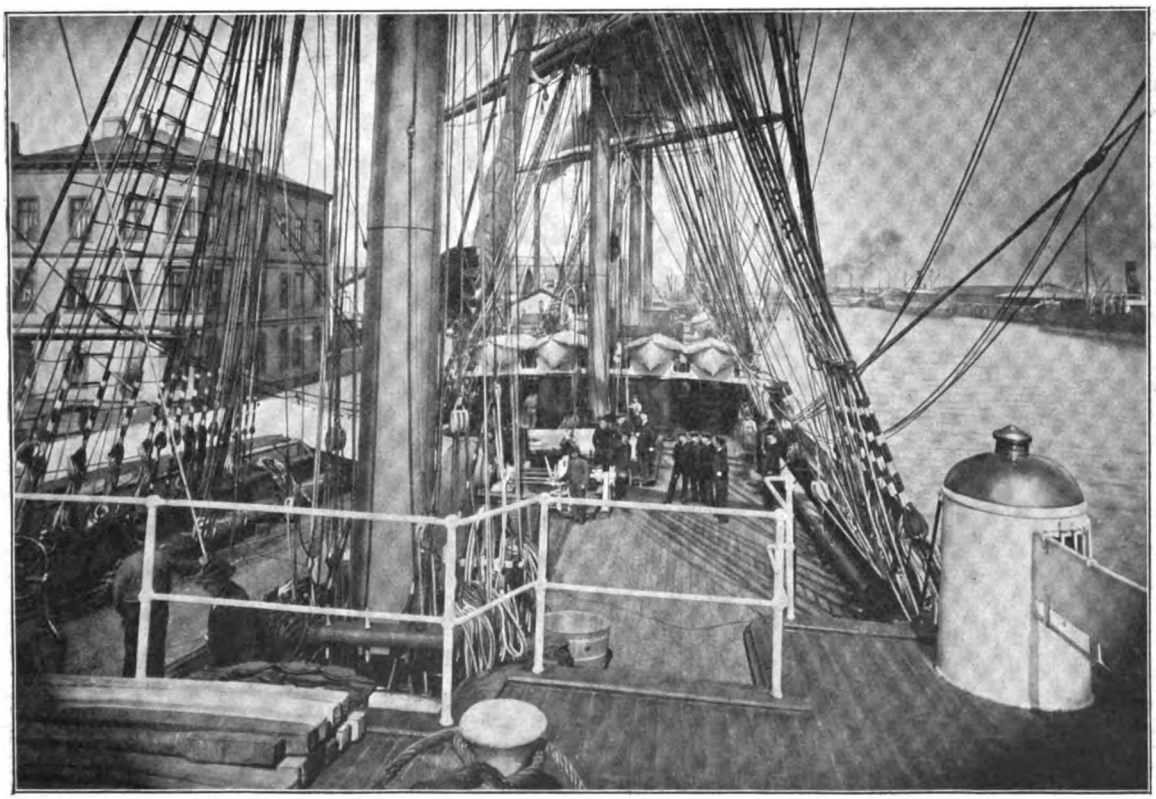
Zweifellos war der Lotse mit der Behauptung, daß keiner seiner Kollegen ein so großes Segelschiff geführt habe, im Rechte, und doch war die „Pampa" nur ein Schiff von 1676 Netto-Registertonnen. Was würde wohl der alte Seebär gesagt haben, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, die auf der Tecklenborgschen Werft in Geestemünde erbaute und 1894 in Fahrt gesetzte Fünfmastbark „Potosi" zu betreten? Es kann allerdings auch kaum einen interessanteren Anblick geben als eine Reihe moderner Segler. Ich erinnere mich, im Hamburger Hafen vor einigen Jahren das Vollschiff „Palmyra", die Viermastbark „Pitlochry" und die Fünfmastbark „Potosi", alle drei der Reederei F. Laeisz gehörend, nebeneinander gesehen und nacheinander besucht zu haben. Der Eindruck war um so verblüffender, als ich nie vorher ein Segelschiff betreten hatte, obwohl ich auf großen Dampfern oft genug gewesen war. Da nun wohl die wenigsten Leser dieser Zeitschrift Gelegenheit gehabt haben, moderne Segler zu besichtigen, sei es mir gestattet, hier einige Angaben über die „Potosi" zu machen, die geeignet erscheinen, eine Vorstellung von der Bauart, Größe und Leistungsfähigkeit eines solchen Schiffes zu geben, wobei ich jedoch wiederholen will, daß die „Potosi" in allen Dimensionen von dem Fünfmaster „Preußen" noch beträchtlich übertroffen und von der Viermastbark „Alsterdamm" wenigstens annähernd erreicht wird, also nicht mehr eine Ausnahmestellung einnimmt, zumal auch in die Handelsmarine andrer Staaten Segler von ähnlicher Größe eingestellt worden sind.

Digitized by Google

Die Länge der „Potosi“ über Deck beträgt 111,68 Meter, die Breite mittschiffs 15,16 Meter, die Tiefe vom oberen Rande des Kiels bis unter das Hauptdeck gemessen 9,50 Meter, der Raumgehalt netto 10917 Kubikmeter oder 3854 Registertonnen. Bei mittlerem Tiefgange von 7,62 Metern beträgt die Wasserverdrängung 8580 Tonnen, die Tragfähigkeit 6150 Tonnen oder 123000 Zentner Ladung. Um dem Leser eine Vorstellung zu geben, was das bedeuten will, sei bemerkt, daß zur Fortschaffung einer solchen Last per Eisenbahn 615 Doppelwaggons oder 20 Züge von je 31 Wagen notwendig sein würden. Ja, die Ladung der „Preußen“ würde gar 765 Doppelwaggons füllen. Noch sei erwähnt, daß auch die Masten und unteren Rahen der modernen Segler aus Stahl, die Trossen und Enden aus Stahldraht bestehen. Der Hauptmast der „Potosi“ ist 64 Meter hoch und hat im Oberdeck noch einen Durchmesser von 86 Zentimetern, die untersten Rahen sind 30 Meter lang. Für die Fortbewegung des Schiffes stehen insgesamt 4850 Quadratmeter Segelfläche zur Verfügung, die allerdings nur selten sämtlich ausgenutzt werden können. Die Besatzung besteht aus 41 Köpfen; dem Kapitän stehen drei Steuerleute und ein Bootsmann zur Seite. Viermaster haben durchschnittlich 30 bis 34 Mann, Vollschiffe 22 bis 25 Mann Besatzung.

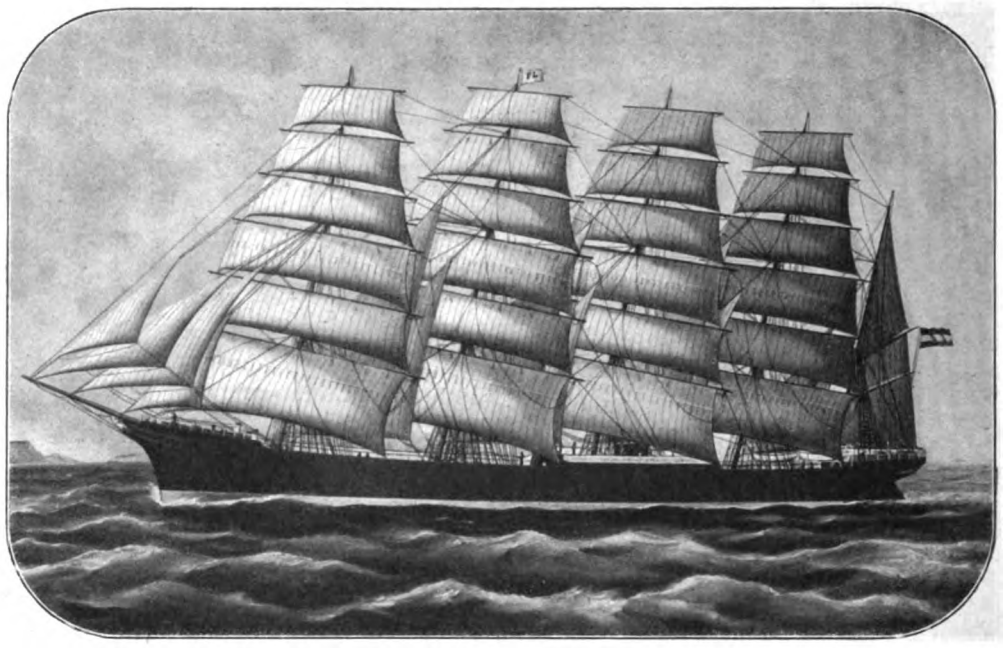
Die meisten modernen Stahlschiffe können als Schnellsegler bezeichnet werden, die es mit gewöhnlichen Frachtdampfern an Geschwindigkeit oft aufnehmen. Dies tritt besonders auf langen Reisen, wie nach der Westküste Amerikas, nach Australien oder nach den Reishäfen Hinterindiens zutage. Ein Frachtdampfer legt selten mehr als 9 bis 10 Seemeilen pro Stunde zurück; diese Leistung aber wird unter günstigen Windverhältnissen von den modernen Seglern oft um 3 bis 5 Seemeilen pro Stunde übertroffen. Da die Windverhältnisse natürlich nicht andauernd günstig sind, kann die erzielte Durchschnittsgeschwindigkeit auf einer ganzen Reise von längerer Dauer selbstredend nicht so hoch sich stellen. Doch dürften folgende Angaben, die den Registrierungen aus den Schiffsjournalen seitens der Deutschen Seewarte entstammen, einen nicht uninteressanten Einblick in die tatsächliche Leistungsfähigkeit unsrer heutigen Segelschiffe gewähren.

Das Vollschiff „Pampa“ legte 1897 die rund 11000 Seemeilen betragende Strecke von Iquique nach Lizard (im englischen Kanal) in 63 Tagen zurück, machte also im Durchschnitt pro Tag 175, pro Stunde mehr als 7 Meilen. Die Viermastbark „Placilla“ legte die Strecke Lizard-Valparaiso, ca. 10000 Seemeilen, in 58 Tagen zurück, erzielte also durchschnittlich pro Tag 172, pro Stunde reichlich 7 Seemeilen. Die 4540 Seemeilen lange Strecke Kap Horn-Aequator wurde in den letzten Jahren von den Hamburger Schiffen „Prompt“, „Pera“, „Placilla“, „Pisagua“, „Pamelia“, „Preußen“ u. a. in je 22 Tagen durchsegelt, was eine durchschnittliche stündliche Leistung von $8^1/_2$ Seemeilen ausmacht. Ja die Schiffe „Othmarschen“, „Potosi“, „Thalia“, „Pisagua“, „Peter Rickmers“, „Euterpe“, „Placilla“, „Pampa“, „Adolf“ u. s. w., sämtlich Hamburger oder Bremer Reedereien angehörig,



Das Verdeck des Schulschiffes „Herzogin Sophie Charlotte“

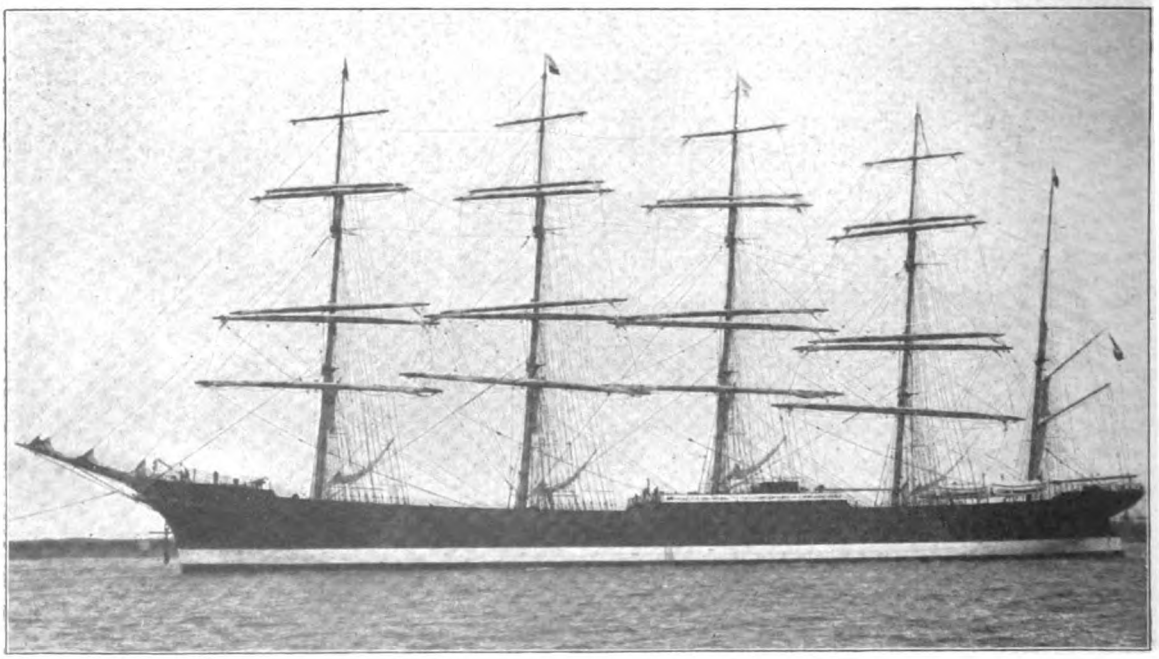
Digitized by Google



Der Fünfmaster „Potosi" unter vollen Segeln

erzielten in langer Fahrt nach den Journalauszügen der Seewarte wiederholt Durchschnittsgeschwindigkeiten von 10 Seemeilen pro Stunde. Bei solchen Resultaten kann es nicht befremden, daß deutsche Segelschiffskapitäne in Valparaiso oder Iquique mit den Führern englischer Dampfer Wetten in bezug auf die Fahrt von dort nach Lizard eingehen und sie nicht selten glänzend gewinnen. Wohl braucht ein Dampfer für die Fahrt weniger Zeit, allein er kann auch eine wesentlich kürzere Route einhalten als der von der Ausnutzung der herrschenden Windrichtung abhängige Segler.

Wir erwähnen noch, daß Rundreisen von Bremen oder Hamburg nach den Salpeterhäfen der Westküste Südamerikas und zurück einschließlich der dortigen ca. vierwöchigen Lösch- und Ladezeit häufig weniger als 7, selten aber 8 Monate erfordern. Ebenso sind Reisen von den Nordseehäfen nach der Sundastraße oder Rangoon in 75 bis 85 Tagen, nach Japan in 102 bis 112 Tagen durchaus keine



Fünfmaster „Potosi" mit festgemachten Segeln auf der Elbe

Digitized by Google

vereinzelt dastehenden Leistungen. Erst im Herbste 1903 segelte das Lloyd-Schulschiff „Herzogin Sophie Charlotte" von Leith nordwärts um Schottland in 110 Tagen nach Honolulu, in 20 Tagen weniger, als früher, d. h. vor 1890, für eine mittlere Reisedauer gerechnet wurde. Bedenkt man, daß das Schiff noch ca. 3 Wochen lang mit widrigen stürmischen Winden zu kämpfen hatte, so muß das Resultat als eine glänzende Leistung bezeichnet werden, obwohl ein sogenannter Rekord damit nicht geschaffen wurde.

Natürlich sind solche Erfolge nur bei rücksichtsloser Ausnutzung aller Chancen und sorgfältigster Navigierung zu erreichen, und dem Schiffer darf seitens seiner Reederei nicht um jedes verlorene Segel, um jede gebrochene Stenge eine Szene gemacht werden. Das aber ist auch nicht die Weise Hamburger oder Bremer Reeder, vielmehr suchen diese durch besondere Gratifikationen, die sie ihren Kapitänen für schnelle Reisen gewähren, solche Leistungen zu erzielen. Je kürzer die Reisen, desto geringer die Kosten, desto größer der Gewinn.

Aus den vorstehenden Ausführungen könnte vielleicht die Folgerung gezogen werden, daß die Einstellung noch größerer Segelschiffe die Rentabilitätsaussichten der Schiffe noch vermehren müsse. Ein derartiger Schluß würde jedoch auf irrtümlichen Voraussetzungen beruhen. Nach den bisherigen Erfahrungen bezeichnen Segler von der Größe der „Preußen" und der „Potosi" wohl das Maximum des Zulässigen, wenn die Sicherheit des Betriebes nicht gefährdet werden soll. Die bei der Navigierung der „Potosi" gemachten Erfahrungen führten bereits dazu, auf der „Preußen" Hilfsmaschinen aufzustellen, durch die das Schiff bei schlechtem Wetter gesteuert werden kann. Denn zum Regieren des Steuers reicht bei solchen Schiffskolossen Menschenkraft so wenig aus als zum Hieven der Anker und zum Heben andrer schwerer Schiffsteile. Sollen aber Hilfsmaschinen in ein Schiff hineingebaut werden, so geht damit ein Teil des sonst verfügbaren Raumes verloren.

Kadetten vom Schulschiff des Norddeutschen Lloyd „Großherzogin Elisabeth"

Wir wollen diese Arbeit nicht abschließen, ohne mit einigen Worten eines verhältnismäßig noch jungen Typs der Segelschiffe zu gedenken, der durch die Seeleichter bezw. Frachtschleppschiffe dargestellt wird. Auch diese Fahrzeuge, die den Vorteil großer Ladefähigkeit bei geringer Bemannung bieten, werden von Jahr zu Jahr größer konstruiert, und man trifft unter ihnen bereits manche an, die netto 700 bis 800 Registertonnen messen, also ältere Barken und Vollschiffe an Größe übertreffen. Sie sind in erster Linie für die sogenannte große Küstenfahrt, d. h. für den Verkehr zwischen europäischen Häfen bestimmt und werden in der Regel durch starke Bugsierdampfer geschleppt, ohne jedoch auf die Ausnutzung der eignen Segelkraft zu verzichten.

Digitized by Google

Neueste Fortschritte der Frauenbewegung im Ausland

Von

Eliza Ichenhäuser

Der Beschluß des norwegischen Staatsrates, dem Storthing demnächst einen Gesetzentwurf über die Zulassung von Frauen zu den Staatsämtern zugehen zu lassen, hat allenthalben das größte Aufsehen erregt. Ist es doch der erste Fall in Europa, daß ein Entwurf von so weittragender Bedeutung für die wirtschaftliche Stellung der Frau, auf Grundlage von Gutachten der einzelnen Ministerien ausgearbeitet, mit einem Schlage den Wirkungskreis der Frau in den sozial höher stehenden und besser bezahlten Berufen in diesem Maßstabe erweitert.

Für Norwegen ist es allerdings der naturgemäße Fortschritt auf einer mit Erkenntnis und Verständnis betretenen Bahn. In den letzten zwei Jahrzehnten, seit die Frauenbewegung in Norwegen eingesetzt hat, hat sie auch einen förmlichen Siegeszug angetreten. Ganz überraschend sind ihre Erfolge. Ob dies dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die nordische Kühle der Skandinavierin sie zuerst abhielt, sich der Frauenbewegung anzuschließen, bis diese sie durch die Macht der Verhältnisse eroberte, und die Frau nun ihrerseits nach langem Widerstand und innerlichen Kämpfen mit größerem Nachdruck und größerer Energie ihre Forderungen stellte und durchsetzte? Ob durch die wunderbare Unterstützung, die sie in ihren zwei größten Dichtern, Ibsen und Björnson, fand? —

Thatsache ist, daß Norwegen zu den ersten europäischen Ländern gehörte, das seine Universitätspforten unter denselben Bedingungen wie den Männern den Frauen öffnete (1882 bezw. 1884), die Frauen zur Ausübung der Zahnheilkunde (1872), des Apothekergewerbes (1884), und zwar mit der Erlaubnis zur Leitung von Apotheken, zur Ausübung der ärztlichen Praxis zuließ; ferner gehört es zu den wenigen europäischen Staaten, die Schulärztinnen und weibliche Gefängnisdirektoren, besitzen, die Frauen in die Schulbehörde und in den Ausschuß des Aufsichtsrats wählen und wo in die Vormundschaft und in den Ausschuß des Aufsichtsrats der Armenverwaltung sogar Frauen gewählt werden müssen. Daß sie zu Schulämtern und den subalternen staatlichen Stellungen zugelassen sind, in denen sie in den meisten andern Ländern Anstellung erlangt haben, wie in der Post, Telegraphie, im Fernsprechwesen, in Gefängnissen und Strafanstalten als Aufseherinnen — den einzigen staatlichen Anstellungen, zu denen sie beispielsweise in Deutschland zugelassen sind, außer dem Fabrikinspektorat, mit dem einige deutsche Bundesstaaten seit kurzem den Versuch gemacht haben —, ist selbstverständlich.

Mit der Verbesserung der rechtlichen Stellung der Ehefrau und der unverheirateten Mutter haben sich mehrere norwegische Gesetze in den letzten zwei Dezennien beschäftigt, desgleichen sind mehrere sozialpolitische Gesetze zum Schutze der Arbeiterin geschaffen worden.

Die bedeutendste Errungenschaft der Norwegerinnen aber ist das kommunale Wahlrecht, das sie am 25. Mai 1901 erhalten haben, und zwar sind diejenigen Frauen, die selbst oder deren Ehemänner 400 Kronen in der Stadt oder 300 Kronen auf dem Lande versteuern, infolgedessen stimmberechtigt und innerhalb der Kommune auch wählbar.

Hält man sich diese Entwicklung vor Augen, so wird man über den neuesten, eingangs erwähnten Beschluß des norwegischen Staatsrats absolut nicht erstaunt sein.

Es handelt sich bei der letzten Erweiterung des Wirkungskreises der Frau um die Eröffnung des Gebietes der Rechtsprechung. Der Richterberuf soll ihnen geöffnet werden. Das ist ein sehr bedeutsamer Schritt, wenn man in Erwägung zieht, daß gerade auf diesem Gebiet den Frauen überall das größte Widerstreben entgegengebracht wird. Selbst die Ausübung der Rechtsanwaltschaft wird ihnen noch vielfach verweigert, so beispielsweise sogar in dem sonst in feministischer Hinsicht so fortgeschrittenen England, wo die Frauen nicht wie die Skandinavierinnen seit drei, sondern seit 35 Jahren bereits das kommunale Wahlrecht besitzen, wo sie für alle Lokalverwaltungen das aktive Wahlrecht und das passive für Parish und District Councils (Kirchen- und Kreisrat) besitzen, wo sie in den letzteren seit einem Dezennium auch an leitender Stelle eine rege und bedeutsame Tätigkeit entfalten.

Bahnbrechend war in der Rechtsanwältinnenfrage Amerika. Im Juni 1869 wurde Arabella A. Monsfield zum Obersten Gerichtshof des Staates Jowa zugelassen; 1878 folgten diesem Beispiel Utah und Maine, und diesen wieder nach und nach New Karolina, Connecticut, Indiana, Kansas, Michigan, Missouri, Nebraska, New Hampshire, Ohio, Pennsylvanien, Washington, Wyoming, Kalifornien, Illinois, Massachusetts, Minnesota, Montana, New York, Oregon, Wisconsin.

Am 25. Februar 1899 nahm der Kongreß der Vereinigten Staaten ein Gesetz an, demzufolge jede Frau, die vor dem Obersten Gerichtshof ihres Staates drei Jahre lang plädiert hat und sich durch Charakter und Fähigkeit die Achtung des Gerichtshofes errungen hat, zum Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten zugelassen wird.

Nächst den Vereinigten Staaten war es Hawai, das noch als Königreich im Jahre 1899 eine Frau zur Advokatur zuließ. Drei Jahre später errang sich Fräulein Bilcesco das Recht, in Rumänien am

Digitized by Google

Ein Held

Nach dem Gemälde von Karl Pippich

Digitized by Google

Digitized by Google

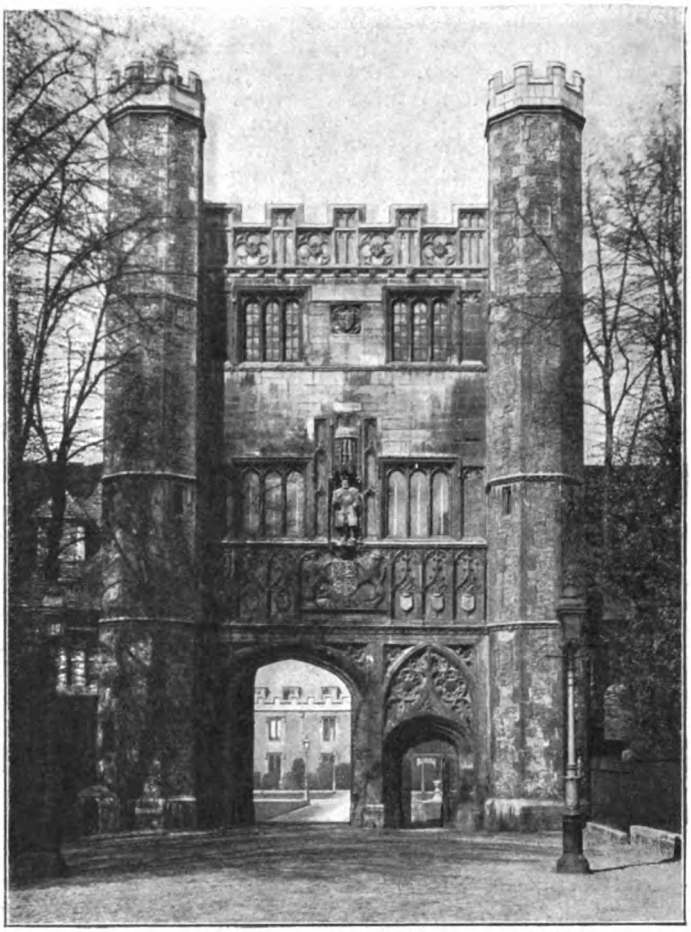
Gerichtshof zu Bukarest die Rechtsanwaltschaft auszuüben. Am 14. April 1892 folgte Nevada, 1893 Japan und Finnland, am 2. Februar 1897 der Kanton Zürich, 1898 Schweden und Mexiko und 1900 Frankreich.

In Europa ist es mithin nur eine sehr kleine Anzahl von Staaten, die die Frauen zur Advokatur zugelassen haben, im Vergleich zur Ausübung der Medizin sogar nur eine ganz minimale, denn die Aerztin hat gegenwärtig so ziemlich alle Kulturstaaten erobert und behauptet sich allen gegnerischen Prophezeiungen zum Trotz glänzend. Das liegt wohl zum größten Teile daran, daß bei der Medizin der Beweis der Notwendigkeit ihrer Ausübung durch Frauen leichter zu führen war. Die Verblendetsten mußten es schließlich einsehen, daß so manche Frau an dem Mangel weiblicher Aerzte zugrunde geht, weil vielen von ihnen eine natürliche und selbstverständliche Scham es verbietet, einen männlichen Arzt aufzusuchen, und weibliche Aerzte daher eine Notwendigkeit seien, und mußten wenigstens nach heißen Kämpfen einen Versuch mit den letzteren zugestehen. Sobald ein solcher Versuch konzediert war, war auch der Sieg auf der ganzen Linie errungen, weil die Aerztinnen sich überall brillant bewährt haben und das Bedürfnis nach ihnen durch ihre außerordentliche Inanspruchnahme erwiesen war.

Anders auf dem Gebiete der Rechtsprechung. Der freie Beruf des Rechtsanwalts, der für Männer auf diesem Gebiete am leichtesten zugänglich ist, wird den Frauen nicht eröffnet, weil hier die Bedürfnisfrage nicht so klar erwiesen werden kann. Es liegt ja auf der Hand, daß in gewissen heiklen Dingen ein weiblicher Rechtsbeistand für Frauen angenehm wäre, aber es wird dann meist entgegengehalten, daß, wenn Frauen in diesen Dingen die gerichtliche Verhandlung nicht scheuen, sie auch in bezug auf den Rechtsbeistand nicht so penibel zu sein brauchten. Der Einwand ist zwar nicht berechtigt, klingt aber plausibel. Da, wo die Bedürfnisfrage viel klarer bewiesen werden kann, in der Richterkarriere — denn es ist offenbar nicht ganz logisch, daß nur Männer über Frauen richten sollen, da ihnen in vielen Fällen die Fähigkeit, sich in die weibliche Psyche zu versetzen, fehlt —, da kann sich die Welt noch viel schwerer zu einer so umwälzenden Neuerung, wie die Zulassung der Frauen sie herbeiführen würde, entschließen. Bis jetzt sind es nur einige amerikanische Staaten, und zwar vornehmlich diejenigen, in denen die Frauen das Stimmrecht besitzen, die Frauen zum Richteramt zugelassen haben. Es ist daher sehr erfreulich, daß auch ein europäischer Staat einen Versuch von so weittragender Bedeutung machen will, ich zweifle nicht, daß er sich bewähren wird. Gewissermaßen hat er sich sogar schon in Norwegen bewährt, denn schon bisher amtieren auf Grund einer Verfassungsänderung Frauen als Beisitzer, und die Tatsache, daß man ihnen auf diesem Gebiete weitere Rechte einräumen will, spricht am besten für die Erfahrungen, die in dieser Hinsicht mit ihnen gemacht worden sind.

Studie von Hans Best

Digitized by Google



Das Tor des Trinity College

Cambridge

Von

J. Kammerer

(Hierzu 7 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Freundlich grüßt sie den Besucher, die altehrwürdige Universitätsstadt Cambridge. Den klaren Fluten des Cam, die still und geräuschlos zwischen üppigem Grün dahingleiten und überallhin Leben und Fruchtbarkeit verbreiten, verdankt sie nicht nur den Namen, sondern auch den Kranz paradiesischer Gärten mit prächtigem, schwellendem Rasen und stattlichen, schattenspendenden Bäumen. Auf ihnen ruht das Auge des Naturfreundes mit besonderem Wohlgefallen. Ringsumher aber breitet sich die fruchtbare Grafschaft Essex aus mit ihren reichen Getreidefeldern und fetten Weiden, doch nicht gerade reich an den landschaftlichen Schönheiten, die sonst der Süden Englands in so verschwenderischer Fülle darbietet.

Im Innern welch mittelalterlicher Zauber! Eilfertig dahinschreitende Studenten und würdige Professoren, beide mit schwarzer Kutte und steifem Barett, auf den Straßen — ein Stück lebendiger Poesie aus vergangenen Jahrhunderten, das die langweilige Prosa philisterhafter Alltagsmenschen der Gegenwart wohltuend unterbricht. Dreitausend Musensöhne beherbergt Cambridge, und ein reicher Born der Wissenschaft quillt hier, wo die berühmtesten Lehrer eine wissensdurstige Jugend, darunter über dreihundert Vertreterinnen des zarten Geschlechts, unterrichten. Und dann, wohin das Auge blickt und der Fuß sich wendet, überall Kirchen und Kapellen, Universitätsgebäude und Musentempel aller Art im Stile jener anmutenden und zugleich erhabenen Gotik, die Englands Kathedralen so vorteilhaft auszeichnet. Nur die uralte Rundkirche, das getreueste Abbild der Kirche des heiligen Grabes in Jerusalem, wohl das älteste Bauwerk dieser Art in ganz England, zeigt die Formen des wuchtigen Normannenstils aus dem 11. Jahrhundert, und der Castlehügel, der sich am nordwestlichen Ende der Stadt erhebt, weist auf die Zeit hin, da die Römer hier ein Emporium ihrer Macht angelegt hatten. Sind auch die Spuren ihrer

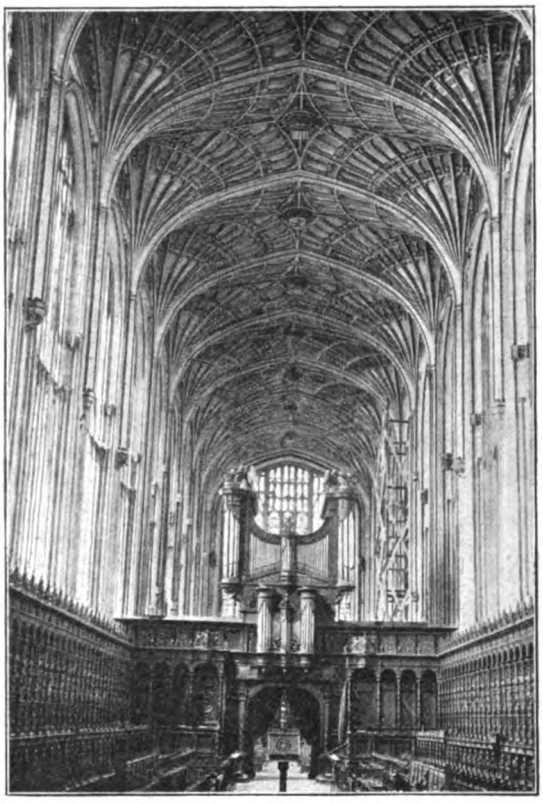
Digitized by Google

Der Hof vom St. John's College

Digitized by Google

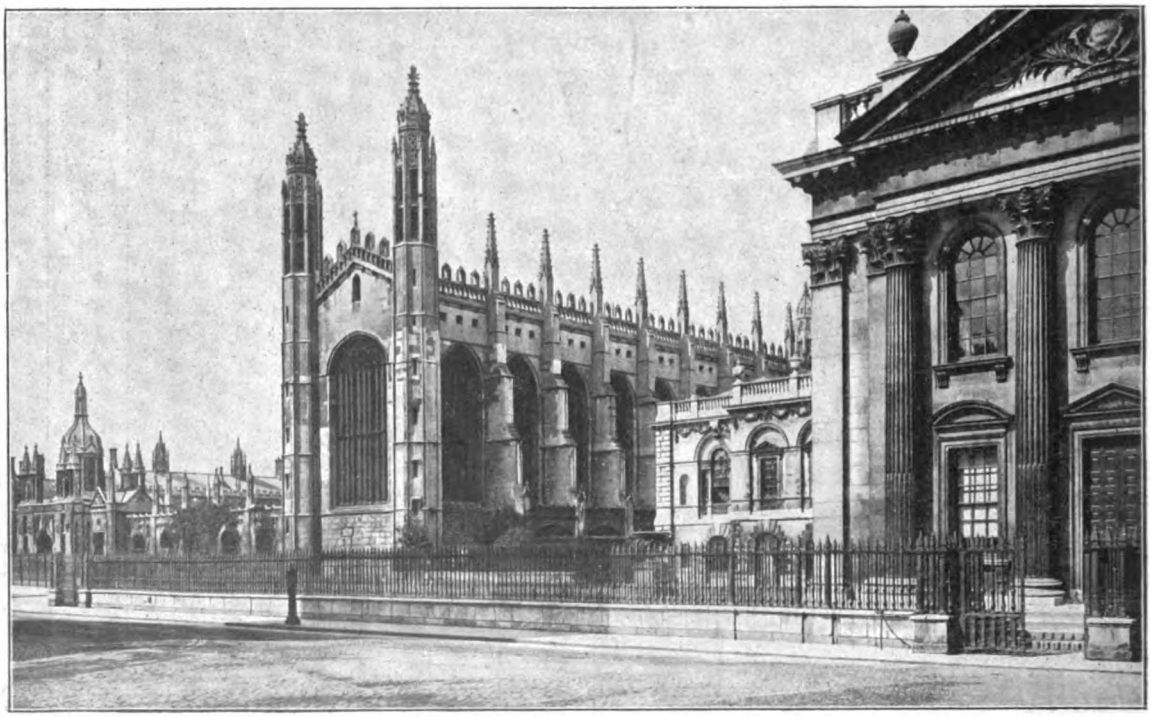
Bauwerke verschwunden, so erinnern doch die zahlreichen Funde andrer Art, wie sie die öffentlichen Museen dem Beschauer darbieten, noch an die Zeit ihrer einstigen Herrschaft.

Eine englische Universität, wie sie hier dem Auge sich zeigt, ist für den Fremden ein Gegenstand besonderen Interesses. Nichts, was das Ausland bietet, kann mit ihr verglichen werden. Wo einstens, an der Schwelle des 12. Jahrhunderts, drei Mönche des benachbarten Klosters Croyland in einer gemieteten Scheune täglich die Elemente der Philosophie, Mathematik und anderer Urwissenschaften lehrten, wo späterhin im Mittelalter nur wenige Gebäude für die Zwecke einer Gesellschaft von Gelehrten — Universität genannt — sich erhob: ein Haus mit „Festsaal", eine Bibliothek und ein Hörsaal, da zählt der Besucher jetzt nicht weniger als 21 Colleges oder Stifte, deren Gesamtheit eben die Universität ausmacht. Diese Colleges, die ursprünglich nur für die Aufnahme würdiger armer Studenten bestimmt waren, geben Cambridge heute sein eigentümliches Gepräge.



Gewölbe der Kapelle im King's College

Jedes von ihnen besitzt außer den Wohnungen der Studenten und Professoren vor allem einen geräumigen, oft mit allerlei Werken der Kunst, besonders Gemälden ausgestatteten Speisesaal, ferner eine besondere Kapelle und einen herrlichen Garten mit ausgedehntem Spielplatz für Kricket und Lawn-Tennis. An der Spitze steht der Headmaster, ihm sind mehrere Lehrer oder Fellows beigegeben. Die Studenten selbst zerfallen in sogenannte Scholars, besonders begabte, vom College unterstützte Studenten, die ihre Prüfung hinter sich haben und jetzt höheren Studien obliegen, Pensionäre oder gewöhnliche Studenten, die ihre Ausgaben selbst bestreiten, im College wohnen und dort auch ihren Tisch haben, endlich Sizars oder arme Studenten, denen die Pensions- und Studiengelder



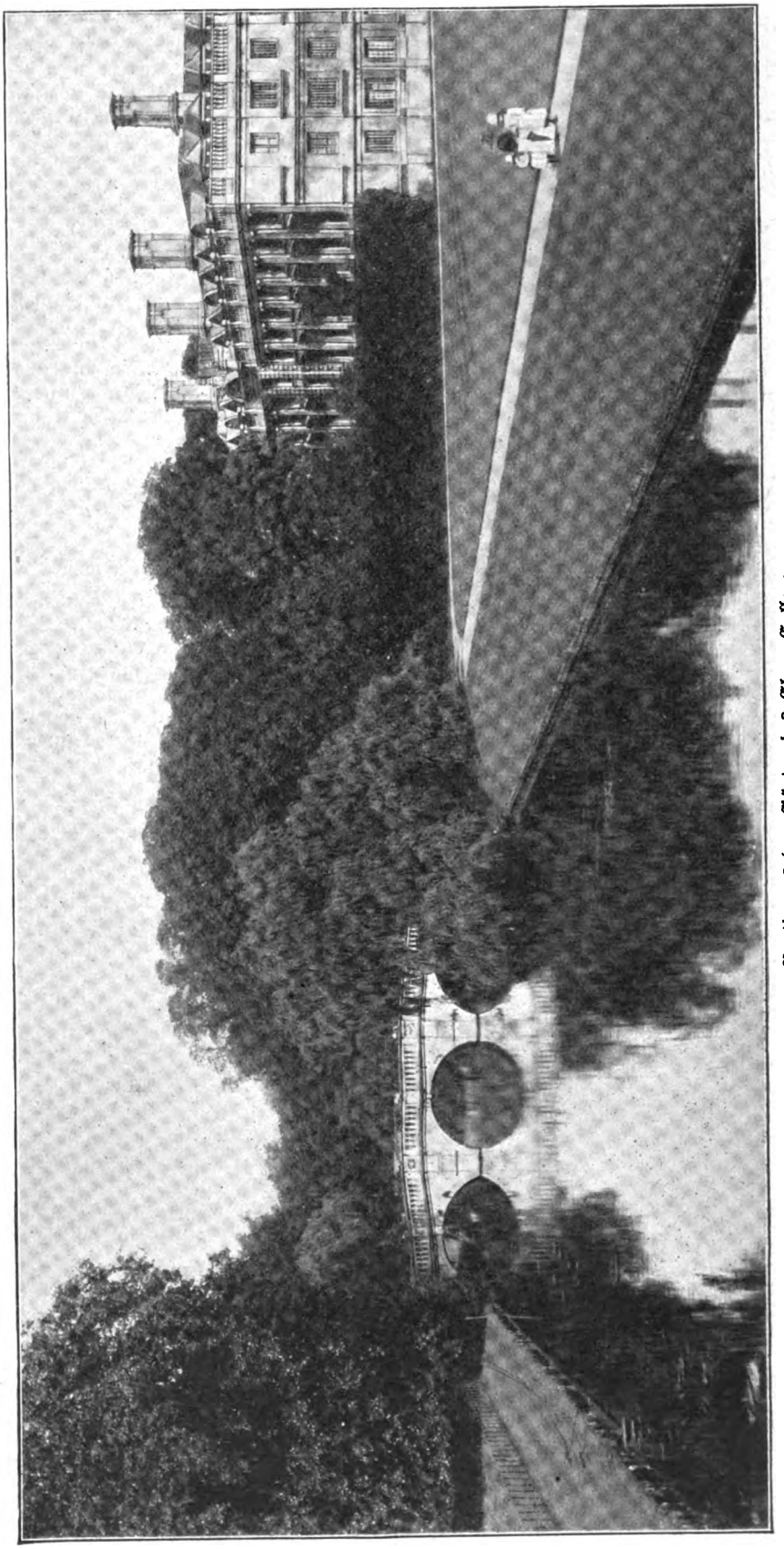
Außenansicht der Kapelle vom King's College

Digitized by Google

zu einem Teile erlassen werden. Nur der Hörsaal fehlt. In der Tat werden im College auch keine Vorlesungen gehalten. Zu diesen hat sich der Student in die verschiedenen Hörsäle zu begeben, die in der Stadt zerstreut liegen.

Nicht alle Colleges werden gleich gewertet. Reiche Stiftungen stehen den alten Colleges zur Verfügung: Trinity College, King's College, Queen's College, St. John's College, Caius' College, Clares College, Pembroke College und wie sie alle heißen mögen, deren Ursprung fast ein halbes Jahrtausend zurückreicht; aber sie kommen nur den Auserwählten zugute, denen nach dem Wortlaut der Gründungsurkunde und dem Willen der Stifter der Eintritt in dieselben verstattet ist. Zeitlebens rechnet es sich dann der Gelehrte zur höchsten Ehre an, einem dieser Colleges als Mitglied oder als Fellow anzugehören.

Wohl verdienen die interessanten Gebäude mit ihren abwechslungsreichen Formen und dem dunkeln Grün des Efeus oder der wilden Rebe, das ihre Wände bedeckt, unsre Aufmerksamkeit und unsern Besuch. Durch ein altertümliches Portal, über dem sich öfters eine Art Turm erhebt, treten wir in den meist mit schönem Rasen bewachsenen und zuweilen mit einem Brunnen geschmückten Hof, um den sich die einzelnen Gebäude gruppieren. Treten wir in eines von ihnen ein, so werden uns wohl zunächst die Studentenwohnungen gezeigt, je aus zwei Zimmern bestehend, die der betreffende Musensohn selbst mit Möbeln und Wandschmuck auszustatten hat. Und daß er



Partie aus den Gärten des Clare College

Digitized by Google

das in vielen Fällen mit gutem Geschmack tut, davon können wir uns leicht überzeugen. Den Boden bedecken weiche Teppiche, mehrere Sessel und ein Schaukelstuhl aus geflochtenem Rohr sorgen für die Bequemlichkeit des Inhabers, zahlreiche, oft prächtige Stahlstiche und sonstige Bilder zeugen von seinem Kunst- und Natursinn, sowie von seiner echt englischen Vaterlandsliebe. Auch die Männer der Wissenschaft prangen in einzelnen Vertretern an der Wand und auf dem marmornen Kamingesims. Ein Bücherkasten enthält oft eine reichhaltige Bibliothek, wie sie bei einem deutschen Studenten wohl nur selten zu finden ist; denn auf seine würdige Ausstattung verwendet der englische Student im Durchschnitt weit mehr Geld als sein deutscher Kommilitone. Von bemerkenswerter Einfachheit ist seine Lagerstätte: ein schlichtes eisernes Feldbett. Die Bedienung des Studenten geschieht durch männliche Hilfskräfte des College.

Von der Studentenwohnung begeben wir uns in den Speisesaal. An den Saal des altgermanischen Herrenhauses erinnernd, zeigt er überall eine imponierende Ausdehnung. Mächtige gotische Fenster lassen eine Fülle durch allerlei zierliche Glasmalereien gedämpften Lichtes eintreten, wodurch dem Raum, der z. B. in King's College bis unter das Dach reicht, jenes geheimnisvolle Halbdunkel verliehen wird, das in gotischen Kathedralen den Besucher so mächtig ergreift. Aermere Colleges begnügen sich natürlich mit gewöhnlichen Fenstern und schlichter Ausstattung auch dieses festlichen Raumes. Nie aber fehlen an den Wänden die Oelbilder früherer Vorstände, sowie berühmter Größen, die im Laufe der Zeit aus dem College hervorgegangen sind. Zuweilen bewundern wir auch eine kunstvoll geschnitzte Decke und sonstige Beweise eines auf reiche Vermächtnisse gestützten, soliden Wohlstandes.

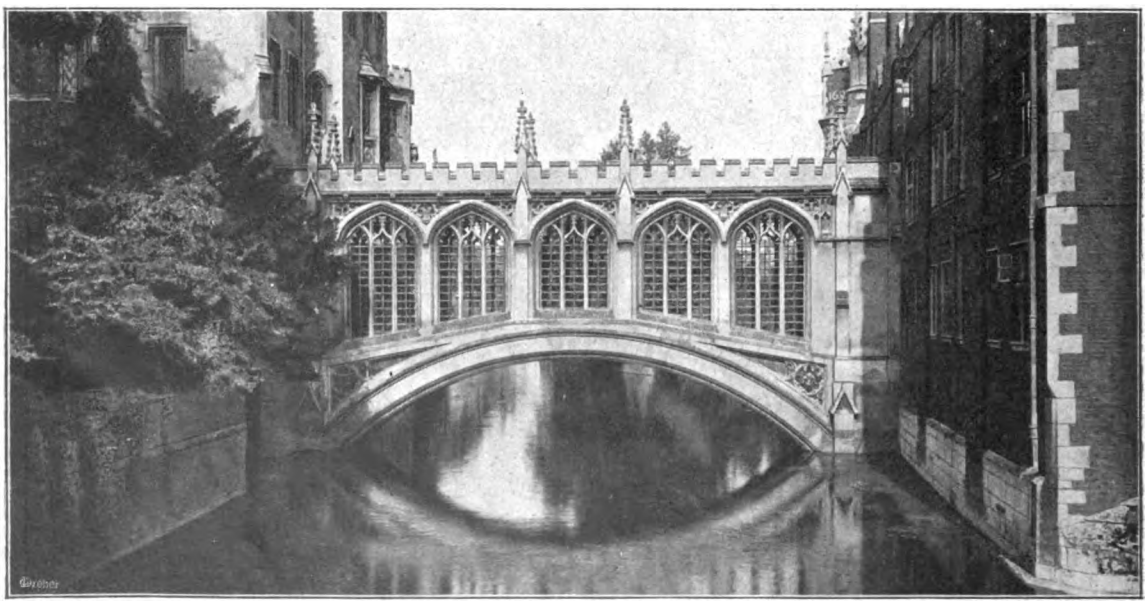
Das eine Ende des Saales ist erhöht. Zwei Stufen führen auf diese Plattform. Hier speisen an reichgedecktem Tisch die Professoren mit ihrem „Prinzipal" oder Collegevorstand an der Spitze, sowie die auswärtigen Glieder des College, Fellows genannt, so oft diese in Cambridge anwesend sind. Die Sessel sind gepolstert und das Tafelgeschirr sowie die Speisen besser als auf den andern Tischen.

Beide Langseiten des Saales sind ebenfalls erhöht, aber nur um eine Stufe. Hier befinden sich die Plätze der Scholars oder älteren Studenten. Auch sie sitzen noch auf Stühlen und speisen etwas besser (mit Wein!) als die übrigen Studenten, die die Tiefe des Saales füllen, auf einfachen Holzbänken sitzen und des Weines entbehren müssen.

Die Bedienung geschieht ausschließlich durch Männer. Kein weibliches Wesen darf während der Mahlzeiten diesen Raum betreten; auch ist das Rauchen darin verboten. Das Tischgebet wird lateinisch gesprochen oder besser von einer mit Handhabe versehenen Holztafel abgelesen. Das Zerschneiden des Fleisches liegt an jeder Tafel einem besonders dazu bestimmten Musensohn ob; das Herumreichen der Speisen besorgen dagegen die Diener.

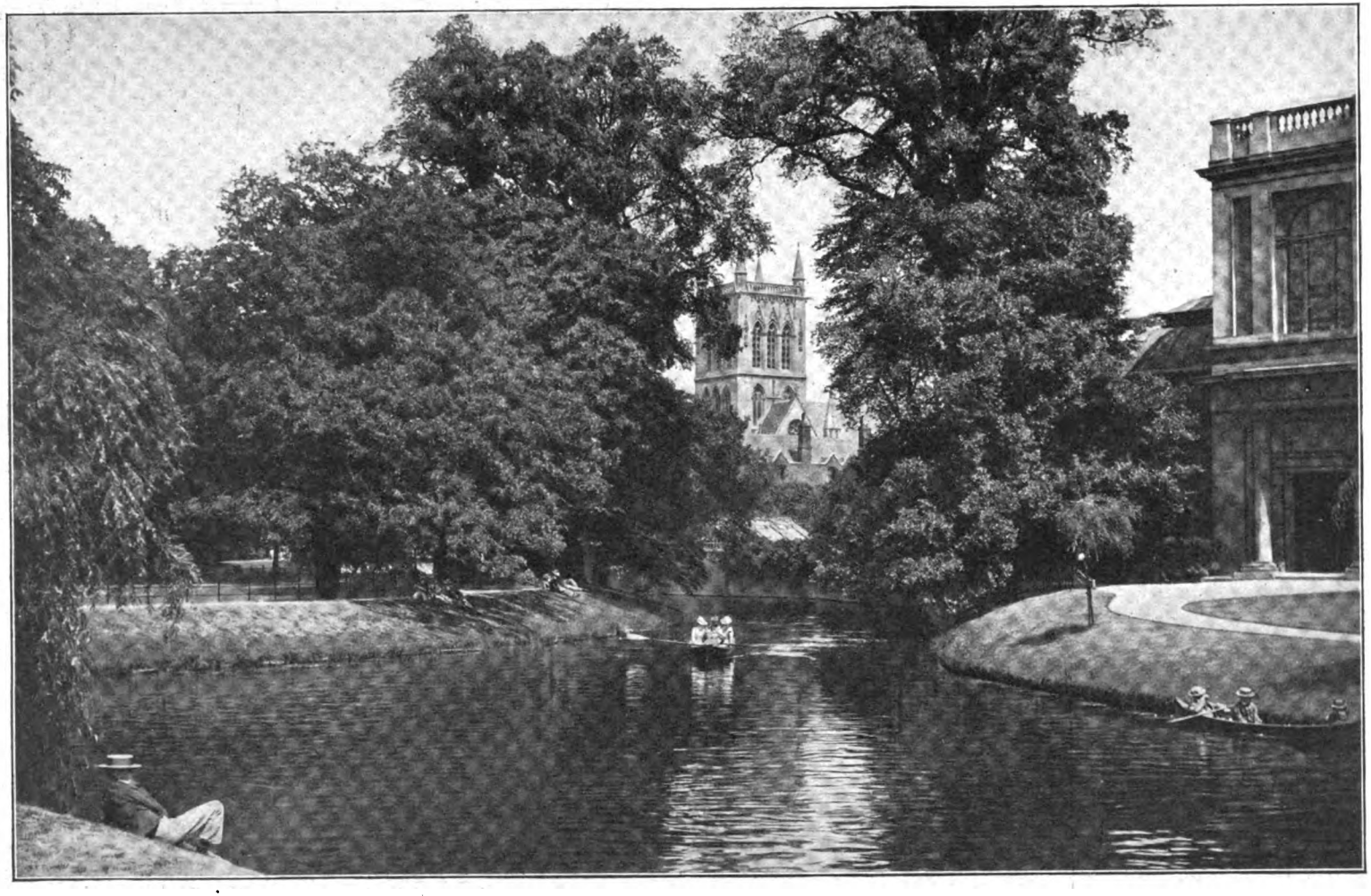
Besondere Sorgfalt ist auf die Ausschmückung der Kapelle verwendet. Berühmt durch ihre kostbaren gemalten Fenster ist vor allem King's Chapel. Aber auch die andern Kapellen sind würdig, oft kostbar ausgeschmückt. Neben den Fenstern sind auch Hochaltar und Lesepult, sodann die Orgel oft künstlerisch wertvolle Stiftungen. Die Pfeifen der letzteren sind meist schön bemalt, zuweilen vergoldet. Jeden Morgen und jeden Abend wird hier ein kurzer Gottesdienst abgehalten, an dem früher sämtliche Studenten teilnehmen mußten. Jetzt ist der Besuch freigegeben. Es können deshalb auch die Söhne von Nonkonformisten (Angehörige von Sekten) in die Colleges aufgenommen werden, die ihnen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts verschlossen waren.

Die reichsten Schätze des College finden sich in seiner Bibliothek angehäuft: neben einer Menge wissenschaftlicher Bücher oft die kostbarsten Handschriften



Brücke über den Cam im St. John's College

Digitized by Google



An den Ufern des Cam

Digitized by Google

aus der Zeit des Mittelalters, wertvolle Drucke aus dem 15. und 16. Jahrhundert, sodann kostbare Münzsammlungen und Sammlungen römischer Altertümer. Viele Gelehrte und Literaten haben bei ihrem Tod ihre gesamte Bibliothek dem College vermacht, aus dem sie hervorgegangen waren, berühmte Reisende einen Teil ihrer Funde überlassen. So besitzt Trinity College in seiner wunderbar reich ausgestatteten Bibliothek das älteste in englischer Sprache gedruckte Buch aus dem Jahre 1472 und das erste in England gedruckte Buch (1477) nebst zahlreichen kostbaren Werken aus dem 16. und 17. Jahrhundert. St. John's College nennt eine ausgedehnte Sammlung von Bibeln, Psaltern, Schriften der Kirchenväter und ältesten englischen Klassiker sein eigen. Das interessanteste und schönste Stück ist wohl die im Jahre 1539 auf Pergament gedruckte Bibel Cranmers. Der Bibliothekraum enthält 40 000 Bücher und 500 Manuskripte. Ebenso groß, wenn auch weniger wertvoll ist die Bibliothek von Queen's College, während beispielsweise Christ's College 26 000 (darunter das griechische Testament des Erasmus), Emmanuel's College 25 000, Pembroke College 20 000, King's College 12 000, Corpus Christ's College 6000 Bücher besitzen. Daneben besteht noch die reiche Universitätsbibliothek, die jedem Mitglied der Universität offen steht.

Doch wir kehren auf die Straße zurück. Wir begegnen einem festlichen Zuge, der sich in das Senatshaus neben der Universitätsbibliothek begibt. Voraus schreiten in langem Talar zwei Pedellen mit mächtiger Keule aus massivem Silber. Dann folgt der Vizekanzler, ganz in Scharlach gekleidet und mit dem Scharlachbarett geschmückt. Ihm schließen sich die Doktores der Universität an, ebenfalls im Scharlachgewand; dann folgen Universitätslehrer, die diesen Grad nicht besitzen, alle in der malerischen, ans Mittelalter erinnernden Tracht, die sie bei festlichen Veranlassungen und bei Vorlesungen anzulegen haben; Studenten aller Art beschließen den Zug. Studenten allüberall! Daneben Musentempel aller Art: das einfach gehaltene Theater, die Universitätspresse, scherzweise die Studentenkirche genannt, weil sie mit einem gotischen Turm geschmückt ist, das reiche Fitzwilliammuseum, das anatomische Museum u. s. w. Ein reizender, durch reiche Geldmittel unterhaltener botanischer Garten dient ebensowohl der Wissenschaft und Kunst als edler Geselligkeit, da sich hier während der schönen Jahreszeit ganz Cambridge ein Stelldichein gibt

---

Kletterübungen bei der deutschen Feldartillerie

(Zu dem nebenstehenden Bilde von Ernst Zimmer)

Hindernisse gibt es nicht! Nämlich für die deutsche Feldartillerie, und wer je Gelegenheit hatte, die wackeren Schwarzkragen schier unmögliche Stellungen nehmen zu sehen, der begreift jenen stolzen Ausspruch aus dem Munde unsrer Artillerie. Wer hätte es am 6. August 1870 wohl für möglich gehalten, daß dort auf den Roten Berg bei Spichern, der für Infanteristen schon schwer zu ersteigen war, Artillerie im feindlichen Feuer hinaufkommen würde. Und sie kam hinauf, den Franzosen zum Staunen und Schrecken, den Unsrigen zur Rettung.

Wenn nun auch derartige Leistungen fast nur im Ernstfall, unter gewaltigster Anspannung aller körperlichen und geistigen Kräfte, vorkommen und möglich sind, so halten es unsre Heeresleiter doch für notwendig, die Feldartillerie schon in Friedenszeiten an die Gewinnung recht schwieriger Positionen zu gewöhnen.

Besonders rege werden solche Kletterübungen bei den in Lothringen stehenden Regimentern auf Anregung des kürzlich in den Ruhestand getretenen, weithin bekannten Generaloberſten Grafen Häseler betrieben. Bietet doch auch das von zahlreichen Schluchten und Wäldern durchzogene Land, ganz besonders um Metz herum, sehr gute Gelegenheit zu derartigen Uebungen. Welcher Mitkämpfer von 1870 erinnert sich hierbei wohl nicht der am 18. August 1870 so heiß umstrittenen Mance-Schlucht zwischen Gravelotte und St. Hubert?

In den Exerzierreglements findet sich die Bezeichnung „Kletterübung" freilich nicht vor; dort ist nur die Rede von einem Hinauf- und Hinabfahren. In der Hauptsache wird das Wie und Wo der Findigkeit und Tatkraft der Truppe überlassen. Die Geschütze einen einfachen Hang hinauf oder hinunter zu bringen, ist schließlich eine leichte Sache. Lustig geht's im Galopp hinan und in abgekürztem Tempo hinab. Ganz anders verhält es sich dagegen, wenn es sich um ausgedehntere, bewaldete oder steile Hänge handelt. Dann muß zu allen erdenklichen Hilfsmitteln gegriffen werden. Da wird häufig zunächst ein Teil der Geschütze unten gelassen, während die Bespannung den andern als Vorspann dient, so daß man statt sechs hierbei zwölf Pferde vor ein Geschütz gespannt sehen kann. Die Bedienungsmannschaften greifen kräftig in die Speichen der Lafetten und Protzen oder sie bewaffnen sich mit schweren Steinen, die sie bei einer Ruhepause der Pferde schnell hinter die Räder werfen, um ein Zurückrollen der Geschütze zu vermeiden. Beim Hinabfahren werden feste Taue, die stets für solche Zwecke mitgeführt werden, um Achse und Lafette gebunden und von den Kanonieren festgehalten, um ein zu schnelles Hinabrollen der Kanonen zu verhindern. Die Pferde gehen dann mit mäßig straffen Tauen langsam und vorsichtig geführt im Schritt hinab.

Die deutsche Feldartillerie hat sich mit vollem Recht in den Ruf schneidigen Fahrens gebracht; man hat sie mit ihren Geschützen schon Hindernisse nehmen sehen, um die manche Reiterei lieber einen Bogen macht, und deshalb ist sie auch zu dem stolzen Ausruf berechtigt: „Hindernisse gibt es nicht!"

Digitized by Google

Kletterübungen bei der deutschen Feldartillerie

Nach einer Zeichnung von Ernst Zimmer

Digitized by Google

Aus Pariser Meisterateliers

Von

E. Wieland

(Hierzu 5 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Chr. Delius in Paris)

Chorführerin im Reigen der bildenden Künste war während des verflossenen Jahrhunderts die französische Malerei, und führende Geister der französischen Malerei sind es, die wir hier in ihrem Milieu, in ihren der Arbeit geweihten Räumen kennen lernen.

Bonnat! Seit Meissoniers Tode ist er in den Augen des artistischen Paris der eigentliche Vertreter einer großen Vergangenheit, der Kunst des zweiten Kaiserreichs und der jungen dritten Republik. Offiziell überall im Vordergrund, als Ehrengreis überall ein wenig gefeiert und ein wenig belächelt, als Jurymitglied noch immer auf seinem Platz, wird der Alte schon durch seine schlagende Art, sich über die Dinge der Kunst mündlich zu äußern, vor dem Schicksal der Alten bewahrt, zum alten Eisen geworfen zu werden. So hat seine Stellung den Jungen gegenüber manches mit der Rolle gemeinsam, die in München der kürzlich verstorbene Lenbach spielte. Jedes neue Werk von seiner Hand findet Beachtung bei der Kritik, und seine Urteile, wie z. B. das über die Pariser Lenbach-Ausstellung 1900, der Münchner Künstler sei ein vortrefflicher Porträtist, aber kein „Maler", gehen vom Firnistag als Stichworte von Mund zu Mund. — Bonnat steht jetzt im 71. Lebensjahr. Sein Ruhm gründet sich auf seine glänzende Porträtkunst, der sein Vaterland und die Welt eine wahre Heroengalerie verdankt. Indes sein Ruhm ist älter als seine Bildnismalerei. Er begann wie die Meister seiner Generation mit derjenigen Kunst, die in seiner Jugend die „hohe" Kunst schlechthin bedeutete, mit der großen Historie und dem Kirchenbild monumentalen Stils.

Als siebzehnjähriger Jüngling verließ er seine Vaterstadt Bayonne und zog über die Pyrenäen nach Madrid, um die Bilder an Ort und Stelle kennen zu lernen. Die große spanische Heiligenmalerei des 17. Jahrhunderts hatte es ihm, der früh schon auf das hohe Ziel eines koloristischen Monumentalstils aus war, angetan; nicht die dauernde Noblesse des Velasquez war es, was ihn dorthin zog, sondern der gewaltige und nicht selten gewaltsame Naturalismus eines Ribera, Zurbaran und Luca Giordano. Und wie diese seine Vorbilder von der ganzen klassischen Kunst der italienischen Renaissance nur die Schwarzmalereien der späten neapolitanischen Manieristen, allenfalls noch den nachtizianischen Kolorismus der Venetianer gelten ließen, so schwur der junge und späte Nachfolger nur auf die Namen Caravaggio und Tintoretto. Die Gegenstände seiner Bilder sind bezeichnend für Bonnats damalige Kunstweise: „Vincenz von Paula", „Martyrium des heiligen Andreas", „Tod des heiligen Dionysius", „Kreuzigung" — das waren die Vorwürfe, die auf umfangreichen Leinwanden in scharf kontrastierender Beleuchtung und massiver Körperlichkeit die Gestalten behandelte. Was ihn dabei interessierte, war weniger das malerische Problem, als der „Akt" oder, besser gesagt, die Anatomie. Entfleischte Büßerleiber, ausgemergelte Greisenkörper, zuckend unter den Qualen des Martyriums oder verzückt in asketischem Fanatismus — das war die seltsame Jugendliebe des werdenden Künstlers. Noch anfangs der siebziger Jahre malte Bonnat für den Sitzungssaal eines Pariser Schwurgerichts einen großen Kruzifixus, der nach dem Urteil von Kennern über den Begriff eines, freilich meisterhaft modellierten Männeraktes kaum hinausgeht. Ob auch dieses Heiligenbild bei dem letzten Pariser Bildersturm von seinem Platz hat weichen müssen?

1854 sehen wir den jungen Meister wieder in Paris im Atelier Cogniats, das er 1858 verließ, um für einige Zeit in Rom zu leben. Die eigentliche Erlösung von der spanisch-neapolitanischen Trübe brachte seinem Kolorit eine Reise in den Orient. Wie vor ihm Delacroix, entdeckte er unter der Glut der marokkanischen Sonne die Schönheit der ungebrochen leuchtenden Farbe, die er von da, unbeschadet seiner eminenten zeichnerischen Kraft, mit immer kräftigerer Technik wiedergab. Indes, seine großen Historien liegen hinter ihm; nur der Kunstgelehrte sucht sie noch in den Galerien auf. Was Bonnat mit der Gegenwart verbindet, sind zweifellos seine Porträts, deren sein Werk eine Unzahl aufzuweisen hat. Er ist der Maler der berühmten Zeitgenossen, und nicht mit Unrecht hat man ihn den Historiographen der dritten Republik genannt. Keiner der Präsidenten von Thiers bis Loubet ist ungemalt an seiner Ateliertür vorübergegangen, und unter den Politikern, Militärs, Dichtern,

Digitized by Google

Malern und Gelehrten ist kaum ein berühmter Name in der Galerie, die Bonnat geschaffen, unvertreten. Ohne mit geistreicher Auffassung zu kokettieren, sondern schlecht und recht, wie er sie sieht, gibt der alte Naturalist in deutlicher Beleuchtung sein Modell vor einem neutralen Hintergrund wieder, sich strenger Objektivität befleißigend. Und dennoch wird man seine Porträtkunst nicht geistlos nennen dürfen. Die Lebhaftigkeit eines Thiers, die vornehme Ruhe des Herzogs von Aumale, die pathetische Pose eines Viktor Hugo, die Selbstsicherheit des großen Gelehrten Pasteur kommen in den betreffenden Bildnissen keineswegs zu kurz. Hat doch der geniale Rodin nicht umhin gekonnt, in seinem vielumstrittenen Viktor Hugo auf das meisterhafte Bildnis Bonnats zurückzugreifen. Weniger gut stehen dem alten Meister Seitensprünge auf anderm Gebiete der Malerei, die er sich bisweilen jetzt noch gestattet, so, wenn er in einem der letzten „Salons" mit einem Königsadler, der einen Hasen zerreißt, als Tiermaler debutiert, wobei er mit aller Verve des Vortrags über einen Theatercoup nicht hinauskam.

Ein Jahr jünger als Bonnat ist Jules Lefèbvre. Als Urheber eines berühmt schönen und dabei prächtig komponierten Frauenaktes, „La Vérité" betitelt, der noch jetzt einen Anziehungspunkt des „Luxembourg" bildet, einst hoch gefeiert, versuchte sich der produktive Künstler in Kompositionen idyllischer und mythologischer Art, Studienköpfen nach schönen Frauen („Fiammetta") u. a. ohne durchschlagenden Erfolg. Sensation machte dann wieder — schon um des Gegenstandes willen — seine „Lady Godiva", jene schöne Frau, die, von Barmherzigkeit getrieben, in voller Nacktheit durch die Straßen der von ihrem Gatten eroberten mittelalterlichen Stadt reitet, um deren Bewohner vor der ihnen sonst auferlegten harten Buße zu bewahren. Neuerdings exzelliert Lefèbvre mit distinguierten Damenporträts, die sich durch Schlichtheit der Farbe und Delikatesse der Malerei auszeichnen. Vielleicht die reizvollste Arbeit dieser Art, eine junge Dame mit brauner Pelzboa und Veilchenbukett, die im Sommer 1902 die Besucher des Münchner Glaspalastes entzückte, ist durch einen gelungenen Farbendruck der „Jugend" in Deutschland populär geworden.

Diesen beiden Vertretern der älteren Richtung stehen in Raffaelli, Besnard und Henri Martin drei Künstler von ausgesprochen modernem Charakter gegenüber, jeder von ihnen eine andre Phase der Entwicklung darstellend. In Jean François Raffaelli (geb. 1850), einem echten Pariser Kind, haben wir den Typus des modernen Großstadtmalers

Jean François Raffaelli, der Erfinder der nach ihm benannten Malstifte, in seinem Atelier

Digitized by Google

vor uns. Als Pleinairist vom reinsten Wasser, wie er vor ca. 20 Jahren hervortrat, sind ihm die Atmosphäre der von hundert Fabrikschlöten überragten Vorstadt, die Herbstnebel im „Bois“ und die von Regenwolken verhangenen Prospekte der Seine das eigentliche Lebenselement der Kunst. War für den alten Koloristen Delacroix, auf den der heutige Impressionismus sich wieder berufen darf, das Grau der „Tod aller Malerei“, so sucht der Freilichtmaler der achtziger Jahre die Stimmungen von grau in grau geradezu mit Absicht, um sie höchstens durch ein paar dezente Farbflecke zu beleben. Mit der Zeit hellte sich Raffaellis Palette immer mehr auf: kaltes Tageslicht über weißlichen Gegenständen wird sein Lieblingsproblem, das er immer virtuoser löst, gleichviel ob er einen Wintertag auf der Esplanade des Invalides, das Innere eines Bildhauerateliers, oder das Bildnis seiner Tochter in weißem Ballkleid mit weißen Handschuhen vor hellem Hintergrund malt. Selbst seine Blumenstücke, die er mit Vorliebe nach Deutschland schickt, gehen über eine Symphonie von hellem Graugrün und Lilaviolett kaum hinaus. Auf allen Gegenständen, die er berührt, liegt das verhüllte Mittagslicht wie ein weißer Puder, der auch da, wo er sich der Oelfarbe bedient, den Eindruck des Pastells erweckt. Was seinen Werken aber auch jetzt, da der Pleinairismus der achtziger Jahre in seinem wesenlosen Schein längst hinter uns liegt, dauernden Wert verleiht, ist der sich in ihnen überall offenbarende scharfe Blick fürs Leben. Ob er die Eleganz der Boulevards oder die Oede der Fabrikviertel, oder die Kärglichkeit des Armeleutdaseins oder die Größe der Arbeit schildert, immer schöpft Raffaelli aus einer Fülle der Gestalten, die nur der sein eigen nennt, der das Leben nicht nur von Sonn- und Feiertagen kennt.

Droht dem in der Vollkraft seines Schaffens stehenden Künstler von seiten seiner, wie gesagt, etwas trockenen, mehligen Technik eine gewisse Gefahr, dem Eindruck der Eintönigkeit zu verfallen, so macht Raffaelli gegenwärtig in Künstlerkreisen viel von sich reden durch die äußerst glückliche Erfindung eines neuen Farbstiftes, der mit den Vorteilen der trockenen Arbeit eine pastose Weichheit des Striches verbindet, die sich von der saftigsten Oelmalerei kaum unterscheiden läßt. Gewiß wird die neue Technik auch auf die Produktion des Erfinders selbst belebend wirken.

Der farbenkargen Hellmalerei eines Raffaelli tritt in P. A. Besnard einer der glanzvollsten Repräsentanten des in allen Farben des Regenbogens spielenden Impressionismus gegenüber, jener eminent malerischen Richtung der modernsten Malerei, die ihrer Vorliebe für die wechselnden Erscheinungen des fließenden, flimmernden Lichtes wegen mit dem Schlagwort „Luminismus“ bezeichnet wird. 1849 in Paris geboren, erfuhr Besnard frühzeitig den veredelnden Einfluß der

Albert Besnard, an einem Pastell arbeitend

Digitized by Google

Henri Martin vor seinem neuen Gemälde

Kunst durch seine Mutter, die, selbst als talentvolle Miniaturmalerin tätig, nach dem Zeugnis der Biographen Besnards dem Sohne jenen undefinierbaren Hauch des Kultivierten und den sicheren Geschmack vererbt hat, der seine Kunst vor den Ausschreitungen eines doktrinären Radikalismus beschützt. Kein noch so schwieriges Problem der Beleuchtung schreckt ihn, aber er malt das Licht nicht um des Problems willen, sondern seiner siegreichen Schönheit wegen, die er nicht müde wird in tausend Ideen zu besingen. Das reine Tageslicht, dessen Gold, Orange, Gelb und Blau den nackten Leib des Weibes umkost, die blaue Helle, die vom Spiegel des Meeres in die Badekabine geworfen wird und das blühende Fleisch übergießt, der kalte Mond, der auf dem Antlitz einer Schönen mit dem warm-roten Licht einer Ampel kämpft, Kaminfeuer im Widerstreit mit den Reflexen der untergehenden Sonne, das sind Besnards Lieblingsmotive. Niemand schildert wie er, überzeugend und geschmackvoll zugleich, den Reichtum der Töne und Nuancen, ob es sich um den nackten menschlichen Körper, um glänzende exotische Kostüme oder den metallisch schimmernden Körper edler Rosse handelt. „Femme se chauffant", die Schläferin vom Seegestade, die andalusische Tänzerin, die drei Berberrosse an der Tränke sind jedes in ihrer Art vollendete Meisterwerke. Seine internationale Berühmtheit verdankt Besnard indes seinen exquisiten Frauenporträts. Die Zartheit seines Farbenempfindens verbindet sich hier mit einem ganz besonderen Sinn für die feine Geste, den Reiz der momentan bewegten Silhouette und die Flüchtigkeit des spontanen Ausdrucks. Dazu kommt, daß Besnard in der Behandlung des Kostümlichen unerreicht ist; als Seidenmaler übertrifft er an Dezenz und Geschmack die Rokokomeister. Bildnisse, wie das der Réjane auf der Bühne, oder das edle Profil seiner Frau und das Familienbild mit den reizenden Kindern des Meisters, das an räumlicher Wirkung mit Velasquez' heiliger Familie („las Meninas") konkurriert, werden immer als Höhepunkte der modernen Porträtmalerei zu gelten haben. Bahnbrechend wirkte Besnard endlich auf dem Gebiet der monumentalen Wandmalerei mit seinen großartigen Plafondgemälden für das Hotel de Ville von Paris und die großen Dekorationen für die Ecole de Pharmacie.

Hier war es, wo Besnard sich als der bedeutende Phantasiemaler zu erkennen gab, der er ist. Handelte es sich bei der Ausschmückung des Naturwissenschaftlichen Instituts um vorsintflutliche Landschaften, ungeheure Wasser, die von grauenhaften Sauriern bevölkert sind, oder unendliche Einöden, die mammutartige Riesengestalten durchschreiten, „Elefantasien", wie der Künstler scherzend diese Ausgeburten seines Geistes bezeichnete, so sind die herrlichen Deckenbilder des Pariser Stadthauses reine Phantasmagorien des Lichtes und der Farbe. Die blaue Finsternis weicht dem Strahlenglanz der gewaltig rotierenden Sonnenscheibe: dieser kosmische Vorgang dient als Folie einem Reigen anmutiger, in

Digitized by Google

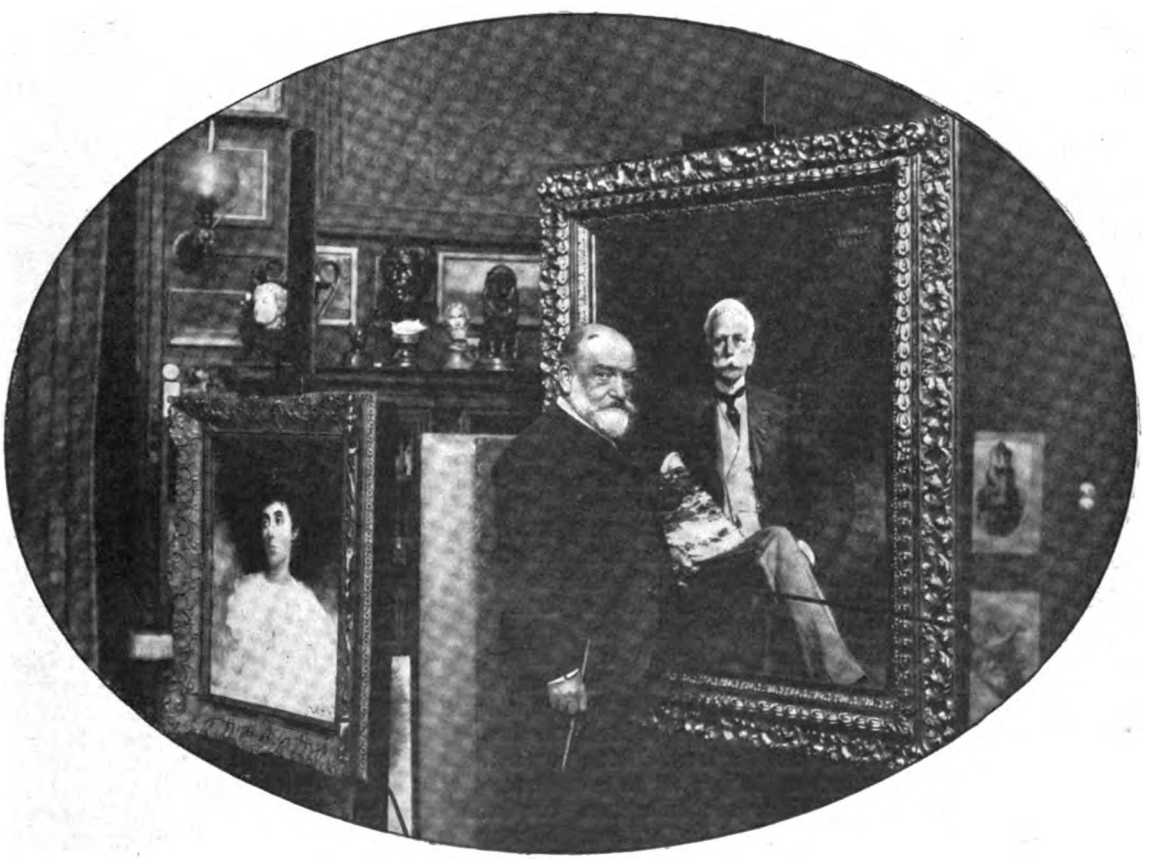
Jules Lefebvre bei der Arbeit

allen Farben der Iris prangender Frauengestalten; der Siegeszug der Wahrheit, gefolgt von den Genien der Wissenschaften. Nichts von den alten Traditionen der perspektivischen Deckenmalerei im Geiste des Veronese oder Tiepolo, die im Grunde eine Figurenmalerei aus der Froschperspektive ist; das eminent dekorative Element dieser Bilder ruht lediglich auf dem Reichtum der neuen Farbe und den mit großer Hand geschiedenen Gegensätzen zwischen Licht und Dunkel. Weniger glücklich war der Künstler mit einer Reihe religiöser Bilder, die er für die Kapelle eines Hospitals in Berck schuf. Soweit sie Szenen der Armen- und Krankenpflege schildern, ergreifen sie zwar unmittelbar, dagegen berührt das unvermittelte Hineinspielen der Leidensgeschichte Christi in den völlig realistisch geschilderten Vorgang ein wenig absichtsvoll, zumal die Erscheinung der heiligen Gestalten nicht frei von Phrase ist. Meisterhaft dagegen gelingen dem durch und durch modernen Künstler gelegentliche Improvisationen zum Schmuck moderner Innenräume, wie er überhaupt für das neuzeitliche Kunstgewerbe ein lebhaftes werktätiges Interesse beweist. Die reizende Feerie „Insel der Cythere", in Landschaft wie Staffage gleich reich an originellen Motiven des Raumschmucks, sei hier als Beispiel genannt. Neuerdings beschäftigt sich der geist- und phantasievolle Künstler, der die Beschränktheit des „Nur-Malens" nicht kennt, mit der Herstellung und Ausschmückung ganzer geschlossener Innenräume. Manche deutsche Malerinnung könnte hieraus eine Lehre ziehen. —

Rasch ist neuerdings auf den Impressionismus in Frankreich eine „neoimpressionistische" Richtung gefolgt, die, je nachdem sie die Technik oder mehr den gedanklichen Inhalt betont, sich als Pointillismus oder Symbolismus bezeichnet. Nicht genug damit, daß man die Fähigkeit differenzierten Farbensehens aufs äußerste steigerte, man strebt jetzt auf Grund der wissenschaftlichen Erkenntnis, daß jede Farbe eine zusammengesetzte sei und die Mischung der Farbenkomponenten auf der Netzhaut des menschlichen Auges vor sich gehe, jeden Ton in seine Bestandteile zu zerlegen und, statt die Pigmente wie bisher auf der Palette zu mischen, die Farben vielmehr reinlich in Pünktchen und kleinen Strichen nebeneinander auf den Malgrund zu setzen und ihre Verschmelzung in „Töne" dem Auge des Beschauers zu überlassen. An Stelle des temperamentvollen Erfassens ist bei dem Künstler ein wissenschaftlicher Kalkul getreten, und was dieser etwas sterilen Malweise an künstlerischem Geist abgeht, sucht man durch poetische oder gedankliche Vertiefung des Eindrucks zu ersetzen. Ein Führer dieser Richtung ist Henri Martin. Zu Toulouse 1860 geboren, gehörte der Künstler seinerzeit zu den Begründern des „Salons der Unabhängigen", ist aber jetzt als Mitglied der Société des artistes français längst offiziell anerkannt und mehrfach mit

Digitized by Google

öffentlichen Aufträgen ausgezeichnet. Bei Betrachtung eines seiner ersten Bilder soll der große Puvis de Chavannes ihn als seinen „Erben" bezeichnet haben, und in der Tat versucht Martin, mit den komplizierten Mitteln, die seinen Bildern eine bedeutende Fernwirkung verleihen, die großartigen Wandmalereien des älteren Meisters zu überbieten. Wie Puvis malt er gerne arkadische Gegenden und stille Haine, in denen ideale Gestalten das ver sacrum feiern. Schwebende Lichtgestalten, zaghaft und gebunden wie Engel des Fra Angelico, beleben seine Hintergründe, und namentlich haben es die neun Musen ihm angetan, denen er in seinen feinen transparenten Abendlandschaften immer neue Kultstätten schafft. Ein träumerischer, elegischer Zug geht durch seine Malerei, der wie in der Farbe so auch in den sanften Schwingungen der Linie sich ausspricht. In diesem Geiste malte Martin Dekorationen für die Rathaussäle von Tours und für seine Vaterstadt Toulouse, wobei er in Gegenstand und Stil an die Epoche der Troubadours anknüpfte. Im Stadthaus von Paris schmückte er einen Saal mit halb ideal, halb realistisch gehaltenen Darstellungen der freien Kunst. „Inspiration" betitelte er einen im Hain der Poesie wandelnden Dante, dem sich drei Musengestalten nahen; das Bild ist in das Museum des „Luxembourg" gelangt. Auch sonst hat den feinfühligen Maler die von den modernen Symbolisten so gern zitierte ätherische Gestalt des Florentiner Dichters beschäftigt. Dante und Virgil, Dante mit Beatrice im Abendlicht am Ufer eines Sees wandelnd sind die Vorwürfe seiner letzten Werke. In Deutschland bekannter geworden ist der magisch beleuchtete Halbakt einer aus Blumen auftauchenden, von schwarzen Haaren umflossenen Frauengestalt, „Beauté" betitelt, und das rein symbolische Gemälde „vers l'abîme", ein Dämon in Gestalt einer Kokotte, ein infernalisches Lächeln im Antlitz und von Fledermausflügeln überschattet, zieht an unsichtbaren magischen Banden eine unabsehbare Schar liebestoller Männer nach sich, dem Abgrunde zu ins sichere Verderben. Sein letztes großes Bild, ein Triptychon, das im diesjährigen Pariser Salon ausgestellt war, ist der Verherrlichung der Arbeit gewidmet. Das große Werk ist von packender Wirkung, aber uns dünkt doch, Henri Martin, der auch im Leben durchaus Idealist ist, sei in den stillen Gefilden ferner phantastischer Inseln mehr zu Hause als in der Unrast des alltäglichen Lebens. — Ein Künstler von der Eigenart und Unabhängigkeit eines Henri Martin würde bei uns zulande höchstens auf die platonische Bewunderung eines engen Verehrerkreises rechnen dürfen. Daß man einem solchen kühnen Neuerer von Staats wegen Gelegenheit gibt, sein Talent an großen Aufträgen zu erweisen, zeugt von einer vorurteilsfreien Kulturhöhe, um die wir Deutsche unsre westlichen Nachbarn von Herzen beneiden dürfen.



Léon Bonnat, an einem neuen Porträt malend

Digitized by Google

Gleich hinter der Ludwigskirche im Westen Berlins fing die Laubenkolonie an. Dort, wo sich die Pariser Straße weiter zieht, schon sauber gepflastert, mit Bäumen bepflanzt, aber häuserlos sich über die freie, grüne Oase zwischen Wilmersdorf und der Grunewaldkolonie erstreckend. Dort lagen auf den künftigen Baugründen die „Villen" der kleinen Leute, die Laubenkolonie. Jeder hatte sein handtuchgroßes Stück Land zu einer botanischen Versuchsstation umgestaltet, in deren Mitte die „Villa", die hölzerne Laube, stand. Und von jeder Laube flatterte eine Fahne. Preußische und deutsche Fahnen, bayrische und sächsische. Jede Provinz war vertreten und jede Stadt und schließlich jede Phantasie. Da lagen alte bunte Flicken — und Mutter hatte eine Fahne aus ihnen gemacht, einen kühnen Wimpel, der hin und her pendelte über dem Villentraum des kleinen Mannes. Nichts gibt so gut wie diese wehenden Fetzen den Charakter der Laubenkolonie wieder, die da ist, wie ein großes Bauer voll bunter Vögel.

Lagen da zwei „Grundstücke" nebeneinander, eine Familienlaube, bei der der ragende Schornstein auf gelegentliches Kaffeekochen schließen ließ, mit einem abgeteilten Karnickelstall, dessen Insassen hin und wieder einen Sonntagsbraten lieferten, und einem Küchenfeld umher, das gab zur Hälfte Kartoffeln, zur Hälfte Kohl. Im ganzen eine Niederlassung der Nützlichkeit. Darüber eine weißrote Fahne, einmal weil Mutter Düsicke, die das Regiment führte, aus Pommern daheim war, dann aber auch, weil sie zur Zeit, da Vater Düsicke es so weit gebracht hatte, um Kolonist zu werden, gerade ihre Jüngste, die Lina, aus den Windeln hatte, und eine aus weißer Leinwand und eine aus rotem Flanell gemeinsam zum Wahrzeichen der neuen Ansiedlung spendieren konnte. Daneben aber lag eine Junggesellenansiedlung. Die war nur für Schönheit. Da fand man immer die Blume der Jahreszeit, von den Primeln bis zu den Sonnenblumen, deren dicke Köpfe dann mit Mull abgebunden wurden, um die Sperlinge von dem süßen Samen fernzuhalten. Ueber der einfachen Laube aber drehte sich lustig eine kleine, sauber modellierte Windmühle. Die Tauben, die darunter ihren Schlag hatten, waren an die surrenden Flügel lange gewöhnt. Ueber der Tür stand mit schön verschnörkelten Buchstaben: „Villa Lina". Nichts Nützliches auf dem ganzen Grundstück, als ein Pflaumenbaum. Ueber der Windmühle eine schwarzgelbe Fahne.

Josef Altringer war geborener Oesterreicher. Sein Vater war sechsundsechzig als Kriegsgefangener nach Preußen gekommen, hatte zufällig auf einem großen Gut eine gute Stelle gefunden — er war Gärtner —, die derselbe Krieg für ihn freigemacht hatte, und war geblieben. Weib und Kind waren nachgekommen, der Sepp dann später ein geschickter Drechsler geworden, der in der großen Fabrik in Berlin als Werkmeister sein reichliches Brot hatte. Die Blumenliebhaberei und das Verständnis für sie war angeerbt. Er konnte es ja. Er brauchte weder Kohl noch Kartoffeln, denn er war bei seiner Schlafwirtin in Pflege. Einen Hausstand hatte er nicht gegründet. Warum, wußte er selbst kaum. Die Mädchen gefielen ihm wohl nicht. Er kam auch wenig mit ihnen zusammen, denn sich den Männern, die sie aufsuchten, für den freien Sonntag anschließen mochte er auch nicht. Er war von andrer Art, biegsamer in der Gestalt, geschickter in den Bewegungen, von einer Höflichkeit, die die andern lachen machte. So blieb er ein „Einspänner" und meinte, nichts zu vermissen.

Als Düsickes in die benachbarte Laube einzogen, die im Winter freigeworden war, weil ihr bisheriger Besitzer verzogen und sich einer ihm bequemer gelegenen Kolonie angegliedert hatte, begoß Josef Altringer gerade seine gelben Osterlilien. Die standen in langen Reihen auf seinen Rabatten und hielten sich steif und gerade. Es war in dieser Zeit überhaupt alles wie abgezirkelt auf dem Grundstück Altringer, so daß man fast noch den Druck in dem weichen Erdreich sah, den der zum Abteilen der Beete gespannte Faden hinterlassen hatte. Und dazu blühte der Pflaumenbaum, und auf dem Dach der Laube gurrten ein paar weiße Tauben. Altringer sah zu, wie Düsickes mit dem Kinderwagen angezogen kamen und Besitz ergriffen, wie aus den Betten des Jüngsten sich die intimsten Gegenstände zugleich mit einigen Kochtöpfen entwickelten, und als er sich, von so viel Familiengeruch in seinen Einspännergefühlen angegriffen, hinter die wehrhaft aufmarschierten Reihen seiner Osterlilien zurückziehen wollte, ergriff Vater Düsicke den neuen Nachbar ohne weiteres am Schlafittchen, zog ihn über die Grenze, die auf der Seite Altringer die eben aus der Erde brechenden Keimblätter von Kuckübernzaun bildeten, und verwickelte ihn so tief in ein Gespräch über die geschickteste Ausnutzung seiner Beete, daß Altringer, so plötzlich auf sein Steckenpferd, den

Digitized by Google

Am Markt

Nach einer Zeichnung von Franz V. Doubek

Digitized by Google

Digitized by Google

Gartenbau, gesetzt, sich nicht einmal wunderte, als er plötzlich eine Tasse Kaffee und eine geschmierte Schrippe in der Hand hatte.

So machte es sich ganz von selbst, daß Josef Altringer die Familie Düsicke in die Laubenkolonie einführte, in der er eine hochangesehene Person war. Und wie der Vater es unter seiner Leitung dahinbrachte, schon im ersten Herbst mehrere Kinderwagen voll Kohlköpfe einzufahren, so gab die Mutter bald allsonntäglich nach ihrem morgendlichen Einzug und Werkeltags mit Schluß der Arbeitsstunden Lina in die schwarzgelbe Obhut. Den größeren Düsickes blieb die Grenze zu Altringers Blumenparadies unüberschreitbar, denn in diesem einen Punkt verstand der Oesterreicher keinen Spaß. Nur die kleine Lina machte schon ihre ersten Gehversuche zwischen den Osterlilien des folgenden Frühlings, gelegentlich, wenn sie nach einem Halt suchte, in die steifen Stiele greifend. Es war wunderbar, wie rasch die Neigung des Einspänners zu dem Kinde gewachsen war, dessen Jugend dadurch einen von seiner trüben Hofwohnung sehr abstechenden Hintergrund bekam. Lina sah der Windmühle zu und streckte die Arme nach den Tauben aus, Lina setzte sich eigensinnig mitten in das Beet mit Reseda und Verbenen, Lina durchsuchte die Taschen ihres Beschützers nach der gewohnten Leckerei. Ja sogar seine Abneigung gegen den Kinderwagen gab der Einspänner auf. In dem langen Zuge, der sich an den lauen Sommerabenden von der Kolonie nach der Vorstadt bewegte, ging er geduldig mit, wenn Klein-Lina auf den für den Sonntag herausgebrachten Wirtschaftsgegenständen thronte, und den gesparten Groschen für die bisher benutzte Pferdebahn bekam sie obendrein.

So vergingen die Sommer. Ostern trat Lina mit ihrem Zeugnis bei Altringer an, und am Gründonnerstag, einem halben Festtag, zog man zum erstenmal gemeinsam zur Kolonie. Da entwickelte sich dann für sechs Monate Bienenfleiß und Drohnengenußsucht, und in den Kinderjubel mischte sich das Pfeifen der Bahnen vom Kurfürstendamm und das Stampfen der Pferdehufe. Es war eine noble Gegend, wie Vater Düsicke sagte, und man saß da unter all den bunten Wimpeln, bis die ersten Oktobernebel den Pflaumen ihre Süßigkeit gaben. Dann, wenn die letzten Astern braune Ränder hatten, wurde auch der Düsickeschen Horde die Villa Altringer geöffnet. Man erntete gemeinsam, füllte den Kinderwagen, und ein bis in die späte Nacht verlängertes Muskochen in der Düsickeschen Hofwohnung, vier Treppen hoch, schloß die Freuden des Sommers.

Bei dieser nächtlichen Beschäftigung, bei der ein gelegentlicher Schluck Branntwein die Lebensgeister wachhielt, behauptete Mutter Düsicke einmal, Altringer müsse auf die Lina warten, und seitdem neckte Lina, die eine „helle" Berlinerin wurde, ihn zuweilen selbst damit, und lachte befriedigt, als er im Sommer ihrer Einsegnung das geschnitzte Schild „Villa Lina" über seiner Villa anbrachte. Vielleicht war die Verwöhnung, die der Einspänner mit ihr getrieben hatte, schuld daran, daß sie sich nicht an den Gedanken gewöhnen konnte, Kindermädchen zu werden oder in abhängige Stellung zu gehen. Die hübsche Lina, die im Sommer immer eine Blume im Gürtel ihrer Bluse trug, wurde Verkäuferin in einem großen Warenhaus.

Und wieder blühten die Osterlilien und reiften die Pflaumen. Süße Wicke zog sich um den Staketenzaun, der das Grundstück Düsicke von der „Villa Lina" trennte. Lange war man an den Johanniabenden schon draußen, ehe Lina kam, oft müde und abgespannt, denn das Geschäft schloß spät und der Weg war weit. Zuweilen ging Altringer ihr ein Stückchen entgegen. Dann war sie abwechselnd übermütig heiter oder verstimmt und ließ ihre Laune an dem alten Freund aus, wie eine Theaterprinzessin. Nur als er ihr auf Abzahlung ein Rad besorgte, daß sie mehr vom Sommer hätte, wurde es ein wenig besser. Aber im Jahr darauf fehlte Lina zuweilen in der Kolonie. Sie mache einen Ausflug in den Grunewald, sagte Mutter Düsicke. Fürs Geschäft allein hätte er ihr doch das Rad nicht geschenkt. In diesem Sommer kam es vor, daß Altringers hochstämmige Rosen nicht blühten, weil er sie mit Rost hatte befallen lassen und die Würmer nicht abgesucht hatte. Er ging Lina auch nicht mehr entgegen. Einmal hatte er gesehen, daß ein Herr sie bis zur Ludwigskirche begleitet, ein feiner Herr, kein Arbeiter, wie er selber. Seitdem saß er und rauchte eine Zigarette nach der andern — ein Luxus, den er bisher bekämpft hatte, und war noch stiller als sonst, räusperte sich zuweilen, wenn er neben Mutter Düsicke nach Hause ging, lenkte dann aber ein begonnenes Gespräch stockend auf den Kürbis, den sie im Wagen hinter sich herzogen, oder auf die Saatbohnen.

Eines Sonntags aber, als er den Freunden half, den Kohl zu ernten, da machte er eine Andeutung. Mutter Düsicke fing sofort an zu weinen. Wenn es doch dem Mädchen sein Glück sei! Oder ob er denn im Ernst an seine „Villa Lina" gedacht hätte? Wo sie es doch allemal aufnehme mit der Statistin vom Thaliatheater im Vorderhaus. Und so sei nun einmal das Leben in Berlin — in Pommern freilich —

Es wurde eine sehr stille Pflaumenernte dieses Jahr, und zum ersten Male kam Altringer nicht mit zum Muskochen. Wo dabei noch so viel Platz in den zwei Stuben war, denn die Lina war vorige Woche ausgezogen, in eine Privatwohnung. Die lag zufällig in derselben Straße, in der Altringer wohnte. Aber der hatte ja den verdrehten Plan, jetzt, wo doch die Laubenkolonie geschlossen wurde, ganz herauszuziehen, um den Spätherbst zu genießen. Wo der Wind nur so von Wilmersdorf herüberpfiff. Mutter Düsicke schüttelte den Kopf. So waren nun die Männer, und was die Einspänner anging, mit denen war gar kein Auskommen!

Es wurde auch noch ein schöner Oktober. Freilich, früh, wenn Altringer die „Villa Lina" verließ, lag der Nebel auf der Kolonie wie eine dicke Schicht Schimmel über einem Einmachtopf, und abends, wenn er über den Staketenzaun sprang, stolperte er in der Dunkelheit über das Bündel Blumenstöcke vor der Tür. Er warf sich aber meistens gleich auf seinen Strohsack und wickelte sich in die Wolldecke. Es machte ihm weiter nichts. Und zuweilen hörte er in der Nacht den scharfen Schrei der Wandergänse. Den hatte der Lärm der Großstadt immer verschlungen. Dann fuhr der Einspänner auf und lauschte.

Digitized by Google

Düsickes waren umgezogen, denn Lina war eine gute Tochter, und die Besserung der Familienverhältnisse war mit den eignen Hand in Hand gegangen. Als Mutter Düsicke die Tasse mit der Aufschrift: Dem Hausfreund! in den neuen Küchenschrank stellte, sagte sie:

„Alter, wenn er nächsten Sonntag auch nicht kommt, dann müssen wir 'raus zu ihn. Wir sind die nächsten dazu, und stolz wollen wir nicht sind, das soll keiner nich sagen, nu wir ins Glück sitzen."

Nächte hindurch hatte der Novembersturm das letzte Laub von den Bäumen gepeitscht. Die Kolonie lag ganz verlassen. Nur eine Fahne wehte über ihr: die schwarz-gelbe. Auf dem Grundstück Altringer waren Rosen und Georginen sorgsam zugedeckt. Auf den Aesten des Pflaumenbaumes turnten ein paar Kohlmeisen. Rasend schnurrten die Flügel der Windmühle, als Düsickes pochten. Aber sie fanden keinen Einlaß. Düsicke drückte ein Fenster ein, da drehte sich von dem Strohsack ein fieberrotes Gesicht nach ihm um.

„Einspänner, was machst du denn?" Ein unverständliches Murmeln, und der Kopf sank zurück. —

Sie waren treue Freunde, sie holten den Krankenwagen und blieben bei ihm, bis er in der Charité ihnen abgenommen wurde. Sie folgten auch dem Leichenzug, und stolz rückte Mutter Düsicke den Kranz mit der Palme in das rechte Licht, den die Lina spendiert hatte. Die kam nicht. Kirchhöfe waren nichts für ihre Nerven. Aber als Vater Düsicke im Frühling, durch die verbesserten Umstände gefördert, die „Villa Lina" und ihr Gartenland mit dem seinigen verband, da trank Lina einmal mit der Familie draußen Kaffee. Sie war gar nicht stolz. Nur einige Osterlilien knickte ihr fegender Rock, und von dem modernen Hut schüttelte sie die weißen Blüten des Pflaumenbaumes.

„Sollen wir nicht das Schild abnehmen, Linachen?" fragte die Mutter.

„Ach nein, Mutter. Es ist so eine Erinnerung, weißt du."

„Ja," seufzte Frau Düsicke gerührt, „was du für ein Gemüt hast, Lina. Und die Fahne hat der Wind nu auch mitgenommen. Vater ist für eine neue, amerikanische. Die gibt gleich so was Nobles, meint er." Die Tochter nickte und sah nach der Uhr.

„Na, denn stimmt es ja. Nett war er, der Einspänner. Das mit seinen letzten Willen ist großartig. Ich hab's aber jenommen, aus Freundschaft, weißt du. Hat jrade für einen Pelzkragen gelangt. Wenn der nicht warm hält, denn jibt es keine Treue mehr, sagt mein Artur."

Literatur

Unter dem Gesamttitel „Die neue Kunst" sind soeben im Verlage von Leonhard Simion Nf. in Berlin die folgenden zwei Bändchen erschienen: Karl Scheffler, Die moderne Malerei und Plastik, Dr. Hans Landsberg, Die moderne Literatur, während ein drittes Bändchen von Dr. Leopold Schmidt, Die moderne Musik demnächst folgen wird. Zum ersten Male wird in diesen drei innerlich zusammenhängenden Schriften der Versuch gemacht, ein charakteristisches Bild der modernen Kunst in gründlicher und faßlicher Darstellung zu bieten. Ohne sich von Modeströmungen und Tageserscheinungen beirren zu lassen, gibt hier jeder Autor auf Grund der bleibend wertvollen Werke, welche die moderne Kunst hervorgebracht hat, ein Bild ihrer Entwicklung, eine Darstellung ihrer gegenwärtigen Lage und endlich ein Programm der Forderungen, die sie erfüllen muß.

— In der neuen Serie „Bibliothek zeitgenössischer Autoren", die von der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, herausgegeben wird, ist auch Gabriele Reuter mit einer Novelle „Gunhild Kersten" vertreten. „Gunhild Kersten" ist eine Jugendarbeit der Verfasserin. Alle Verehrer der feinen und mutigen Dichterin muß es lebhaft interessieren, zu beobachten, wie gewisse Grundstimmungen und -motive, die für das fernere Schaffen Gabriele Reuters charakteristisch sind, in dieser Novelle zum erstenmal auftauchen und künstlerisch gestaltet werden. Fast keiner der Konflikte zwischen „Weib" und „Künstlerin", die einer künstlerisch begabten Frau aus ihrem Innern und aus ihrer Umgebung erwachsen, bleibt der zart angelegten Gunhild erspart, die im Kampf mit diesen Konflikten erst zu voller Stärke heranwächst und zuletzt auch dem von ihr geliebten und sie liebenden Mann volle Achtung und Anerkennung ihres Rechtes auf die Ausübung ihres Künstlerberufes abnötigt. Ausgezeichnet in Milieuschilderung und Stimmung ist vor allem die Episode der Kleinstadtjahre, in deren Misere das junge Mädchen, ähnlich der Heldin des ersten großen Romans der Verfasserin, schon völlig zu erlahmen beginnt, bis eine edle verkannte Frau und ein tüchtiger Künstler sie dem drohenden Untergang entreißen. So darf die feine Novelle um ihrer eignen Vorzüge willen wie wegen ihrer Bedeutung für den schriftstellerischen Entwicklungsgang Gabriele Reuters Anspruch auf Beachtung und Sympathie erheben, die ihr gewiß nicht vorenthalten bleiben werden.

Der Hauptpriester des japanischen Kriegsgottes nimmt Abschied von den nach dem Kriegsschauplatz abgehenden Truppen

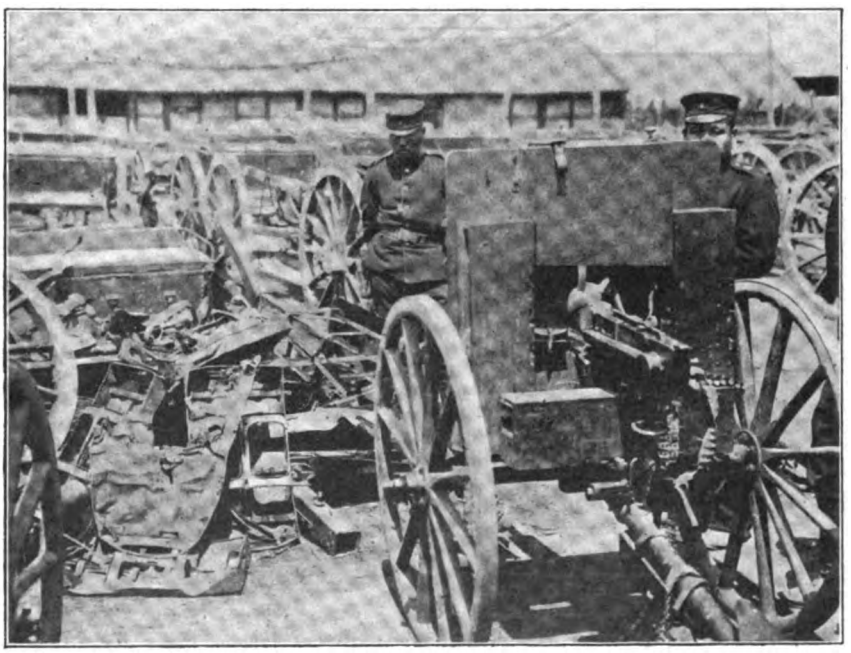
— Drei erzählende Dichtungen: „Der Kuß. Die Waldkapelle und Unaften" hat Adolf Bessell zu einem Bändchen (Dresden, E. Pierson) vereinigt, von denen die erste zur Zeit Barbarossas und die zweite in den Jugendtagen Heinrichs IV. spielt, während die dritte eine nordschleswigsche Sage zu poetischer Wiedergabe bringt. Alle drei Dichtungen sind in formeller Beziehung vortrefflich ausgeführt und zeugen von des Autors Phantasie und Gestaltungsgabe.

Digitized by Google

Der Krieg in Ostasien

Da Marschall Yamagata wegen seines schlechten Gesundheitszustandes nicht in der Lage sein soll, den ihm angetragenen Oberbefehl über die operierenden japanischen Heere zu übernehmen, so ist in der zweiten Junihälfte Marschall Marquis Oyama zum Vizekönig der Mandschurei und Höchstkommandierenden der japanischen Feldtruppen ernannt worden. Sein Generalstabschef ist General Kodama, während Marschall Yamagata als Chef des Generalstabes in Tokio bleibt. Marschall Oyama ist ein kleiner dicker Mann von etwa 60 Jahren. Sein glattrasiertes Gesicht ist voll Pockennarben. Man gewinnt zuerst den Eindruck, einen langweiligen, lethargischen Menschen vor sich zu haben, allein ein Augenblick der Unterhaltung genügt, um diesen Eindruck zu verwischen. Man erkennt dann sofort, daß der Marschall ein gewandter, lebhafter, rasch auffassender Mann ist. Er war während des deutsch-französischen Krieges als Militärattaché nach Frankreich gesandt worden und studierte das Militärerziehungswesen in Frankreich und der Schweiz. In den achtziger Jahren kam Oyama mit einer größeren Militärmission nach Deutschland; während seines Aufenthaltes in Berlin wurde er auch von Kaiser Wilhelm I. auf Schloß Babelsberg empfangen und zur Tafel gezogen. Im Kriege gegen China leitete er die letzten Aktionen vor Port Arthur und befehligte den Sturm, der den Widerstand der Chinesen brach und zur Eroberung der Festung führte. Im Jahre 1899 wurde er zum Chef des Generalstabs ernannt; als solcher hat er den japanischen Kriegsplan entworfen und die ganze Mobilmachung geleitet. — Marschall Yamagata ist 1838 in demselben Clan Choschu geboren, wie der um die Modernisierung Japans hochverdiente Marquis Ito. Im Restaurationskrieg 1868 gehörte er der kaiserlichen Partei an und machte nach Schluß der Kämpfe eine Reise durch Europa und Amerika. 1872 zum Generalleutnant und im folgenden Jahre zum Kriegsminister ernannt, wurde Yamagata der eigentliche Organisator der heutigen japanischen Armee, die er auch zweimal als Kommandierender zu erproben berufen war. Erstmals 1877 beim Aufstand der Satsuma-Clans, die er gemeinsam mit General Oku, dem Sieger von Kintschou, niederwarf. Das zweitemal 1894 im chinesischen Kriege als Kommandierender der ersten japanischen Armee; seitdem er am 25. Oktober jenes Jahres den Uebergang über den Yalu erzwang, umgibt ihn eine außergewöhnliche Popularität. Er gilt den Japanern gleichsam als Personifikation ihres Kriegsruhmes und ihres Kriegsglückes. — Admiral Togo, der die japanische Kriegsflotte befehligt und im fünfundfünfzigsten Lebensjahre steht, hat auf dem berühmten Schiffskollegium zu Greenwich eine gründliche englische Schulung genossen, nachdem er als Kadett an Bord eines Schulschiffes nach London gekommen war. Im Kriege gegen China hatte er Gelegenheit, seine Fähigkeiten zu erweisen. Als Kommandant des Kreuzers „Naniwa" verrichtete er eine Reihe wackerer Taten; er versenkte insbesondere das chinesische Truppenschiff „Kowshing", das damals den ersten Schuß abgefeuert hatte. — Ihm steht als Geschwaderchef vor Wladiwostok Vizeadmiral Kamimura zur Seite, der sich im Chinakriege als Kommandant des Kreuzers „Akitsusu" hervortat und nach dem Friedensschlusse Chef der Marineakademie wurde. Auf diese Stelle verzichtete er bei Ausbruch des Krieges gegen Rußland, um sich aktiv an den Ereignissen beteiligen zu können. — Durch die seither errungenen Siege, durch die den Russen auch zahlreiche

Marschall Marquis Oyama, Höchstkommandierender der japanischen Feldtruppen



Colliers Weekly

Von den Japanern erbeutete russische Maschinengewehre und Geschütze

Digitized by Google

Phot. Karl Lewis, Yokohama

Abschied eines japanischen Reservisten von seiner Familie

Maschinengewehren und Geschütze entrissen wurden, hat sich der Offiziere und Mannschaften des japanischen Heeres eine stolze Zuversicht auf weitere Erfolge bemächtigt. Die Soldaten blicken mit Vertrauen auf ihre Offiziere, und mögen die Angehörigen, die einen Sohn oder Bruder zur Bahn geleiten, in Sorgen um sein Leben sein: der Reservist selbst steigt mit fröhlichem Gesicht in den Zug, der ihn nach dem Garnisonort oder Einschiffungsplatz bringen soll. Obenstehend ist eine solche Szene wiedergegeben, und auf Seite 298 finden wir den Hauptpriester des japanischen Kriegsgottes dargestellt, wie

Marschall Yamagata, Chef des Generalstabes in Tokio

er Abschied von den nach dem Kriegsschauplatze abgehenden Truppen nimmt. Auch die Hunderte oder Tausende von Zuschauern, die man auf dem Bahnsteig oder vor dem Bahnhof versammelt sieht, zeigen durchweg heitere Mienen; es geht ja in den Krieg und zum Sieg gegen Rußland. Auf den Straßen führt das kleine Volk nach beendetem Schulunterricht gleichfalls Krieg, wie das Bild auf Seite 301 zeigt. Das Los muß entscheiden, wer Russe und wer Japaner sein soll, denn freiwillig würde kein Knabe auf die Seite des Feindes treten. Natürlich dürfen auch in diesen Kinderschlachten die Russen niemals gewinnen, und das Volk betrachtet dies als ein gutes Vorzeichen. — Zu Anfang des Krieges wurde in den russischen Kriegsberichten mehrfach das ritterliche Verhalten der Japaner gegenüber den in ihre Hände gefallenen russischen Offizieren und Soldaten rühmend anerkannt. In der Grenzstadt Antung an der Yalumündung, wo die Japaner die ersten großen Feldlazarette für die zahlreichen Opfer der erbitterten Kämpfe um den Flußübergang errichteten, wurden die verwundeten Russen mit gleicher Sorgfalt wie die verwundeten Japaner von deren Ärzten und Sanitätspersonal verpflegt, und wenn ein gefangener russischer Offizier starb, so wurde er stets von den Japanern mit allen militärischen Ehren beerdigt. Neuerdings aber — seit der Schlacht bei Wafangou — sollen nach den Berichten der russischen Kriegskorrespondenten sich die Japaner in ihrem Benehmen den verwundeten Russen gegenüber geändert haben. Es wurde gemeldet, daß sie wiederholt Grausamkeiten begingen und die Gefangenen niedermetzelten. Nach dem Gefecht bei Wafangou (am 15. Juni) wurden in einem Haine mehrere grausam verstümmelte Leichen russischer Soldaten gefunden; die fremden Militäragenten nahmen darüber ein Protokoll auf. Dagegen wendet sich eine inzwischen erschienene amtliche japanische Darstellung sehr entschieden gegen die Behauptung, daß die Japaner Verwundete und Gefangene grausam behandelten; sie führt dagegen ihrerseits Fälle an, in denen sich die Russen gegen die Japaner angeblich Grausamkeiten haben zu Schulden kommen lassen. Die Darstellung führt folgendes aus: Es werden Gerüchte verbreitet, daß am Abend des 12. Juni drei bei Litiatung liegen gebliebene russische Verwundete von der japanischen Kavallerie in roher Weise

Vizeadmiral Kamimura, Geschwaderchef vor Wladiwostok

Admiral Togo, Geschwaderchef vor Port Arthur

Digitized by Google

Phot. Karl Lewis, Yokohama

Japanische Schulkinder spielen Krieg gegen Rußland

gemartert worden seien, aber nach dem amtlichen Bericht des Generalstabschefs der zweiten Armee hat am 12. Juni nirgendwo weder eine Schlacht noch ein Zusammenstoß von Kavalleriepatrouillen stattgefunden. In der Schlacht von Wafangtscheng am 15. Juni behandelten die russischen Soldaten unsre Gefallenen und Verwundeten grausam. Die verwundeten russischen Offiziere und Soldaten, die gefangen genommen worden sind, zeigen sich im höchsten Grade gerührt von der aufmerksamen Behandlung, die wir ihnen unsrerseits stets zu teil werden lassen. Von den Leichen der Feinde wurde nicht eine einzige, wie fälschlich berichtet worden ist, auf irgend eine Weise verstümmelt; sie sind alle sorgfältig beerdigt worden. — Ein weiterer Bericht des Generalstabschefs der zweiten Armee besagt, daß am 15. Juni sechs Kundschafter des 18. Artillerieregiments bei Tschengtsuschan ein Scharmützel mit 15 feindlichen Kundschaftern hatten, und daß, „als unsre Leute getötet waren, die Feinde mit dem Bajonett nach Augen und Mund der Toten stießen und ihnen die Börsen und Kleidungsstücke raubten. Am 27. Juni wurde ein Soldat des 3. Kavallerieregiments, namens Kobayashi, durch Schüsse von dem Feinde verwundet, als er auf einem etwa vier Kilometer nordöstlich von Hsunychtsheng entfernten Punkte Posten stand. Sobald er vom Pferde gefallen war, umringten ihn etwa 20 Mann der feindlichen Kavallerie, durchbohrten ihn wiederholt mit ihren Lanzen und ergingen sich in Rohheiten, indem sie ihm einige Körperteile abhieben." Bei den japanischen Begräbnissen sprechen Priester die vorgeschriebenen Gebete über das Grab, das rituelle Räucherwerk wird verbrannt und zum Schluß die Ruhestätte über und über mit Blumen bedeckt. Wenn japanische Soldaten und Offiziere darin ruhen, so wird ein Holzbrettchen schmal und von halber Mannshöhe in den Hügel gesteckt, auf dem geschrieben steht: Er starb am .... den Heldentod für die Nippon ....

Vom Gordon-Bennett-Rennen

Das größte Jahresereignis des internationalen Automobilsports liegt hinter uns: am 17. Juni hat in programmäßiger Weise auf der Saalburgstrecke im Taunus der große Wettkampf dieser modernsten Gefährte unsrer Zeit um den Gordon-Bennett-Preis stattgefunden. Je näher der Tag heranrückte, um so stärker war die Spannung, wer als Sieger aus dem scharfen Rennen, bei dem viermal die große Runde von 137,5 Kilometern mit Windeseile zu durchfliegen war, hervorgehen werde. Bei herrlichstem Wetter begaben sich schon in frühester Morgenstunde die Scharen der Schaulustigen zu Fuß, zu Wagen, mit Automobilen oder in der elektrischen Bahn von Homburg nach der Saalburg hinauf. Während die Tribünen sich füllten, trafen die Mitglieder des Komitees ihre letzten Anordnungen. Der Kaiser, in der Uniform der Leibgardehusaren, traf um 6¼ Uhr zu Pferd auf der Saalburg ein; bald darauf kam auch die Kaiserin zu Wagen an. Punkt

Ein gefallener russischer Offizier wird von den Japanern mit militärischen Ehren beerdigt

Digitized by Google

Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Der Sieger im Gordon-Bennett-Rennen Théry auf seinem Richard-Brasier-Wagen

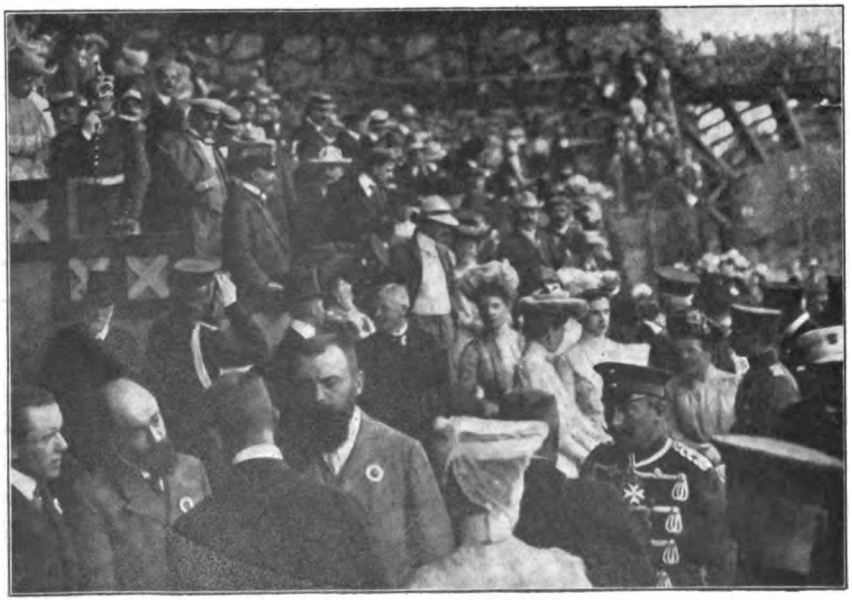
7 Uhr begann, durch Trompetenfanfaren angezeigt, das Rennen. Als Erster startete Jenatzy (Deutschland), der Sieger des Vorjahres, auf seinem weißen Mercedes-Wagen, mit der rechten Hand vor der kaiserlichen Tribüne salutierend. Im Laufe des Vormittags begab sich der Kaiser mit dem amerikanischen Botschafter Tower auf die an der Saalburgstrecke abwärts gelegene Tribüne, um von hier aus den Verlauf des Rennens zu verfolgen. Vom Beginn der letzten Runde um 2¼ Uhr, da Jenatzy als erster Mann in der Vorderlage zum Schlußkampf in die Wehrheimer Kurve bog, steigerte sich die fieberhafte Spannung von Minute zu Minute und, als man die Renner gegen 4¾ Uhr erwarten durfte, von Sekunde zu Sekunde. Erst gegen den Schluß des Rennens war im Publikum die Erkenntnis durchgedrungen, daß Théry auf seinem Brasier-Wagen in erster Linie Jenatzy die Siegespalme streitig zu machen suche, und zu seinen Gunsten ist bekanntlich auch die Entscheidung gefallen. L. Théry auf dem französischen Richard Brasier-Wagen Nr. 5 wurde mit 5 Stunden 53 Minuten 11 Sekunden und einem Vorsprung von 11 Minuten 25 Sekunden Sieger vor Jenatzy, der 6 Stunden 1 Minute 28 Sekunden brauchte. Der Gordon-Bennett-Preis fiel somit an Frankreichs Automobilklub. Der Kaiser, der wieder in seine Loge zurückgekehrt war, wandte sich alsbald dem dort anwesenden Präsidenten dieses Klubs, Baron von Zuylen, zu und beglückwünschte ihn. Dann empfing er die beiden Fabrikanten Daimler und Brasier und darauf die Herren des Vorstandes des Deutschen Automobilklubs, denen allen er seine Befriedigung und seinen Dank aussprach. — Der Sieger Théry ist ein tüchtiger Mechaniker und steht schon seit dem Rennen Paris-Amsterdam im Jahre 1898 auf einem hervorragenden Platz in der Automobilrennfahrerlaufbahn. Unerschütterliche Ruhe beseelt ihn und große Kaltblütigkeit zeichnet ihn aus. Besonders seine große Geschicklichkeit im Kurvenfahren wurde von jeher gelobt, überhaupt seine Sicherheit und Regelmäßigkeit, mit der er fährt. Das Haus, dessen Wagen er zum Siege geführt hat, wurde von den Brüdern Richard gegründet, die zuerst Fahrräder erzeugten und sich später mit dem Bau von Automobilen befaßten. Ihre Fabrikation nahm einen besonderen Aufschwung, als der Ingenieur Brasier von der Firma Mors sich ihnen zugesellte.

Phot. J. B. Ciolina, Frankfurt a. M.

Wilhelm Jordan †

Wilhelm Jordan †

Der Nibelungendichter und Rhapsode Wilhelm Jordan ist am 25. Juni in hohem Greisenalter aus dem Leben geschieden. Sanft und ohne Schmerzen starb er in seinem stillen Hause am Taunusplatze in Frankfurt a. M., wo der Dichter fünfzig Jahre hindurch im gesellschaftlichen, literarischen und künstlerischen Leben eine hervorragende Rolle gespielt hat. Wilhelm Jordan wird nicht nur als Poet, sondern auch als ein Träger der deutschen Geistesbildung im 19. Jahrhundert unvergessen bleiben. Geboren war er am 8. Februar 1819 zu Insterburg in Ostpreußen; nach Abschluß seiner Universitätsstudien wandte er sich von 1844 an der schriftstellerischen, später auch der politischen Tätigkeit zu und wurde 1848 Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung. Bis zur Auflösung der deutschen Flotte wirkte Jordan als Marinerat im Reichshandelsministerium; von der Bundesversammlung pensioniert, lebte er seitdem in der Mainstadt. Von seinen Dichtungen sind die bedeutendsten das philosophisch-poetische Mysterium „Demiurgos", sein großes zweiteiliges Epos „Die Nibelungen", das er als wandernder Rhapsode in Deutschland und Amerika zum Vortrag brachte, das feinsinnige Lustspiel „Durchs Ohr" und die beiden gedankenreichen Romane „Die Sebalds" (bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen) und „Zwei Wiegen". Der Geschichte und Technik des Epos gewidmet sind seine Schriften: „Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim", „Das Kunstgesetz Homers und die Rhapsodik" und „Epische Briefe".



Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Vom Gordon-Bennett-Rennen: Der Kaiser auf der Tribüne

Digitized by Google

Karl Weitbrecht †

Phot. Th. Andersen, Stuttgart

Professor Karl Weitbrecht †

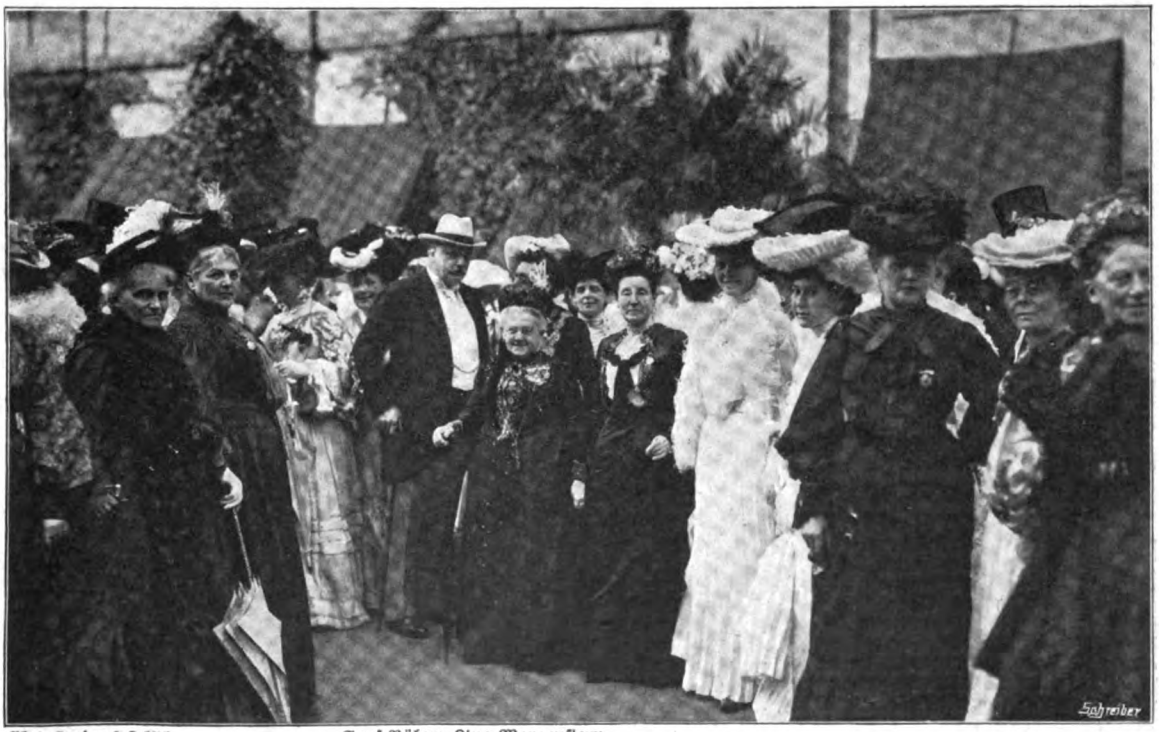
Nach schweren Leiden verschied am 10. Juni zu Stuttgart Professor Karl Weitbrecht, dermaliger Rektor der Technischen Hochschule und neben dem greisen Eduard Paulus der hervorragendste unter den gegenwärtigen Dichtern Schwabens. Weitbrecht war am 8. Dezember 1847 als Pfarrerssohn in Neuhengstett bei Calw geboren und schlug zunächst die theologische Laufbahn ein. Nachdem er das Seminar Blaubeuren und das Tübinger Stift durchlaufen hatte, stand er von 1874 bis 1886 im württembergischen Pfarrdienst, den er aber 1886 verließ, um in Zürich die Stelle eines Rektors der höheren Töchterschule zu übernehmen; zugleich habilitierte er sich an der dortigen Technischen Hochschule als Privatdozent. 1898 wurde Weitbrecht als Nachfolger Julius Klaibers als Professor für deutsche Literatur und Aesthetik an die Technische Hochschule in Stuttgart berufen und bekleidete seit dem Herbst 1902 zugleich das Amt des Rektors dieser Anstalt. Als Lehrer und Redner hatte er durch seine kernige Eigenart und durch den sittlichen Idealismus seiner Darstellung und seines Vortrages bedeutenden Einfluß. Von seinen dramaturgischen und literarhistorischen Werken sind hervorzuheben: „Die Nibelungen im modernen Drama", „Schiller in seinen Dramen", „Das deutsche Drama", „Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts" und „Deutsche Litteraturgeschichte der Klassikerzeit". Als Dichter hat Karl Weitbrecht sich in Lyrik und Zeitgedicht, Novelle und Erzählung und als Dramatiker betätigt.

Kuno Fischers achtzigster Geburtstag

Eine der ersten Größen deutscher Wissenschaft, der berühmte Philosoph Geheimrat Professor Dr. Kuno Fischer in Heidelberg, vollendet am 23. Juli sein achtzigstes Lebensjahr, und seine Schüler und ehemaligen Hörer bereiten eine künstlerisch ausgeführte Glückwunschadresse vor, um dem Jubilar die Gefühle ihrer Dankbarkeit und Verehrung auszudrücken. Fischer stammt aus Sandewalde in Schlesien und studierte von 1844 bis 1848 in Leipzig und Halle erst Philologie, dann Philosophie und Theologie. Nachdem er zwei Jahre lang Hauslehrer gewesen war, habilitierte er sich 1850 an der Heidelberger Universität für Philosophie und fand dort bald einen großen Zuhörerkreis. Infolge einer Intrige wurde ihm 1853 durch ein Ministerialreskript die Lehrerlaubnis entzogen, worauf er gemeinsam mit Gervinus und Strauß in Heidelberg seinen wissenschaftlichen Arbeiten lebte. Im Herbst 1856 folgte Fischer einem Ruf nach Jena, wo gleich seine erste Vorlesung mit stürmischer

Phot. Ed. Schütze, Heidelberg

Professor Dr. Kuno Fischer



Phot. Zander & Labisch

Graf Bülow Lina Morgenstern

Vom Internationalen Frauenkongreß in Berlin: Gartenfest beim Reichskanzler

Digitized by Google

Phot. G. Schoppmeyer, Küstrin

Graf Häseler bei der Einweihung des Denkmals Friedrichs des Großen in Neutrebbin (Oderbruch)

Begeisterung aufgenommen wurde. Der Hörsaal des Philosophen füllte sich mit wissensdurstigen Studenten, wie nur in den größten Zeiten der Hochschule, da ein Schiller, Fichte, Schelling, Reinhold die Scharen zu ihren Füßen sammelten. Die Universität Heidelberg mochte es indes bereuen, einen solchen Mann aus ihrer Mitte gelassen zu haben. Im Jahre 1872, als Eduard Zeller, einem Rufe nach Berlin folgend, schied, rief sie ihn auf dessen Katheder zurück. In Heidelberg hat Fischer seitdem die segensreichste Tätigkeit entfaltet, die ihn zu dem bekanntesten und beliebtesten Lehrer der Philosophie auf deutschen Hochschulen gemacht hat. Unter seinen Schriften steht obenan seine „Geschichte der neueren Philosophie", die seinem Namen die Unsterblichkeit sichert. Von diesem seinem Lebenswerk erschien 1897 bis 1903 eine Jubiläumsausgabe in zehn Bänden, in der Fischer eine lange schmerzlich empfundene Lücke durch die eingefügte Darstellung der Hegelschen Philosophie ausgefüllt hat. An dieses Hauptwerk schließen sich die kleineren Schriften, meist Reden und Vorträge enthaltend, und die acht Bände umfassenden „Goethe-Schriften", von denen erst kürzlich die sich an alle Gebildeten wendenden Bände: „Entstehung, Idee und Komposition des Goetheschen Faust" und „Die Erklärung des Faust nach der Reihenfolge seiner Szenen" in neuen Auflagen erschienen. Möge dem hochverdienten Gelehrten ein freundlicher Lebensabend beschieden sein!

Das Haydn-Mozart-Beethoven-Denkmal in Berlin

Am Goldfischteich im Berliner Tiergarten steht das nun mehr vollendete Haydn-Mozart-Beethoven-Denkmal von Professor Rudolf Siemering. Auf einem runden Plateau aus grauem Granit erhebt sich ein dreiseitiger Marmorbau; auf jeder Seite steht auf einem Sockel vor einer Nische die Halbfigur eines der drei Heroen der Tonkunst, denen gemeinsam dies Monument gewidmet ist. Der Sockel für Haydn zeigt das Relief eines anmutvoll tanzenden Landmädchens; die Nische ist mit vergoldeten Aehren und Kornblumen geschmückt, um die naive Natürlichkeit des Meisters anzudeuten. An Mozarts Postament ist eine junge Frau zu sehen, die mit einem Korb auf dem Haupt und Blumen streuend durch heitere Auen wandelt; Rosen schmücken die Nische Meister Wolfgangs, dem eine so unvergleichliche Fülle der Melodien gegeben war. Bei Beethoven endlich erinnern der felsensprengende Titane und der mit Disteln umrankte Sockel an sein dornenvolles Ringen. Die charakteristischen Halbfiguren der drei Tondichter hat Professor Siemering in doppelter Lebensgröße geschaffen. Eine neugebahnte Promenade führt von Süden auf die Hauptseite des Denkmals mit dem Bildnis Beethovens.

Vom Internationalen Frauenkongress in Berlin

Im Anschluß an die Geschäftssitzungen des Frauenweltbundes in der deutschen Reichshauptstadt hat dort im Juni ein vom Bund deutscher Frauenvereine veranstalteter Internationaler Frauenkongreß getagt. Zum erstenmal vereinigte bei dieser Gelegenheit die deutsche Frauenbewegung als Glied des Frauenweltbundes die Arbeitsgefährtinnen aus allen Kulturländern als ihre Gäste. Die Sachlichkeit und Ruhe, mit der die Verhandlungen geführt wurden, hätte manches Parlament beschämen können. Es war daher nicht mehr als recht und billig, daß selbst die obersten Würdenträger des Reiches, Graf Bülow und Graf Posadowsky, die Damen des Kongresses gastlich in den schönen Ministergärten an der Wilhelmstraße empfingen, um ihnen wenigstens ihre theoretischen Sympathien auszudrücken.

Das Denkmal Friedrichs des Grossen in Neutrebbin

Zur Erinnerung an die vor 150 Jahren erfolgte Urbarmachung und Besiedelung des Oderbruches durch Friedrich den Großen ist dem Monarchen in dem brandenburgischen Orte Neutrebbin ein Denkmal errichtet worden. Bei der Enthüllung, die als Vertreter des Kaisers Prinz Friedrich Heinrich von Preußen vollzog, war auch Generaloberst Graf Häseler zugegen. Der Schöpfer des 2,5 Meter hohen Bronzestand-

Das Haydn-Mozart-Beethoven-Denkmal in Berlin
Von Rudolf Siemering

Digitized by Google

bildes ist der Bildhauer Heinrich Wesing in Berlin. Hochaufgerichtet steht der Herrscher da, mit dem in der Rechten gehaltenen Krückstock nach dem Gelände des Oberbruches zeigend, als wolle er, wie ehedem, Weisungen für die Kulturarbeiten erteilen. Mit in die Stirn gedrücktem Dreispitz, die Linke in die Seite stemmend, steht der „Alte Fritz" in ungezwungener Natürlichkeit vor dem Beschauer da, wie er im Gedächtnis aller lebt. Die Statue steht auf einem 3,5 Meter hohen Granitsockel, der rechts und links die denkwürdigen Aussprüche trägt, die Friedrich der Große einst angesichts der reichen Erfolge seiner Kulturarbeit im Oberbruch getan: „Hier habe ich im Frieden eine Provinz erobert, die mir keinen Soldaten gekostet hat," und: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe; aber es ist nötig, daß ich arbeite, solange ich lebe, um mein Volk glücklich zu machen." Auf der Vorderseite zeigt eine in Bronze gegossene Rokokokartusche die Inschrift „Friedrich der Große"; auf der Rückseite erscheinen in Bronzearbeit auf einer Reliefkarte die Dammanlagen des Oberlaufes neben den neugegründeten Dörfern des Oberbruchs, unter denen Neutrebbin das größte ist.

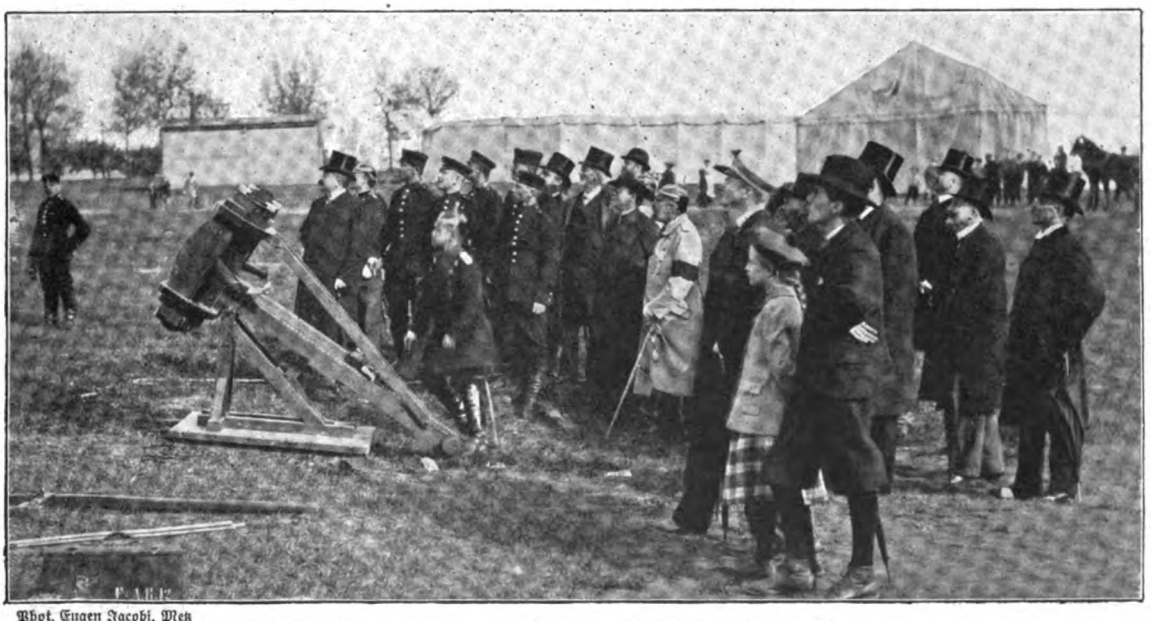
Gedächtnismonument für die Kaiserin Friedrich an der Kirche von Cronberg. Von Adolf Hildebrand

Ein neues Denkmal der Kaiserin Friedrich

In Cronberg im Taunus ist jetzt der Kaiserin Friedrich ein Denkmal errichtet worden, das sich von der Mehrzahl dessen, was in unsern Tagen an Fürstendenkmälern geschaffen wird, bedeutsam abhebt. Das Monument, in Art eines Kenotaphs gehalten, weist ein Steinrelief, die Grablegung, und darüber ein Bronzemedaillon mit dem Profilbild der Kaiserin auf. Der Schöpfer des Werkes ist Adolf Hildebrand, der sich auch hier wieder als der große strenge, mit den innersten Gesetzen seiner Kunst vertraute Meister bewiesen hat, als der er seine führende Stellung in der modernen deutschen Plastik sich errungen hat. Die Grablegung erreicht in ganz merkwürdiger Weise perspektivisch-malerische Wirkungen, ohne Mittel anzuwenden, die dem Wesen der Steinplastik widersprächen; das Porträtrelief der Kaiserin vereinigt volle Lebenswahrheit und erhöhte, verklärende Auffassung.

Versuche mit rekonstruierten altrömischen Geschützen in Metz

Schon die Alten bedienten sich der schweren Geschütze, sowohl in der Feldschlacht als auch bei Belagerungen; die Römer erhielten Kenntnis davon durch die Griechen, die Katapulten sollen von den Syrern erfunden worden sein. Das schwere Geschütz der Griechen zerfiel nach den Geschossen in Pfeilgeschütz und Steinwerfer, beides im allgemeinen Armbrüste in großem Maßstabe, die durch eigentümliche Vorrichtungen gespannt wurden. Bei den Römern war der allgemeine Name für die schweren Geschütze tormenta, weil sie durch gewundene Seile (torquere) ihre Kraft äußerten. Außer den catapultae und balistae (auch ballistae geschrieben) kamen noch sogenannte onagri (d. i. „Wildesel") und scorpiones („Skorpione") vor. Interessante Rekonstruktionen dieser antiken Wurfmaschinen hat neuerdings Major Schramm vom Sächsischen Fußartillerie-



Phot. Eugen Jacobi, Metz

Graf Zeppelin Statthalter Fürst Hohenlohe

Versuche mit rekonstruierten altrömischen Wurfgeschützen in Metz

Digitized by Google

Phot. E. Dannenberg

Von der Monarchenzusammenkunft in Kiel: König Eduard, Kaiser Wilhelm und Prinz Heinrich begeben sich an Bord der englischen Königsjacht

regiment Nr. 12 in Metz mit großem Sachverständnis herstellen lassen, und bei der kürzlichen Anwesenheit des kaiserlichen Statthalters Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg wurde auf dem alten Pionierübungsplatze in Metz ein Probeschießen mit den alten Kriegswerkzeugen vorgenommen, dem auch Bezirkspräsident Graf Zeppelin und der Gesamtvorstand der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde beiwohnte. Major Schramm leitete das Schießen, das nach der Lünette Rogna gerichtet wurde und gerade diesmal in seinen Ergebnissen ganz überraschende Erfolge aufzuweisen hatte. Selbst der kleine „Onager", der in erster Zeit zuweilen versagt hatte, schleuderte seine Kugel prompt und sicher auf etwa 150 Meter. Die rekonstruierten Geschütze und ihre Leistungen fanden die rückhaltlose Anerkennung des Fürsten-Statthalters, der sich u. a. dahin äußerte, daß diese Maschinen sicherlich auch im Sinne des Kaisers eine sehr wertvolle Akquisition für die Saalburg sein würden.

König Eduard VII. in Kiel und Hamburg

Vorüber sind die glanzvollen Festtage der Kieler Woche, die diesmal ihr zehnjähriges Jubiläum feiern konnte, denn der Kaiserliche Jachtklub und der Norddeutsche Regattaverein veranstalteten ihre Wettfahrten im Jahre 1894 erstmals unter dem Namen der Kieler Woche. Durch den Besuch des Königs von England erhielt sie diesmal noch mehr als in den Vorjahren einen internationalen Charakter, und unter den Segel- und Dampfjachten in dem buntbewimpelten Hafen waren sieben bis acht Nationen vertreten. König Eduard VII. von England, der am Nachmittag des 25. Juni auf seiner Jacht „Viktoria and Albert" eintraf, hat dem Deutschen Kaiser seinen Antrittsbesuch abgestattet und ist zum erstenmal seit seiner Thronbesteigung in offizieller Eigenschaft in Deutschland erschienen. Der Verkehr der beiden Monarchen war während der ganzen Dauer der Anwesenheit des Königs Eduard ein freundschaftlich und verwandtschaftlich vertrauter, und bei der Festtafel, die am 25. an Bord der Kaiserjacht „Hohenzollern" stattfand, wurden Trinksprüche ausgetauscht, die von beiden Seiten das Bestreben bekundeten, der Zusammenkunft eine über den bloßen Höflichkeitsbesuch hinausgehende politische Bedeutung zu verleihen. — An den Wettfahrten beteiligte sich Kaiser Wilhelm diesmal nicht so aktiv wie früher; es war das durch die Rücksicht auf König Eduard bedingt, der selbst nicht segelte, im übrigen aber sein Interesse in jeder Weise betätigte. Die Amerikaner waren nicht wenig stolz auf die große Schonerjacht „Ingomar", dem New Yorker M. F. Plant gehörig, die wiederholt die kaiserliche Jacht „Meteor"

Die Jacht des Kronprinzen, „Angela"

Digitized by Google

geschlagen hat, allerdings nur infolge der beträchtlichen Zeitvergütung, die der größere „Meteor" geben mußte. Sehr eifrig betätigte sich der Kronprinz als Sportsman; er war zwar mit seiner kleinen Jacht „Angela" nicht glücklich, segelte aber unverdrossen weiter und war unermüdlich auf dem Wasser. Am 28. Juni entzog sich König Eduard dem Kieler Festtreiben, um, einer Einladung der Hansestadt folgend, Hamburg einen Besuch abzustatten. Gegen 12 Uhr lief der Sonderzug auf dem neuen Dammtorbahnhof ein. In der Begleitung des Königs waren der Prinz von Battenberg, der Botschafter Lascelles, der Viscount of Shortfield, der deutsche Botschafter Graf Wolff-Metternich und die Offiziere des deutschen Ehrendienstes. Auf dem schön geschmückten Bahnsteig erwarteten den König die Bürgermeister Dr. Hachmann, Dr. Mönckeberg, die Senatoren O'Swald, Burchard, Stamman und der hanseatische Gesandte Dr. Klügmann, von den militärischen Spitzen u. a. der Kommandierende des IX. Armeekorps Generalleutnant von Bock und Polach, sowie der Kommandant von Altona Generalleutnant Sluyterman von Langeweyde. Etwa hundert Angehörige der Hamburger englischen Kolonie waren ebenfalls mit den britischen Konsulatsbeamten auf dem Bahnsteig. Als der Hofzug einfuhr, entstieg der König mit einem glänzenden Gefolge dem vorletzten Wagen und reichte sofort dem Ersten Bürgermeister mit einer freundlichen Ansprache die Hand. Als er den Bahnsteig betrat, brach die englische Kolonie in begeisterte Hochrufe aus, die kein Ende nehmen wollten. Der König war sichtlich hocherfreut und sprach auch die Herren der Kolonie an. Auf dem Platz vor dem Bahnhof war eine Ehrenkompagnie mit Musik und Fahne vom Regiment Nr. 31 aufgestellt, deren Parademarsch der König abnahm. Es war trotz des trüben Wetters ein sehr glänzendes militärisches Bild. Vom Dammtorbahnhof fuhr der Monarch, der die kleine deutsche Admiralsuniform trug, an der Seite des Bürgermeisters Dr. Hachmann, der bald nachher, am 5. Juli, einem Herzschlage erlegen ist, nach den St. Pauli-Landungsbrücken, wo der Dampfer zur Hafenrundfahrt bereit lag. Dann folgte ein Besuch der Börse und das Frühstück im Rathause, zum Schluß eine Rundfahrt in den herrlichen Alsteranlagen. Am Abend des 29. empfing der König auf seiner Jacht den Sieger im Eckernförder Handicap mit der Jacht „Susanne", den Berliner Eisenindustriellen Huldschinsky, um diesem persönlich den von ihm für diese Regatta gestifteten Goldpokal zu überreichen. Wegen eines vorgekommenen Versehens ist der Pokal nachträglich der Jacht „Iduna", die der deutschen Kaiserin gehört, zugesprochen worden. Die Kaiserin stellte den Preis dem Jachtklub zur Verfügung. In der Morgenfrühe des 30. verließ Eduard VII. dann den Kieler Hafen, um die Heimreise anzutreten.

König Eduard und Bürgermeister Dr. Hachmann

Vom Besuch des englischen Königs in Hamburg: König Eduard wird vom regierenden Bürgermeister Dr. Hachmann ins Rathaus geleitet

Digitized by Google

Ein neuer Brunnen in Stuttgart

In einem neuen Stadtteile der schwäbischen Residenz, auf dem Rundell beim Zusammentreffen des Herdwegs mit der Relenberg- und Lessingstraße, ist kürzlich eine Zierbrunnenanlage errichtet worden, die der ganzen Gegend zum Schmuck gereicht. Den künstlerischen Entwurf hat Bildhauer Kiemlen geschaffen, während die reiche Architektur der Brunnenanlage von dem Architekten Professor Scholter herrührt; der figürliche Teil wurde von Paul Stotz-Stuttgart in Bronze ausgeführt. Das breite Brunnenbecken aus französischem Kalkstein erhebt sich über drei Granitstufen; rückwärts ist ein kleiner Brunnentrog angeordnet, in den sich ein Trinkwasserrohr ergießt, wogegen die vordere große Schale aus zwei Strahlen Nutzwasser aufnimmt. Auf der Verbindung beider Brunnenschalen steht eine Brunnensäule, deren Vorderseite in einer halbtiefen Nische eine Faunmaske zeigt, eine köstliche Karikatur. Der mit Weinlaub bekränzte Feld- und Waldgott bläst aus beiden Mundwinkeln zwei Wasserstrahlen; als wirkungsvoller Kontrast aber lehnt sich eine weibgewordene Libelle neckisch über die runde Brunnensäule und kitzelt dem eifrigen Wasserspeier mit einem kolbengezierten Schilfrohr ins rechte Ohr. Das Ganze bildet ein ungemein anmutendes Genrebildchen voll Humor und frischer Lebensluft.

Ein neuer Brunnen in Stuttgart, entworfen von Emil Kiemlen

Die neue Versorgungsanstalt der Stadt Wien

Zu den bedeutendsten Werken, die während der Amtstätigkeit des Bürgermeisters Dr. Lueger in Wien geschaffen wurden, zählt die neue städtische Versorgungsanstalt, die am 15. Juni d. J. im Beisein des Kaisers Franz Joseph kirchlich eingeweiht und eröffnet wurde. Bisher befand sich das allgemeine Versorgungshaus der Stadt Wien, im Volksmunde „zum blauen Herrgott" benannt, im Bezirke Alsergrund, dort, wo jetzt der Grundstein zu den neuen Universitätskliniken gelegt worden ist. Die neue Anstalt liegt hingegen weit außerhalb der Stadt, im Gebiete der ehemaligen Gemeinden Lainz und Ober-St. Veit, die jetzt als Teile des XIII. Bezirks mit Groß-Wien vereinigt sind. Die gesamte Grundfläche dieser einen ganzen Stadtteil bildenden Anlage hat ein Ausmaß von 853000 Quadratmetern und grenzt im Südwesten an den Kaiserlichen Tiergarten in Lainz. Die auf einem von Ost nach West sanft aufsteigenden Hügel erbaute Anlage machte die Aufführung von fünf großen Längsterrassen notwendig, auf denen sich die Gebäude erheben. Den Mittelpunkt der Hauptanlage bildet inmitten der zweiten Terrasse die in spätromanischem Stil erbaute Kirche. Ihre Kuppelfassade weist reichen Figurenschmuck auf, den die Wiener Bildhauer Kathansky und Heu ausgeführt haben. Einfach, aber dank den Spenden und Widmungen vieler Wiener Familien doch mit würdigem Schmuck ausgestattet, zeigt sich das Innere dieses Gotteshauses. Hauptaltar und Seitenaltäre sind aus Marmor. An den beiden Türmen der Kirche sind die Wappen der 20 Wiener Bezirke in Majolika angebracht. Mit dem Querschiff der Kirche sind mittels Durchfahrten die zwei Verwaltungsgebäude architektonisch verbunden, und hinter ihr steht auf der dritten Terrasse das Zentralküchengebäude, während auf der vierten Terrasse sich zwei große Gebäude zur Beherbergung von Pfründnerehepaaren (Pfründner heißen in Wien die in städtischer Versorgung lebenden Personen) erheben. Die fünfte Terrasse enthält die zwei Krankenpavillons mit je 178 Betten. Die links von diesen Mittelanlagen befindlichen Gebäude dienen zur Unterbringung von Frauen, jene rechts zur Aufnahme von Männern. Jedes der fünf Frauen- und Männerheime bietet Raum zur Beherbergung von 280 Pfleglingen. Die Fassaden aller Gebäude sind in Ziegelrohbau ausgeführt. Den Verwaltungsgebäuden gegenüber liegt das Wohnhaus für die den Pflege- und Krankendienst versehenden Nonnen. Natürlich fehlt auch nicht das Isolierhaus für Infektionskranke und das Beobachtungshaus. Unweit von letzterem erhebt sich ein Kapellenbau, der die Einsegnungskapelle, die Prosektur und das Leichenhaus einschließt. Alle Flächen zwischen den einzelnen Gebäuden sind in Gärten verwandelt.

m. w.

Phot. R. Lechner, Wien

Die neue Versorgungsanstalt der Stadt Wien

Digitized by Google

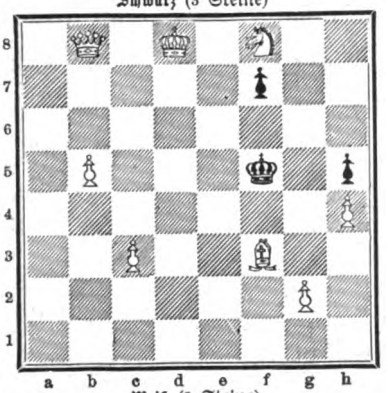
Für müßige Stunden

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe XVII

Von J. Kohtz und C. Kockelkorn
Schwarz (3 Steine)



Weiß (8 Steine)
Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XIV:

W. 1. Tf4—d4
S. 1. Sb3×d4
W. 2. Dh6—f4†
S. 2. Ke5×f4
W. 3. Sc5—d3 matt.

A.

S. 1. Ke5×d4
W. 2. Dh6—f4†
S. 2. Kd4—c3
W. 3. Sc5—a4 matt.

B.

S. 1. Ke5—d6
W. 2. Dh6×f6†
S. 2. Kd6—c7
W. 3. Sc5—a6 matt.

Partie Nr. IX

Turnierpartie, gespielt zu Berlin am 19. Februar 1904.

Damenbauernspiel

Weiß: H. Caro. — Schwarz: W. Kunze.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. d2—d4	**d7—d5**	16. h2—h3 [5]	h7—h6
2. Sg1—f3	e7—e6	17. Sg5—f7†	Kh8—h7
3. e2—e3	Sg8—f6	18. Sf7—e5 [6]	Ld6×e5
4. Lf1—d3	Lf8—d6 [1]	19. d4×e5	Sf6—d7
5. Sb1—d2	0—0	20. Lc1—f4! [7]	g7—g5 [8]
6. e3—e4!	d5×e4	21. Lf4—h2	Sd7—c5
7. Sd2×e4	Sf6×e4	22. Db3—b5!	Sc5—d7 [9]
8. Ld3×e4	f7—f5 [2]	23. Ta1—d1 [10]	c7—c6
9. Le4—d3	Sb8—d7	24. Td1×d7†	Kh7—h8 [11]
10. 0—0	e6—e5	25. e5—e6!! [12]	c6×b5
11. Ld3—c4†	Kg8—h8	26. Lh2—e5†	Kh8—g8
12. Sf3—g5	Dd8—e8	27. Td7—g7†	Kg8—h8
13. Tf1—e1	e5—e4	28. e6—e7!	Tf8—e8
14. Dd1—f3! [3]	Sd7—f6	29. Tg7—f7† [13]	Kh8 - g8
15. Df3—b3	De8×h5 [4]	30. Tf7—f8††	Aufgegeben. [14]

[1]) Die Entwicklungsart von Weiß ist sehr solide; aber Schwarz täte doch besser, anstatt die Züge einfach zu wiederholen, frühzeitig c7—c5 zu ziehen.

[2]) Dies macht den Be6 rückständig und später bei dessen Vorrücken die Angriffsdiagonale b8—g8 offen. In Betracht kam Sb8—d7 oder c7—c5 (9. d4×c5 Dd8—a5†), worauf 9. Le4×h7† wegen Kg8×h7 10. Df3—g5† Kh7—g6 11. Dd1—g4 f7—f5 (oder Sd7—f6) unzureichend ist.

[3]) Ein sehr guter Uebergang auf das Angriffsfeld b8. Auf e4×f3 erhält Weiß durch 15. Te1×e8 Tf8×e8 16. Sg5—f7† Kh8—g8 17. Sf7×d6† Kg8—f8 18. Sd6×e8 Kf8×e8 19. Lc1—g5 ein vorzügliches Angriffsspiel.

[4]) Sofort h7—h6 verdiente doch wohl den Vorzug.

[5]) Bei 16. Sg5—f7† Tf8×f7 17. Lc4×f7 Dh5×h2† 18. Kg1—f1 f5—f4 ist Schwarz entschieden im Vorteil.

[6]) Droht Lc4—f7†—g8†, weshalb Schwarz zum Abtausch genötigt ist. Der Be5 wird sehr stark und entscheidet schließlich die Partie.

[7]) Auf 20. e5—e6 könnte Sd7—c5 21. Db3—b4 f5—f4 22. e6—e7 Tf8—f5! 23. Lc4—e2 f4—f3 24. g2×f3 e4×f3 25. Le2—f1 Lc8—d7 26. Le1—e8 a7—a5 27. Db4—a3 Ld7—b5! bezw. 27. Db4—g4 Tf5—g5! die Folge sein.

[8]) Dies schwächt die Königsstellung noch weiter.

[9]) Schwarz hat nichts Besseres; das Springermanöver bedeutet also lediglich Tempoverlust.

[10]) Bei 23. e5—e6 stellt Schwarz sich mit Sd7—f6 verhältnismäßig sicher.

[11]) Nimmt Schwarz den Td7, so kommt Weiß mit 25. Db5×b7 nebst 26. e5—e6 offensichtlich in Vorteil.

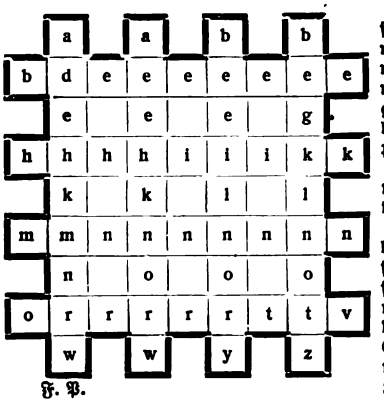
[12]) Ein glänzender Schluß.

[13]) Die Dame verschmäht Weiß.

[14]) Die Folge würde sein: Kg8—h7 31. Lc4—g8† Kh7—g6 32. Lg8—f7† Kg6—h7 und nun wieder nicht Schlagen der Dame, sondern stärker des Te8, da die Dame doch unter allen Umständen verloren ist.

Die Partie ist vom Führer der weißen Steine ganz vorzüglich und in glänzendem Stile geführt, ohne daß man dem Gegner besonders schwere Fehler nachweisen könnte.

Gitterrätsel



F. P.

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen nennen: 1. einen Entwickler in der Photographie; 2. einen italienischen Opernkomponisten; 3. einen bulgarischen Staatsmann; 4. einen Opernkomponisten.

Die senkrechten Reihen bezeichnen: 1. eine Inselgruppe im Bengalischen Meerbusen; 2. einen ausgestorbenen Indianerstamm; 3. ein Städtchen an der oberen Elbe; 4. einen Komponisten.

Sprichworträtsel

Befleißt du seiner dich mit K,
Wirst du mit G es oft und viel erwerben.
So sagt das Sprichwort; doch ich sah
Schon manchen, der's befolgt, im Elend sterben. G. P. P.

Wechselrätsel

Mit mm bedrückt es
Manchen Menschen schwer,
Mit tt dagegen
Schwimmt es auf dem Meer. F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 10:

Des Wechselrätsels: Jenbach, Lenbach.
Des Sprichworträtsels: Wahl macht Qual.
Des Silbenrätsels: Verballhornung.
Des Buchstabenrätsels: Puder, Puter, Butter.
Des Scherzrätsels: Utrecht, Unrecht.

Selbstbewußt

Meister: „Wer hat diese Stiefel eigentlich befohlt, August oder du, Fritz?" — Lehrling Fritz: „Meester, diese Stiefel sind fridericianischen Ursprungs."

Digitized by Google

Briefmappe

Frau H. v. Th. auf Schl. B. Vor den früheren Operngläsern hat das von der Optischen Anstalt C. P. Goerz A. G., Berlin-Friedenau, Rheinstr. 44—46, als Spezialmodell für das Theater hergestellte Trieder-Binocle Fago eine ganze Reihe von Vorzügen; vor allem gestattet das Theaterglas „Fago" eine über viermal größere Fläche gleichzeitig zu übersehen, als ein Opernglas alter Konstruktion und gleicher Vergrößerung. Näheres darüber wie über die übrigen Sorten der Goerzschen Trieder-Binocles, die auch im deutschen Heere und in vielen ausländischen Armeen amtlich eingeführt sind, teilt eine Separatbroschüre mit, die Sie auf Wunsch von der Fabrik zugesandt bekommen.

Graf A. in Gmunden, O.-Oest. Der Schwiegervater der verewigten Prinzessin Johann Georg von Sachsen (vergl. Heft 10), Herzog Philipp von Württemberg, ist nicht zum zweitenmal verheiratet, sondern hat in einziger Ehe die Erzherzogin Maria Theresia von Oesterreich zur Gemahlin. Die Brüder der so plötzlich verstorbenen Prinzessin, deren Vermählung am 5. April 1894 in Stuttgart stattfand, sind die Herzöge Albrecht, Robert und Ulrich (nicht Philipp).

Oberpostrat O. K. in D. Vorsitzender der Schantung-Eisenbahngesellschaft, die 1899 in Berlin mit einem Kapital von 54 Millionen Mark gegründet wurde, ist der ehemalige Unterstaatssekretär im Reichspostamt, Wirkl. Geh. Rat Dr. Fischer. Die Züge legen die 412 Kilometer lange Strecke von Tsingtau bis Tsinanfu-West in 14 Stunden zurück.

Erich H. in Köln a. Rh. Zur genauen Beantwortung der Frage müssen Sie das betreffende Objekt schon einem Sachverständigen, an denen es ja in Ihrer Stadt nicht fehlt, zur Begutachtung vorlegen. Unter Umständen kann der Wert allerdings ein recht hoher sein, wurde doch unlängst bei Christie in London ein einziges Spielkartenblatt (eine Ecksteinfünf) für 65000 ℳ verkauft. Auf der Rückseite der Karte befindet sich ein von Hans Holbein gemaltes und mit dessen Namenszug versehenes Guache-Miniaturbildnis der dreiundzwanzigjährigen Herzogin Frances Howard von Norfolk.

H. L. & K. in Bremerhaven. In den deutschen geographischen und Nachschlagewerken finden Sie durchweg die Schreibweise: Oporto (o porto heißt portugiesisch „der Hafen"); die Portugiesen selbst aber schreiben nur: Porto. Wenn Sie sich über die dortigen Handels- und Industrieverhältnisse dauernd auf dem Laufenden erhalten wollen, so bietet die in Porto erscheinende gediegene Handelszeitung „O Commercio do Porto" die beste Gelegenheit dazu. Anläßlich der Feier seines fünfzigjährigen Bestehens hat das Blatt kürzlich eine reich illustrierte Jubiläumsnummer in einem wahren Riesenformat erscheinen lassen, auf die wir Sie besonders aufmerksam machen.

Otto Sch. in Preßburg. Das ist zweifellos eine sehr achtbare Leistung; es wird Sie interessieren, wenn wir Ihnen zur Vergleichung das Ergebnis der Wettmärsche mitteilen, die nach dem Reglement alljährlich von den Subalternoffizieren der italienischen Infanterie im feldmarschmäßigen Anzuge auszuführen sind. Darunter dürfte bisher das des 11. Bersagliereregiments in Asti den ersten Platz einnehmen. Bei diesem Regiment kamen drei Offiziere gleichzeitig am Ziele an, nachdem sie 35 Kilometer in 3 Stunden 12 Minuten (das Kilometer durchschnittlich in 5½ Minuten) zurückgelegt hatten.

Frau Ch. v. B. in Halberstadt. Wie in den vergangenen Jahren werden auch in diesem Sommer die „Ferienkurse in Jena" für Damen und Herren im August, und zwar im Volkshaus am Karl Zeiß-Platz abgehalten werden. Die Sprachkurse finden vom 4. bis 17. und vom 4. bis 24. August statt. Auskunft erteilt das Sekretariat: Frau Dr. Schnetzer-Jena, Gartenstraße 2.

Haemogallol

ein von hervorragenden medizin. Autoritäten warm empfohlenes, für

Bleichsüchtige u. Blutarme

geradezu unentbehrliches blutbildendes Kräftigungsmittel.

Haemogallol wird nicht nur bei Bleichsucht und Blutarmut, sond. auch bei Schwächezuständen aller Art, Skrophulose, Rhachitis, Neurasthenie etc. mit grösstem Nutzen verwendet.

Haemogallol greift nicht, wie andere Eisenpräparate, die Zähne an; sondern ist frei von jeglichen unangenehmen Nebenwirkungen und wird deshalb von jungen Mädchen mit Vorliebe genommen.

Haemogallol wird selbst vom zartesten und kranken Organismus mit Appetit genommen, leicht assimiliert, gut vertragen und eignet sich auch deshalb vorzüglich als Nahrungsmittel für Kinder.

Haemogallol ist in Pulver-, Tabletten- und Pastillenform in allen Apotheken zu haben. Eine Schachtel Haemogalloltabletten zum Preise von M. 2,40.

E. Merck, chemische Fabrik, **Darmstadt.**

Zweighäuser in London, Moskau und New-York.

Musikinstrumente

für Orchester, Schule u. Haus.

Neu erschienene Preisliste frei.

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Geschäftsh.: St. Petersburg, Moskau, London.

Stottern

heilt Prof. Rudolf Denhardt's Angrdl. Anstalt Honorar nach Prosp. Heilung. **Eisenach** gratis

Garteni. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl., i. herrl. Lage, die mehrf. **staatl.** ausgezeichnet, wiederh. d. S.M. **Kaiser Wilhelm II.**

Sachsen-Altenburg.

Technikum Altenburg

Maschinenbau. Elektrotechnik. Programm kostenfrei.

Lehrwerkstätte

Bequeme

Kranken- und Ruhe-Möbel,

verstellbare Keilkissen für Wöchnerinnen, Asthmatiker usw., Leibstühle, Klappstühle, Schlafmöbel aller Art. Besichtigung und Preisliste IV gratis.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik, BERLIN SW., Markgrafenstr. 20.

Erholungsheim „Lichtenthal"

bei **Baden-Baden III.**

Naturheilanstalt.

Vorzügl. eingerichtete und geleitete Naturheilanstalt. Das ganze Jahr hindurch geöffnet. Prospekte gratis durch den Besitzer und Direktor

Bernhard Binswanger.

von Bergmann & Co., Radebeul-Dresden

erzeugt ein zartes, reines **Gesicht**, rosiges, jugendfrisches **Aussehen**, weisse sammetweiche **Haut**, blendendschönen **Teint** und beseitigt **Sommersprossen** sowie alle Arten **Hautunreinigkeiten**. à Stück 50 Pfg. in allen **Apotheken**, **Drogen-, Parfüm- und Seifen-Geschäften.**

Digitized by Google

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

„Grete — Prag". Sie sind ein Widerspruchsgeist, der den Kampf nicht scheut und in der Diskussion lebhaft werden kann. Dabei sind Sie klar und nüchtern im Urteil und verlieren sich nicht in Details, machen auch keine Konfusionen, sondern wissen Nichtzusammengehöriges genau auseinander zu halten. Sie sind schlagfertig und redegewandt, wissen aber auch klug zu schweigen und zu verschweigen, wo Sie nicht reden wollen.

A—er Lajos, Bozsony. Literarisch gebildet und geistig gewandt und selbständig. Kopf und Herz sind gleichmäßig entwickelt, in Ihren Gefühlen sind Sie beständig und warm, und somit macht Ihr ganzes Wesen einen harmonisch abgerundeten Eindruck. Sie sind maßvoll in allem, was Sie tun, ausdauernd in Ihren Unternehmungen und lebhaft und bestimmt im Wollen. Sie sind mehr fein als groß angelegt, haben geistige Interessen. Sie erfassen rasch, kombinieren richtig und entwickeln logisch. Sie haben Formen- und Schönheitssinn und besitzen innere Vornehmheit und Distinktion. Sie stehen in jeder Beziehung über dem Durchschnittsmenschen. L. Meyer, Matenfeld bei Ragaz (Schweiz).

Hermann Jacob & Braunfisch, Berlin O., Alexanderstrasse 27a

Vereinigte Berliner Möbelfabriken und Tapezierwerkstätten.

Specialität:

Wohnungs-Einrichtungen.

Illustrierte **Preislisten** für Möbel sowie Dekorationen, Gardinen, Teppiche **gratis und franko.**

Freie Bahnfracht durch ganz Deutschland.

Falk's „APHANIZON"

ist das **einzige** für **Jedermann** praktische Mittel um Flecken aus allen Stoffen rasch, mühelos und sicher zu entfernen. Vom hoh. kgl. württemberg'schen **Kriegsministerium** geprüft und den Truppen zum Reinigen der Uniformen empfohlen.

Erhältlich in allen Droguerien, Parfumerien und Apotheken.

Chem. Fabrik Aug. Falk, Wien, IV./1

Emil Wünsche A.G.

für photographische Industrie

Reick bei Dresden.

Königreich Sachsen.

Technikum Mittweida.

Direktion: Prof. A. Holzt.

Höhere technische Lehranstalt für Elektro- und Maschinentechnik.

Elektrot. u. Maschinen-Laboratorien.

36. Schuljahr: 3610 Besucher.

Lehrfabrik-Werkstätten.

Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Teppiche

Prachtstücke 3.75, 6.-, 10.-, 20.- bis 800.- M. Gardin., Portièren, Möbelstoffe, Steppd. 2c. billigst im Spezialhaus Berlin Oranienstr. 158 Katalog (600 Illustr.) grat. u. fr. Emil Lefèvre.

Soeben wurde ausgegeben:

Franz von Lenbach

Gespräche und Erinnerungen

Mitgeteilt von W. Wyl

Mit einem Bildnis und einem Brieffaksimile Lenbachs und vier bisher unveröffentlichten Bildern

Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Diese Aufzeichnungen gehören nach Form und Inhalt zu dem Besten und Anziehendsten, was wir Deutschen auf dem Gebiet derartiger Erinnerungen besitzen. Sie bieten unersetzlich wertvolles Material sowohl für die intime Geschichte des deutschen, speziell Münchner Kunstlebens der letzten Jahrzehnte, wie für die Kenntnis der Welt- und Kunstanschauung, des Geistes und Herzens des Künstlers.

Digitized by Google

Briefmappe

Fr. G. in Breslau. Es ist das ein weitverbreiteter Irrtum; tatsächlich rühren die als weidmännische Hutzierde beliebten sogenannten Gemsbärte jedoch gar nicht vom Barte dieses edlen Bergwildes, sondern vom Rücken der Gemsböcke her. Die im Sommer lichtfalbe Gemse verfärbt sich vor der Gemsbrunft und wird ganz dunkel, fast schwarz. Die Haare des schwarzen Rückenstreifens bekommen glänzend weiße Spitzen. Diese im Herbst über dem Rückgrat des Gemsbockes etwa 4 bis 6 Zoll lang wachsenden Haare heißen der Gemsbart. Sie werden bei zur Brunftzeit gestreckten Böcken sorgfältig gesammelt und dann zu dem bekannten Hutschmuck gebunden. Dem Rücken eines geschossenen schmucken Gemsbockes kann man Haare für vier bis sechs Gemsbärte entnehmen, die nach genauer Sortierung nach Farbe und Länge Verwendung finden.

Frau A. v. Th. in Posen. Das ist wohl eine Verwechslung: Richard Strauß' „Don Quichote" ist keine Oper, sondern eine auf dem Boden der Programmusik stehende symphonische Tondichtung. Uebrigens hat das Meisterwerk des Cervantes die Komponisten von jeher stark inspiriert. Aus einem Verzeichnis, das der New Yorker „Musical Courier" bringt, geht hervor, daß nicht weniger als 50 musikdramatische Fassungen des „Don Quichote" versucht worden sind. Der erste Versuch in dieser Reihe ist wahrscheinlich „Don Chisciotto della Mancia" von C. Sajou, der 1680 in Venedig veröffentlicht wurde, und den Reigen schließt vorläufig Raucheneckers „Don Quichote", der 1897 in Elberfeld erschien.

A. F. in Hildesheim. Bei dem zur Verfügung stehenden beschränkten Raum ist es ganz unmöglich, Ihnen das an dieser Stelle auseinanderzusetzen. Auf alle solche Fragen, die einem jeden alltäglich auf Schritt und Tritt aufstoßen, gibt das Werk von Professor Leopold Pfaundler: „Die Physik des täglichen Lebens" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, Preis geb. *M.* 7.50) erschöpfende und zuverlässige Antwort. Das mit 464 Abbildungen ausgestattete, durch jede bessere Buchhandlung zu beziehende Buch setzt jedermann in den Stand, ohne weitere Vorkenntnisse sich jenes Maß von physikalischen Kenntnissen zu erwerben, das man heutzutage von jedem Gebildeten verlangen muß. Der Verfasser bringt darin fortwährend praktische Beispiele aus Haus und Küche, Stadt und Land, aus der freien Natur wie aus den Stätten der Industrie, an denen er die theoretischen Sätze erläutert.

Gustav L. in Mainz. In folgenden preußischen Städten sind Baugewerkschulen: Aachen, Barmen-Elberfeld, Berlin, Breslau, Burtehude, Eckernförde, Erfurt, Frankfurt a. O., Görlitz, Hildesheim, Höxter, Idstein, Kassel, Kattowitz, Köln, Königsberg i. Pr., Deutsch-Krone, Magdeburg, Münster, Nienburg, Posen und Stettin.

Mitteilungen aus dem Publikum.

Frische blühende Lippen und ein rosiger Teint sind Vorzüge, auf die viele Damen mit Recht stolz sind, und die jedermann zu erhalten trachten soll. Leider haben nicht alle hierzu verwendeten Kosmetikas die Eigenschaft, die Haut weiß, weich und zart zu erhalten, wie es in ausgezeichneter Weise bei Sargs Glyzerinseifen der Fall ist, sondern wirken im Gegenteil durch ihre stark alkalischen Bestandteile sowie durch schädliche Beimengungen wie Blei u. s. w. äußerst nachteilig auf die Haut, die dann durch die fortgesetzte Anwendung rot und schrundig und für schmerzhafte Hautkrankheiten vorbereitet wird.

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt

Heroin Cocain **MORPHIUM** Entwöhnung ohne Spritze
mildest und ohne Zwang in ca. 4 Wochen. — Prospekt etc. frei.
Dr. Franz Müller's Sanatorium Bad Godesberg—Rhein.
Zwanglose **ALKOHOL-** etc. Entwöhnung.

Ein Wort an Alle, die fremde Sprachen schnell lernen wollen.
Dr. Richard S. Rosenthals
Meisterschaftssystem
zur Selbsterlernung moderner Sprachen.
Leicht fassliche Methode durch brieflichen Selbstunterricht eine Sprache in 3 Monaten
sprechen, schreiben und lesen zu lernen.

Englisch:	15 Lieferungen, Preis komplett	15 M.	Die Werke sind durch alle Buchhandlungen, sowie von unterzeichneter Verlagsbuchhandlung zu beziehen.
Französisch:	15 Lieferungen, Preis komplett	15 M.	
Italienisch:	20 Lieferungen, Preis komplett	20 M.	
Spanisch:	15 Lieferungen, Preis komplett	15 M.	
Portugiesisch:	10 Lieferungen, Preis komplett	10 M.	
Holländisch:	10 Lieferungen, Preis komplett	10 M.	
Dänisch:	10 Lieferungen, Preis komplett	10 M.	
Schwedisch:	10 Lieferungen, Preis komplett	10 M.	
Polnisch:	15 Lieferungen, Preis komplett	15 M.	
Russisch:	21 Lieferungen, Preis komplett	21 M.	
Böhmisch:	10 Lieferungen, Preis komplett	10 M.	
Ungarisch:	15 Lieferungen, Preis komplett	7½ M.	
Deutsch:	10 Lieferungen, Preis komplett	10 M.	

Jede Lieferung ist auch einzeln à 1 M. beziehbar. Komplett in eleg. Karton.
Schlüssel dazu pro Sprache 1 M. 50 Pf. Bei Bestellung von 2 Sprachen zugleich 3 M. Preisermässigung. Probeheft für 50 Pf. in Briefmarken portofrei. Prospekt gratis.
Rosenthal'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig 17.

NESTLE'S Kindermehl.
Beste Nahrung für Kinder, Kranke u. Magenleidende. Unübertroffen bei: **Diarrhoe, Brechdurchfall, Darmkatarrh.** Vorrätig in Apoth. Drog. u. Delicatess.

Bleyle's Knaben-Anzüge
sind die gesundeste und bequemste Kleidung der Gegenwart.
Nur aus bestem, reinwollenem Kammgarn angefertigt, vereinigen sie in sich alle Eigenschaften, die an einen tadellosen Knabenanzug gestellt werden können; sie sind praktisch, unübertroffen dauerhaft, kleiden vornehm, haben flotten Sitz und bieten für jede Jahreszeit bei jeder Witterung die angenehmste und vorteilhafteste Kleidung. Zu haben für 2—16 Jahre. Ausführliche illustrierte Preislisten gratis und franko.
Aug. Friedr. Sauer, Stuttgart P. 47.
Einziges Spezialgeschäft für Bleyle's poröse Oberkleidung.

Kronen-Quelle
zu Obersalzbrunn i. Schl.
wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, Diabetes** (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen der **Gicht, sowie Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.
Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.
Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.
Brief- und Telegramm-Adresse: **Kronenquelle Salzbrunn.**

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

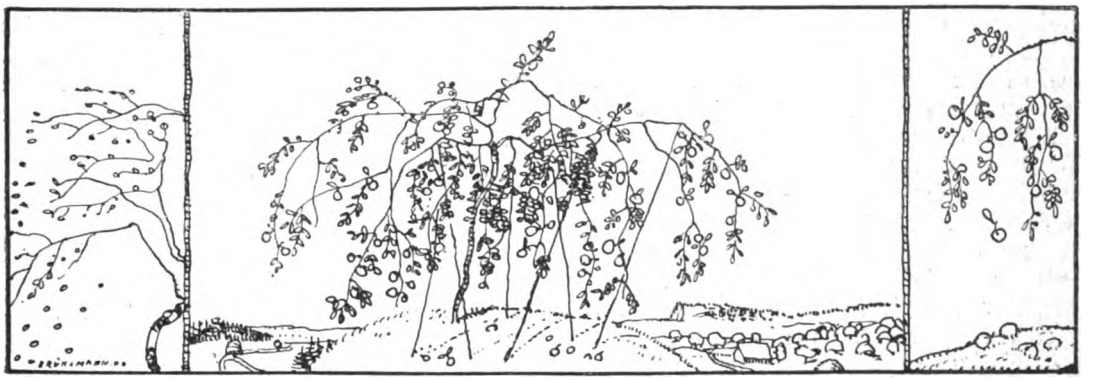
Digitized by Google

Gestörte Biwakfreuden

Nach einem Aquarell von Ernst Zimmer

Digitized by Google

Digitized by Google



Sylvia

Roman

von

Emmi Lewald (E. Roland)

(Schluß)

XVIII

Diese schreckliche Saison! Da war sie wieder in ihrer ganzen qualvollen Aufgeregtheit!

Trotz aller Menschen ringsum fühlte sich Sylvia beständig isoliert. Mit den jungen Frauen des Regimentes konnte sie sich nicht recht stellen; sie galt bei allen für „reizend, ganz reizend — und so ladylike“ — aber wenn zwei unter vier Augen sprachen, änderte sich das Urteil auf „fischblütig, beinah stumpfsinnig“.

Jeder Leutnant schwärmte für Sylvia — aber aus der Ferne. Sie flirtete gar nicht, machte gar keinen Gebrauch von ihren Erfolgen. Das ärgerte Rothenfels zuweilen; er fand diesen Grad von Griseldistum beinah spießbürgerlich; er hätte ganz gern ein Dutzend sporenklirrender Verehrer hinter ihr herrasseln sehen. Er selber erlaubte sich doch auch allerhand harmlose kleine Flirtations. Es gehörte nun einmal zu seinem Wohlbehagen, von Frauen im Plural bewundert und angeschwärmt zu werden, er war so gerne das Ideal von vielen und liebte romantisch angehauchte Korrespondenzen auf mattlila Papier.

Alack war glücklich zur Kriegsakademie gekommen, aber Sylvia sah ihn kaum allein. Rothenfels nahm ihn ganz ins Schlepptau, und Alack zog bewundernd hinter dem Schwager her, der genau so war, wie er hätte sein mögen — menschlich und militärisch sein leuchtendes Vorbild.

Außerdem hatte sich irgend etwas in Alacks Natur sehr verändert. Es war Sylvia nicht ganz klar, worin es lag. — —

Als Sylvia eines Mittags im Schneegestöber von einem Wohltätigkeitsbazar kam und müde die Leipzigerstraße hinunterschritt, stand sie plötzlich vor Ellen Schmidt, die, ohne Schleier, den Mantelkragen hochgeschlagen, resoluten Schrittes durch das Gewühl wanderte.

Sylvia blieb stehen. „Ellen!“ rief sie, „Ellen — kennst du mich noch?“

Ellen Schmidt stutzte. Sie war so in Gedanken, daß sie sich im ersten Augenblick gar nicht in der Wirklichkeit zurechtfand. Das schlanke Wesen im kostbaren Pelz, das mit dem Motiv von knisternder Seide verwachsen schien, sah sehr anders aus als die verängstigte Sylvia der Jenenser Tage.

Ellen blieb etwas kühl und machte Phrasen. Sylvia sah sie ganz traurig an. „Entweder hast du mich vergessen,“ sagte sie, „oder du bist noch böse wegen meines Schweigens damals.“

„Nein, wegen damals nicht,“ versetzte Ellen, „denn damals in Delft diktierte und befahl dein Vater, und daß der stärker war als du, wunderte mich gar nicht. Der Große frißt den Kleinen eben immer. Aber du bist sonderbar, Sylvia. Du machst Freundschaften in Zwischenräumen. Jahrelang hast du nicht nach mir gefragt und nun kommst du plötzlich aus dem Menschengewühl auf mich zu, so warm und herzlich, als könntest du allen Schnee der Erde zertauen. Nicht einmal von deiner Heirat erfuhr ich durch dich, nur durch andre —“

„Schilt nur,“ sagte Sylvia, „du bist ganz im Recht; aber wenn du ausgescholten hast, so laß mich ein Stück mit dir gehen und erzähle mir von dir.“

„Interessiert dich das wirklich?“

„O, ich habe so oft nach dir gefragt, wo ich

Digitized by Google

konnte! Weißt du, wen ich neulich auf einem Ball traf — Landeck! Weißt du noch, der Gnesener? Er war zwei Jahre in Rußland und ist jetzt im Generalstab. Der wußte viel von dir, hat all deine Sachen gelesen; er sagte, du hättest die famoseste Karriere gemacht von all den Leuten damals in Gnesen. Und in irgend einer Zeitung las ich einmal, daß du so lange in Stockholm warst und so glänzende Vorträge gehalten hast. Im Grund war's wohl Bescheidenheit, daß ich nicht wieder mit dir anknüpfte, und dann kam noch etwas andres hinzu: ich dachte, die Art Heirat, wie ich sie gemacht habe, würde dir wahrscheinlich furchtbar uninteressant vorkommen."

Ellen sah aufmerksam in das schöne Profil an ihrer Seite. Früher hatte sie leicht und sicher in diesen aufrichtigen Zügen gelesen, jetzt fühlte sie, daß sich allerhand in Sylvias Ausdruck ihrer Menschenkenntnis entzog.

„Ich hörte," sagte sie, „daß du mit unnachahmlicher Grazie auf den Höhen des Lebens dahinschwebst. Das ist auch eine Kunst, zu der Begabung gehört — und da ich jede Art von Begabung an sich bewundere, bewundere ich auch dich, Sylvia! Alle Achtung — ich könnte 's nicht . . . allerdings, wir zwei segeln ja auch auf sehr verschiedenen Meeren —"

„Du findest wohl auch, daß ich sehr in meinem Element bin?" fragte Sylvia. „Als wir uns zuletzt sahen, war ich sehr aus der Bahn geschleudert. Ich hatte damals solchen Freiheitsdrang — das ist dann in der häuslichen Zucht bald verraucht. Schwache Wesen wie ich sollen nur nicht glauben, daß sie sich ihr Leben bilden können — das Leben bildet sie."

Sylvia lächelte melancholisch.

„Denkst du noch zuweilen an früher?" fragte Ellen.

„O doch — das ist für mich das Skelett im Hause — dies ‚früher'! Es stört mich oft. Es hindert mich, mir jene Oberflächlichkeit anzueignen, in der sich die Menschen, mit denen ich lebe, so wohl fühlen. Ich bin halb, Ellen — in allem. Das ist sehr fatal."

Sie sah träumerisch in das Menschengebrause ringsum. „Ich wollte, ich könnte länger mit dir zusammen sein! Kannst du nicht zu mir kommen? Mein Mann würde dir gewiß gefallen, alte Militärtochter, die du bist," ihre Stimme klang etwas forciert, „du würdest mir solche Wohltat erweisen —"

„Ich muß abreisen, Sylvia, in zwei Stunden schon —"

„Ah!" sagte sie enttäuscht, „und wohin?"

„Immer noch das alte Lied — die jährlichen, geistigen Fasttage in Gotha — das heißt: diesmal kommt Wechsel herein," sie zauderte einen Augenblick, „na, ich will's nur gestehen — ich heirate."

„Du? Die Freiheitsenthusiastin?"

„Meine Freiheit bleibt mir. Ich hab' mir den Partner wohlweislich danach ausgesucht. Und kennen tun wir uns schon viele Jahre lang. Unsre Seelen haben sich sozusagen zusammenkorrespondiert."

„Und wo lebt er denn?"

„In Jena."

Sylvia blieb stehen. „Ellen!"

„Nein," lachte diese, „nicht, was du jetzt denkst. Aber dicht dabei: Professor Herrmann. Ja, Sylvia, gegen meine Prinzipien ist's ja eigentlich. Aber weißt du, Grundsätze hat man ja immer nur so lange, bis der Teufel sie holt. Ich habe mir den Fall gründlich überlegt — fünf Jahre lang. Nun, da bin ich wohl gegen Mißgriffe gefeit — und meine Arbeiten kann es ja nur fördern, denn er ist das reine lebendige Nachschlagebuch, um nur einen seiner Vorzüge zu erwähnen." Sie sah sehr glücklich drein. Sie hatte sich so embelliert mit den Jahren, die einstige Mauerblume von Gnesen. Sie war gleichsam mit der Zeit in ihre großen, männlichen Gesichtszüge hereingewachsen, und ihre klugen Augen konnten so jung und so lebendig sprühen.

Sylvia überkam es wie Neid. „Du bist klug," sagte sie, „du tafelst aber auch an allen Tischen."

„Ja," lachte Ellen, „aber es ist nun mal so! Ein gewisses Maß von Unannehmlichkeiten hat eben jeder Mensch auf Erden durchzukosten. Bei mir fielen sie wesentlich in die Jugendzeit. Du ahnst aber auch nicht, was ich damals alles an Prometheusqualen geduldet habe! Seitdem ging es immer bergauf, erst mit der Arbeit, nun noch mit dem persönlichen Glück. Weißt du, ich tauschte mit niemand auf der Welt! Aber hier ist leider die Potsdamerbrücke und meine Pferdebahn. Da kommt sie schon, die rotäugige. — Sylvia, es war so schön, dir zu begegnen, dies Stück Großstadtstraße mal zusammen zu wandern. Und ich danke dir dafür! Du bleibst doch unter allen weiblichen Wesen, die mir vorgekommen sind, immer das anziehendste, wenn du auch zehnmal ein wenig halb bist. Und wenn du mich mal brauchen kannst, Sylvia — ich weiß ja, nach Jena wirst du wohl nicht kommen mögen — aber sonst . . . wenn ich dir mal irgendwie irgendwas sein könnte —"

Die „Rote" hielt. Ellen sprang schnell wie ein abgeschossener Pfeil in den klappernden Kasten. Sie grüßte und winkte noch, und dann war sie hinter den gefrorenen Glasscheiben verschwunden, und Sylvia stand allein, flockenumwirbelt, auf der Potsdamer Brücke.

Wer ihr damals in Gnesen gesagt hätte, daß sie noch einmal Ellen Schmidt beneiden würde! Und Neid war es, was sie empfand, so sehr sie Ellen alles Gute gönnte. Der Neid der Halben auf die Ganzen.

*

Digitized by Google

Am Palmsonntag wurde Erika Rothenfels konfirmiert. Sylvia hatte die feste Absicht gehabt, nach Weimar zu fahren, aber plötzlich erschienen Carlos und seine Gattin als verfrühte Ostergäste, und so machte Rothenfels die Zeremonie allein „auf Retourbillet" ab.

„Lieber zehn Manöver als so was!" sagte er zu Sylvia, als er wiederkam, „ich so mit dem Gesangbuch in der Hand — und dann die andern Konfirmationseltern mit Tränen in den Augen — und die Werdenfels in schwarzem Rips mit noch weicherer Miene als sonst — und die ganze Begräbnisstimmung dazu! Donnerwetter ja! Vaterpflichten müssen ja sein, aber leicht werden mir die meinen wahrhaftig nicht gemacht! Und wenn das gute Wurm nur ein bißchen anmutiger sein wollte! En canaille hat sie mich wieder behandelt, einfach von oben herab, obwohl sie nur halb so groß ist wie ich. Kinder erziehe wer mag! Ich find' es eine Sisyphusarbeit . . . Und die Kleine gerade so — macht die Aelteste einfach nach! Ich habe nur eine Hoffnung: tanzen muß die Erika! Am Ende, wenn sie Blut leckt, daß dann diese steifleinene Bockigkeit vergeht. Und nur baldmöglichst jemand suchen, der die weitere Verantwortung für sie übernimmt, denn so auf mehrere Jahre mit der Erika als ausgehender Tochter behaftet — das kann ich dir ja gar nicht zumuten, Sylvia."

„Warum nicht?" sagte sie, „es wäre doch nur meine Pflicht. Mir würde es ganz recht sein, bei meinem Leben als Vergnügungsvogel auch einmal eine Pflicht zu haben."

Er lachte. „Du bist rührend gut, aber weißt du, deine Hauptpflicht bleibt doch immer die, mir zu gefallen. Mehr Pflichten sollst du gar nicht haben. Ach Gott, Sylvia, wie hübsch ist es doch, wenn jemand so hübsch ist wie du! Früher, da war's mir so oft ein ordentlicher Schmerz, wenn auf Bällen oder sonstwo jemand meiner Frau vorgestellt werden wollte, und ich ihm ansah, daß er irgend was besonders Effektvolles erwartete, so 'ne glänzende Salonbeauté, und dann diese verwunderten Gesichter, wenn ich die Kerle zu meiner Frau schleppte — und die Augen von ihnen, in denen geschrieben stand — ‚so — so — na ja!' Siehst du, verteufelt war das manchmal — und nun mit dir, wo alle immer baff sind! Ach, liebste Sylvia, ich bin ja so froh, wieder bei dir zu sein! Sieh mal, ich habe fast schlechtes Gewissen, daß ich dir die Gören anhänge, aber es geht nicht anders. Ostersonnabend kommen sie für acht Tage angerückt. Die Werdenfels schien es für absolut selbstredend zu halten. Weißt du was? Wir wollen mal tanzen lassen in der Zeit und versuchen, ob das bei Erika nicht doch verfängt — ordentlich Leutnants aufbieten dazu. Hol doch gleich mal die Listen, Carlos kann mit aussuchen. Dem macht's ja auch Spaß."

Es wurden sehr geräuschvolle Festtage.

Zwei alte Kameraden aus Rothenfels' erster Garnison kamen zu Besuch; Carlos und Alack zogen die ganze Zeit hinter Sylvia her — und in der gegenüberliegenden Hälfte der Etage, die Rothenfels' ebenfalls gemietet hatten, hausten die beiden kleinen Mädchen, die im Geläute des Ostersonnabends angekommen, vom Vater abgeholt und nun in den entferntesten Zimmern deponiert waren, die alle andern ziemlich störten, aber doch immer pflichtschuldigst mitgeschleppt wurden, wenn der Vater Berlin „zeigte".

Sylvia blieb während dieser Exkursionen meist zu Hause, ruhte sich aus, besprach die Mahlzeiten mit dem cordon bleu und traf Vorbereitungen für den Tanzabend.

Sie war so unlustig zu allem. Dabei fiel ihr noch ein besonderer Umstand auf die Stimmung. Sie, die so wenig um die Gunst der Menschen tat, der diese immer wie etwas Leichterworbenes in den Schoß fiel, sie empfand ein physisches Mißbehagen wegen der unverhohlenen Abneigung, mit der Rothenfels' Töchter ihr begegneten. Es war etwas so Feindseliges in den Blicken der eigensinnigen Erika, etwas so Abweisendes in der Art der bläßlichen zwölfjährigen Ilse, die kaum ein Wort sprach und sich meist an die Hand der Aelteren klammerte.

Das war zwar immer ähnlich gewesen, aber diesmal schlimmer als je. Das Erwachsensein schien Erikas feindliche Gefühle zu verstärken.

Sylvia wich den Kindern möglichst aus. Ja, wenn man bei Tisch saß und Sylvia mit dem nachsichtigen Lächeln der wohlerzogenen Hausfrau den oft nicht ganz geschmackvollen Scherzen der berlinbegeisterten Provinzkameraden lauschte und dann zufällig ans Ende der Tafel sah, wo Carlos und Alack zuweilen den „kleinen Affen", wie der Vater sie liebevoll nannte, einen Unterhaltungsbrosamen zuwarfen, dann merkte sie deutlich, wie kritisch die kalten grauen Augen der ältesten Rothenfels auf ihr ruhten — unerbittlich mißbilligend, wie nur sehr junge Menschen zu blicken vermögen.

Sylvia war nahe daran, sich bei Rothenfels zu beklagen. Sie schwieg nur, weil sie Szenen haßte und weil noch ein andres Gefühl in ihr war: etwas wie schlechtes Gewissen, weil sie diesen Kindern, die zwar gar keine Liebe von ihr wollten, nicht doch etwas Liebe aufgezwungen oder nachgeworfen hatte. Aber trug sie die Schuld? Ließ ihr denn das gesellige Leben mit all seinen Ansprüchen Zeit dazu, und verfügte sie nicht ohnehin nur über ein geringes Quantum physischer Kräfte, das knapp ausreichte, die häuslichen Pflichten zu erfüllen?

Ihre Lilienzartheit war ja einer ihrer Hauptreize.

Der Abend des Hausballs kam. Rothenfels hatte Erikas Toilette besorgt, mit vollen Händen Geld dafür ausgegeben. „Wenn einer was aus

Digitized by Google

dem Wurm machen kann, ist's Petrus Unter den Linden," hatte er gesagt. Leicht war aber die Aufgabe für Petrus nicht gewesen. Erika stak bei den Anproben mit einem verzweifelten Duldergesicht in Spitzen und Blumen.

Jetzt nestelte Sylvias Jungfer bereits seit einer halben Stunde an dem jungen Mädchen herum.

Sylvia war mit ihrer Toilette fertig. Sie ging über den hellerleuchteten Korridor in die andre Etage hinüber, um ihren Ballmutterpflichten zu genügen. Da klang ihr Rothenfels' scheltende Stimme entgegen und Erikas hartes Organ dazwischen, wie zwei scharfe Klingen, die gegeneinander fahren.

„Hol der Teufel die Launen!" rief Rothenfels. „Erst trommelt man den ganzen Ball für dich zusammen, und nun willst du nicht —"

„Für mich?" spottete die scharfe Stimme, „ich lege wenig Wert darauf, zwei Wochen nach meiner Einsegnung schon aufs Parkett geschleppt zu werden."

Sylvia öffnete die Tür. Das hübsche Zimmer mit den lichten Vorhängen und der strahlenden Gaskrone sah so seltsam aus. In der Mitte stand das junge Mädchen, zornig, mit schlaff herabhängenden Armen, vor ihr der Vater in vollem Waffenschmuck, beide Hände auf den Säbel gestemmt, die Jungfer scheu beiseite sehend, als wolle sie die Taubheit auf beiden Ohren markieren — und abseits in die Chaiselongue hineingedrückt, zwischen Chiffons und Seidenschals, die kleine Ilse, die mit großen, verängstigten Augen dem Streite zuhörte, der da aus der Welt der Erwachsenen in ihre Kindersphäre drang.

„Und ich sage dir: du kommst augenblicklich mit herüber!" rief Rothenfels. „Soll deine gesellschaftliche Laufbahn gleich mit einer Blamage beginnen?"

„Warum nicht?" versetzte Erika bitter, „dann fängt sie vermutlich nur an, wie sie enden wird, denn Blamagen werden für mich wohl immer die einzigen Balltrophäen sein."

Rothenfels wetterte vor sich hin. „Gott sei Dank, daß du kommst," sagte er zu Sylvia. „Jetzt versuch du, ihr den Kopf zurechtzurücken. Vielleicht hast du mehr Glück dabei, ich hab' mein Pulver verschossen."

Und er verschwand säbelrasselnd. Sylvia sah sich ruhig um. „Gehen Sie jetzt," befahl sie der Jungfer, „es könnten Gäste kommen!" Erika blieb unbeweglich, herben Trotz in den Mienen.

Sie waren allein. Sylvia stand vor der Stieftochter, stumm, sie wußte nicht recht, was sie sagen sollte, wie anfangen? Sie sah überlegend zur Seite, da fiel ihr Blick in den großen Stehspiegel, und plötzlich schämte sie sich ihrer eignen Schönheit, diesem jungen Stiefkinde der Grazien gegenüber.

Erika folgte ihrem Blick und lachte ironisch.

„Ja, wenn man so aussieht wie du, dann hat es Sinn, auf Bälle zu gehn!" sagte sie. „Dann ist man entsprechend ausgerüstet für das Vanity fair! Besser als du kann man dafür ja gar nicht assortiert sein!"

Plötzlich begriff Sylvia. Ellen Schmidt fiel ihr ein — ihre Tanzerfahrungen in Gnesen . . .

„Willst du darum nicht tanzen," fragte sie, „weil du dir nicht hübsch genug erscheinst? Wer weiß, vielleicht gefällst du andern besser als dir selbst —"

„Gefall' ich dir etwa?" fragte Erika schneidend.

„Du hast dir nie die Mühe gegeben, mir zu gefallen," sagte Sylvia.

„Weil das von vornherein vergeblich gewesen wäre — wir passen nicht zueinander."

„Willst du mit deinen sechzehn Jahren schon wissen, zu wem du paßt?" fragte Sylvia sanft.

„Allerdings, denn ich bin ein fertiger Mensch. Ich habe mich in absoluter Einsamkeit selbst erzogen. Ich bin keine Puppe, wie — wie andre Leute . . ."

„Wie deine Stiefmutter, willst du sagen?" ergänzte Sylvia. „Wenigstens bist du offenherzig!"

„Ja — und darauf bin ich stolz!"

Sylvia fühlte ihre Geduld langsam schwinden. Jetzt entschuldigte sie Rothenfels' Zorn, der ihr vorhin übertrieben schien. Sie ging im Zimmer auf und ab.

„Lassen wir doch meine Person aus dem Spiel!" sagte sie dann möglichst gefaßt. „Unten rollen schon die Wagen. Es handelt sich augenblicklich nur um den Wunsch deines Vaters. Ich hoffe, du kommst mit herüber. Wenn du ein ‚fertiger Mensch' bist, kann dir dies bißchen Selbstüberwindung doch nicht so schwer werden."

„Ich habe mich ja auch überwinden wollen!" rief sie heftig, „aber als er kam, als ich ihm ansah, wie grauenhaft er mich fand — dies enttäuschte Gesicht! Diese Beileidsmiene! Ach natürlich . . . ich sehe ja meiner Mutter ähnlich — zum Verwechseln . . . das ist's ja!" Und plötzlich zuckten die mageren Schultern zusammen, das Mädchen stürzte sich in den nächsten Sessel und begann herzbrechend zu schluchzen.

Da fühlte Sylvia Boden unter den Füßen. Mitleid überkam sie, grenzenloses Mitleid. Sie kniete neben Erika hin, sie dachte nicht an ihre frischen Spitzen; ihre weichen, weißen Arme schlang sie um das weinende Kind, zog Erikas Kopf an sich und streichelte ihr leise und zärtlich über das Haar.

„Weine doch nicht so!" sagte sie. „Wenn ich nur gewußt hätte, daß der Ball dir so gräßlich ist, ich hätte es nie gelitten, aber du hast mir ja kein Wort gesagt."

Erika blickte auf. Sie sah Sylvia neben sich knien. Sie hatte Sylvia kränken wollen mit jedem

Digitized by Google

harten Wort, das sie sprach, nun starrte sie ihr verwundert in das freundliche, mitleidsvolle Angesicht.

Sylvia streichelte ihre nassen Backen. „Ganz feucht!" sagte sie lächelnd. „Das sind die sechzehnjährigen Tränen des ‚fertigen Menschen', die so rapide zu fließen vermögen," und sie trocknete mit ihrem Taschentuch das arme Gesicht.

Da erhob sich Erika mit raschem Entschluß. „Ich will dir übrigens doch zeigen, daß ich mit der ‚Fertigkeit' nicht ganz phantasiert habe!" sagte sie energisch. „Ich will mir nur eben die Augen waschen, dann komme ich mit."

Sylvia erhob sich. Da sah sie die gespannten Blicke der kleinen Ilse auf sich gerichtet, die wie gebannt an ihr hingen.

Sie ging zur Chaiselongue und sah ganz unsicher auf das kleine, schlanke Wesen nieder.

„Und hier sitzt jemand, den wir beinah vergessen haben, und hört Dinge reden, die gar nicht für seinen Horizont sind — wir waren wahrlich nicht sehr pädagogisch," sagte sie halb für sich, halb für Erika.

„Ilse ist gewohnt, daß sie für älter genommen wird als ihre Jahre — sie ist ja meine einzige Vertraute. Klammere dich übrigens nicht so an, Ilse! Du weißt, daß du nicht zudringlich sein sollst."

Ilse ließ sofort Sylvias Arm los, den ihre Hände streichelnd umfaßt hatten, und sank wie auf Kommando in eine gleichgültige Stellung. Sylvia biß sich auf die Lippen. Wie viel Talent diese Erika hatte, zu verletzen!

„Aber Blumen und Kuchen wird man dir wohl schicken dürfen, damit du auch etwas vom Ball hast, und wenn du Tanzmusik gern hörst, warte nur, ich komme inzwischen einmal und besuche dich, und die Berta soll sich zu dir setzen, damit du nicht allein bist —"

Draußen rasselte es. „Um's Himmels willen, Sylvia!" rief Rothenfels in den Korridor. „Goltzens sind schon da — es ist rein zum Dollwerden!"

„Wir kommen schon!" sagte Erika eifig.

Sie schritt tapfer zur Tür. Rothenfels' Miene erheiterte sich. Was seine Sylvia doch alles fertig brachte! Er zerschmolz in Bewunderung. Seine Laune war sofort wiederhergestellt, die Angst wegen „Goltzens" sofort gewichen.

Erika war natürlich der Gegenstand allgemeinsten Interesses. Man mußte sie allerdings regelrecht unschön nennen, aber sie hatte wenigstens ganz hübsche Nebenzutaten: feine Haut, volles braunes Haar und sehr „anständige" Hände und Füße, wie Rothenfels mit Zufriedenheit konstatierte — die Arme den sechzehn Jahren entsprechend unendlich knochig und lang. Viele fanden es Unsinn von den Eltern, ein so unausgebackenes Brot so unnötig früh herauszubringen. „Der nutzt nicht mal Petrus!" sagte eine Dame vom Regiment, die mit Kennerblick die Herkunft des wundervollen Kleides enträtselte, in das man das arme Parkettopfer gezwängt hatte.

Andre hielten es für einen rührenden Beweis von blindem Vaterstolz, daß Rothenfels die Tochter so bald produzierte. Die Leutnants sahen die Vorgesetztentochter in ihr und umkreisten sie diensteifrig. Der Fall wurde ihnen auch dadurch erleichtert, daß Erika recht passabel tanzte — darauf hatte die Werdenfels gehalten. Das Leutnantsurteil klang dahin zusammen: „sie kann sich noch herausmausern!" Dabei empfanden die meisten eine gewisse Ehrfurcht vor dem großen, gleich fälligen Kapital, das dies Mädchen repräsentierte. Sie war in der Unterhaltung unliebenswürdig und schnöde; aber ein junger frauenkundiger Fähnrich motivierte diesen Umstand mit der tröstlichen Behauptung: „Das ist meistens so — je jünger sie sind, um so frecher." Das richtete die Gekränkten wieder auf.

Nur einen behandelte Erika besser als die andern: Alack. Nur aus dem Grunde, weil sie ihn kannte, tat sie das, nur weil sein Gesicht sie vertrauter anmutete als all die andern jungen Gesichter über bunten Kragen, in die Habys berühmte Linie eine Art stereotyper Aehnlichkeit brachte. Aber Alack faßte Erikas plötzliche Gunst anders auf. Mit einem Male während der Walzertakte kam ihm eine Idee — jene Idee, der so mancher jugendliche Idealismus zum Opfer gefallen ist, — das erste heiße Verlangen nach Selbständigkeit, Sorglosigkeit, Mammon . . .

Im zweiten Teil des Abends machte er Erika bereits auffallend den Hof. Und zwei Menschen durchschauten die Sachlage: Rothenfels, der dazu lachte — ‚Warum nicht?' dachte er, — und Sylvia.

Sylvia ließ Erika den ganzen Abend nicht aus den Augen. Seit sie das Mädchen so herzbrechend schluchzen gehört, war es, als sei eine Brücke zwischen ihr und Erika geschlagen. Jugendtränen! Ach ja, das hatte sie auch gekannt! Und ihr fiel mit einem Male ein, daß sie die ersten um Carlos geweint hatte.

Dort stand Carlos, ziemlich dick geworden, am Pfeiler des Eßsaals und aß Kaviarbrötchen. Er hielt es mit den materiellen Freuden des Daseins . . . wie lange das her war — jener Probepfeil!

Sie sah wieder zu Erika hin. Ihr war, als gewöhne sie sich bereits an die charakteristische Häßlichkeit dieses Mädchens. Das Kluge ihrer Augen fiel ihr auf, das durchdringend Kluge. Woher Erika das nur hatte? Von Rothenfels' Minnesängerblick nicht — und von der apathischen Mutter auch nicht.

Ob sie sich wohl amüsierte? Oder tanzte sie mit Todesverachtung? Warum stand Alack so viel neben ihr? Und mit einem Schlage merkte Sylvia, was in Alack vorging. Sie las es mit Sicherheit aus seinen geröteten Zügen, aus dem etwas

Digitized by Google

faden Lächeln, das er jungen Mädchen gegenüber, interessante Blasiertheit andeutend, zur Schau trug: den Lebenshunger, der immer größer wurde, je länger er in Berlin war, dies Saltomortale über Ideale hinweg, wie Carlos es gemacht hatte und Rothenfels in seiner ersten Ehe — in die Existenz nur von Mammons Gnaden und ohne Wahn.

Und war denn nicht das bißchen Wahn das beste am Heiraten — der schöne Wahn, den sie selber zweimal empfunden hatte, das erste Mal aus Gedankenlosigkeit, dann mit bewußtem Genuß — jener Wahn, der immer verflog, weil er eben nur ein Wahn war, aber der doch etwas so Gutes gewesen, etwas, an das man sich noch erinnernd halten konnte —? Und sie fühlte einen Widerwillen gegen Alack und eine Empörung, daß man dies reizlose Mädchen mit seiner Million da so vorzeitig auf den Markt brachte, sie für etwaige Bewerber hinstellte, um sie möglichst bald aus Bequemlichkeit loszuschlagen!

Am liebsten hätte sie Erika fortgeführt, aus diesem Wirrwarr heraus, sie mit ihren Armen beschirmt vor den Blicken der Kritik und Neugier, die sie umkreisten — es erschien ihr wie Menschenhandel, was man da trieb. Sie mochte den Saal nicht mehr sehen und ging zu Ilse hinüber, in das stille Zimmer jenseits des Korridors. Die Musik klang gedämpfter — das tat ihr wohl.

Die Jungfer saß gelangweilt neben dem Bett, in dem das kleine Mädchen fest schlafend lag, ein paar Blumen auf der Decke, die ihre zarten, durchsichtigen Hände zärtlich umspannt hielten.

„Sie dachte immer, gnädige Frau kämen," sagte die Jungfer.

Sie sah so kindlich aus im Schlaf. Sylvia bereute, daß sie das Kind hatte warten lassen. Noch im Traume schien es weiter zu warten, die halbgeöffneten Lippen schienen etwas zu fragen. Vielleicht wartete dieses Kind überhaupt seit lange auf etwas . . . auf etwas Glück.

Ob es am rechten Platze war in der düsteren Pension neben der „fertigen" Schwester, die es als Vertraute nahm? Aber freilich! Wer war denn am rechten Platz in der Welt? Sie etwa? Seit der Mondnacht von Karnak wußte sie, daß sie zum zweitenmal auf einem falschen Posten stand. Ach! es war alles so zerrissen in ihr! Und mit unruhigem Gefühl schlich sie davon, in den Lärm zurück.

„Alle Wetter!" flüsterte Rothenfels ihr zu, der schon ungeduldig nach ihr ausgeschaut hatte, „Alack fängt wahrhaftig Feuer bei dem kleinen Balg. Na, was sagst du dazu? Das könnte amüsante Verwandtschaftsverhältnisse geben, du als deines Bruders Schwiegermutter, und ich als dein Schwipp-Schwiegervater! Originell, nicht?"

Sie schwieg. Es gab Augenblicke, in denen ein heftiger Groll auf Rothenfels sie erfassen konnte, dies war solch ein Moment.

Sobald die ersten Gäste gingen, war auch Erika unter dem Vorwand starker Kopfschmerzen verschwunden. Als Sylvia sie suchte, war die Tür verschlossen, und ihre Fragen blieben ohne Antwort. Sie mußte noch einmal in den Lärm zurück.

Bei Rothenfels war es stets so behaglich, daß der größte Teil der Gäste nicht vor Morgengrauen nach Hause fand — das war des Hausherrn Stolz.

Wenn die Exzellenzen fortgerauscht oder fortgeklirrt waren, wurde es erst recht gemütlich. Dann kam noch einmal frischer Mokka, Berge von Sandwiches, und Rothenfels ging auf flehentliches Bitten ans Klavier und sang. Es war für die Unterwohner ein harter Fall, solch ein Rothenfelssches Zauberfest!

Sylvia konnte nicht mehr vor Müdigkeit. Sie ging trotz der noch vorhandenen Gäste allein in ihr kleines Boudoir und setzte sich still in die Ecke, den Kopf in die Hand gestützt. Erikas Schicksal ging ihr durch den Kopf. Durfte sie diesen Handel dulden, da sie doch so vieles wußte und sah, was Rothenfels entging? Der weibliche Korpsgeist erwachte in ihr, der sie diese Dinge so anders auffassen ließ, als er es tat — aber vor etwas schauderte ihr: vor großen Auseinandersetzungen und vor Unfrieden im Haus. Und Erika konnte ja wie eine Eris dastehen und Rothenfels so exerzierplatzmäßig heftig werden!

Da trat Alack ein und unterbrach ihre grübelnden Gedanken. „So, hier bist du?" sagte er. „Du hast dich ja so versteckt — komm doch mit. Es ist mal wieder so urbehaglich. Alle Damen rauchen — selbst das Stiftsfräulein schaukelt eine Zigarette im Mund. Komm doch, er ist so famos bei Stimme."

Da klang es mit einem Male dröhnend durch die ganze Flucht der hohen Vorderzimmer: „Im Arm seine zitternde Liebe —"

Die Töne taten Sylvia physisch weh, nervös und abgehetzt wie sie war. Sie sprang auf und hielt sich beide Hände vor die Ohren. „Alack! Ich halt's nicht mehr aus! Diese ewige ‚zitternde Liebe'!"

„Sylvia!" rief Alack tief erschreckt und starrte sie voll Entsetzen an. „Was in aller Welt fällt dir ein!"

„Diese gräßliche Trivialität, die darin liegt!" fuhr Sylvia fort. „Immer dasselbe — in allen Lagen — zu allen Stunden —"

Alack war dicht vor sie hingetreten. Er hatte seine Zigarette beiseite gelegt und sah der Schweste scharf ins Auge.

„Sylvia!" sagte er vorwurfsvoll, „fühlst du dich etwa schon wieder einmal ‚mal mariée'? Bist du wieder nicht glücklich?"

„Glücklich?! Wer ist denn überhaupt glücklich? Ihr seid glücklich, wenn ihr Geld genug

Digitized by Google

habt und Vergnügen genug! Ich aber such's wo anders — und es ist eben immer wie in dem fatalen Liede: ‚Dort, wo du nicht bist —'"

„Sylvia, du ahnst gar nicht, wie bodenlos undankbar du sprichst!"

Sie sank in den Stuhl. „Laß mich in Ruh!" wehrte sie ab. „Wir verstehen uns ja doch nicht mehr."

„Hier hört allerdings mein Verständnis auf!" versetzte Alack schroff. „Wenn du jetzt nicht glücklich sein willst, wo du den besten Mann von der Welt hast und alles Ia — dann verdienst du's eben nicht anders! Dann liegt's in dir! Dann hast du eben zur Ehe kein Talent. Siehst du, das erste Mal, da war's ein Mißgriff, da konnte dir's niemand verdenken, wenn du ausbrachst! Jetzt aber liegt's anders. Besinne dich doch, Sylvia! Denke doch dran, wie du damals nach Oppeln kamst, was warst du denn? Gesellschaftlich total drunter durch — machen wir uns doch nichts vor —, eine entgleiste Existenz! Alle Wetter, was habe ich damals drunter gelitten! Und dann kam dies enorme Glück, und mit einem Male war alles in Ordnung und besser als jemals! Er hat dich aus der obskuren Tiefe emporgezogen, er hat dir all das gegeben, worum Hunderte dich beneiden. Und du, du mäkelst an ihm, du ziehst über sein Singen her, du redest von Unglück ... verzeih, Sylvia, wenn mich das aufbringt; aber diesmal kann ich dir in deinen Privatgefühlen unmöglich folgen!"

Er riß an seinem Kragen. Er schlug mit seinem seidenen Taschentuch um sich, er schlug auf die Palmenblätter neben ihm, er war tief empört.

Sylvia hatte seine Philippika ruhig angehört. Im Grunde tat es ihr wohl, einmal aufgerüttelt, auf einen andern Standpunkt gezogen zu werden. „Du mißverstehst mich," sagte sie kurz.

„Verstehen — natürlich! Immer das Wort! Du willst wohl auch eine Unverstandene werden? Allerdings, das muß auch ein angenehmer Zeitvertreib sein für Frauen, die sonst alle Annehmlichkeiten des Lebens haben, allen Komfort und allen Luxus. Verzeih, Sylvia, wenn ich mir das zu sagen erlaube: die Berliner Jahre haben dich enorm verändert. Ich weiß nicht, es ist was herunter von dir — der gewisse Schmelz, der dich so reizend machte."

Sie blickte zu ihm auf. Von seinem kriegsakademischen Kothurn sah er so lebenserfahren auf sie herab, halb Vorwurf, halb Mitleid im Blick. „Alack," sagte sie ruhig, „der ‚gewisse Schmelz'? Pardon, den hast auch du nicht mehr! Man ändert sich eben, wenn man älter wird. Und streiten hat keinen Sinn, wenn jede Seite sich doch im Recht glaubt."

„Ich habe mich keineswegs verändert," entgegnete er, „ich ging als fertiger Charakter von Oppeln weg."

Sie mußte lächeln — dasselbe Schlagwort wie bei Erika! Es tat ihr wohl, daß das Gespräch von ihr abgelenkt war.

„Ach, Alack, ein fertiger Charakter! Denk doch an die Postmeisterstochter in Vossowska! Was für schöne Dinge hast du vor einem Jahr gefabelt! Liebesheirat mit allen Opfern — und eine alte Großmutter war da auch noch, die du mit erhalten wolltest. Und Verse hast du gemacht und den unpraktischen Traum geträumt, den alle jungen Menschen einmal träumen. Das war noch eine Sache mit gewissem Schmelz! Und jetzt? Ein halbes Jahr lang bist du in Berlin. Denkst du denn überhaupt noch an Vossowska?"

„Laß doch die alten Geschichten, Sylvia, das wäre ja Wahnsinn gewesen! Das war ein Kleinstadtfieber, wie man's eben im Provinzleben kriegt. Ich habe über diese Dinge eine Autorität gefragt, die mich voll überzeugt hat."

„Ich weiß, mein Mann hat's dir ausgeredet, trotzdem du als fertige Persönlichkeit herkamst. Und ich weiß auch sehr wohl, was ihr beide nun in Aussicht genommen habt: eine reiche Heirat! Alack, mit dem ‚gewissen Schmelz' wird es dann auch wohl bei dir endgültig vorbei sein! Also mache mir keine Vorwürfe um so etwas, vielleicht liegt's in unsrer Familie, daß wir keine Ideale konservieren können, so wie's in andern Familien liegt, früh graue Haare zu bekommen."

Sie nahm ihre Boa um, denn sie fröstelte. „Uebrigens," fügte sie hinzu, „wenn du durchaus ums goldene Kalb tanzen willst, Alack, so sieh dich anderwärts um. Eins weiß ich: mein Schwiegersohn wirst du nicht!"

Er zuckte die Achseln. „Was du dir einbildest, Sylvia! Du bist doch ein rechtes Frauenzimmer, die gehen immer alle möglichst schnell von der Defensive zur Offensive über! Mit einer Standrede für dich fing ich an, und nun hast du mir die Leviten gelesen."

„Alack!" Und sie legte ihm die Hand freundlich auf die Schulter. „Wir konnten's heut abend beide brauchen, mir wenigstens hat's gut getan, und so wären wir denn quitt."

Sie gingen zu den Gästen zurück. Sylvia fühlte sehr gut, daß fortan ihr Verhältnis zu Alack ein andres war, daß sie den „kleinen Bruder" endgültig verloren hatte. Er entglitt ihrer Hand, glitt auf die andre Seite hinüber, auf der sie nicht stehen konnte und wollte. Ihr Leben wurde also immer leerer, sie stand immer vereinsamter da, inmitten des lauten Treibens, das sie umbrauste!

Und kein Ersatz?!

Rothenfels war in heiterster Laune. Er, der bei der Robustheit seiner Natur kaum fünf Stunden Schlaf nötig hatte, genoß es jedesmal besonders, in einen aufdämmernden Morgen hineinzuplaudern und hineinzuzechen. Er verabredete für den

Digitized by Google

Vormittag ein Rendezvous im Residenztheater, zu einer vielbesprochenen Matinee, bei der eine sehr berühmte Schauspielerin in mehreren Ibsen-Akten auftreten sollte — nachher Lunch im Bristol —, alles Versuche, um den Sonntag, den langweiligsten Tag Berlins, leidlich hinzubringen.

Sylvia hatte gar keine Lust, aber sie wußte: mitkommen mußte sie doch. —

Es war ein frühlingswarmer Regenmorgen. Rothenfels hatte Erika ins Theater mitnehmen wollen, diese aber erklärt, da sie erst knapp zwei Wochen konfirmiert sei, danke sie für Ibsen. Die Mädchen hatten Kopfweh vorgeschützt und auf ihrem Zimmer gefrühstückt. Sylvia hatte zweimal vergeblich angeklopft.

Als sie in dem offenen Landauer mit Rothenfels zum Theater rollte, sie mit dem schweren Herzen, er mit dem leichten Sinn, betrachtete sie ihn öfters von der Seite. Im vollen Tageslicht sah er eigentlich am besten aus, so kraftvoll, so jung und frisch, dazu das strahlende Liebenswürdigkeitslächeln, für das er berühmt war. Er merkte nie, wenn Sylvia sich verstimmt fühlte; sie mußte es auf eigne Hand sein, so als Privatsache, und dieser Umstand hatte zur Folge, daß sie sich oft etwas lächerlich mit ihren Grübeleien vorkam, die so gar keinen Widerhall fanden. Er sah eben die Dinge so, wie er sie haben wollte.

„Ich fühl' mich so riesig frisch," sagte er und zog die Schultern in die Höhe. „Am Ende ist's wirklich wahr, daß Aerger gesund ist, danach müßte das Zusammensein mit Erika immer wie eine Badekur auf mich wirken. Nein, was hat mich das Wurm gestern wütend gemacht! Und dann die Kleine, die immer so grundsätzlich mitbockt. Die beiden sehen aus, wie es auf den Theaterzetteln von Fiesko heißt: ‚Zibo, Zenturione — Mißvergnügte'. Ach, wenn ich dich gestern nicht gehabt hätte — ich glaube wirklich, der freche Balg hätte sich eingeschlossen —, sie ist von einem Eigensinn! Na, von mir hat sie den auch nicht geerbt!"

Er lachte und ging dann von seinen Vatergefühlen auf andre Dinge über, auf die neue Lachssauce des cordon bleu, die solches Furore gemacht hatte, und auf das phantastische Paillettenkleid einer Regimentsdame.

Und nun saßen sie im Theater, die Bekannten von gestern abend ringsum, die eleganten Offiziere und interessanten Frauen, die sich gegenseitig den Hof machten und ab und zu die schöne und geistvolle Mimin da unten lorgnettierten, die einen Akt aus der „Frau vom Meere" tragierte.

Rothenfels, der die Künstlerin aus Baden-Baden kannte, war mit Alack in eine Seitenloge gegangen, um sich in der nächsten Pause von dort aus hinter die Kulissen zu begeben.

Sylvia hatte anfangs gar nicht zugehört, kaum auf die Bühne gesehen. Da fiel ihr plötzlich eine Parallele auf zwischen ihr und der Frau da unten. Die „Frau vom Meere" hatte auch Stieftöchter, die auch „bockig" waren, wie Rothenfels es nannte. Und mit einem Male war es ihr, als würde sie da unten gespielt, als ginge ihr eignes Schicksal dort über die Bretter.

Die Künstlerin mit den feinen, durchgeistigten Zügen wandte den Kopf zur Seite und leise, mit der Verhaltenheit, für die ihr Organ berühmt war, sagte sie die Worte vor sich hin:

„Sollte hier nicht für mich eine Aufgabe liegen?"

Und Sylvia fühlte es wie eine plötzliche Erleuchtung. Die Worte rüttelten sie so seltsam auf. Ihr war, als wären sie für sie allein gesprochen.

„Sollte hier nicht für mich eine Aufgabe liegen?" Und sie schloß die Augen und sah die beiden Stiefkinder vor sich, die allein in der einsamen Wohnung zurückgeblieben waren, die scheuen, trotzigen Mädchen, die alle Menschen so ungeduldig machten, die keiner liebte und die keinen wiederliebten.

‚Lieben? Ja, wenn darin nun meine Aufgabe läge, es mit Liebe zu versuchen?!' Und ihr fiel ein, daß sie und ihr Mann nicht vor dem späten Nachmittag nach Hause kommen würden, daß die Kinder ganz allein waren mit den Dienstboten — und daß doch Sonntag war — Feriensonntag! Und daß die Etage am Kurfürstendamm doch schließlich das „Elternhaus" für sie bedeutete! Und es kam ihr so schlecht vor, hier im Theater zu sitzen — und plötzlich, von einem raschen Entschluß getrieben, sprang sie auf und glitt auf den Korridor.

Niemand bemerkte sie, nur Carlos' Frau kam ihr nach. „Es ist so schlechte Luft," sagte Sylvia gepreßt, „ich habe Kopfweh — ich möchte eine Stunde nach Haus fahren —, komme dann nach Bristol, daß nur mein Mann nichts merkt! Ihr sollt euch ja nicht stören lassen! Ich werde schon ins Hotel rohrposten, falls mir nicht besser wird."

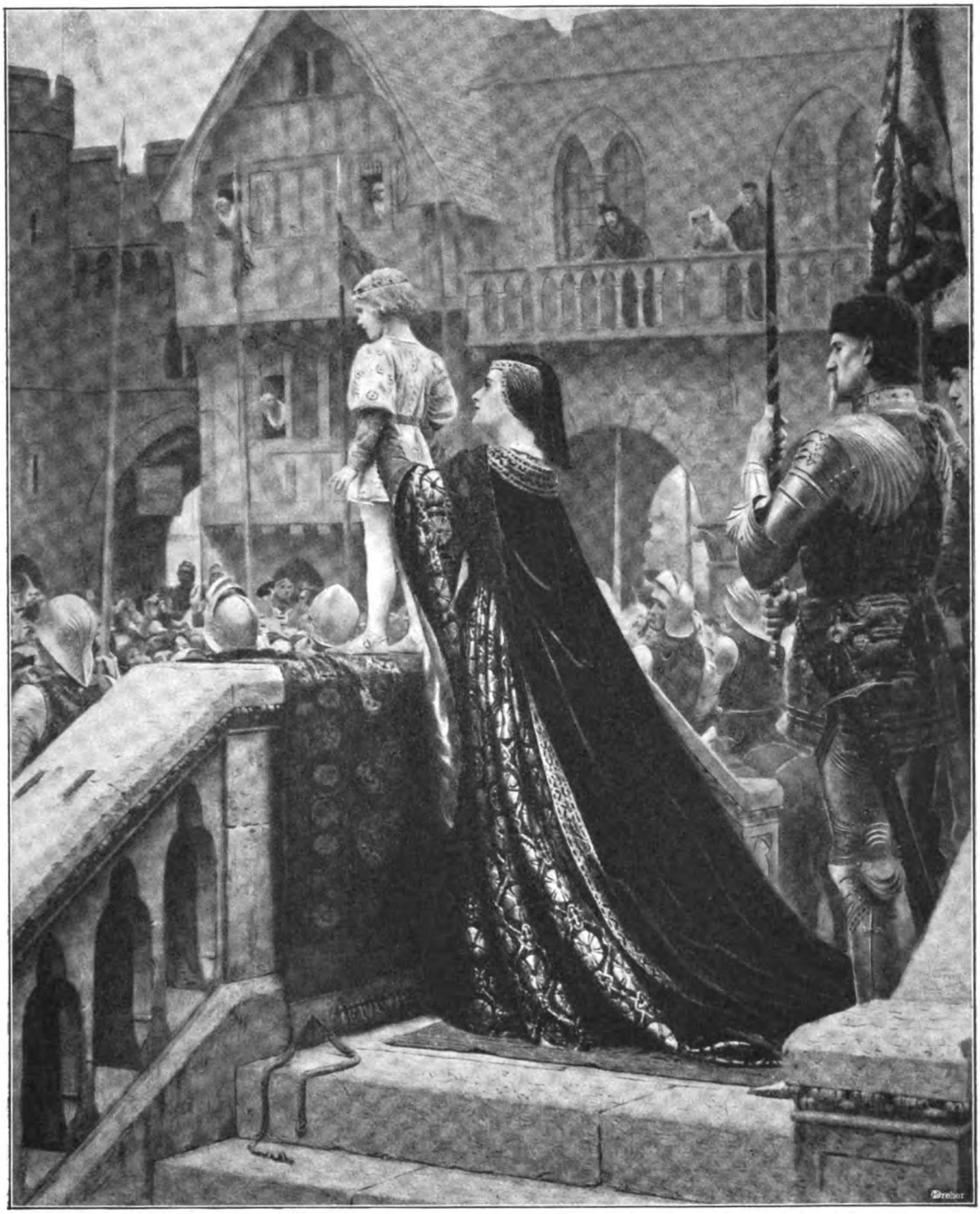
Die gutmütige Schwägerin wollte sie durchaus begleiten, aber Sylvia wehrte energisch ab, da gab die kleine Frau sofort nach, sie hatte enormen Respekt vor der Gattin eines aktiven Kommandeurs.

Sylvia fuhr nach Haus durch die weiche, feuchte Regenluft. Sie stürmte eilig die Treppen hinauf, sie fühlte sich mit einem Male so zugehörig zu diesen Kindern! Waren es doch Wesen, die jemand nötig hatten — endlich Menschen, die ihrer bedurften!

Als sie die Eßsaaltür öffnete, übersah sie mit einem Blick das ganze Unbehagen der Situation, wie es unvermeidlich in jenen Wohnungen herrscht, die nachts zuvor ein Ball durchtobt hat. Dazu unterstrich das grelle Tageslicht so unbarmherzig alle Unordnung.

Die Kinder waren mit Essen fertig. Ein zu

Digitized by Google



Vox populi

Nach dem Gemälde von E. Blair Leighton

Digitized by Google

langes Damasttischtuch von neuem Silberglanz, aber mit ein paar großen Weinflecken darauf, hing über den noch halb ausgezogenen Tisch. Der Diener hatte welke Blumen in die Mitte gestellt, Anemonen mit allzu weit geöffneten Kelchen, Orchideen, die geknickt an den Stangen hingen, armselige Blumenleichen in schlanken venetianischen Gläsern. Und die Weinreste in den Kristallkaraffen, die Teller von verschiedenem Service, die halbgeleerten Konfektschalen, alles stand so trist und öde da in der Mitte des großen Eßsaals, dessen Fensterteppiche noch halb aufgerollt waren.

Und ebenso trist und öde saßen die Kinder am Tisch, beide schräg auf dem Stuhl, mit müden, verdrießlichen Gesichtern. Die Kleine, den linken Arm um die Lehne geschlungen, zum Fenster hinausstarrend und mit Brotkrumen spielend — die Aeltere in einen schlanken, gelben Band vertieft, den Kopf lässig in die Hand gestützt —, so wie sie vielleicht schon lange saßen, weil sie zum Aufstehen zu unlustig waren.

Und so ging es ihnen im Elternhaus, diesen beiden ins Leben hineinverirrten Menschenkindern, an die stets Geld genug gewendet war — aber niemals Liebe.

Und ein Gefühl mitleidiger Zärtlichkeit stieg in Sylvia auf. Sie trat an den Tisch. Sie sah so erregt aus. Ihre Wangen glühten unter dem feinen Schleier. Die kleine Ilse fuhr bei den unerwarteten Schritten nervös zusammen, dann strahlte ein mattes Lächeln über ihr sonst so ausdrucksloses Gesicht hin. Sie empfand Sylvias Anblick unbewußt als etwas Schönes, wenn sie es auch der Schwester wegen nicht recht zu äußern wagte. Sie stand nur zaghaft auf und streckte der Kommenden etwas linkisch die beiden Aermchen entgegen.

„Ilse!" rief Erika und warf ihr Buch auf den Tisch. „Wie oft hab' ich dir's gesagt, du sollst andern Leuten nicht zur Last fallen," und Ilse zog scheu und gehorsam die Arme zurück.

Sylvia blickte Erika fest ins Auge.

„Du unterschätzest deine Schwester, wenn du von Zurlastfallen sprichst," sagte sie, „oder mich — vermutlich das letztere," und sie nahm Ilse in die Arme, zog sie zum nahen Diwan und auf ihren Schoß, den kleinen Flachskopf an sich pressend und ihre Hand auf Ilses Ohren legend, damit sie den Sturm nicht hören sollte, der heraufzuziehen begann. Und das kleine Mädchen lag an ihrer Schulter, müde und zufrieden, und schloß die Augen und fühlte sich seltsam wohl unter der Berührung der weichen Frauenhand.

Erika stand trotzig am Tisch. „Du bist ja in sehr liebenswürdiger Laune, Mama," sagte sie schnöde, „daß du bei allem, was du vorhast und bei all den Ansprüchen, die andre, wichtigere Personen an dich machen, noch Zeit findest, so im Vorübergehen — zwischen einem Theaterstück und einem Hoteldiner — auch uns noch in aller Eile beglücken zu wollen!"

„Dich nicht," entgegnete Sylvia, allen Spott absichtlich überhörend, „das liegt ja leider nicht in meiner Macht, aber was diese hier betrifft" — und sie preßte Ilse fester an sich —, „so bin ich wohl imstande dazu und werde mir das Recht auch von dir nicht nehmen lassen!"

„Diese Auffassung ist ja von ganz neuem Datum!" sagte Erika. „Bisher waren wir dir doch, glaub' ich, die gleichgültigsten Individuen auf Gottes Erdboden."

„Ich gebe mich durchaus nicht für vollkommen aus," versetzte Sylvia ganz ruhig, „vielleicht trifft mich viele Schuld, weil ich nicht eher versucht habe, euch, die ihr zwar nichts von mir wissen wolltet, meine Gefühle aufzuzwingen, aber willst du mir etwa verwehren, diese Schuld, wenn ich sie als solche erkenne, gutzumachen?"

„Ja," rief Erika heftig. „Das verwehre ich dir! Wir gehen dich ja gar nichts an! Wir sind unsrer Mutter Kinder — nur unsrer Mutter! Und du weißt ja von der festen Bestimmung, daß wir, solange wir wollen, bei Frau Werdenfels bleiben können, daß uns niemand hereinzureden hat! Papa wird dir das doch gesagt haben, — Papa, dem diese Abmachung ja auch immer so äußerst bequem war, der ja seine Vaterpflichten so herrlich zu erfüllen meinte, wenn er uns nur genug Schokolade schickte und uns ab und zu ‚kleine Affen' nannte. Lächerlich!" Und sie warf den Kopf zurück.

„Erika," rief Sylvia, „ich verbiete dir, daß du vor mir solche Lieblosigkeiten sagst, ich dulde es nicht!"

Sie sprach, so energisch sie konnte, wohl wissend, daß sie diesem Mädchen gegenüber nicht die Gewalt besaß, etwas nicht zu dulden. Aber ihr Ton machte Eindruck. Erika sah erstaunt auf und schaute dann etwas befangen zu Boden.

„Wenn deine Mama gewünscht hat, daß ihr zusammenbleiben sollt, du und deine Schwester," fuhr Sylvia ruhiger fort, „so hat sie es im Glauben getan, daß du, die Aeltere, vernünftig genug sein würdest, einen guten Einfluß auf deine kleine Schwester auszuüben. Verzeih, wenn ich dich, die du ja selber so schnell und gern den Stab über andre brichst, auch zu kritisieren wage! Was machst du aus deiner Schwester? Deinen eignen Pessimismus willst du in ihr Kinderleben gießen, ihre Harmlosigkeit mit deinem Argwohn vergiften. Du redest Sachen mit ihr und vor ihr, die weit über ihr Begriffsvermögen gehen, du versuchst sie aufzuhetzen gegen die Menschen, die euch nun doch einmal naturgemäß die nächsten sind. Ich finde, daß deine Pädagogik große Mängel hat!" Und sie legte ihre Hand fester auf das rosige Ohr des Kindes, damit diese

Digitized by Google

nichts hören sollte. „Verbitterung und Unfrieden, das ist es, was deine kleine Schwester von dir lernen kann."

„Das ist nicht wahr," rief Erika, „wie willst du das beurteilen, die du uns doch gar nicht kennst?!"

„Ich kenne dich besser, als du glaubst!" sagte Sylvia. „Es ist nun einmal, wie ich wohl weiß, eine festgesetzte Idee von dir, daß ich enorm beschränkt sein soll, aber du übertreibst doch vielleicht. Es gibt Gebiete, auf denen ich kein Stümper bin, und wenn ich auch in meinem Leben nichts fertig gebracht habe, was dir vielleicht zu imponieren vermöchte, so war doch meine Vergangenheit nicht so leicht, wie du anzunehmen scheinst. Ich habe auch mein Teil an persönlichen Erfahrungen gelernt. Ich spreche offen mit dir, Erika, obwohl es fast klingt, als wollte ich die mir freundlich angedichtete Borniertheit vor dir zu rechtfertigen suchen. Allein ich weiß, daß du klug genug bist, mich zu verstehen, sobald du nur willst! Darum versuche ich auch geduldig zu bleiben, so schwer deine Worte es mir machen. Aber halte, bitte, meine Geduld nicht für Schwäche, und laß dir sagen, daß ich sie nur übe, weil ich dich trotz alledem gern habe!"

„Du mich?" Sie lachte schroff. „Um meiner schönen Augen wegen? Oder warum?"

„Weil ich weiß, daß in deinem Kopfe mehr steckt als hinter den meisten Mädchenstirnen, obwohl ich finde, daß etwas mehr ‚Freundlichkeit der Sitten' dir durchaus nicht schaden könnte."

„Mama," sagte Erika, „ich finde, du nimmst dir einen Ton gegen mich heraus —"

Sie verschränkte trotzig die Arme. Sylvia mußte lächeln. „Ja, Erika, je mehr mein Interesse an dir wachsen wird, um so energischer wird auch die Sprache sein, die ich mit dir führe! Ich bin eine sehr friedliebende Natur und habe vor Szenen eine feige, physische Angst, aber dir gegenüber werde ich diese Schwäche zu bezwingen suchen."

„Und was bezweckst du damit?"

„Euer Leben freundlicher zu gestalten!"

„Und wie denkst du dir das?"

„Ich möchte, daß ihr beide bei uns bleibt, es scheint mir mit dem Pensionsleben nun genug zu sein."

Erika hohnlachte. „Hast du nach gestern abend Lust, öfters meine Ballmutter zu spielen? — Aha! Ich begreife übrigens! Papa hat dir souffliert! Ich soll das goldene Kalb sein, und seine Leutnants sollen mich umtanzen — und je eher er mich losschlägt, um so besser! Und dich hat er zur Mithilfe bestimmt!"

„Erika, wenn du willst, daß ich noch länger mit dir rede, so laß solche Ausdrücke!"

„Ich will es gar nicht! Ich wünsche, daß sich überhaupt niemand mit mir befaßt, ich werde mir mein Leben schon allein zimmern, ich kann es ja! Wir haben ja wenigstens ein Glück in der Welt, Ilse und ich: wir sind finanziell unabhängig, und so vieles ich an unserm Vater auszusetzen finde, eins will ich ihm lassen: in dem Geldpunkt war er nie kleinlich!"

Sylvia hatte niemals in ihrem Leben so viel Revolte an einem Mädchen gesehen als an diesem, Und sie fühlte sich waffenlos, sie biß die Zähne aufeinander, da sah sie die Augen der Kleinen ängstlich fragend auf sich gerichtet, halb verstehend, halb verwirrt. Sie erhob sich schnell, nahm Ilse an der Hand und wollte das Zimmer verlassen.

„Warum geht ihr?" fragte Erika feindlich.

„Weil meine Geduld zu Ende ist!" sagte Sylvia.

Erika zuckte die Achseln, griff nach ihrem Buch und setzte sich wieder an den Eßtisch. Sylvias Blick fiel auf den gelben Band, den Erika mit einer gewissen Auffälligkeit so hielt, daß sie den Titel bequem lesen konnte, es war ein Essay von Ulrich Thomsen über den Kultus der Griechen.

Ihre Blicke trafen sich mit denen Erikas. Trotzig, überlegen, herausfordernd sah diese sie an.

Sylvia ging in ihr Boudoir. Sie bettete die Kleine auf die Chaiselongue und redete ihr zu, doch etwas zu schlafen.

„Möchtest du bei uns bleiben?"

„Ich weiß nicht."

„Hast du mich lieb?"

„Ich weiß nicht."

Das war die Schule der Schwester. In den zwölfjährigen Augen stand eine frühreife Geschichte geschrieben.

Draußen ging die Klingel. Sie hörte Rothenfels' Stimme, die nach ihr fragte. Gleich darauf stand er neben ihr.

„Aber Sylvia," sagte er vorwurfsvoll, „du verpfuschst mir ja den ganzen Sonntag! Sie wissen alle nicht, ob sie anfangen sollen bei Bristol oder nicht. Dabei der volle Hunger nach solcher Matinee! Und mir macht's gar keinen Spaß ohne dich, was ist denn nur mit dir?"

„Mir kam es so unrichtig vor, die Kinder am Sonntag allein zu lassen. Und ihr war't doch so viele, ich dachte, ich könnte wohl fehlen."

„Na, hör mal, Erwachsene gehen aber doch vor! Bitte, zieh dich gleich an und komm mit. Die Droschke wartet unten noch."

Plötzlich erschien Erika im Rahmen der Tür.

„Papa, dürfte ich einmal unter vier Augen mit dir reden?"

Er war sehr unlustig zu solchem Tete-a-tete.

„Hat's nicht Zeit?"

Erika zuckte die Achseln.

„Na, denn meinethalben! Wenn du dich, bitte, möglichst kurz fassen willst, aber die ‚vier Augen' sind ja wohl nicht absolut nötig? Bitte, leg gleich hier los! Eure Mama kann ja doch immer alles hören."

Digitized by Google

„Dies nicht," sagte Erika scharf.

Sylvia winkte ihm zu, mit Erika zu gehen. Er tat's denn auch, aber enttäuscht, daß sie zurückblieb, ihn im Stiche ließ.

Sylvia trat ans Fenster. Es war sonst immer so ausgesucht leise, so vornehm ruhig auf der Etage. Die Diener gingen auf Filzsohlen, da Rothenfels alles Stiefelknarren so überaus kommun fand. Und nun derselbe heftige Stimmenwechsel von gestern, diese harten Zorneslaute, dieser erregte Zank! Rothenfels' sonst so schönes Organ, das in der Erregung an Wohlklang verlor, Erikas scharfe Stimme, die bald die Oberhand behielt.

‚Aber es war gut so,' dachte Sylvia. Es wurde doch einmal alles aufgerüttelt! Es war doch lebendiger Sturm nach all der vornehmen, künstlichen Stille. Und seltsam! Selbst in dieser Stunde, als eigentlich auch sie beleidigt war, als es gegen ihren Gatten ging, sprach der weibliche Korpsgeist in ihr, und sie nahm unwillkürlich Partei für das junge, unliebenswürdige Mädchen mit seiner Verbitterung und Uebertreibung.

Dann brach der Lärm jäh ab. Türen schlugen. Rothenfels kam ins Boudoir.

„Komm, Sylvia," sagte er.

Sie ging mit ihm in sein Zimmer hinüber. Er warf die Handschuhe beiseite, ging an den Tisch und setzte sich schwer atmend. Sie hatte ihn noch nie so blaß gesehen. „Sylvia," sagte er, „tröste mich mal ein bißchen!"

Er griff nach ihrer Hand und preßte sie gegen die Stirn.

„Was ist denn nur gewesen?" fragte sie verwundert und strich über sein dichtes dunkles Haar.

„Ach, das sind immer wieder die alten Sachen!" stöhnte er, „die alten Quälereien! Sie hat ganz den starren Eigensinn ihrer Mutter, und wenn sie mich dann so ansieht, so kalt und vorwurfsvoll, dann ist's ganz so, wie's in deren letzten Zeiten war, als sie mir nicht vergeben konnte, daß sie krank und elend war, und ich jung und lebenslustig."

Er pochte mit der Faust gegen die Schläfe. So hatte Sylvia ihn niemals gesehen. Sie kannte nur die künstlich zurechtdrapierte Jugendgeschichte, wie er sie ihr bisher so gern erzählt. Dies war heute ein ganz andrer Ton, und sie fühlte es gleich: ein wahrerer. Das war nicht der strahlende Rothenfels mit der intensiven Lebensfreude, das war ein armer Erdensohn wie andre auch, und ihr kam eine Strophe in den Sinn, die sie kürzlich gelesen:

„Freund, in deinem Leben
Ist auch ein Ort, wo die Gespenster schweben..."

„Du glaubst nicht, Sylvia, was sie mir alles vorgeworfen hat! Ein ganzes Sündenregister von Schlechtigkeit und Unterlassung! Und wie sie es am Schnürchen hatte und es so unbarmherzig herzählte und mir alles ins Gesicht schleuderte — und dann dieser unglückselige Zufall damals, der mir ja auch so fatal war, aber ich konnte doch nichts dafür — jeder Mensch kann sich doch mal verspäten."

„Was war's denn?" fragte Sylvia leise, mit ihrer kühlen Hand immer wieder über seine Stirn streichend.

„Ach, es war Hofball in Karlsruh — und ich kam reichlich spät nach Haus. Gott, es war ja alles so flott und famos damals, und wir saßen so lange beisammen. Und mehrere Prinzen dabei — da kann unsereins doch auch nicht so ohne weiteres aufbrechen! Und wie ich dann schließlich nach Haus kam, lag das Telegramm da, seit dem vorigen Abend schon — und darum kam ich erst mit dem Tageszug weg, fuhr sofort, wie ich ging und stand, direkt durch bis Nervi. Und es war mir ja auch gräßlich, aber ich war so oft schon durch Alarmdepeschen umsonst heruntergesprengt. Und als ich dann glücklich da war, kam ich auch nur noch knapp zur Zeit — eine halbe Stunde nur, eh' sie starb. Und ich weiß nicht, wie es kam — der Bursche hatte wohl verrückt gepackt, — kurzum, mit meinem Taschentuch fielen mir all die Kotillonorden vom Abend vorher aus der Tasche, gerade vor die Werdenfels und die Kinder hin. Und die Kleine sprang danach, aber die Große hielt sie zurück und machte ein Gesicht — na! Sie verstand, was das glitzernde Zeug war, und sah mich an und sprach kein Wort mit mir in all den Tagen. Und vom Burschen hatte sie dann wohl erfahren, daß ich eines Balles wegen so spät gekommen war — und das alles hat sich nun festgesetzt in ihrem Kopf, und darum hält sie mich offenbar für ein ausgemachtes Scheusal. Und heut kam sie wieder mit der alten Geschichte — und so brutal, so ohne jedes Maßhalten!"

Er stöhnte.

„Aber wie kam sie denn darauf?"

„Nur aus Wut! Weil ich nicht wollte, wie sie wollte! Sie kam mir mit allerhand verrückten Ideen, behauptete, daß sie studieren wolle, erst noch auf ein Mädchengymnasium gehen und dann ins Ausland — Philologie und solcher Unsinn —, da ging ich natürlich hoch!"

Sylvia stutzte. So? Das stak also in diesem Mädchen? Sie war auch eine von jenen...

„Ach, Sylvia!" fuhr er fort, „wenn du wüßtest, was das damals für Zeiten waren! Alles grau in grau, so melancholisch und so lugubre, und ich wußte recht gut, daß ich vor einer Alternative stand: entweder ewig an jenen Erinnerungen zu kranken und dran zugrunde zu gehen — oder den Selbsterhaltungstrieb Oberhand gewinnen zu lassen, männlich alles, was da an Skrupeln kam, niederzukämpfen... denn natürlich, anders hätt' ich ja vielleicht auch sein können, vor allem geduldiger! Aber zum Krankenpfleger hatt' ich nie Talent, und alle Nervosität

Digitized by Google

machte mich immer so ungerecht, weil ich es selbst so wenig war. Und schließlich, geliebt hatte ich sie ja doch nie! Ich war doch im Grunde bloß für sie gekauft worden ... und das rächte sich eben! Und es lag auch nicht nur auf meiner Seite die Schuld! Sie hatte zuletzt solch eine Unduldsamkeit gegen mich ... Schon den kleinsten Flirt nahm sie mir übel und dachte nie daran, wie schwer es doch für mich war, dies Junggesellenleben während ihrer langen Reisen — und die Chancen alle, die man denn nun so hat. Und dabei bin ich ihr doch immer im wesentlichen treu geblieben! Nur so etwas herumflattern — das tat ich ja, aber doch niemals ernstlich. Und wie bauschte sie es auf! Ach, es war so unerquicklich, das alles! Ich mag gar nicht daran denken! Es war schließlich das einzige für mich, einen Strich darunter zu machen — ich wäre sonst an dem Leben zugrunde gegangen!"

Er griff nach Sylvias Händen. „Gott, wenn ich damals geahnt hätte, daß ich noch mal so glücklich werden würde, wie mit dir!" Und er sah dankbar und zärtlich zu ihr auf.

Und vor diesem dankbaren Blick verstummte alles in ihr, was sie hätte sagen können oder sagen mögen. Sie hatte jetzt die Pflicht und die Macht, ihn wieder ins Geleise zu bringen, und sie sagte, was in diesem Augenblick die größte Wohltat für ihn war:

„Komm jetzt! Ich zieh' mich sofort an, wir wollen gleich nach Bristol fahren und ein andermal weiter darüber reden. Ich hab' allerhand Vorschläge für die Kinder! Ueberlasse das nur mir. Solche Szenen wie heute soll es nicht wieder geben ..."

Und er atmete befreit auf. Der arme, geknickte Rothenfels fing wieder an, sich à son aise zu fühlen. Und beim Lunch im Bristol schwand auch der letzte Rest seines Unbehagens.

Am liebsten war ihm sein Leben doch in jenen Stunden, wenn ein Hoteldach sich über seinem Haupte wölbte, wenn sein Erscheinen jene billige Sensation hervorrief, die in jedem großstädtischen Eßsaal entsteht, sobald ein höherer Offizier mit einer eleganten Dame eintritt.

Es lag fast etwas Kindliches in dieser Art der Selbstzufriedenheit, die Sylvia in den letzten Jahren so manchmal aufs äußerste bekrittelt hatte und die sie heute ganz tolerant als einen Reiz seines Wesens ansah.

Sie war mit einem Male gerecht geworden gegen ihn. Seit er ihr heut das Herz ausgeschüttet, das so genußfähige Egoistenherz mit seinen zeitweiligen Anwandlungen tiefer Reue, die ebenso schnell verflogen wie der Schaum auf den Sektschalen, die er so unermüdlich füllte; seit er um ihren Zuspruch wie um eine Wohltat gebeten, seit sie ihm mit ihrer stillen, vorwurfslosen Art seine gute Stimmung wiedergegeben hatte — seitdem war ein Gefühl der Ueberlegenheit in ihr eingezogen. Er kam ihr wie ein großes, liebenswürdiges Kind vor, der riesige, breitschultrige Rothenfels, der Kommandeur, vor dem die Kompagnien zitterten —, der Salon-Lohengrin, von dem entzückte Verehrerinnen lispelten, daß er „zugleich ein Sänger und ein Held" sei.

Sie wußte jetzt, welche Mission sie ihm gegenüber zu erfüllen hätte: ihm den Spaß am Leben nicht zu verderben, ihm die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, so gut es ging, vor allem die beiden schwierigsten Elemente, seine Kinder. Und waren die Kinder nicht viel besser daran, wenn sie ihr Dasein unter ihre Flügel nahm, wenn sie ihnen die Resultate ihrer eignen Erfahrungen zugute kommen ließ? Und war eine solche Aufgabe nicht des Lebens wert?

Immer lauter wurden die weiten Säle. Die Zigeunermusik gellte mißtönend über die hellen Tische. Menschengruppen wogten vorüber, das sonntägliche Gemisch von Snobs und Knoten, von harmlosen Provinzlern, die verwundert um sich sahen wie soeben dem Ei entkrochene Küchlein — Amerika und England, ja sogar zwei Mohrendamen mit echtesten Gesichtern und europäisierten Toiletten.

Und für alle interessierte sich Rothenfels — und alles amüsierte ihn —, seine Nachbarinnen schwelgten in seinen harmlos lustigen Bemerkungen — und wenn dazwischen seine schönen, blauen Augen, die echten „Vergißmeinnicht in Milch gekocht", zu Sylvia hinüberschweiften, so leuchteten sie von Stolz und Liebe und von Ahnungslosigkeit, daß sie vielleicht nicht ebenso glücklich war wie er.

Und als man vom Tisch aufstand und in die kühleren Zimmer wanderte, da schob er seinen Arm unter den ihren und zog sie mit sich zum Fenster hin, durch das der verblassende Tagesschein matt hereinirrte.

„Du, Sylvia," sagte er, „'s ist mir doch den ganzen Mittag über im Kopf herumgegangen, wie wir das mit der Erika deichseln müssen. Gefallen lassen kann ich mir ihr Betragen eigentlich gar nicht. Ich muß was Energisches tun. Am Ende sagst du ihr, daß sie mich nicht eher wieder zu Gesicht bekommt, als bis sie Abbitte leistet. Ich sprach eben mit der Raffgotsch ausführlich über Mädchenerziehung. Die sagt auch: feste Prinzipien, und von vornherein sich nichts gefallen lassen! Und die Raffgotsch hat Erfahrung — vier Töchter —, denke dir — und geschieden, als die älteste zehn wurde! Das arme Weib hat gelitten! Schauerdinge erzählte sie mir! Das eine Gör hat unter die Sozialdemokraten gehen wollen ... ist es nicht toll? Und eine andre hat sich mit einem Primaner verlobt, und so fort. Na, schließlich hat sie noch alle vier unter die

Digitized by Google

Haube gebracht und ist nun die ganze Verantwortung los. Sie meint, daß ihre Enkelkinder sie nun an ihren Töchtern rächen werden, und gönnt es den Bälgern. Sie sagt, keine Zeit wäre für Töchtererziehung so schwierig als die jetzige; für einen Fall wie Erika meint sie, das beste wäre: baldmöglichst so ein schneidiger Rittmeister oder Hauptmann — Rittmeister vorzuziehen, weil die doch ohnehin meist mit der Gerte in der Hand sind. Das flößt Respekt ein — und den Bockigsten am ersten! Wir können uns unmöglich unser Leben um die Erika verärgern — das liegt auch gar nicht drin."

„Laß mich nur machen," sagte Sylvia lächelnd, „den gertenkundigen Rittmeister halte ich doch nicht so unbedingt für das Allheilmittel — ich denke, man versucht's erst auf andre Weise."

„Sprich du doch auch mal mit der Raffgotsch. Sie ist wirklich eine Fundgrube für pädagogische Ratschläge — und solch gutes Tier dabei —, diese guten Augen, die sie hat . . ."

Die Raffgotsch hatte ganz die guten, runden, dummen Augen einer Kuh —, aber vor Rothenfels' Menschenfreundlichkeit bestand jedes weibliche Wesen a tout prix . . .

„Uebrigens — wir sollen heut abend alle Tee bei ihr trinken. Mir ist's ganz recht, noch nicht nach Haus zu kommen — mag Erika dann denken, daß sie mich aus meinen eignen vier Pfählen herausgegrault hat —, das beschämt sie vielleicht."

„Geht nur ja alle zur Raffgotsch," sagte Sylvia, „nur mir erlaß es. Mir war's doch etwas zuviel heut, und morgen haben wir doch das Diner. Und jemand muß auch mal nach den Kindern sehen."

Rothenfels war gerührt. „Du bist zu gut, Sylvia, aber bitte, rüffle nur die Erika ordentlich in meinem Namen ab! Und auf Abbitte besteh' ich — biegen oder brechen! Uebrigens: wenn sie's schriftlich machen will, genügt's mir auch schon, ist mir sogar lieber — denn so antreten wie 'ne Ordonnanz — und vermutlich mit der frechsten Miene von der Welt —, darauf brenne ich auch nicht gerade."

Sylvia war so froh, dem Hotelgetriebe zu entfliehen, nach Hause zu kommen.

Sie wollte mit Erika sprechen, so vernünftig und geduldig wie möglich; sie memorierte in Gedanken die schönsten Reden.

Da trat ihr der Diener mit der Meldung entgegen, daß das ältere gnädige Fräulein vor einer Stunde abgereist sei; sie habe einen Brief auf den Schreibtisch der gnädigen Frau gelegt.

Sylvia eilte in ihr Boudoir; sie riß den Brief so hastig auf, wie sie, die Ordnungsliebende, selten ein Papier zu zerknittern pflegte, und ans Fenster eilend, las sie im letzten Zwielicht, was Erika geschrieben:

„Ich möchte Ihnen mitteilen, daß ich heut noch nach Weimar zurückzufahren denke. Ich fühle wohl, daß ich mir Ihre wie auch meines Vaters Mißbilligung in so hohem Grade zugezogen habe, daß wir uns gegenseitig nichts sein dürften als eine Last. Vergeben Sie mir, wenn ich mich Ihnen gegenüber des „Sie" bediene, das mir natürlicher scheint als das zwischen uns so forcierte „Du". Diese Form erleichtert mir zu sagen, was ich zu sagen habe und was mir sehr am Herzen liegt.

Es betrifft meine Schwester.

Sie haben mir sehr schwere Vorwürfe gemacht in bezug auf meinen Einfluß auf sie. Ich gebe zu, daß Sie damit im Rechte waren, so leid mir die Entdeckung tat. Sie haben die harten Worte gebraucht, daß ich „Unfrieden und Verbitterung in das Leben dieses Kindes trüge". Diese Auffassung hat mir Eindruck gemacht, und darum trenne ich mich freiwillig für einige Zeit von meiner Schwester.

Ich überlasse sie Ihnen, gnädige Frau, und der „freundlicheren Lebensgestaltung", von der Sie sprachen. Damit fällt Ihnen aber zugleich die volle Verantwortung für das Kind zu, die mir bisher oblag.

Ich hoffe, Sie begreifen, daß die Verantwortung für ein heranwachsendes Mädchen keine Kleinigkeit ist und daß mehr dazu gehört als zum Arrangieren eines Balls oder zum Erfinden eines neuen Kleides!

Uebrigens ist Ilse sehr leicht zu leiten. Sie ist sehr harmlos und sehr unbedeutend, wie ich oftmals mit Bedauern sah; sie gehört zu den schwachen, gedankenlosen Kindernaturen, die am liebsten ihr Leben lang mit Puppen spielen würden. Sie fühlt sich bei jedem wohl, der leidlich freundlich mit ihr ist. Sie hat es sogar fertig gebracht, sich in der Pension Werdenfels wohl zu fühlen, die in meinen Augen das hassenswerteste Lokal auf dieser Erde ist. Ich möchte Sie dringend bitten, Ilse nie wieder dorthin zu schicken, falls ihre Anwesenheit Ihnen und unserm Vater auf die Dauer doch unbequem werden sollte. Lieber nehme ich sie wieder zu mir, in die Art Leben hinein, die ich für mich beabsichtige . . .

Sie werden sich vielleicht wundern, weshalb ich es bei dieser Ansicht so lange in Pension Werdenfels aushielt: ich tat es erstens aus Pietät für unsre Mutter, die diesen Aufenthalt für uns gewünscht hatte; zweitens weil ich annahm, daß die Welt eben überall unsympathisch ist und mir daher ein Wechsel mit der Erziehungspresse auch nicht als Verbesserung erschien. Zudem konnten mir selbst die Schattenseiten der Pension Werdenfels nichts anhaben. Wir sind dort alle systematisch auf Borniertheit gedrillt worden, ich aber ohne Erfolg. Gerade dieser gewaltsame Druck hat mir so früh zu innerer Befreiung geholfen, jener Widerspruchsgeist, der vielleicht die stärkste Empfindung ist, die mich beseelt. Ilse aber würde rettungslos

Digitized by Google

den Prinzipien jenes geistig finsteren Hauses verfallen; sie würde jenes selbe törichte Schaf werden, als das ich die meisten Jahrgänge vor mir von dort aus ins Leben hinausziehen sah, vielleicht nach dem Geschmack ihres Vaters, aber ich hoffe: nicht einmal nach dem Ihren!

Ich bin mir zwar nicht klar, wes Geistes Kind Sie, gnädige Frau, eigentlich sind, — ich hatte heut mittag zeitweilige Anwandlungen, Ihnen mein ganzes Herz auszuschütten. Sie waren so gütig für uns, für diese unerfreulichen Zugaben Ihres jetzigen Lebens! Aber ich habe den rechten Glauben nicht, daß diese Güte etwas andres sein kann als Laune. Sie sind ja schließlich gegen alle Leute gütig — gegen Papas einfältige Freunde, gegen Onkel Carlos und seine blödsinnigen Scherze, gegen Diener und Hunde — und darum vielleicht so in Bausch und Bogen auch gegen uns! Ich aber halte in vielleicht sehr unberechtigter Selbstüberschätzung das Ausschütten meines Herzens für ein zu großes Vertrauensvotum, als daß ich es ohne Sicherheit tun möchte.

Ich bin vielleicht sehr ungerecht gegen Sie, aber es gibt ein Moment zwischen mir und Ihnen, das ich nicht begreife und aus Diskretion nicht zu nennen wage, etwas, das ich nun und nimmer verstehe! Vielleicht darf ich Sie in späteren, friedlicheren Zeiten einmal darum befragen.

Wenn Sie etwas für mich tun wollen, so lassen Sie mich, bitte, meiner Wege gehen und sorgen Sie dafür, daß von väterlicher Seite keine Schwierigkeiten kommen. Ich will nichts als lernen, das ist mein einziger Wunsch vom Leben. Ich kehre vorderhand zu Frau Werdenfels zurück. Das weitere seinerzeit, falls es Sie überhaupt interessieren sollte, was jemand vorhat, der so wenig Ihre Zuneigung verdient wie ich.

Ich schreibe während des Packens — ich kann nicht überlesen — vergeben Sie, wenn ich zu aufrichtig schrieb —, aber ich habe zu viel gelitten in diesen Tagen, um heucheln zu können.

Erika R."

Das Schriftstück einer Sechzehnjährigen! ... Also in die dunkeln Räume der Pension Werdenfels drang doch durch einige Ritzen der Zeitgeist! Und Rothenfels hatte eine Tochter, die solche Briefe schrieb, die mit all den zeitgemäßen Schlagworten um sich warf, die von Frauen und Mädchen, die sich „befreiten", geprägt waren! Der liebenswürdige Rothenfels eine Tochter, der gewaltsame Unliebenswürdigkeit das Lieblingselement schien.

Konnte sie Sylvia kränken? Nein ... Nicht einmal die „gnädige Frau" kränkte sie, die machte sie nur lächeln.

Das war eben „Most, der sich so absurd gebärdet", das waren die sechzehn Jahre mit ihrem Privileg zur Uebertreibung!

Und was Erika da andeutete von dem „Moment, das sie nicht begriff", auch das irritierte Sylvia nicht. Gelassen schloß sie den Brief in ihren Schreibtisch, um ihn in einer stilleren Stunde gründlicher durchzulesen und durchzudenken. Dann warf sie Hut und Mantel ab und ging eilig in das Zimmer der Kinder hinüber.

Freude überkam sie. Sie freute sich auf das kleine Mädchen, das ihr da zurückgelassen war, gleichsam großmütig abgetreten von der älteren Schwester wie ein seltsames lebendiges Geschenk. Die helle, elegante Wohnung, die ihr oft so öde erschienen war, kam ihr plötzlich so gastlich, so heimatlich vor.

In dem Zimmer der Kinder sah es zwar wenig gastlich aus. Die Kommodenfächer waren aufgerissen. Wilde Unordnung herrschte; das weiße Ballkleid lag, so recht mit Absicht hingefeuert, zerknittert über einer Stuhllehne, und mitten in dem unerfreulichen Durcheinander lehnte wie ein vergessener Gegenstand einsam und verlassen das junge Menschenkind an der Bettkante und sah der Kommenden mit fragender Bangigkeit entgegen.

So mochte sie bewegungslos dagestanden haben, seit Erika wegging. Die Leute hatten ja die verdiente Sonntagsruhe; denen war es nicht zu verargen, wenn sie sich nicht mehr als dringend nötig um das kleine, stille Mädchen kümmerten. Und jemand anders war ja nicht dagewesen ...

„Erika ist fort," sagte sie schüchtern, wie entschuldigend. „Sie wollte mich nicht mitnehmen ..."

„Wärst du denn lieber mit ihr gegangen?" fragte Sylvia.

„Ich weiß nicht ... ich ..." Sie sah geängstigt auf. Da las Sylvia es in den starr auf sie gerichteten Blicken, was das Kind empfand: Angst, daß es zur Last fallen, daß Sylvia über sein Vorhandensein unzufrieden sein könnte, — und alle Liebe, deren ihr Wesen fähig war, wallte in ihr auf, und sie kniete neben das kleine Mädchen hin und umschlang es mit beiden Armen. „Nun bleibst du immer bei mir, Ilse," sagte sie, „und du sollst mal sehen, wie gut du es haben wirst bei deiner Mama, und es soll ein ganz neues Leben für dich angehen, — warte nur!"

„Du bist doch gut," sagte Ilse leise.

„Wer hat denn gesagt, daß ich es nicht wäre?"

„Erika sagt, du tätest nur so — du möchtest uns doch nicht leiden —, wir wären dir viel zu häßlich."

„Was ihr für Unsinn redet!" sagte Sylvia empört. „Du mir zu häßlich? Ich habe dich ja so lieb."

Die Augen des Kindes fingen an zu strahlen. „Dann kann ich es dir doch sagen —"

„Was denn?"

„Was unsre Mutter an dich aufgetragen hat. Erika sagte immer, du dürftest es niemals wissen —"

„Was denn?" forschte Sylvia.

„Siehst du, ehe sie starb, da ließ sie uns an

Digitized by Google

ihr Bett kommen. Papa war noch nicht da. Und sie sagte, Papa würde uns wohl sehr bald eine neue Mutter geben, und wenn die Neue zu uns käme, dann sollten wir ihr sagen, daß sie gut mit uns sein möchte — Mama bäte sie darum. Und weißt du, als du dann kamst, da hatten wir beide keinen Mut dazu — du warst zu fein und schön — und so fremd. Und Erika sagte, wir dürften es nie sagen, das wäre aufdringlich."

Sylvia wurden die Augen feucht.

„Ihr hättet es mir längst sagen sollen, aber jetzt ist auch noch Zeit dazu, Ilse, ihr sollt es schon erfahren."

Sie kam sich sehr klein vor bei den Worten des Kindes; was sie begangen hatte, waren Unterlassungssünden; sie hatte zu den „Lauen" gehört diesen Mädchen gegenüber, nun klangen ihr die Worte der Verstorbenen wie ein Vorwurf.

Sie stand auf und nahm das kleine, feine, auf Email gemalte Bild in die Hand, das neben Ilses Bett stand, und zum erstenmal betrachtete sie mit den warmen Blicken einer tiefen Anteilnahme die blassen, rührenden Züge der ersten Frau von Rothenfels. Und dies Gesicht, das ihr so unbedeutend erschien auf dem großen, prätentiösen Porträt, das in ihres Mannes Zimmer als dekoratives Stück über einem Seitendiwan hing, dies Mädchengesicht mit den traurig fragenden Augen hatte jetzt plötzlich einen stillen Reiz für sie, einen Zug der Sympathie, der schwesterliches Empfinden in ihr weckte.

Das war nicht nur die kränkliche, gereizte Frau, als die sie ihr nach Rothenfels' Schilderung bisher erschienen war; das war eine arme Dulderin gewesen, die sich unvorsichtig die Flügel verbrannt hatte an dem Salonlicht eines schönen Parketthelden und die den Jugendirrtum bitter büßen mußte in mancher harten Stunde unerbittlicher Erkenntnis. Ihrem Reichtum hatte sie es zu danken gehabt, daß ihr erster Jugendwunsch Erfüllung fand, — aber eine „arme Reiche" war sie gewesen ihr Leben lang.

Und Sylvia dachte an ihren Mann, an das heitere Kind des Glückes, der das beste und leichteste Temperament besaß, das Erdenkindern vergönnt ist, dem Schönheit die Hauptsache an den Frauen war und der gar keine Seele bei ihnen suchte und wollte, ja, der es „einfach verschroben" fand, wenn eine Frau Anspruch machte auf Seelenleben und eine eigne Gedankenwelt ...

Und die arme Frauenseele, die aus den Augen des kleinen Bildes zu ihr sprach — aus vergangener Zeit, über die Grenze des Lebens hinweg —, tat es ihr an. Und was die von ihr erbeten hatte, sollte nicht umsonst erbeten sein ...

XIX

Rothenfels war schon lange mit dem Plan umgegangen, einen neuen, möglichst stilvollen, vierbeinigen Hausgenossen zu erwerben. Als Ideal schwebte ihm ein schottischer Collie vor, solch ein helles, schlankbeiniges Wesen mit feinem, graziösem Kopf, eins jener dekorativen Tiere, wie sie auf den Bildern berühmter englischer Porträtmaler neben den schönen Herzoginnen und Lordstöchtern lehnen.

Er, der so viel von der mise en scène verstand, dessen Phantasie sich oft beschäftigte, neue Toiletten für Sylvia zu erfinden, er malte es sich als besonders reizvollen Effekt aus, Sylvia in solch eine Lawrence- oder Gainsborough-Pose zu rücken.

Zwar, die Collies waren keine geeigneten Etagentiere — sie bellten wie die Wilden —, aber stylish waren sie in höchstem Grade! Er sah schon die Kenner unter seinen Kameraden, wie sie Sylvia mit diesem Zubehör bewunderten, — und dann sollte sie Kaulbach malen oder einer von den Mode-Oesterreichern, die alle Leute so überaus hübsch zu machen verstanden, die Augen so kobaltblau und die Backen so rosig rot.

Er sah Sylvia schon bei Schulte hängen oder in der Ausstellung zu Moabit. Andre hübsche Frauen hatten aus derartigen Staffagegründen ihre Kinder neben sich lehnen; er kannte Häuser, in denen es Kinder gab, die ganz zu Dekorationszwecken verwendet und auf eine bestimmte Wirkung hin frisiert und angezogen wurden, — auf „englisch" etwa, mit langen Haaren und langen, hängenden Kleidern, so etwas wirkte vielleicht noch kleidsamer als ein Collie, aber ein Collie war wieder besser als nichts! Carlos stand bereits in Unterhandlung mit einem Sportsfreund, um den Traum des Bruders zu verwirklichen.

Da merkte er eines Tages, kurz nach Erikas plötzlicher, ihm sehr willkommener Abfahrt, daß die ganze Collie-Idee eigentlich überflüssig geworden war. Es hatte sich ein Wunder begeben. Ilse, die kleine, reizlose Ilse, die bisher nur zwei Gesichter machen konnte, ein nichtssagendes und ein verängstigtes, war mit einem Male zu einem ganz andern Wesen geworden.

Die unkleidsame Pensionstracht, die so peinlich festgeflochtenen Zöpfe, das Gedrückte, Unfreundliche ihres Betragens, alles war verschwunden. Auf Rothenfels' Teppichen stand ein schlankes, elegantes Kind mit schönen, vollen, lang über den Rücken fallenden Haaren, in hellen, englischen Kleidern, ein Kind, das sich wohl fühlte und zu lachen gelernt hatte, das sogar eines Morgens dem Vater entgegensprang und ihn aus eignem Antriebe zu umarmen suchte.

Und Sylvia stand dabei, ohne eine Miene zu verziehen, und tat, als ob das alles ganz natürlich wäre, obgleich sie innerlich einen leisen Spott nicht unterdrücken konnte.

Sie machte mit vollem Bewußtsein auf diese Weise das Kind dem Vater mundgerecht; sie

Digitized by Google

Tänzerin

Nach dem Gemälde von Otto Hierl-Deronco

Digitized by Google

Digitized by Google

war eben auch wie die meisten Frauen „klug wie die Schlangen“ . . .

„Alle Wetter, Sylvia, wie hast du das fertig gebracht?“ sagte Rothenfels, als sie wieder allein waren, „man erkennt das Gör ja gar nicht wieder, ohne die Erika ist sie ja geradezu allerliebst. Ich mag sie kaum wieder weggeben.“

„Ich auch nicht,“ versetzte Sylvia, „übrigens, da du mir ja alles, was die Kinder betrifft, überlassen willst, habe ich schon der Werdenfels geschrieben, daß Ilse vorderhand hier bleiben soll. Sie ist etwas schwächlich. Der Doktor sagt's auch, ich möchte sie mal ordentlich zurechtkurieren.“

Rothenfels brummte etwas. „Die muß ja aufatmen ohne die Erika. Hast du übrigens Erika geschrieben, daß ich mit jeder Post einen Abbittebrief erwarte?“

„Geschrieben habe ich's,“ lächelte Sylvia, „aber ich glaube, es wird noch mancher Brief im Deutschen Reich bestellt werden, ehe der eintrifft.“

„Was? Du meinst, man kriegt sie nicht dazu? Das ist aber doch Sache der Werdenfels! Wenn's nicht bald in Gang kommt, steige ich der mal auf den Kopf. Die hat doch schließlich die moralische Verantwortung für die Kinder. — Na,“ fuhr er fort, „ich bin bloß neugierig, was Carlos und Alack heut mittag zu Ilse sagen werden! Könnte sie nicht übrigens auch rehbraune Strümpfe tragen und dann ganz hohe, rehbraune Knöpfstiefelchen wie die Enkelin der Raffgotsch? Oder alles rot? Aus Saffian? Das wäre doch zu nett; das Netteste wäre zwar, sie ginge immer in gleichen Farben wie du.“

„Wie ein kleiner Groom von mir?“ sagte Sylvia. „Nein, weißt du, so ganz als kleinen Salonaffen möchte ich sie doch nicht ausbilden. Das Gut-Anziehen mag nebenher gehen, aber andre Fragen sind mir wichtiger.“

„Du bist der reine weibliche Pestalozzi,“ versetzte Rothenfels, „ich staune.“

Wenn Sylvia ironisch wurde, so merkte er das niemals. Das war auch eine seiner liebenswürdigen Eigentümlichkeiten. —

Sie saßen nach dem Lunch bei Kaffee und Likör. Rothenfels goß neue Mischungen zusammen. Er war ein genialer Erfinder auf diesem Gebiet.

Carlos reckte sich bequem im Schaukelstuhl und ruhte sich von seinem ruhevollen Leben aus. Seine Frau schwieg wie gewöhnlich und lauschte den Witzen, die Alack aus dem neu erschienenen „Kulminationsbuch“ der Kriegsakademie zum besten gab. Alack war bedenklich verflacht in Berlin, aber Sylvia hatte aufgehört, sich über ihn zu ärgern. Sie hantierte mit Ilse am Kaffeetisch; sie fühlte immer deutlicher, wie Ilse mit leidenschaftlicher Liebe sich ihr anzuschließen begann, und dies Gefühl erfüllte sie mit wohliger Wärme.

Da kam die Nachmittagspost.

„Ah, Weimar,“ sagte Rothenfels, „wahrscheinlich das bewußte Schriftstück — nein, es ist die Klaue der Werdenfels.“ Er las, dann sprang er wie ein Pfeil aus dem niedrigen Fauteuil auf —

„Nein, das ist doch zu toll! Jetzt ist das Mädchen durchgebrannt!“

Carlos und Alack, die von jeher in alle Schwierigkeiten der Rothenfelsschen Vatersorgen eingeweiht waren, lauschten gespannt auf. „Mit wem?“ fragte Alack mit weltmännischer Gelassenheit, sehr von oben herab.

Sylvia sah ihn scharf an. „Ich glaube, das ‚où est l'homme?‘ spielt keine Rolle bei einem Mädchen wie Erika; die neue Generation hat andres im Kopf. — Uebrigens, lieber Alack, denke ein bißchen dran, daß in unserm Hause künftighin leicht zwei zwölfjährige Ohren zu viel sind — bitte, Ilse, bestell mir mal neues Kaffeewasser!“

Das Kind, über dessen Mienen plötzlich wieder der altkluge Ausdruck geflogen war, der es nach Rothenfels' Ausspruch so „enlaidierte“, ging.

Alack zuckte überlegen die Achseln. Er ließ sich nicht gern schulmeistern; er fand, daß er eigentlich über jeder Kritik stehe, seit das rote Gebäude der Kriegsakademie ihn in seine Mauern aufgenommen hatte. Schließlich konnte eine schöne Frau ihn ja aber ernstlich nicht verletzen, und wenn er neuerdings von Zeit zu Zeit mit Sylvia aneinandergeriet, so motivierte er das mit zwei Schlagwörtern, die alle Schuld von ihm abwälzten: er fand sie „pathologisch“ oder „neurasthenisch“.

Auch Carlos merkte, obwohl er grundsätzlich nicht über tiefere Fragen grübelte, daß Sylvia verändert war; er seinerseits kam zum Schluß, daß sie anfinge, „kompliziert“ zu werden. Nur Rothenfels blieb unbefangen wie zuvor und sah unbeirrt das Wesen weiter in ihr, das er sehen wollte.

Er war eben ein sehr glücklicher Ehemann . . . Aber ein schwergeprüfter Vater.

„Daß das mir passieren muß!“ schalt er. „Nun hat der kleine Teufel sich glücklich auch mit der guten Werdenfels verzankt, mit der's doch bisher immer so famos ging. Seit der Konfirmation scheint sie sich absolut selbständig zu fühlen und faselt von Studieren und Universitäten. Die Werdenfels scheint ganz aus den Wolken gefallen zu sein, hat bisher nichts von solchen Ideen bei ihr bemerkt. Das glaub' ich! Solch verstockte kleine Kreatur! Die Werdenfels hat ihr jeden Schritt verboten, ehe nicht Rücksprache mit uns erfolgt ist. Da hat sie sich einfach aus dem Staube gemacht, ist nach Jena gefahren, um ‚ein Sommerkolleg zu hören‘, und residiert dort vorderhand im Hotel zum Bären, welche Adresse sie freundlicherweise anzugeben geruht. Natürlich weiß die Werdenfels nicht, was tun. Ob sie ihr nachsetzen soll? Sie wieder holen? Aber sie kann sich doch schließlich nicht auf einen Faustkampf im Hotelzimmer einlassen, — und gutwillig

Digitized by Google

kommt das Mädel natürlich nicht zurück! Donnerwetter noch mal, was sollen bloß die Kellner denken, wenn so 'ne Sechzehnjährige allein angerückt kommt! Und das meine Tochter!"

„Natürlich," ließ Carlos sich vernehmen, „muß jemand hinfahren und dieser dollen Inkorrektheit ein rasches Ende machen. Dies Solo-Wohnen in einem Hotel, und noch dazu in einer Universitätsstadt, ist ja absolut unangängig."

„Du hast leicht reden!" rief der Bruder. „Wer soll denn fahren? Ich etwa? Und heut abend das Liebesmahl — und morgen die große Parade — und für den Abend hat sich Graf Lettow angesagt, der kann doch auch nicht das ganze Haus in Deroute finden, ein Mann, der so sensitiv auf geordnete Lebensführung ist. Wie soll ich denn abkommen?"

„Ich würde mich ja erbieten," sagte Carlos, „ich hätte ja eventuell Zeit. Nur fragt sich's, ob ich was erreichen würde? Ich habe ja nicht die Spur von Onkelautorität über deine Kinder, lieber Viktor, und auf Gewalt möchte ich mich ebensowenig einlassen wie die Werdenfels. Damit würde ich mich auch nur lächerlich machen; denn wenn man erst aufs hohe Pferd steigt und nachher doch nichts erreicht, — und das einem Backfisch gegenüber —"

Alack drehte an seiner Zigarette. Natürlich hätte er sich gern angeboten. Sich selbst traute er auch noch den meisten Erfolg zu und hielt sich einer Petrucchio-Rolle für durchaus gewachsen.

Aber das würde Sylvia natürlich nicht leiden.

Sylvia rückte schweigsam an den Tassen. Sie überlegte.

„Kreuzdonnerwetter!" fluchte Rothenfels und rannte aus dem Zimmer.

Sie ging ihm nach. „Aergere dich nicht so!" sagte sie besänftigend. „Das wird schon alles in Ordnung kommen. Ich hab' einen Vorschlag: laß mich fahren! Um fünf herum muß ein Zug nach Halle gehen. Den erreiche ich gerade noch. Mit dem fuhr Erika neulich auch. Dann kann ich abends noch in Jena sein und morgen abend schon wieder zurück. Ich will mit Erika sprechen; gib mir nur plein pouvoir, daß ich tue, was mir in diesem Fall das Richtigste scheint."

„Sylvia — du wolltest?" Ihm fiel ein Alp von der Brust. „Aber hör mal, ist's dir nicht unangenehm, wo's Jena ist? Weißt du, auf der Hochzeitsreise, wo du gegen die Gegend streiktest? Siehst du, gequält sollst du mit meinen Angelegenheiten nicht werden! Am Ende übernehme ich's doch, telegraphiere jetzt gleich etwas energisch mit dem Wurm und fahre morgen ab; dann kann ich vielleicht noch zeitig für Lettow zurück sein. Der darf nur nichts merken. An dessen Urteil liegt mir nun mal. Dem gehen Familienkrache direkt auf die Nerven. Und er wittert immer alles, was in der Luft liegt."

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, du kannst gar nicht! Dienst geht vor. Ich bin auch gar nicht mehr so empfindlich wie auf der Hochzeitsreise. Ich will sofort packen. Bitte, hilf mir. Und die andern brauchen's erst post festum zu erfahren. Die öffentlichen Familienverhandlungen liebe ich nun mal nicht . . . Aber eine Bedingung mache ich: daß die Ilse gut behandelt wird und immer jemand um sie ist. Da kann sich Carlos' Frau ja verdient machen! Und habe du auch ein Auge auf Ilse. Dafür nehme ich dir dann Erika ab . . . Arbeitsteilung."

„Du bist eine Perle, Sylvia," rief er, „aber mache es nur so schnell wie möglich, ich kann ja doch nicht leben ohne dich."

*

Das Tal von Jena lag in Dunkel gehüllt, als Sylvia am Paradies-Bahnhof ausstieg. Gelbes Laternenlicht schwankte im Nachtwind und erhellte mit zitternden Streifen die schwachbegrünten Bäume, die sich am Ufer der Saale bogen.

Es war warm. Ein starkes Frühlingsahnen zitterte durch die ganze Natur, Vorgefühle von kommenden schönen Zeiten, von Lenz- und Sommertagen. Vom Flusse klang Ruderschlag, das leise Klatschen in den Wellen, das sanfte Singen der Flut. Sylvia lauschte mit geschlossenen Augen hinüber, und wie vertraute Klänge vergessene Bilder zu beschwören vermögen, so kamen die Erinnerungen über sie, die da am Rande dieses Flusses für sie begraben lagen. Wie war das alles lange her, — und doch, nun sie die alten Pfade ging, wie hatte doch alles noch den Duft von gestern, wie unverändert standen die Kulissen da!

Sie schritt langsam der Stadt entgegen. Der breite Schatten des Dienstmanns, der ihr den Koffer vorantrug, war das einzige Stück handfester Wirklichkeit in diesem Gemisch von Traum und Nacht, das ihr fast physisch wehe tat. Und da schlug die zehnte Stunde von den Türmen.

So mit diesem besonderen Klang schlugen keine andern Glocken auf der Welt als die von Jena! Ein paar Jahre hatten sich bei diesem Stundenschlag ihre Tage heruntergesponnen. Achtlos hatte sie viel hundert Mal diese Uhren schlagen hören; heute erst merkte sie, daß eine besondere, fast menschlich klingende Stimme in ihnen vibrierte, — oder war auch das nur Stimme der Erinnerung?

Ehe es in die dunkeln Kleinstadtgassen hineinging, kam eine Stelle, von der aus man Thomsens Haus am Wasser liegen sah, nur im Sommer nicht, wenn die Büsche und Baumwipfel zu dicht wurden. Sie wandte sich, ohne zu wollen, an dieser Stelle um, ganz instinktiv . . . Ja, da lag es, und hinter den oberen Fenstern schimmerte Licht . . . Dort hatte die stille Leuchte weiter gebrannt durch die Jahre, unbeirrt von Sylvias Kommen und Gehen. Sie war im Grunde ein sehr unwichtiges Element in jenem Hause gewesen,

Digitized by Google

eine Sache, die hereingebracht und wieder fortgetan wird wie ein Nippesgegenstand, an dessen Stil man sich übersatt gesehen hat.

Sie schauerte zusammen. Dies Jena ging ihr doch mehr auf die Nerven, als sie gemeint! Ihr war, als ginge sie auf Gräbern. Wie gut, daß sie für ein lebendiges Menschenwesen kam! Und sie wandte ihre Augen von dem Hause am Wasser gewaltsam ab und ging schneller dem Dienstmann nach, der zuweilen verwundert nach der Zögernden zurücksah.

Die alten Gassen, die alten Namen auf den Schildern, und nun der „Bär", an dem sie einst zahllose Male vorbeigegangen!

Gottlob, der Nachtspuk verflog. Da war Licht und Helle, Wirt und Kellner, Fragen und Antworten...

„Jawohl, die junge Dame aus Weimar — Zimmer Nr. 12 —, sie sei den ganzen Tag auf ihrem Zimmer gewesen —"

Und nun stand Sylvia vor der Tür und pochte. Sie hörte zögernde Schritte. Erika öffnete. Sie standen plötzlich dicht voreinander, Auge in Auge — Erika sehr verweint, aber trotzig, jede Verwunderung gewaltsam unterdrückend.

„Dacht' ich mir's doch!" sagte sie, „aber immer eine Chance für mich, daß du kommst, und nicht er. Ich bin nur neugierig, zu was für Zwangsmaßregeln gegen mich er dich autorisiert hat."

Sylvia trat über die Schwelle. „Was hast du, Erika?" sagte sie, die ungastliche Begrüßung ignorierend. „Du hast ja geweint?"

Erika biß sich auf die Lippen. „Wie soll ich nicht weinen," knirschte sie, mit dem Fuße stampfend, „wenn einem immer alles schief geht, wenn man nichts hat als Unglück?"

Sie trat ans offene Fenster, stützte die Arme in die Seiten und starrte in die Nacht. So einsam stand sie da, so allein auf der Welt mit ihrem Trotz und ihrem Groll.

Auf dem Tisch brannte die Lampe, mit ihrem friedlichen Strahl einen Haufen Bücher bescheinend, die in wirrem Durcheinander dalagen, Goethe und Thomsen. Und die goldenen Lettern des „Griechischen Unsterblichkeitsglaubens" leuchteten zu Sylvia empor aus der Nachbarschaft des „Faust" und des „Prometheus".

Und draußen dunkelte die Jenenser Nacht. Und sie fühlte: sie hätte lieber nicht kommen sollen, das waren alles so ungesunde, übertriebene Empfindungen in ihr.

Erika wandte sich um. „Schilt doch, Mama!" sagte sie. „Ich warte immer auf die große Standpauke, die mir zukommt. Oder weißt du nicht, wo anfangen bei der Masse des Materials? Mir scheint, ich habe dich gerade genug gekränkt, mündlich und schriftlich. Mit dem Brief neulich hat mir's fast leid getan hinterher. Besonders die ‚gnädige Frau' war etwas reichlich dumm von mir..."

„Laß doch, Erika," unterbrach Sylvia, „ich bin gar nicht als Rachegeist gekommen, ich möchte dir helfen."

„Du mir?" Sie trat in den Bereich des Lichts.

„Ja, und darum laß uns vernünftig miteinander reden wie eine Frau zur andern, und vergiß so lange jede Beziehung, in der wir sonst stehen. Aussprechen ist solche Wohltat, das weiß ich aus eigner Erfahrung. Ich kann mir schon denken, wie es mit dir steht! Zu uns willst du nicht, zur Werdenfels kannst du nicht mehr zurück, und hier scheinst du auch nicht auf deine Rechnung zu kommen, nach deinen verweinten Augen zu schließen. Aber ich will dir einen Vorschlag machen. Ich habe eine Freundin hier in Jena, die eine Spezialität für einen Fall wie der deine ist, um mich einmal sachlich auszudrücken. Ich hab' ihr von unterwegs schon telegraphiert, daß ich morgen früh zu ihr kommen würde. Sie hat selbst studiert und soll dich unter ihre Fittiche nehmen. Du hast mir geschrieben, daß dein einziger Wunsch sei, etwas zu lernen; ich könnte dich darum beneiden, Erika, und um deine sechzehn Jahre, — die Welt liegt viel weiter und schöner vor dir, als du denkst..."

Erika trat näher. Sie umfaßte Sylvias Handgelenk. „Mama," sagte sie, „ich habe dich unterschätzt."

Sylvia lächelte zu dem eigenartigen Lob.

„Und nun will ich dir auch alles erzählen," fuhr Erika fort. „Siehst du, ich wollte gar keinen großen Krach mit der Werdenfels, ich wollte gütlich mit ihr auseinander kommen. Aber so ist's immer! Ich will ruhig bleiben, und nachher geht's doch mit mir durch. Ich wollte nichts von ihr als die Erlaubnis, jeden Morgen nach Jena zu fahren, um das Thomsensche Kolleg zu hören, — schon das fand sie ungeheuerlich, denn Blaustrümpfe will sie nicht züchten, das ist so einer ihrer Glaubenssätze. Nun, und da ich die Hoffnungslosigkeit meiner Sache einsah, machte ich kurzen Prozeß und fuhr hierher, ehe sie mich bei euch anpetzen konnte. Ich schrieb an Professor Thomsen, ob er mich hören lassen wollte, denn hier kann's jeder machen, wie er will, und hat freie Hand damit; ich schrieb ihm, daß ich noch sehr jung sei und erst ausprobieren müsse, wo die Richtung meiner Kraft läge, — denn siehst du, Mama, definitive Entscheidungen über mich kann ich ja überhaupt noch nicht treffen. Ich tappe ja noch im Finstern. Heut möchte ich sofort auf ein Mädchengymnasium gehen — morgen möchte ich nach Griechenland fahren, — am liebsten aber möchte ich das Thomsensche Kolleg hören, denn Goethe und er, das sind nun mal meine Ideale."

Sylvia hatte sich an den Tisch gesetzt. Sie lehnte die Stirn auf die Hand, und ihre Rechte spielte mit dem Thomsenschen Buch. „Wie bist du denn zu diesen Idealen gekommen — in Pension Werdenfels?"

Digitized by Google

„Ach, Mama!“ rief Erika, „das liegt ja in der Zeit! Es kann eine Pensionsmutter noch so eifrig alle in der Luft schwirrenden Gedanken verbannen wollen, — irgend eine Ritze ist immer, durch die frischer Windhauch weht! Und auf zwölf bornierte Gänse kommt immer ein vernünftiges Wesen, das den Denkbazillus in die geistige Oede trägt. Siehst du, bis vor zwei Jahren, da war ich selbst eine träge, hinvegetierende Gans. Mit meinem schweren Temperament tappte ich immer unzufrieden und melancholisch durchs Leben und wollte nichts und dachte nichts. Da wurde eines Tages von einem baltischen Verwandten der Werdenfels ein junges Mädchen vor dem Hause abgeladen — ich sage ‚abgeladen‘, denn sie kam so plötzlich und unangemeldet wie ein Stück Frachtgut. Der Balte, ihr Vormund, war auf dem Weg nach Paris, wollte das Kind ein Jahr ‚interimistisch‘ unterbringen. Und die Werdenfels sagte natürlich ja, denn das Kind schien sehr harmlos, ein dummer langer Backfisch mit träumerischen Augen, ganz dunkel, denn ihre Mutter war eine Smyrniotin, eine Sklavin gewesen, die ihr verstorbener Vater gekauft hatte, worauf sie sehr stolz war. Sie wurde zu mir ins Zimmer getan, bis ein andres frei wurde, und beim Auspacken fiel der ganze Goethe aus ihrem Koffer und der ganze Thomsen ... Wir nähten beides in die Matratzen, denn die Werdenfels erlaubte uns Goethe nur in homöopathischen Dosen und an seinen langweiligsten Stellen, so daß ich nie recht begriff, weshalb eigentlich so viel Brouhaha um ihn gemacht wurde. Nun aber, da kam's über mich, und es gingen mir Welten auf, und alles schien mir plötzlich anders, die ganze Stadt, die ganze Erde. Und Miriam, so hieß sie, sagte, der Mensch müsse sich einen Erzieher wählen. Wir wollten uns Goethe wählen, der sei weit erziehlicher als die Werdenfels. Und wenn die andern Mädchen mal auskratzten, um zum Konditor zu laufen, dann gingen wir auf seinen Spuren und waren glücklich. Miriam hatte schon alles gelesen, sie war sehr frühreif. Ihre Kindheit hatte sie in Athen verbracht; sie schwärmte für Griechentum und für die Bücher von Thomsen. Sie sagte immer, ‚fremde Seelen seien Instrumente, auf denen sie spielen möchte, aber nicht jede gebe einen guten Ton; die meine jedoch sei ein gutes Instrument‘. Das machte mich sehr stolz. Sie sprach auch so viel von Studieren; sie wolle um jeden Preis berühmt werden, ‚Corinna‘ von Madame de Staël, dazu hatte sie Lust, sie sah sich schon auf dem Kapitol gekrönt ...

„Und nach einem Jahr erschien der Onkel wieder, und ebenso schnell, wie er sie gebracht, nahm er sie mit fort. Und sie versprach noch, mir zu schreiben, aber sie hat's nie getan; sie fand wohl bald andre Instrumente, auf denen sie spielte.

„Aber ihre Bücher hatte sie in der Eile des Packens nicht mehr aus der Matratze schneiden können, die fielen mir zu. Ich war erst sehr unglücklich ohne sie, — dann haßte ich sie, weil sie nicht schrieb, — und jetzt weiß ich, daß sie wohl überhaupt ein wunderliches, verschrobenes Menschenkind war, — aber gleichviel! Für mich bedeutete sie einen Abschnitt, weil sie den Denkbazillus in mein Leben trug ... Vom Standpunkt der Werdenfels aus war sie jedenfalls ein großer Mißgriff.“

Erikas Wangen wurden röter und röter, während sie sprach. Sylvia strich ihr über die glühende Stirn.

„Und seit der Zeit hast du solchen Tatendrang?“

„Ja, aber ganz geheim für mich, nur mit Ilse sprach ich zuweilen davon, aber die verstand nichts, die ist kein Instrument, auf dem sich spielen läßt.“

„O doch,“ versetzte Sylvia, „aber man muß sanftere Lieder dazu nehmen, als deine revolutionären Sänge.“

„Siehst du, und so war ich immer allein — und ich wartete sehnlichst auf die Konfirmation, denn dahinter steht ja die Selbständigkeit. Und ich hoffte so viel von ihr, ich dachte mich hineinzustürzen wie in ein freies, offenes Meer ... und da kam Papa und schleppte mich auf den Ball — vor seine Leutnants hin — und ich merkte alles —, auch daß er mich am liebsten an den ersten besten losgeschlagen hätte so aus lauter Bequemlichkeit: débarrassez-moi de cet individu! Und das konnt' ich nicht, Mama. Häßlich mag ich sein und „Bild ohne Gnade“ und ein „hoffnungsloser Dürrländer“ — und wie die Bezeichnungen alle hießen, die ich an jenem Ballabend so im Vorüberwalzen mit meinen nur allzu scharfen Ohren hörte, aber zu solcher Existenz bin ich mir denn doch zu gut. Und ich kann ja auch tun, was ich will. In Mamas Testament steht's ja, daß wir bei der Werdenfels bleiben sollen, ‚solange wir mögen‘ — ich *mag* eben nicht mehr! ich will leben — das heißt lernen.“

„Und was hat dir denn eigentlich Professor Thomsen geantwortet?“ fragte Sylvia.

„Das ist's ja gerade, was mich so verzweifelt macht! Er will nicht! Er ist bei all seiner Größe vieux jeu auf dem Gebiet — er mag keine Ausnahme machen — oder —“ sie sah prüfend in Sylvias nahe, lampenhelle Züge — „oder er will gerade mich nicht!“

„Du hast dich mit deinem ganzen Namen unterschrieben?“ fragte Sylvia

„Ja.“

Sylvia hob die gesenkten Lider.

„Weißt du eigentlich, Erika, in welcher Beziehung Professor Thomsen zu mir gestanden hat?“

Erika wurde verlegen. „Ja, in der Pension wußten sie's alle.“

Digitized by Google

„So, dann war es ja sehr zartfühlend von dir, daß du bei deinem Osterbesuch immer mit Thomsenschen Broschüren in der Hand herumgingst . . ."

Erika errötete. „Ich tat's mit Absicht — ich wollte euch ärgern, dich und Papa — ach, Mama, ich war so schlecht gegen dich, aber siehst du, das war's ja, was ich an dir nicht begriff, was mich immer wieder von dir zurückschreckte, wenn deine Schönheit und Güte einmal anfingen, mich weich zu machen —, wie kann jemand, der einmal mit den Göttern getafelt hat, sich mit irdenen Schüsseln begnügen?"

Sylvia fuhr empor. „Erika!" sagte sie — „kein Wort weiter! Ich bin dir keine Rechenschaft schuldig über Dinge, die du nicht verstehen kannst."

Sie ging unruhig im Zimmer hin und her.

Erika war ganz bestürzt. „Mama," sagte sie, „ich kann doch nichts dafür, aber es ist auch solcher Kontrast — Thomsen in seiner Größe und Papa mit seiner Art von Horizont, der wie eine Reitbahn ist, in der lauter Militärs herumtosen und zuweilen mal gesungen wird."

Sylvia trat ans Fenster. Die Thüringer Nacht lag schwer und dunkel über den Dächern von Jena.

Erika sprach nur aus, was sie zuweilen selbst empfunden. Aber nun jemand anders diese Worte sagte, wurde ihr klar, wo das Ungerechte lag.

„Wie du im Dunkeln tastest!" sagte sie ganz ruhig. „Wie du ungerecht bist gegen deinen Vater! Der hat in reichem Maße das, was dir und andern Leuten abgeht, ein Herz und Talent zur Liebe, du freilich hast dich nie bemüht, dies Herz zu gewinnen. Du warst eine schlechte Tochter, Erika."

„Wirklich?" fragte diese ganz erschreckt — „eine schlechte Tochter und eine schlechte Schwester? Was ist denn überhaupt Gutes an mir?" Sie suchte Sylvias Hand. „Sag doch, Mama? Aufrichtig bin ich — das ist doch wenigstens etwas."

Sylvia mußte lächeln.

„Du bist vor allem ein Kind," sagte sie.

„Und du weißt gar nicht, was wir früher alles mit Papa erlebt haben . . ."

Sylvia legte ihr die Hand auf den Mund. „Ich will nichts wissen," sagte sie; „du vergißt, daß ich Partei bin."

„Glaubst du denn, daß mir Papa irgend etwas von meinen Wünschen erlauben wird?"

„Ja," sagte Sylvia, „nicht gern, aber er wird's aus Liebe und Güte tun, wenn du dich nur etwas bemühst, seine Liebe zu verdienen."

Erika stand nachdenklich da. Plötzlich umschlang sie Sylvia mit beiden Armen. „Mama, wenn man dich reden hört, ist ja überhaupt die ganze Welt anders und besser. Mama, tu mir den Gefallen und sprich du mit Thomsen — dir kann er's ja doch nicht abschlagen. Ach, Mama, verzeih nur, ich habe dich ja so unterschätzt . . ."

Und sie nahm Sylvias Hand und führte sie an die Lippen, und Sylvia fühlte es in diesem Augenblick an dem Druck des heißen, jungen Mundes, daß sie in dieser Nacht ein Herz gewonnen hatte — ein wunderliches, in der Irre tappendes, unreifes und sprödes Herz, aber doch ein Menschenherz.

Am nächsten Morgen kam ein Telegramm von Rothenfels — „Sylvia möchte baldmöglichst zurückkommen — Lettow habe sich bereits für sechs Uhr gemeldet . . ."

Das war wie ein Klang aus Sylvias eigentlicher Welt, der seltsam hineintönte in das Intermezzo an der Saale, das so plötzlich in ihr Leben fiel.

Lettow — das war so das typische Urbild dessen, was Rothenfels als Idealverkehr vorschwebte, ein Mann mit ungezählten Ahnen, einer famosen Reitertaille und den schmalsten Füßen der Welt — ein Mann, dem sich vielleicht nur eine Schattenseite nachsagen ließ, nämlich die, daß er seine berühmten Füße zuweilen in zu enge Stiefel zwang, was dem Gang etwas Forciertes, vornehm Podagristisches gab —, ein Mann, der so empfindsame Nervenbündel besaß, daß er zuweilen den Verkehr in Häusern aufgeben mußte, wo die Dienerschaft knarrendes Schuhwerk trug — nicht „lautlos schwebte", wie seine Hochkulturen von Kammerdienern —, ein Mann, von dem es jedoch nicht feststand, ob er wußte, von wem das „Lied von der Glocke" sei und ob die römische Weltherrschaft der griechischen voranging oder folgte.

Als Sylvia am frühen Morgen zu Ellen Schmidts Wohnung schritt, gaukelte ihr dieser großstädtische Zukunftsspuk immer vor Augen — und ihre Gegenwart erschien ihr sonderbar neben der Vergangenheit, die hier gleichsam an jeder Straßenecke stand.

Erst Ellen Schmidts Anblick vertrieb diese Bilder.

Professor Herrmann war bereits im Kolleg — Ellen allein. Sie paßte so gut in das gelehrte Milieu, so gut in die Kameradenehe, die sie nach sorglicher Ueberlegung eingegangen war.

So viel vernünftiges Glück schwebte über der ganzen Häuslichkeit!

„Das ist wie weiland auf der Leuchtenburg," sagte Sylvia — „ich komme, um Rat zu holen."

Und alles machte sich so leicht. Ellen war so froh, helfen zu können. So etwas wie mit Erika war ja ganz ihr Fall! O, die wollte sie schon unter ihre Fittiche nehmen — erst sollte sie gleich zu ihnen ziehen in ihre sonnigen Mansardenzimmer, der unvermeidlichen Korrektheit wegen — nur gleich anrücken mit allem Gepäck, je eher je besser —, und sie wollte schon sehen, was an des Mädchens Fähigkeiten war, ob sie Strohfeuer bedeuteten oder wirkliche Flammen . . . nur was

Digitized by Google

das Thomsensche Kolleg beträfe — das habe allerdings seine Schwierigkeit.

„Ich sollte denken," sagte Sylvia, „gerade der vor allen müßte doch für Frauenbildung sein."

„Nein," versetzte sie, „gerade der nicht! Er glaubt nicht, daß Resultate dabei herauskommen — er ist so eigensinnig in dem Punkt."

Sylvia zuckte die Achseln.

„Ah so — er beurteilt wohl alle Frauen nach seiner eignen einstmaligen."

Ellen nickte lachend. „Und nach Irene Reifenstein. Ja, die Welt, die ihm in vieler Hinsicht so offen steht, ist ihm in dieser einen mit Brettern vernagelt."

Sylvia stützte den Kopf in die Hand. „Ellen," fragte sie plötzlich, „woher kommt es eigentlich, daß ich, die ich doch in den Jahren, als ich zufällig zur Wissenschaft gehörte, so wenig erbauliche Erfahrungen machte, trotzdem den Hauch aus jener Zeit in meinem ganzen Denken so stark verspüre?"

„Das will ich dir sagen," entgegnete Ellen, „du kamst um eine Generation zu früh, denn du wurdest noch ganz im alten Zopf erzogen — oder um eine zu spät — denn du gerietest gerade an die Schwelle von zwei Zeiten —, und das sind immer komplizierte Posten. Die an solchen Schwellen stehen, sind meist nicht genügend ausgerüstet für das Neue, aber auch nicht mehr dumm genug, um am alten Sumpf Geschmack zu finden. Es sind Halberwachte, die wohl möchten, aber nicht können. Deine Tochter hat's leicht, die steht mit beiden Füßen in der neuen Zeit — wir sind eben alle drei ein Stück Frauenfrage — jede in ihrer Art."

„Aber ich das am wenigsten reüssierte" — sagte Sylvia nachdenklich.

„Im Gegenteil! Von deinen Erfahrungen auf dem Gebiet profitieren zwei von der jungen Garde! Was willst du mehr? Aus deinen ‚jungen Leiden' erwachsen die Chancen deiner Töchter . . ."

„Du hast eine sehr freundliche Art, meine Schattenseiten zu idealisieren. Aber der Sinn deiner Worte ist eben doch, daß ich ein Zwitterding bin."

„Ja — aber ein sehr schönes! und schließlich waren in unsrer Jugendzeit die Mädchenschicksale eben noch ganz vom Gesicht abhängig. Das meine hat mich ja von vornherein zur ‚Rechtlerin' ganz ausnehmend qualifiziert — du mit deiner Anmut warst wie vorbestimmt zu frühem Heiraten und zur Romantik des Lebens — was hättest du auch auf gelehrte Gedanken kommen sollen? Heute ist ja auch das anders. Heut setzt sich selbst eine Venus, wenn sie will, auf die Kollegienbank und studiert Medizin, und der Backfisch prüft seine Chancen nicht mehr vor dem Spiegel, sondern nach den Unzen Hirn, die er hinter der Stirn hat. Das geht eben alles unter andern Voraussetzungen."

„Und Thomsen glaubt an das alles nicht, selbst, wenn du es ihm so überzeugend vorträgst?"

„Nein, solche Männer können die Gegenwart nie verstehen, die ‚leben in andern Zeiten und denken in andre zu gehn'. Zuweilen zwar habe ich den Verdacht, er will auch absichtlich ungläubig sein, weil ihm dadurch seine Lebensrechnung besser stimmt, die er doch zuweilen in bezug auf eine gewisse Epoche anstellen mag — bei mir spricht er ja nie von dir —, aber mit meinem Mann: dem hat er auch erzählt, daß er dich wiedersah, vor zwei Wintern. Das einfachste und bequemste ist ihm ja natürlich, sich einzubilden, daß du so weltlich und oberflächlich wie nur denkbar geblieben bist, eine elegante Offiziersdame, die nichts Höheres kennt als Salonerfolg und Manövergeschichten — und daß du nun eine Tochter hast, die studieren will, das paßt ihm nicht so recht in die Tabelle . . ."

Sylvia horchte aufmerksam. Ein Gedanke kam ihr.

„Weißt du, Ellen, ich möchte ihn eigentlich selber bitten wegen Erika. 's ist ein Versuch, der mich aus mehreren Gründen verlockt, aber nicht hier bei euch — nicht unter den Kanonen deines Mannes —, und zu ihm gehen kann ich natürlich auch nicht, aber du mußt doch wissen, wann sein Kolleg aus ist?" — sie sah nach der Uhr —, „vielleicht kommst du mit zum Bären und sprichst mit Erika, die sehnlichst auf dich wartet, — um eins geht mein Zug, ich hab' ja nur so kurze Zeit für Jena, und ihr fahrt mir mein Gepäck an die Bahn — und ich — —" sie stand elastisch auf — „ich schildere so lang am Graben und spreche mit ihm."

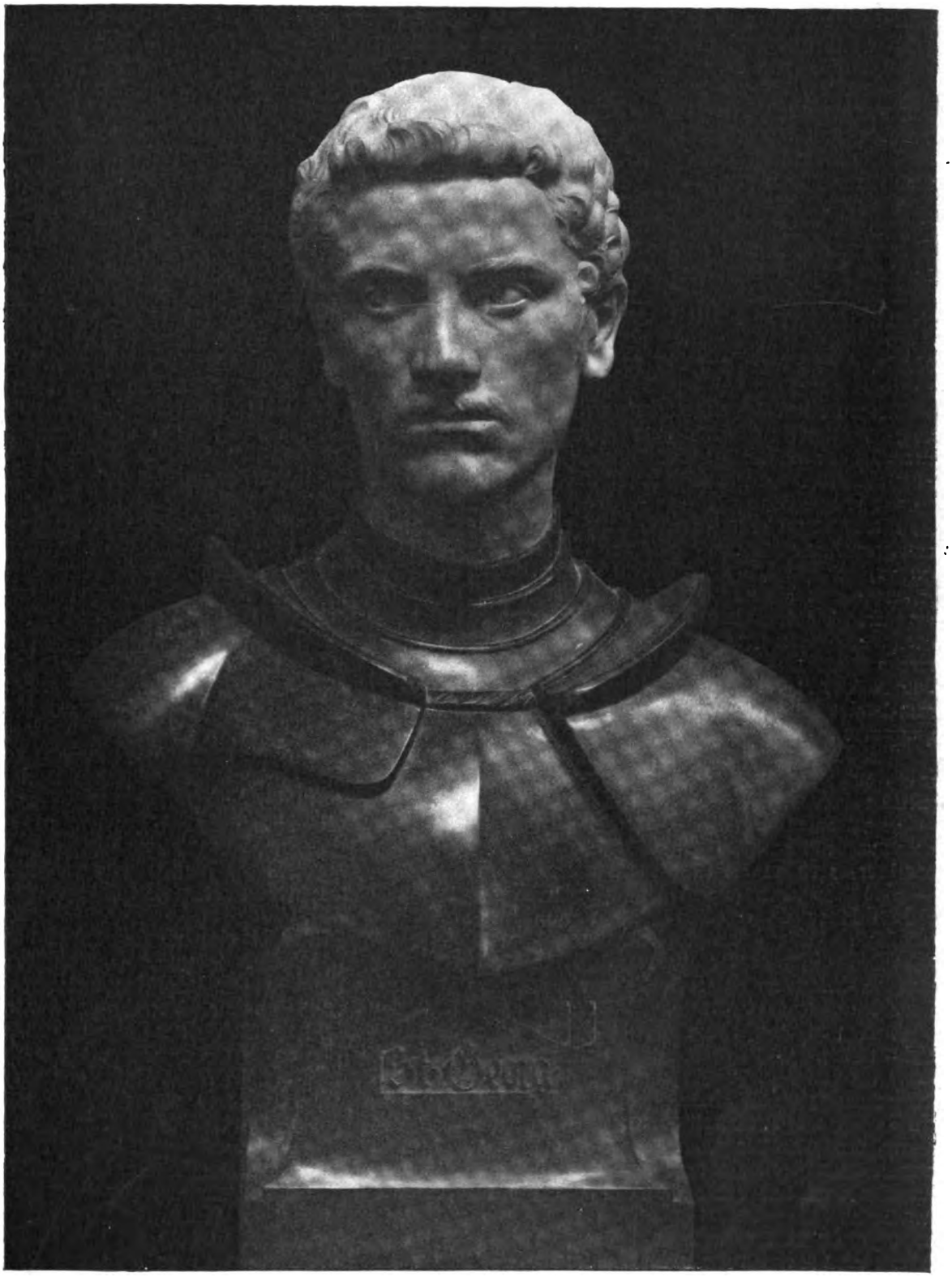
Ellen lachte schadenfroh vor sich hin. Sie war Feuer und Flamme für den Plan. Sie schwärmte für den gelehrten Thomsen und seine Bücher, aber gönnte ihm diesen Chok —, so weit war auch sie ganz Frau trotz ihrer kurzen Haare und trotz ihrer Erfolge als „Kämpferin".

Sylvia schritt langsam dem Graben entgegen.

Die Sonne lag breit und hell auf ihrem Wege; sie besann sich so deutlich auf jenes letzte Mal, als sie hier gegangen, als sie die steinernen Stufen der Universität emporgeschritten war, um durch eine Türspalte in das Thomsensche Kolleg hineinzulauschen — und auch auf die bitteren Gefühle besann sie sich, die seine Worte damals in ihr wachgerufen, sein kunstgerechtes Sezieren der griechischen Frauenseele.

Wie weit lag das alles hinter ihr, aber wie unverändert lag hier die kleine Welt vor den Bergen! Die alten großen Namen leuchteten unverwischt von den Tafeln der Häuser, sie waren das Bleibende, an dem immer wechselnde Generationen von Studenten vorüberzogen, um an den heiligen Quellen des Wissens zu trinken und

Digitized by Google



Hugo Kaufmann — St. Georg

Die Büste befindet sich auf der diesjährigen Großen Kunstausstellung zu Berlin

Digitized by Google

zu den Füßen derer zu sitzen, die es vermocht hatten, diese Quellen zu erschließen.

Ihr fiel ein, daß ja heute Rothenfels sein Regimentsexerzieren hatte.

Wie vieles doch auf der „großen" Welt, dem „kleinen" Planeten, Platz fand — die militärischen Paraden und die geistigen — die lauten und die stillen, die trompetenumschmetterten und die ohne Sang und Klang . . .

Da wurde es lebendig auf dem Graben. Die Jugend stürmte aus den Pforten der Universität. Thomsens Kolleg war zu Ende. Und wenige Minuten später kam auch er langsam die Stufen herab, jene stille Versonnenheit auf den bleichen Zügen, die immer um ihn war, solange der Gegenstand seines Kollegs ihm noch die Gedanken bannte. Er sah kaum, wie viel er gegrüßt wurde, und dankte nur hie und da flüchtig.

Dicht an den Bäumen entlang ging er seines Weges, gesenkten Blickes. Da fühlte er, wie jemand vor ihm stehen blieb, wie eine leise bekannte Stimme an sein Ohr schlug . . .

Er schaute auf.

Droben im weiten Hörsaal hatte er gerade von jener seltsamen Phase des griechischen Lebens gelesen, die ihm stets so besonders eigenartig erschien — von den Tagen der großen Schwermut, die wie eine Epidemie über das Hellenenvolk hereinbrach und jung und alt in freiwilligem Sterben niedermähte wie die Garben — ein dunkles Bild am hellen Aegäischen Meere unter dem berühmten, oftbesungenen, lachenden Götterhimmel.

Wie sie schnell bereit waren, ihren Daseinsfaden abzuschneiden, wie sie sich von den Felsen stürzten oder sich im Schierlingsbecher Todesgrüße zutranken . . .

Unverständlich war ihm das nicht — ihm, der dem Leben an sich so geringen Wert beimaß — aber reizen, magisch locken tat es ihn, die geheimen Rätsel zu ergründen, die unter diesen tragischen Begebenheiten zitterten, den Grund zu erforschen dieser großen Lebensunlust, die das vielbeneidetste Volk der Erde wie eine ansteckende Krankheit überfiel . . .

Und nun mit einemmal, hinein in diese alten Bilder, klang eine lebendige Stimme — da stand ein Stück seiner Vergangenheit am Wege!

Sylvia fühlte bei seinem sichtbaren Erschrecken ein Gefühl von Ueberlegenheit in sich aufsteigen — ja, das war der alte Thomsen noch, ganz wie einst, weltfremd und bange vor jeder Störung, sie aber war eine andre geworden. Sie war gewachsen.

„Ja, ich bin's," sagte sie unbefangen, „ich möchte Sie um etwas für meine Tochter bitten — Sie werden schon wissen, was."

Er hatte sich gefaßt. Er sah starr zu Boden. Er blickte sie gar nicht an. „Ich war sehr erstaunt," entgegnete er dann, „daß eine solche Bitte gerade aus Ihrer Sphäre zu mir kam."

„Nun ja," lächelte sie etwas ironisch, „finden Sie es denn nicht ganz logisch von mir, wenn ich meine Töchter mehr lernen lassen möchte, als ich zu meiner Zeit gelernt habe?"

Sie gingen unter den Bäumen des Grabens nebeneinander her, noch einmal ein Stück Weges im Leben — und das Bewußtsein davon überkam beide seltsam, ihn vor allem, den bei ihrer Frage, dem Ton ihrer Stimme doch plötzlich eine Ahnung ergriff, daß diese Frau, die einst die seine gewesen, sich sehr verändert hatte, daß er sie doch vielleicht unterschätzen mochte, wenn er das Gesellschaftsmeer, in dem er sie zuletzt gesehen, für ihr „eigentliches Element" hielt.

Er sah sie flüchtig von der Seite an. Sie schien ihm kaum älter geworden. Ihre Züge hatten noch immer jene feine Linie griechischer Schönheit, die selbst ihn einst, wenn auch nur für kurze Zeit, zu entzücken verstand — nur daß die einst leblose Form durchgeistigt war von dem Ausdruck einer ernsten Nachdenklichkeit und zuweilen eines feinen Spottes, der der schönen Sylvia fast noch besser stand als das von Rothenfels komponierte Reisekostüm, das sie trug. Und er fühlte sich unsicher werden bei ihrem Anblick, viel unsicherer als damals, als er ihr am hellen Dinertisch der Tiergartenvilla gegenübergesessen hatte wie einer Fremden.

Hier in Jena standen sie beide gleichsam am Ort der Tat. Und daher kam es, daß er, der sich sonst grundsätzlich nicht an die Jahre seiner Ehe zurückerinnerte, mit einemmal hinter Sylvias Gestalt all die Bilder auftauchen sah, die mit jenen Jahren in Verbindung standen — vor allem ein Bild — das Bild seiner Mutter — der Mutter, die es so gut mit ihm gemeint und doch den großen Mißgriff für ihn begangen hatte.

Und er wußte, daß er Sylvia ihre Bitte nicht abschlagen dürfe.

„Sie können es ja niemand verwehren, daß er sich in Ihre Bücher versenkt," sagte Sylvia, „und wenn sich dann die Menschen aus Ihren Büchern die Luft lesen, Sie selber reden zu hören, ist das dann nicht die natürliche Folge und Ihre eigne Schuld? Oder wollen Sie die Frauen ausschließen aus dem Zauberkreis, den Sie regieren? Haben Sie noch immer so wenig Geduld mit Frauen? Halten Sie uns alle in Bausch und Bogen für nicht entwicklungsfähig?"

Er knitterte nervös an seinem Kollegienheft. Die leise fragende Stimme schlug so vorwurfsvoll an sein Ohr; er fühlte, daß er diesem kurzen Weg zu zweien so bald als möglich ein Ende machen müsse, wenn er nicht aus dem ruhigen Geleise seines Arbeitslebens kommen wollte.

„Nun gut," sagte er schnell entschlossen, „so will ich mit Ihrer Tochter die erste Ausnahme

Digitized by Google

machen und meinen alten Grundsatz über den Haufen werfen, Ihnen zu —" er stockte, dann schloß er schnell: „Ihnen zu Gefallen."

Sylvia lächelte. „Danke," sagte sie lakonisch. Sie nestelte ihre Uhr aus dem Aermel. „Aber hier zweigt mein Weg ab, ich fahre in wenig Minuten fort. Meine Tochter wohnt übrigens vorderhand bei Frau Herrmann, was Ihnen vielleicht eine bessere Empfehlung scheinen wird als alles, was ich sonst sagen könnte."

Sie blieb stehen. „Ich höre, daß Sie wieder mitten in einer großen Arbeit sind," fügte sie hinzu, „es freut mich, auch Sie so ganz in Ihrem Element gesehen zu haben."

Sie reichten sich die Hand. Eine Sekunde lang sahen sie sich in die Augen, und beiden schien es in dieser Sekunde wie eine plötzliche Erkenntnis, daß sie doch vielleicht zu einander gepaßt hätten, nur daß sie sich zu früh begegnet waren — vor der „rechten, der bestimmten Stunde . . ." Und da sie gegenseitig die Gemeinsamkeit dieses plötzlichen Gedankens ahnen mochten, starrten sie sich fast entsetzt an und trennten schnell ihre Hände und gingen voneinander — ein jeder seines Weges.

*

Sylvia war es zumut, als habe sie mit Feuer gespielt, aber diese Empfindung verflog schnell vor der eines gewissen Triumphes.

Nun hatte sie doch auch ihre kleine Revanche gehabt. Sie hatte sich vor Thomsen rehabilitiert, das fühlte sie, und der letzte Rest von Groll, den sie so lange gegen ihn gehegt, ging endgültig in diesem Bewußtsein unter.

Gefederten Schrittes, so leicht und behende, eilte sie dem Bahnhof entgegen. Da standen Ellen und Erika vor dem gerade einfahrenden Zug, und Professor Herrmann daneben, der Sylvia mit einem erstaunten, prüfenden Blick entgegensah.

Es hatte ihn doch verlockt, die Metamorphose zu konstatieren, die nach den Angaben seiner Frau mit dem schönen Menschenkind vor sich gegangen war, das er und Ellen einst so entschieden aus Thomsens Leben weggewünscht und weggeschoben hatten, um Platz für Thomsens Bücher zu machen. Er hatte das nie bereut, nie gezweifelt, daß er das Richtige getan, er besaß ja auch keinen Funken von Geduld mit Frauen, die sich langsam entwickeln; niemand hatte Geduld mit Sylvia gehabt in den Jahren ihrer ersten Ehe, und nun war sie doch eine Persönlichkeit geworden, auf eigne Hand, aus eigner Erfahrung.

Fast schuldbewußt stand ihr der kluge Gelehrte gegenüber.

„Nun?" fragte Ellen gespannt.

„Es ist alles in Ordnung," sagte Sylvia; „freu dich, Erika, und nimm's als gutes Vorzeichen für alles weitere."

Erika fiel ihr wortlos um den Hals, sie hatte ein Gefühl, als dürfe sie nun fortan mit den Göttern tafeln, und das dankte sie ihrer Mutter, um die sie es so wenig verdient. Sie war ganz Reue und Liebe, ein verwandelter Mensch.

Der Zug sauste fort. Sylvia war nur knapp zur Zeit gekommen, so schnell ging alles, das Abschiednehmen, das Türenschlagen, das Tücherschwenken. Und nun verschwand schon der Bahnhofsperron, der altbekannte, auf dem sie in jungen Jahren Frau Thomsen in die Arme gesunken war bei ihrer verhängnisvollen Fahrt ins Leben.

Zu ihr herauf glänzte schillernd der Saalestrom. Sie lehnte sich aufatmend in das Polster zurück. Wie reich sie mit einemmal geworden war, wie voll ausgefüllt ihr Leben! Wie viel hatte sie plötzlich in der Welt zu tun, zwei junge Menschenkinder zu erziehen, sie zu schützen vor dem großen vanity fair, ihnen freie, schöne Wege zu bahnen.

Und Pläne auf Pläne schwirrten ihr durch den Kopf, wie sie mit ihnen lernen, mit ihnen reisen wollte, wie sie lernen sollten, mit festen Füßen in der neuen Zeit zu stehen, an deren Schwelle sie selbst so unsicher gestanden.

Mit der „femme incomprise" in ihr war es endgültig vorbei. Sie wollte tapfer in Kauf nehmen, was ihr am Leben nicht gefiel, die öden Gesellschaftsjagden, die Lettows — sogar gegen die „zitternde Liebe" wollte sie duldsam werden.

Rothenfels? Hatte sie jetzt nicht im Grunde drei Kinder — außer den beiden kleinen das große, liebenswürdige Kind in der Uniform, das so leicht zu beglücken war, wenn man es nur ruhig gewähren ließ in seiner Art von Lebensgenuß? Und sie lächelte nachsichtig vor sich hin.

Noch einmal beugte sie sich aus dem Fenster, um zu der Stadt zurückzuschauen, in die sie so unerwartet noch einmal verschlagen war. Aber sie hatte schon zu lange vor sich hingesonnen in der Ueberfülle ihrer Gedanken.

Jena war bereits verschwunden, und über den mittäglichen Himmel schwamm leicht und zart das reizende Bild der Dornburgen.

*

Und Thomsen? Er stand zwischen seinen Büchern, noch etwas bleicher als sonst, unter dem Banne jener Begegnung. Und er handelte gegen seine Grundsätze: er dachte zurück.

Es kam ihm so seltsam, so eigentümlich unwahrscheinlich vor, daß er einmal etwas so Schönes besessen hatte wie jene blonde Frau, die da heute so plötzlich an seinem Wege stand, daß sie jahrelang durch dasselbe stille Haus, in dem er noch wohnte, mit leisen Schritten gegangen war. Und ein Bibelvers fiel ihm ein, den seine Mutter öfters zu ihm gesagt, wenn sie sich um seine einsame Zukunft sorgte, einer von den weisen, tiefen Bibelsprüchen, die für alle Menschen und für alle Zeiten gesprochen sind: „Das Wissen blähet auf, aber die Liebe bessert."

Digitized by Google

Ja, das Wissen!

Und der berühmte Thomsen kam sich mit einemmal sehr klein als Mensch vor, klein und einsam. Er wußte zwar: es war nur eine Anwandlung, die vorübergehen mußte, vielleicht in wenigen Stunden schon, eine sentimentale Regung, an der wohl auch zur Hälfte der werdende Frühling da draußen Schuld trug. Aber gleichviel, durchgelebt mußte auch diese eine Stunde werden, damit er seine Arbeitsstimmung wiederfand.

Wer weiß, vielleicht würde er nun von Zeit zu Zeit immer wieder an sie erinnert werden durch die Tochter, durch Ellen Schmidt.

Und diese Erinnerung würde wie eine jener Wasserpflanzen sein, die da an die Oberfläche stiller Seen geschwommen kommen und ihre Fangarme wie klammernde Schlingen ausbreiten, als wollten sie auf die bisher so glatte Flut schreiben: Wir sind immer da.

Er trat an das Fenster. Unten blitzte der Strom.

Er versuchte, seine Gedanken gewaltsam von Sylvia abzulenken, und sie schweiften zu seinem Kolleg zurück. Und der leukadische Fels fiel ihm ein, von dem er vorhin zu der lauschenden Studentenjugend gesprochen, die viel verständnisvoller für dieses seltsame Thema schien, als er selber im Grunde war.

Er war einst an ihm vorübergefahren, dem Sagenfelsen auf seiner letzten griechischen Reise. Am steilen Vorgebirge der Insel Santa Maura ragte er, sonnenbeglänzt, über der tiefblauen Meerflut. Hier taten unglücklich Liebende die Frage an das Schicksal. Sie stürzten sich vom Felsen in das heilige Meer herunter — und der Ueberlebende war geheilt, er hatte seine Liebe überwunden und wurde wieder ein freier Mensch fortan.

Und das hatte Thomsen bisher so unbegreiflich geklungen. Jetzt zum erstenmal empfand er, wie viel griechisches Lebenskünstlertum in diesem Gottesurteil lag. Und er bedauerte in dieser Stunde, daß kein leukadischer Fels an der Saale stand.

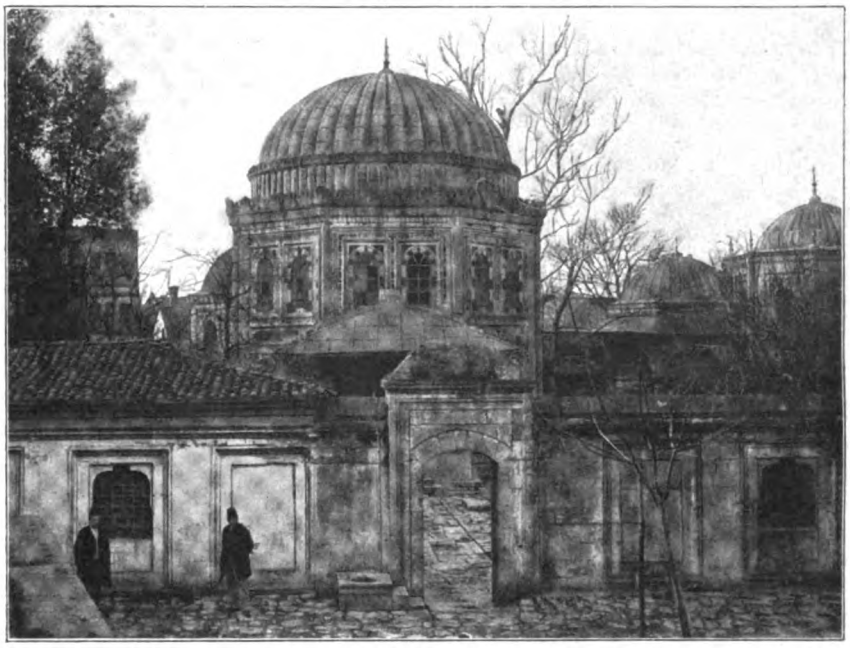
Auf der Gräberinsel bei Venedig

Von

Hermann Hesse (Basel)

Wie rinnt die schöne Zeit mir aus der Hand!
Einsamer Schiffer fahr' ich durch die Tage,
Durchmesse mit verschwiegner Sehnsucht Frage
Die ewige Flut, und finde nirgends Land!
Heut zog mich eines dunkeln Wunsches Zwang
Zur Gräberinsel. — Schauerliche Welt,
Wo Flut um Flut mit ungehörtem Klang
Am Ufer der Vergessenheit zerschellt!
Die ihr hier ruht, vergessen, unbeklagt,
Fernab der Stadt, in deren Lebensgier
Nach euch und eurer Stätte niemand fragt,
Ihr seid verwandt und liebe Brüder mir.
So wie ihr ruht, vom Leben abgetrennt,
Weitab gebettet im Bezirk der Wogen,
So bin ich namenlos umhergezogen:
Ein fremder Wanderer, den keiner kennt,
Der zu dem Leben, das so nah und heiß
Vorüberflutet, keine Brücke weiß
Und über dessen ungehörter Klage
Sich wiegt der Reigen ungenossener Tage.
Wie ihr werd' ich einmal verschollen rasten
Von meiner Pilgerschaft unnützen Lasten,
Und meiner Wanderschaft und meiner Pein
Wird nach mir nirgend ein Gedächtnis sein.
Verschäumend leckt am Strand herauf die Flut.
Du mahnst mich recht! Ja, dir, dir war ich gut,
Du liebes Meer, und jedem Winde auch,
Der dich bewegt mit seinem warmen Hauch —
Dir, Sonne, die auf stille Inseln glüht —
Euch lieben Wolken, die ihr farbig blüht
Von Bergen her und über Meere hin!
Euch liebt' ich und verstand ich, euer Ziehn
Und großes Segeln war mir wohl vertraut,
Und auch des Sturmes regelloser Laut;
Mit euch im Zwiegespräch, mit euch verwandt
Und fahrtverbündet zog ich über Land.
Ihr liebt mich noch, ihr habt mich nicht vergessen,
Den Freund, der euerm ewigen Zuge nach
So vieler Straßen lange Flucht durchmessen,
Der euch geliebt, der eure Sprache sprach,
Dem selten nur und zwischen Fahrt und Fahrt
Für Augenblicke wohl bei Menschen ward!
— Wenn mich die Erde gehn läßt, nehmt ihr dann
Zu neuem Fluge mich als Bruder an?
Darf ich mit euch durch Luft und Wogen reisen
Und Pilgrimen die Heimwehwege weisen,
Die ich allein so lang und rastlos schritt?
Sagt ja, Geschwister, Freunde! Nehmt mich mit!

Digitized by Google



Mausoleum bei der Moschee Schahsadé in Stambul

Sultansgräber

Von

J. Gottwald

(Hierzu 5 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Neben den großen Moscheen, mit denen die Prachtliebe der osmanischen Herrscher die türkische Metropole geschmückt hat, gehören die Grabmäler der Sultane zu den interessantesten Bauwerken Konstantinopels, in architektonischer wie in historischer Hinsicht. Seit der Eroberung dieser Stadt im Jahre 1453 liegen die Beherrscher der Gläubigen ohne Ausnahme in Stambul begraben, und zwar in eigens zu diesem Zwecke gebauten Mausoleen (türbé genannt), die sich in der Nähe der Moscheen oder auch vereinzelt erheben und einem oder mehreren Sultanen gleichzeitig als letzte Ruhestätte dienen. Die Mausoleen der Sultane sind durchweg Kuppelbauten, die gewöhnlich außerhalb der Mekkaseite der Moscheen hinter der Altarnische (mihrab) stehen und deren Inneres, einen einzigen hohen Raum bildend, durch buntgemalte Scheiben dämmerhaft erhellt wird. Die Ausstattung ist nach orientalischer Manier prunkvoll, kostbare Teppiche lagern auf dem Marmorboden, kunstvolle Fayencen schmücken die Wände, abwechselnd mit langen, verschlungenen Koransprüchen. Die mit Arabesken reichverzierten Rundbogen in den größeren Türbeen werden durch Säulen mit reizenden Stalaktitenkapitälen in maurischem Stil getragen, schwere Kronleuchter oder Oellämpchen, die die ganze Nacht brennen, hängen von der Decke herab; eng und niedrig sind jedoch die von Widmungsinschriften überragten Türen, deren Flügel feine Perlmuttereinlagen und sonstige Ornamente aufweisen. Die Mitte des Gemaches nehmen ein oder zwei Sarkophage von riesenhaften Dimensionen ein. Sie sind jedoch — leer, denn die Leichname liegen in der Erde bestattet, überdeckt von einer in der Mitte durchlöcherten Marmorplatte. Auf dem Katafalk, sanduk genannt, der aus einem einfachen Holzkasten in Dachfirstform besteht, liegen wertvolle, mit Silber und Gold durchwirkte, mit Koransprüchen, dem Namen, Geburts- und Todestag, sowie mit Angaben über Regierungsdauer und Rang des Verstorbenen bestickte Tücher, sieben an der Zahl, deren siebentes um einen kleinen, senkrecht stehenden Stab gewunden ist, der sich am Kopfende, stets in der Richtung nach Mekka, erhebt und den kunstvoll verschlungenen Turban des Begrabenen trägt. Bei den Sultanen seit Mahmud II., der bekanntlich die alttürkische Tracht abschaffte, ist der öfters mit einem Reiherbusch geschmückte Turban durch den nüchternen roten Fes ersetzt. In den kaiserlichen Türbeen werden nur die irdischen Ueberreste der Sultane, ihrer Mütter und Kinder beigesetzt; die Särge der letzteren sind kleiner und schmuckloser, bei den weiblichen Begrabenen fehlt natürlich der Fes oder der Turban. Geschnitzte Holz- oder Metallgitter umgeben die Katafalke der Sultane, daneben stehen mächtige Kerzen auf hohen Kandelabern, abwechselnd mit X-förmigen, verzierten Betstühlen, auf denen wertvolle Koranbücher liegen; aus diesen

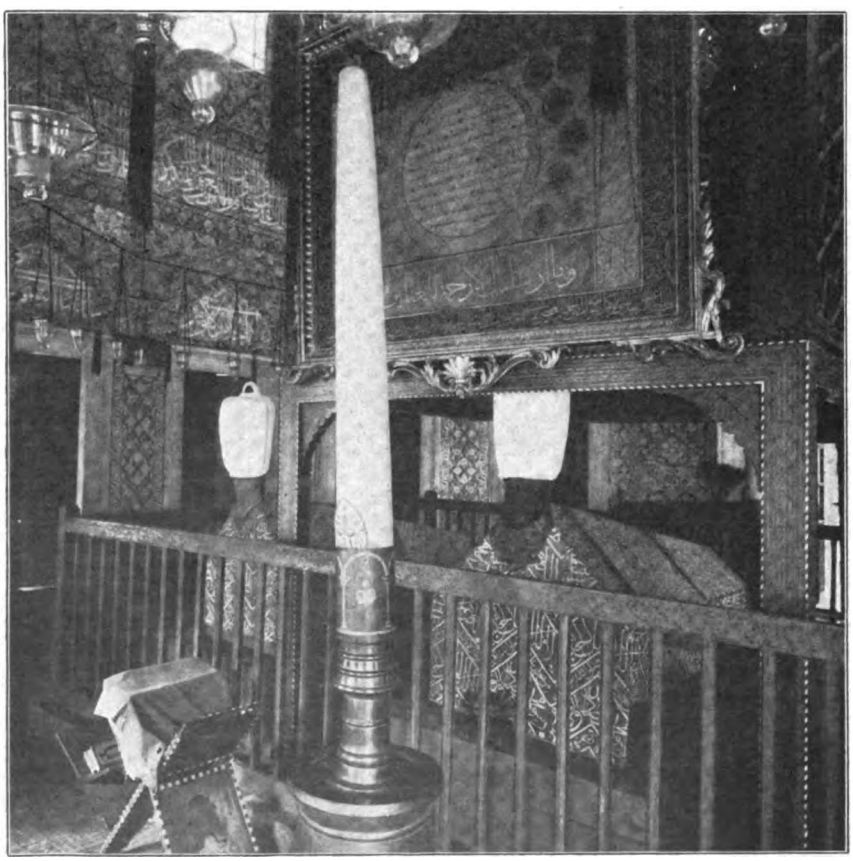
Digitized by Google

beten die dem Mausoleum beigegebenen Imame (Vorbeter) zu gewissen Stunden für die Seelenruhe der Verstorbenen. Diese Imame sorgen gleichzeitig für die Instandhaltung der Türbeen, mit denen gewöhnlich auch wohltätige Stiftungen, wie öffentliche Brunnen, Schulen, Armenküchen und Bibliotheken verbunden sind.

Eines der prächtigsten Sultansgräber Konstantinopels ist unstreitig dasjenige Suleimans II. (gest. 1566) in der Nähe der von diesem Sultan erbauten Moschee. Es bildet eine Oktogonanlage von gefälligen Formen in sarazenischem Stile, deren Aeußeres eine Galerie von 38 Marmorsäulen umgibt. Im Innern öffnen sich zwischen den Säulen tiefe Nischen, und die glühende Farbenpracht der gemalten Fenster — ein Werk des türkischen Glasmalers Sarchosch Ibrahim — verbreitet eine zauberhaft-milde, feierlich stimmende Beleuchtung, in der die bunten Fayencefelder, die gebrannten Koransprüche an den Wänden matt glänzen. Den in der Mitte des Gemaches aufragenden Sarkophag Suleimans, des großen Gesetzgebers, beschützt eine Holzbalustrade, an deren einer Ecke der Rosenkranz des Sultans hängt, bestehend aus dicken Perlen von schwarzem Rosenholz. Tiefe Stille herrscht in dem Zwielicht des Raumes, in dem einer der größten Sultane den letzten Schlummer schläft, gleichzeitig mit Suleiman III., Ahmed II. und andern Prinzen. Die berühmte Favoritin Suleimans II., Churrem oder Roxelane, ruht in einer besonderen Türbee in der Nähe, die aber weniger reich ausgestattet ist.

Ebenfalls luxuriös, jedoch im modernen Genre gehalten ist das Grabmal Sultans Mahmud II. (gest. 1839) an der Straße Diwan-Yollu, dicht bei der jedem Reisenden wohlbekannten „verbrannten Säule". Der elegante Kuppelbau von achteckiger Form bildet ein Gemisch griechischen und italienischen Stils, mit korinthischen Kapitälen und Renaissanceverzierungen, außen ganz mit weißem Marmor bekleidet und von sieben hohen Gitterfenstern durchbrochen. Schwere seidene Vorhänge, riesige Kronleuchter, Teppiche, Armstühle, Sofas, silberne Kandelaber u. s. w. schmücken das Innere; an die Regierungszeit des unglücklichen Abdul-Asis erinnern zwei große Standuhren an der Wand, Geschenke des Kaisers Napoleon III. und der Königin Viktoria. Hier liegen die Sultane Mahmud II., Abdul-Medschid (gest. 1861) und Abdul-Asis (gest. 1876) nebst andern Angehörigen des osmanischen Herrscherhauses begraben. Die von reichvergoldeten Gittern umgebenen Sarkophage zeigen bei den beiden erstgenannten Großherrn den Fes mit dem edelsteinverzierten Reiherbusch; dieser fehlt bei Abdul-Asis, dafür liegen auf dem Sarge die Insignien des von ihm gestifteten Osmanié-Ordens. An das Monument schließt sich ein Friedhof an, auf dem hochgestellte Türken begraben werden, ferner ein öffentlicher Brunnen.

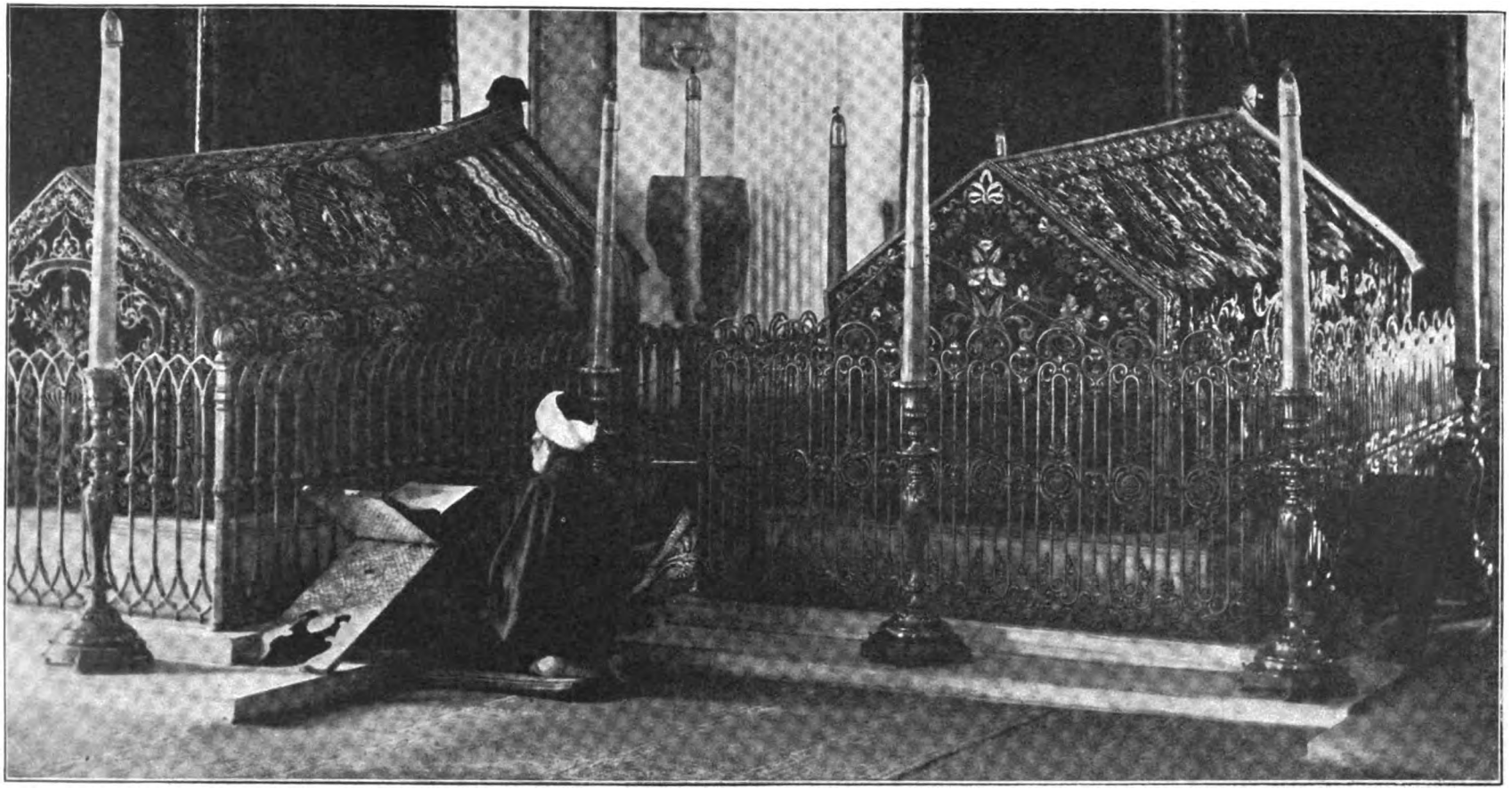
Besondern Glanz weisen auch die beiden Mausoleen im Garten der Moschee Schahsadé (der Prinzen) auf. In ihnen ruhen die Prinzen Mohammed und Dschihangir, Söhne Suleimans des Gesetzgebers. Der erstere war der Lieblingssohn dieses Sultans; er starb eines natürlichen Todes, und zu seinem Andenken ließ der schmerzerfüllte Vater die obengenannte Moschee errichten. Der zweite fiel als Opfer der Eifersucht der Favoritin Churrem. Die achteckigen Mausoleen, deren Inneres sich durch kostbare persische Fayencen und feine Detailarbeit auszeichnet, zeigen auch von außen schöne, edle Formen mit ihren gerippten Kuppeln und ihrem Skulpturenschmuck.



Inneres der Türbee von Schahsadé

Durch ihre Einfachheit fällt die Türbee des Eroberers von Konstantinopel, Mehmed II., auf, die bei der den gleichen Namen tragenden Moschee steht. Unter einem einfachen Katafalk, dessen Turban zwei Reiherbüsche mit Diamantagraffen überragen, liegt der gewaltige Bezwinger der Stadt am

Digitized by Google



Gräber der Sultane Abdul-Asis und Mahmud II.

Digitized by Google

Goldenen Horn, ganz allein in einem Gemach. Prunkvoller ist das Grabmal, das der Eroberer seiner Mutter Nilima, ebenfalls in der Nähe seiner Moschee, errichtet hat; darin ruhen außer ihr noch 18 von seinen Kindern. Nilima soll eine Tochter Karls VII. von Frankreich gewesen sein, die, für den byzantischen Kaiser Johannes V. Paläologos bestimmt, unterwegs von Seeräubern gefangen und in den Harem Murads II. geschleppt worden war.

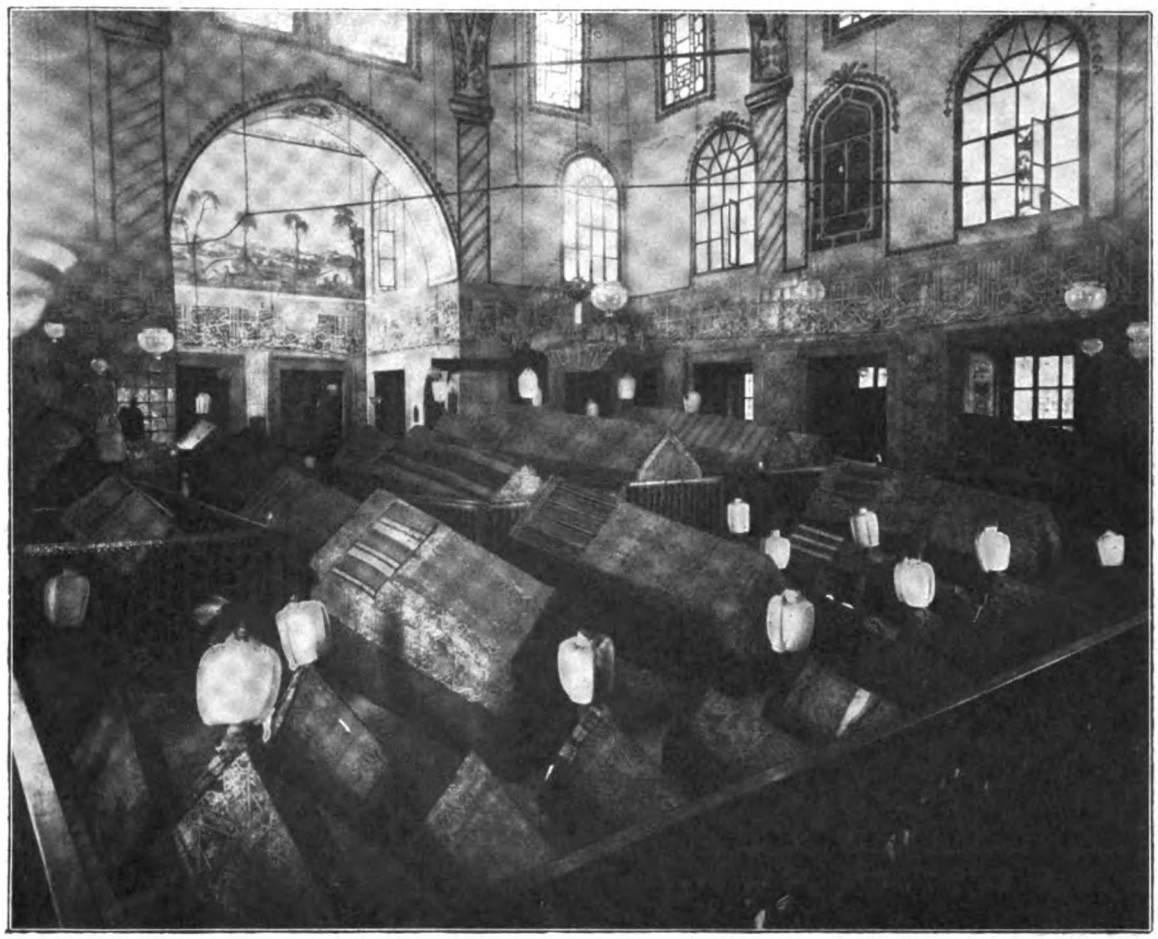
Es gibt aber auch Sultansgräber, die an die schrecklichsten Zeiten der türkischen Geschichte erinnern, an die Tage, da noch das entmenschte Serailgesetz in Kraft stand, demzufolge der Brudermord gestattet war, wenn dieser im Interesse des Staates lag — so jenes Mausoleum, das im südöstlichen Vorhof der Agia-Sofia ragt. Dort ist Murad III. (gest. 1595) beigesetzt und vor seinem Sarkophag erstreckt sich eine düstere Reihe kleiner, ebenfalls turbangekrönter Särge, die die Gebeine von 17 seiner Söhne bergen, die auf Veranlassung ihres ältesten Bruders, des Thronfolgers Mehmed III., an einem einzigen Tage „im Staatsinteresse" erdrosselt und gleichzeitig mit dem Vater hier bestattet wurden. „Die meisten Gesetzesgelehrten haben es für erlaubt erklärt, daß, wer immer von meinen erlauchten Kindern und Enkeln zur Herrschaft gelangt, zur Sicherheit der Ruhe der Welt seine Brüder hinrichten lasse. Sie sollen danach handeln." So lautet jener furchtbare Paragraph des osmanischen Staats- und Erbfolgerechtes, der von dem Staatengründer und Städteeroberer Mehmed II. hinterlassen worden ist. Seit 1603 ruht auch der Brudermörder Mehmed III. inmitten seiner Opfer, dann sein Sohn Mahmud und seine eigne Mutter, die er aus ungerechtem Verdacht ebenfalls aus der Welt schaffen ließ. Säulen, Inschriften, bunte Fenster, Fayencen und sonstige Ornamente schmücken diese Schädelstätte orientalischen Despotismus.

Noch andre Sultansgrüfte wecken ähnliche, blutige Erinnerungen. Im Mausoleum von Ahmed I. bei der gleichnamigen Moschee am alten Hippodrom sind mehrere Sultanssprößlinge, Söhne des Stifters, begraben: Osman II., der in einem Janitscharenaufstande, achtzehnjährig, das Leben verlor (1622), nachdem er seinen hier gleichfalls ruhenden Stiefbruder Mohammed hatte ermorden lassen, dann Bayasid, Suleiman und Murad, alles Kinder Ahmeds I. Murad, als vierter Sultan dieses Namens, ließ die beiden letzteren bei seiner Thronbesteigung erdrosseln, ebenfalls zum Staatswohl. An einer der größten Verkehrsstraßen Stambuls bemerkt man das schöne Grabmal Abdul Hamids I. (gest. 1789), ein kuppelgedecktes Gebäude in Rundform aus Marmor; außer diesem Sultan dient es dessen Sohn Mustafa IV., der 1808 ermordet wurde, als letzte Ruhestätte. Fürwahr, es ist ein Strom von Blut, dessen Wellen sich an den Stufen des türkischen Kaiserthrones brechen . . .

Zum Schlusse seien noch kurz die herrlichen Türbeen zu Brussa, der einstigen Residenz, erwähnt, in denen die ersten sechs Sultane vor der Eroberung Konstantinopels der Ewigkeit harren. Diese Türbeen glänzen durch verschwenderische Ausstattung mit persischen Fayencen, Inschriften, Säulen und kostbaren Teppichen. Eigentümlich berührt in all dieser Pracht das Grabmal des Sultans Murad I. (gest. 1389). Es besteht aus einem

Grab Murads I. in Brussa

Digitized by Google



Prinzengräber in Stambul

einfachen, rechtwinkeligen Grabe aus Marmorplatten, in deren Mitte sich Erde befindet; da der hier Bestattete gewünscht hatte, daß der Tau des Himmels sein Grab stets benetze, so hat man in der Mitte der Kuppel eine Oeffnung angebracht, durch die der Regen ungehindert auf das Grab herabfallen kann. Auch die übrigen Mausoleen prangen in überaus reichem Schmuck, namentlich persischer Fayencen, die in echt orientalischer Farbenpracht leuchten.

Politik

Saßen in der Kneipe zwei,
Trieben Politik:
„In die Zukunft sehen wir
Nur mit trübem Blick.

Hier ein Feind und dort ein Feind
Dieser — Bär, der — Schlange --
Ach, verleidet ist die Welt
Gründlich uns schon lange!"

Gingen aus der Kneipe fort,
Müd, gesenkten Hauptes,
Lacht der Mond auf sie herab:
„Glaubt ihr denn, ihr glaubt es?!

Dort im Schatten seh' ich schon
Eure Schätzchen lauern,
Ihr unglücklich Glücklichen
Seid nicht zu bedauern.

Solang' noch die Sommernacht
Glänzt mit ihren Sternen,
Und solang' ein Aug' noch lacht,
Lieben dran zu lernen,

Ist trotz aller Politik
Doch das Leben heiter —
Doch damit's zu schön nicht sei:
Kannegießert weiter."

Karl Herold

Digitized by Google

Die Hauptkuppel und Kolonnaden des großen Wasserschlosses auf der Weltausstellung in St. Louis

Spaziergänge durch die St. Louiser Weltausstellung

Von

Karl Eugen Schmidt

(Hierzu 1 Spezialzeichnung für „Ueber Land und Meer" von Eduard Cucuel und 5 Abbildungen nach phot. Aufnahmen)

Ich fürchte, daß ich meine Ueberschrift schlecht gewählt habe. Spaziergänge kann man das nicht wohl nennen, eher Turnübungen oder Dauermärsche. Einen vollen Monat ist die Fair jetzt schon geöffnet, aber wenn es regnet, daß Gott erbarm! da muß man durch knietiefe Schlammsümpfe und durch teichähnliche Wasserlachen waten! Gestern hatte es wieder geregnet, und da bedauerte ich sehr, keinen Apparat mitgenommen zu haben, um diese Kotberge photographieren zu können. Auf der hiesigen Ausstellung gibt es viele interessante und merkwürdige Dinge zu sehen, aber das Allermerkwürdigste sind doch die Straßen auf der Ausstellung und in der Stadt, wenn es geregnet hat. Mit Worten läßt sich das nicht beschreiben, denn da denken die Leser doch immer, Amerika habe auf den Schilderer abgefärbt, und der mache jetzt aus einem Maulwurfhügel einen St. Gotthard. Die Amerikaner, die sonst gerade in den Verkehrssachen sehr hoch stehen, können keine Wege bauen. Sie wissen noch nicht einmal, daß ein ordentlicher Weg gewölbt und in der Mitte hoch sein muß, damit das Wasser hübsch ablaufen kann. Auf der Ausstellung wie in der Stadt sind die Wege ganz platt und eben, und da ist es dann ganz einerlei, ob man sie mit Asphalt oder mit Zement, mit Holz oder mit Backsteinen pflastert oder einfach nur chaussiert, immer müssen sich da schon in den ersten Tagen nach der Herstellung Vertiefungen bilden, worin beim Regen das Wasser sich sammelt. Und da die Straßenreinigung ganz in den Kinderschuhen steckt, so verwandelt sich eine solche Straße bald in einen Sumpf.

Außerhalb des Geschäftszentrums und der vornehmen Wohnungsviertel sind die Straßen überhaupt nicht gepflastert und streng genommen gar nicht gemacht. Man darf bei der Beurteilung dieser Dinge keinen Augenblick vergessen, wo wir sind. Die Europäer haben da gut lachen. Da gibt es Straßen, die schon seit mehr als tausend

Digitized by Google

Jahren gebaut sind. Seit vielen, vielen Jahren hatte man bei ihnen nichts zu tun, als die Schäden auszubessern und die Straße im Stande zu halten. Wenn also da drüben so viele Dinge besser sind als hier, so verdanken das die heutigen Europäer weniger ihrer eignen Tüchtigkeit als der langen Reihe ihrer Väter, die ihnen das Erbe in guter Ordnung vermacht haben. Hier aber ist alles neu. Wo jetzt die Straßen und Bauten der Ausstellung stehen, war vor drei Jahren noch nichts als unebenes Waldland, Gestrüpp und Sumpf. Wo jetzt die vornehmsten Wohnhäuser der Stadt stehen, mußte man vor 15 Jahren, als ich zum erstenmal nach St. Louis kam, mit Wasserstiefeln angetan sein und sich vor den in Gras und Gestrüpp verborgenen Schlangen in acht nehmen. Wo jetzt der Mittelpunkt der Stadt ist, kampierten vor 50 Jahren noch die Indianer, und an der Stelle der ältesten Straßen der Stadt standen vor 100 Jahren Blockhäuser, umgeben von Wald oder dem Urwald abgerungenen Feldern und Gärten. Das alles muß man bedenken, wenn man allzusehr geneigt ist, dem Grimme über die bösen und schmutzigen Wege freien Lauf zu lassen.

Ehe die Amerikaner ihre Straßen bauten, legten sie ihre Eisenbahngleise, und diese machten alle größeren Heerstraßen, wie wir sie überall in West- und Mitteleuropa haben, unnötig. In den Städten

Leben und Treiben auf der „Pike", der Straße der Vergnügungsetablissements

Digitized by Google

geht es ebenso. Da laufen die Straßenbahnen in den außenliegenden Stadtteilen einfach durch Sümpfe. Das Auf- und Absteigen ist nur an den Straßenkreuzungen möglich, wo hohe Schrittsteine aus dem Breie aufragen. Nebenher hat man dann als Trottoir mit zwei nebeneinander gelegten Planken einen mehr oder weniger sauberen Fußpfad errichtet, der Fahrweg aber ist einfach ein unergründlicher Sumpf. Und wie jedes Volk die Regierung hat, die es haben will und die es braucht, so hat auch jedes Land die ihm passenden Wege. Man braucht in Amerika keine guten Straßen wie etwa in Frankreich, weil man hier nicht mit dem Postwagen oder mit der Droschke fährt, sondern alle Teile des Landes oder der Stadt mit Eisen- oder Straßenbahnen erreichen kann. Die Vereinigten Staaten haben mehr Eisenbahnen und mehr Straßenbahnen als die ganze übrige Welt zusammen. Dieser Tatsache muß man sich erinnern, um den Zustand der Straßen verständlich und entschuldbar zu finden.

Aber in der Ausstellung selbst könnte es doch viel besser sein. Denn hier fehlt die Entschuldigung, die man in der Stadt leicht findet. Gerade im Verkehrswesen stehen die Amerikaner an der Spitze, und gerade im Verkehrswesen versagt die St. Louiser Ausstellung schmählich. Die Entfernungen sind ungeheuer, aber man hat weder daran gedacht, einfach das vortreffliche System der elektrischen Straßenwagen, wie es in der Stadt üblich ist, auch auf der Fair anzuwenden, noch die ebenso praktische wie hübsche Einrichtung des Trottoir roulant von Paris nach St. Louis zu bringen. Eine elektrische Bahn umläuft allerdings innerhalb des Platzes die Ausstellung, aber sie hält sich überall dicht an der Grenze, und um von ihren Stationen an irgend ein Gebäude im Zentrum zu kommen, kann man mit Bestimmtheit auf einen halbstündigen Marsch rechnen. Und das Schlimme ist, daß die Wege immer noch nicht fertig sind, und daß der Kot immer noch vom schweren Lastfuhrwerk durchfurcht wird, sowie daß da, wo sie fertig sind, ihre Ebenheit das Entstehen von Wasserlachen begünstigt.

Nach alledem werden Sie mit mir der Ansicht sein, daß das Spazierengehen auf der St. Louiser Ausstellung vorläufig noch ein sehr problematisches Vergnügen ist. Zum Glück regnet es aber nicht alle Tage, und wiederum zum Glück ist es an den Tagen ohne Regen nicht immer so unmenschlich heiß wie Mitte Mai, wo man vor Staub und Hitze nicht weiterkonnte. Um der Einfachheit willen sei also angenommen, es sei ein schöner Tag, wir sind eben an dem Haupteingang angekommen und als starke Männer, denen ein drei- oder vierstündiger Marsch keine Beschwer macht, nehmen wir uns vor,

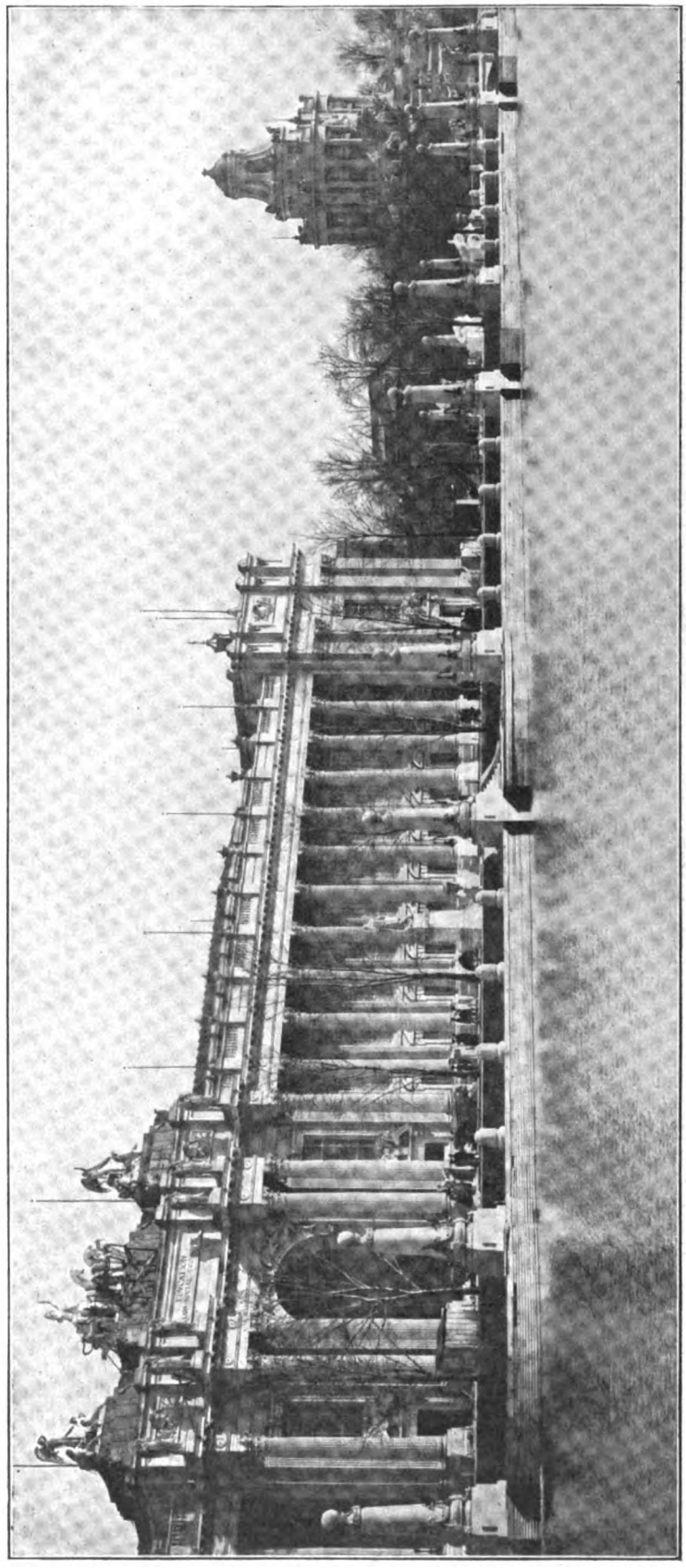
Am Ufer der großen Lagune

Digitized by Google

bei diesem ersten Spaziergang die sämtlichen offiziellen Bauten zu besuchen, d. h. nur von außen, denn zum Beschauen des Inhalts müßten wir ein paar Wochen zur Verfügung haben. Und zu den offiziellen Bauten rechne ich hier nur die von der Ausstellungsbehörde errichteten. Was die fremden Nationen, die amerikanischen Einzelstaaten und Privatunternehmer getan haben, müssen wir uns für einen zweiten Spaziergang aufsparen.

In Paris hatte man keinen Platz für die letzte Ausstellung. Man wollte in der Stadt selbst bleiben, und es gibt heute keine Stadt, in deren Mitte man einen genügend großen Platz für eine so ungeheure Anlage, wie es eine moderne Weltausstellung ist, finden könnte. Also verzettelte man die Pariser Ausstellung über vier oder fünf nur sehr lose oder gar nicht zusammenhängende große und kleine Plätze, und diese Verzettelung machte es den Architekten von vornherein unmöglich, einen geschlossenen Gesamtplan zu entwerfen und aus der Ausstellung ein organisches Ganzes zu machen. In St. Louis hatte man mehr Platz als nötig. Die Ausdehnung ist viermal größer als in Paris, sie ist einfach ungeheuerlich, und die rechte Wahrheit zu sagen, hat man sie viel größer gemacht, als den Besuchern lieb ist. Man merkt, daß die Veranstalter die Absicht hatten, der Welt mit der räumlichen Größe zu imponieren, und das ist ein ebenso törichtes wie unangenehmes und lästiges Beginnen, das sich die Amerikaner hoffentlich in den nächsten hundert Jahren abgewöhnen werden.

Der amerikanische Architekt, der übrigens ein Franzose ist und Masqueray heißt, konnte also nach Belieben schalten und die ganze Ausstellung zu einem organisch gegliederten und übersichtlichen Gefüge zusammenfassen. Indessen scheinen seine Kräfte dieser Aufgabe nicht gewachsen gewesen zu sein. Er hat sich damit begnügt, die wichtigsten offiziellen Bauten zusammenzufassen, um die halboffiziellen und privaten Gebäude hat er sich nicht gekümmert, und



Das Gebäude für Erziehungswesen (Südwestflügel)

Digitized by Google

auch einige offizielle Bauten, wie die Paläste für Ackerbau, Gartenbau, Forstwirtschaft, Administration liegen außerhalb des eigentlichen Ausstellungsplanes, wie sie sich eben unterbringen ließen, während die drei Kunstpaläste zwar in der Achse des Hauptplanes, aber doch versteckt und unsichtbar hinter andern Bauten liegen. Der Plan ist also nicht vollkommen, soweit aber ein Plan existiert, ist er vorzüglich.

Das Gelände des Forest-Parkes wechselt anmutig auf und ab, und gerade am Ausstellungsplatze geht die Ebene in ein ziemlich steil ansteigendes Hochland über, an dessen Fuße ein Bach, der als Erinnerung an die einstige Tätigkeit der französischen Missionare in diesen Gegenden der River des Pères heißt, lustige Windungen zieht. Man stellte also oben auf den Hügel ein Wasserschloß und benutzte den Abhang zur Anlage von Kaskaden. Unten legte man eine große Lagune an, die ihre Arme nach rechts und links ausbreitet, und von dem Kuppelbau des hochgelegenen Wasserschlosses entsandte man die Reihen der offiziellen Bauten und die dazwischen liegenden Anlagen mit Wegen, Rasenplätzen und Kanälen. Die hohe Kuppel ist der Knotenpunkt, von dem die Fächerstäbe ausstrahlen.

Südfassade des Industriepalastes auf der Weltausstellung in St. Louis

Die Zahl der Fächerstäbe ist vier, und jeder Stab wird von zwei offiziellen Bauten gebildet. Dazwischen liegen dann drei von dem Wasserschlosse ausgehende Straßenanlagen, wovon die mittlere die breiteste und stattlichste ist. In dieser mittleren Allee steht in der Achse das Louisiana-Monument, eine hohe, massige Säule mit krönender Frauenfigur, und hier dehnt sich die große Lagune, auf der indianische Kanoes, venezianische Gondeln, kleine Automobilboote und sonst allerlei Fahrzeuge in friedlicher Eintracht herumfahren. Die beiden Seitenalleen gehen nicht eigentlich von der hohen Kuppel des Wasserschlosses, sondern von kleineren Pavillons aus, die mit der mittleren Kuppel durch die sogenannte Staatenterrasse verbunden sind. Die Staatenterrasse führt ihren Namen, weil die Säulenhalle, die von dem Kuppelbau nach beiden Seiten ausgeht und an den erwähnten Pavillons endet, mit den allegorischen Statuen der amerikanischen Einzelstaaten geschmückt ist. Mit Skulpturen aller Art ist der ganze Abhang wie übersät. Da stehen ganze Regimenter berühmter Louisianer, deren Namen nur dem Eingeweihten vertraut sind, allegorische Frauenfiguren schockweise, Indianer, Pferde, Bären und sonstige amerikanische Waldbewohner beim Dutzend. Die rechte Wahrheit zu sagen, hätte man mit der Skulptur etwas sparsamer sein können, denn nur die wenigsten Sachen sind des Anschauens wert. Die allermeisten erfreuen den Beschauer nur deshalb, weil sie aus vergänglichem Gips sind und vielleicht schon vor Torschluß verwittern und verfallen werden.

Die geschilderte Fächeranlage schafft mehrere ganz entzückende Durchsichten. Zunächst von oben aus die drei Alleen entlang zwischen den offiziellen Bauten hin, dann von unten her nach dem Wasserschlosse mit seinen schönen Fällen, den breiten Treppen und den skulpturengeschmückten Abhängen, endlich die Querdurchsichten an den Kanälen zwischen den Palästen. Die einzelnen Gebäude zu beschreiben, würde sich um so weniger lohnen, als der Leser aus den beigegebenen Abbildungen viel mehr sehen wird, als ich ihm hier erklären könnte. Außerdem ist keines davon besonders originell. Wie in Paris hat man sich auch hier bemüht, mit Gips und Pappe Marmor und andern festen Stein nachzuahmen. Der Unterschied zwischen Paris und St. Louis besteht nur darin, daß dort das tragende und verborgene Gerüst aus Stahl und Eisen bestand, während man hier infolge der Riesenforderungen des Stahltrusts gezwungen war, Holz zu verwenden. Hoffen wir also, daß der heilige Florian diese Bauten in seinen Schutz nehme, denn sonst gäbe das ein Feuerchen, wie man es nicht oft zu sehen bekommt. Innen bilden die Balken ganze Wälder,

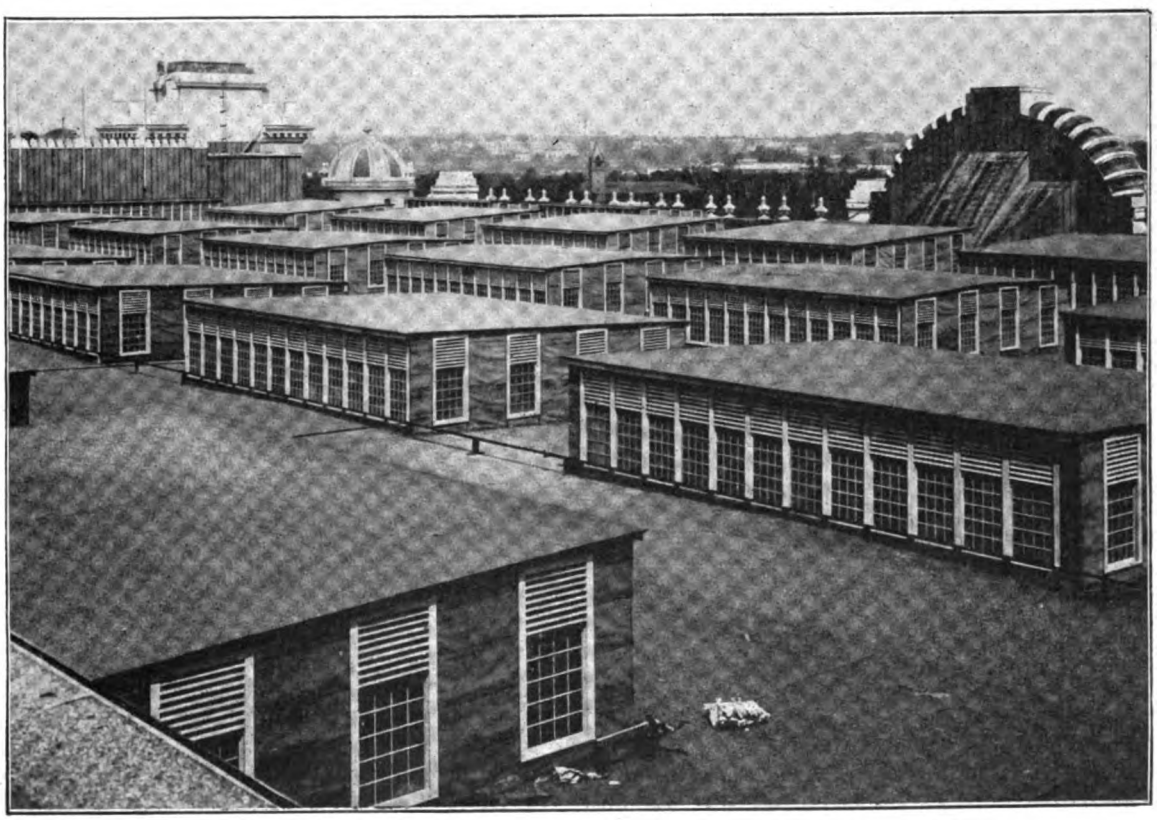
Digitized by Google

und trotz der Imprägnierung mit feuerfeindlichen Stoffen würde die Sache ohne Zweifel brennen wie eine Schachtel Streichhölzer.

Da uns die Leitung der Fair ein so großes Feuerwerk nicht gut bescheren kann, besorgt sie uns jeden Abend eine kleine Beleuchtung, und wie in Paris sehen auch in St. Louis die offiziellen Bauten bei der Illumination ungleich schöner aus als am Tage. Ganz fertig sind auch die Vorbereitungen zur Beleuchtung noch nicht. Die farbig leuchtenden Springbrunnen und Kaskaden, die den „Clou" der Pariser Beleuchtung ausmachten, fehlen hier noch, werden aber wohl in einigen Tagen oder Wochen im Gang sein. Sie wären jetzt schon da, wenn der River des Pères nicht den Spaß vereitelt hätte. Wie schon gesagt, fließt der alte Bursche am Fuße des Hügels, gerade da, wo man die große Lagune geschaffen hat. Die Fundamente dieser Lagune scheinen nicht stark genug gewesen zu sein, der Bach hat sie gespalten, und eines Morgens war kein Tropfen Wasser mehr da. Es kostete und kostet jetzt noch viel Arbeit, die Wasserkünste dem ursprünglichen Plane gemäß fertigzustellen. Jetzt haben wir wieder Wasser in den Lagunen und Kanälen, die Kaskaden laufen auch, wenngleich nur mäßig, aber die Springbrunnen sind noch nicht wieder im Gange.

Der Ordnung halber sei noch kurz gesagt, welche offiziellen Gebäude den Fächer des Ausstellungsplanes bilden. Im östlichsten Stab liegen die zwei Gebäude für Bergbau und für freie Künste, dann folgen Erziehungswesen und Manufakturen, jenseits der mittleren Allee schließen sich Elektrizität und verschiedene Industrien an, und den Beschluß machen Maschinen und Verkehrswesen. Oben auf dem Rücken des Hügels liegen die drei Kunstpaläste. Alle andern Bauten haben mit dem Fächerplane nichts zu tun und liegen weit zerstreut in dem gewaltig großen Ausstellungsgebiete.

Das hauptsächliche Leben konzentriert sich auch hier in St. Louis auf die Straße der Vergnügungsetablissements, die man die „Pike" nennt. Wer aber mit der Erwartung über den Ozean gekommen ist, sich in St. Louis nun ordentlich zu amüsieren und ganz unterzutauchen in den Strudel der Vergnügungen, der hier doch eigentlich wilder und lauter schäumen müßte als irgendwo, ja, der hat eigentlich die Rechnung ohne die Amerikaner gemacht. Die Amerikaner haben ja so ziemlich alles von uns Europäern gelernt, eines aber haben sie nicht begriffen und werden es vielleicht auch niemals ganz begreifen, nämlich sich zu amüsieren. Wer über die Pike schlendert und unwillkürlich an die Rue de Paris der letzten Pariser Weltausstellung zurückdenkt, kommt sich wirklich ganz verlassen vor: lauter ernste Gesichter ringsum, die Herren allerhöchstens manchmal behaglich schmunzelnd, die Damen korrekt und steif! Zur Veranstaltung einer Weltausstellung gehört — dahinter bin ich jetzt immer mehr gekommen — in erster Linie Geld, in zweiter wieder Geld, in dritter aber Temperament und Humor, und deshalb sind die Franzosen das eigentliche Volk der Weltausstellungen.



Hinter den Kulissen der Weltausstellung in St. Louis: Ein Blick auf das Dach des Gebäudes der Freien Künste

Digitized by Google

Der Kaperkrieg

Von

Dr. jur. E. Grüttefien

Der Krieg in Ostasien, wo das russische Wladiwostok-Geschwader vor kurzem von einem erfolgreichen Kaperzug zurückgekehrt ist, dürfte unsern Lesern einige völkerrechtliche Betrachtungen wohl angebracht erscheinen lassen. Zunächst muß da betont werden, daß der Seekrieg noch auf einem viel barbarischeren Standpunkte steht als der Landkrieg. Während im Landkriege die Nichtkombattanten und das Privateigentum im Prinzip als unverletzlich gelten, ist das im Seekriege leider nicht der Fall. Vielmehr verfolgt der Seekrieg neben der Bekämpfung der gegnerischen Kriegsflotte zugleich den Zweck, den ganzen feindlichen Handel zu vernichten. Darum können auch feindliche Kauffahrteischiffe samt den darauf befindlichen Gütern, soweit sie im Eigentum feindlicher Privatpersonen stehen, auf hoher See fortgenommen und die Besatzungen solcher Handelsschiffe in Kriegsgefangenschaft abgeführt werden. Dagegen sind die neutralen Handelsschiffe allerdings geschützt, selbst soweit sie feindliches Gut führen. Ebenso ist auch neutrale Ware auf feindlichem Schiff vor der Wegnahme geschützt, soweit es sich nicht um Kriegskontrebande handelt. Kriegskontrebande kann auch auf neutralen Schiffen beschlagnahmt werden. Dies sind die Hauptgrundsätze, die nach dem Krimkriege die Pariser Seerechtsdeklaration von 1856 festgestellt hat. Sie werden meist in die kurzen und prägnanten Rechtssprichwörter zusammengefaßt: „Frei Schiff, frei Gut", d. h. die neutrale Flagge deckt das feindliche Gut mit Ausnahme der Kriegskontrebande, und „Unfrei Schiff, frei Gut", d. h. neutrales Gut unter feindlicher Flagge darf mit Ausnahme der Kriegskontrebande nicht mit Beschlag belegt werden. Ferner hat die Pariser Seerechtsdeklaration noch den Satz aufgestellt: „Die Kaperei ist und bleibt abgeschafft." Wir werden jedoch gleich sehen, daß das Ding nur seinen Namen geändert hat und daß der alte Kaperkrieg unter dem Ausdruck „Kreuzerkrieg" noch immer in Blüte steht. Rußland gehört zu den Erstunterzeichnern der Pariser Seerechtsdeklaration, während Japan ihr erst später beigetreten ist.

Die hauptsächlichste Großmacht, die sich dem Vertrage nicht angeschlossen hat, sind die Vereinigten Staaten. Ihr Vertreter auf dem Pariser Kongreß hatte den Vorschlag gemacht, man solle sich nicht auf das Verbot des Kaperkrieges beschränken, sondern die volle Freiheit des Privateigentums zur See proklamieren. Dieser amerikanische Vorschlag wurde jedoch abgelehnt, worauf Amerika die Unterzeichnung der Seerechtsdeklaration verweigerte. Dadurch hat sich Amerika für einen künftigen Seekrieg freie Hand bewahrt, deren Vorteile von amerikanischer Seite wiederholt ganz offen hervorgehoben sind. Insbesondere hat man dabei die Möglichkeit eines Seekrieges mit England im Auge. In diesem Falle beabsichtigen die Vereinigten Staaten aus ihren Häfen eine ungeheure Flotte von Kaperschiffen auslaufen zu lassen, die der englischen Handelsschiffahrt den Todesstoß versetzen soll.

Der Ursprung der Kaperei geht auf die mittelalterliche Selbsthilfe zurück. In der Periode des Faustrechtes nahmen sich Privatpersonen ohne Auftrag kriegführender Regierungen das Recht, feindliche Kauffahrer wegzufangen. Es war dies weiter nichts als eine unter dem Deckmantel des Patriotismus betriebene Seeräuberei. Das Geschäft blühte so sehr, daß die Staaten selbst ihre Augen auf diese billige Erwerbsquelle warfen und denjenigen Personen, die Kaperei betreiben wollten, eine Art Gewerbesteuer in Form eines Konzessionsbriefes (Lettre de marque) auferlegten. Nur diejenigen Kaperschiffe, die im Besitz einer solchen formellen Konzession waren, sollten nicht als Seeräuber betrachtet werden. Die zum Kriege schreitende Regierung brachte zur allgemeinen Kenntnis, daß jeder, der zur See Jagd auf den Feind machen wolle, einen Kaperbrief erhalten könne. Diese wurden sowohl In- wie Ausländern erteilt. Die Kaper mußten aber eine Kaution hinterlegen für den Fall, daß der Staat für etwaige widerrechtliche Beschädigung neutraler Schiffe Schadenersatz leisten müsse.

Außerdem bildeten sich allmählich besondere völkerrechtliche Grundsätze über die Anhaltung und Durchsuchung der Schiffe heraus. Das gekaperte Schiff wurde in einen Hafen desjenigen Staates, von dem der Kaper konzessioniert war, geschleppt, woselbst eine Untersuchung über die Rechtmäßigkeit der Kaperung stattfand. Angesichts der immensen materiellen Vorteile, welche die Kaperei brachte, war an Bewerbern um die Konzession zu diesem Gewerbe niemals Mangel. Im 17. und 18. Jahrhundert warf sich sogar das Großkapital auf diese Branche, und man gründete ganze Handelskompagnien zum Betriebe dieser Freibeuterei. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts begann die Reaktion gegen den unter dem Namen der Kaperei legalisierten Seeraub. Auf Antrag Franklins wurde in dem Vertrage der Vereinigten Staaten mit Preußen von 1785 eine Klausel aufgenommen, wonach im Kriegsfall zwischen diesen beiden Staaten keine Kaperbriefe ausgegeben werden sollten. Im Jahre 1792 plante der französische Kongreß ein Dekret zur gänzlichen Abschaffung des Kaperwesens. Es wurden auch diplomatische Verhandlungen mit andern Mächten darüber angeknüpft, diese scheiterten jedoch an der feindseligen Stimmung der

Digitized by Google

europäischen Höfe gegen die französische Republik. Erst die Pariser Seerechtsdeklaration brachte scheinbar das ersehnte Ziel. Denn seitdem ist die Kaperei, ausgenommen während des Krieges zwischen Chile und Peru im Jahre 1879, offen nicht mehr betrieben worden. Dagegen blüht sie, wie bereits oben erwähnt, unter anderm Namen munter fort, nämlich unter dem Namen der „Kreuzerei". Es kann gegenwärtig zwar nicht mehr jeder beliebige Privatmann mit einem Kaperbriefe ausgerüstet werden, dafür betreibt jetzt der Staat die Kaperei auf eigne Rechnung und Gefahr. Und zwar nicht nur durch seine Kriegsschiffe, besonders durch die schnell fahrenden Kreuzer, sondern auch durch schnelle Handelsdampfer, die bei Ausbruch des Krieges einfach in Hilfskreuzer umgewandelt und dadurch für den Kaperkrieg verwendbar gemacht werden. Diese Rolle der Hilfskreuzer spielen auch die Fahrzeuge der russischen Freiwilligenflotte, so daß beide Teile, Rußland und Japan, einander in dieser Beziehung nichts vorzuwerfen haben.

Die japanischen Kreuzer haben das ganze Chinesische Meer gründlich von russischen Handelsschiffen gesäubert, während die Russen eine Zeitlang im Roten Meere Jagd auf Kauffahrteischiffe machten, bis die ägyptische Regierung, wohl auf Antrieb Englands, ihr ein Ende setzte.

Auch in ihrem Wesen hat die „Kreuzerei" viel von der alten Kaperei bewahrt. Zunächst ist das Durchsuchungsrecht der Kreuzer gegenüber allen neutralen Handelsschiffen ein anerkannter völkerrechtlicher Grundsatz geworden. Hierbei wird folgendes Verfahren beobachtet. Der Kreuzer nähert sich dem zu visitierenden Schiff und gibt durch einen Kanonenschuß das Signal zum Beidrehen oder Stoppen. Dabei muß der Kreuzer seine Nationalflagge zeigen, wodurch er sich zur Ausübung des Visitationsrechtes legitimiert. Zur Nachtzeit ist über der Flagge eine Laterne zu setzen. Der Gebrauch einer falschen Fagge bei Abgabe des Signalschusses ist eine Verletzung des Völkerrechts. Auf ein Schiff, das dem Signal nicht Folge leistet oder sich der Anhaltung durch die Flucht zu entziehen sucht, wird scharf geschossen und zwar zuerst gegen die Takelage. Im Notfalle ist jedes Zwangsmittel zulässig. Nachdem das Handelsschiff angehalten hat, wird ein Visitationskommando von einem oder zwei Offizieren mit einigen Matrosen an Bord gesandt, die die Schiffspapiere prüfen. Der Inhalt des Schiffes wird nur dann durchsucht, wenn sich Verdacht ergibt. Führt das Schiff Kriegskontrebande, so wird es beschlagnahmt und in den Prisenhafen abgeführt. Das gilt von neutralen Schiffen. Mit feindlichen Handelsschiffen macht man kürzeren Prozeß. Diese werden ohne lange Prüfung aufgebracht und in den Prisenhafen geschleppt. Japans Prisenhafen in diesem Kriege ist bekanntlich der Hafen von Sasebo. Auch Rußland hat einige Häfen des Schwarzen Meeres als Prisenhäfen erklärt. Bei der großen Entfernung dieser Häfen von den Hauptmeeren und dem Ozean wird jedoch, wie der bekannte russische Völkerrechtslehrer v. Martens schon vor Jahren schrieb, häufig den russischen Kreuzern nichts andres übrig bleiben, als die erbeuteten Schiffe zu versenken, wodurch natürlich wieder Stoff zu zahlreichen Anschuldigungen gegen Rußland geliefert wird. Bisher ist allerdings auch in diesem Kriege wiederholt die Versenkung gekaperter Seeschiffe durch russische Kreuzer gemeldet worden, speziell ein Vorfall gleich zu Beginn des Krieges, bei dem die russische Wladiwostok-Flotte ein japanisches Handelsschiff in den Grund schoß, erregte in Japan große Entrüstung.

Eine berühmte Streitfrage ist es, ob auch neutrale Postschiffe dem Durchsuchungsrecht unterworfen sind. Bekanntlich hatte während des Burenkrieges die englische Flotte in den ostafrikanischen Gewässern die drei deutschen Reichspostdampfer „Bundesrat", „General" und „Herzog" angehalten und beschlagnahmt. Es ist erinnerlich, daß die deutsche Nation und die deutsche Regierung dagegen energisch Protest erhoben. Der Fall wurde allerdings dadurch noch komplizierter, daß die Reichspostdampfer nach dem neutralen Hafen der Delagoabai bestimmt waren, und es eine weitere völkerrechtliche Streitfrage ist, ob Schiffe, die von einem neutralen Hafen nach einem andern neutralen Hafen fahren, bezüglich ihrer Ladung unter den Begriff der Kriegskontrebande fallen können. Die englische Regierung gab schließlich die deutschen Reichspostdampfer frei, ohne aber dadurch prinzipiell den deutschen Standpunkt anzuerkennen.

Da das Visitationsrecht für den neutralen Handel eine große Belästigung enthält, so machte man in früheren Zeiten vielfach von dem Aushilfsmittel Gebrauch, die Handelsschiffe in ganzen Flotten vereinigt und unter dem Schutze von Kriegsschiffen ihrem Bestimmungsort zufahren zu lassen. Durch einen solchen Konvoi von Kriegsschiffen wird nach völkerrechtlichen Grundsätzen das Durchsuchungsrecht ausgeschlossen. Ein kriegführender Kreuzer, der einen solchen „Konvoi" nicht anerkennen wollte, würde sich auf den bewaffneten Widerstand der neutralen Kriegsschiffe gefaßt machen müssen. So eröffnete z. B. im Jahre 1800 der Kommandant der dänischen Fregatte „Freya" den Kampf gegen englische Kreuzer, die seinen Konvoi nicht respektierten. Infolge dieses Vorfalls erließ Kaiser Paul von Rußland an den Gouverneur von Petersburg folgenden Ukas: „Nachdem Wir die Nachricht erhalten, daß sich die englische Regierung in Verletzung der Völkerrechte erlaubt hat, durch die Arretierung der unter dem Schutze einer dänischen Kriegsfregatte segelnden Kauffahrer die dänische Flagge zu beleidigen, und da Wir dieses Attentat als eine Uns selbst zugefügte Beleidigung ansehen müssen, befehlen Wir, um Unsern Handel vor ähnlichen Brutalitäten zu bewahren, alle in den Häfen Unseres Reiches befindlichen Schiffe der Macht England zu arretieren und auf alle englischen Kontors und auf alle Engländern gehörigen Kapitalien Beschlag zu legen." Im gegenwärtigen Kriege ist von dem Recht des Konvoi unsers Wissens bisher kein Gebrauch gemacht worden.

Wie wir schon andeuteten, spielt im Kreuzerkrieg den neutralen Mächten gegenüber die Frage der Kriegskontrebande eine große Rolle. Allerdings ist der Begriff der Kriegskontrebande einer der umstrittensten des Völkerrechts. Fast in jedem einzelnen Kriege ist es bisher über diese Frage zu ernsten Differenzen zwischen den Kriegführenden

Digitized by Google

und den neutralen Mächten gekommen. Die Kriegführenden pflegen allerdings bei Beginn des Krieges eine Proklamation zu erlassen, welche Gegenstände sie als Kriegskontrebande betrachten wollen. So haben auch Rußland und Japan getan. Aber derartige Proklamationen sind für die neutralen Mächte absolut nicht bindend. Insbesondere ist die Frage, ob Lebensmittel und Kohlen sowie Reit- und Zugtiere Kriegskontrebande sind, völkerrechtlich sehr zweifelhaft. Im Krimkriege erklärte England Kohlen für Kriegskontrebande. Im Kriege gegen Oesterreich 1859 erklärten Frankreich und Italien dagegen, Kohlen nicht als Kriegskontrebande zu betrachten. Charakteristisch ist die Haltung der Vereinigten Staaten von Amerika. Als neutrale Macht haben diese grundsätzlich gegen die Unterstellung der Lebensmittel unter die Kriegskontrebande Einspruch erhoben. Als kriegführende Macht haben sie dagegen stets Lebensmittel für Kriegskontrebande erklärt.

An die Einbringung eines gekaperten Schiffes knüpft sich im Prisenhafen ein gerichtliches Verfahren vor dem sogenannten Prisengericht. Ihm geht ein Vorverfahren voraus. Der Kommandeur des kapernden Kreuzers läßt alle vorgefundenen Waren sowie die Schiffsluken des gekaperten Schiffs versiegeln, alsdann ein Protokoll über die Umstände der Kaperung aufsetzen und die Mannschaft einem Verhör unterziehen. Dem Hauptverfahren vor dem Prisengericht liegt nun die höchst ungerechte Maxime zugrunde, daß die durch die Aufbringung des Schiffes betroffenen Interessenten das Widerrechtliche der Wegnahme zu beweisen haben. Nur unter Antritt dieses Beweises können sie das Schiff reklamieren. Man nennt daher auch diesen Prozeß „Reklameprozeß". Gelingt der Beweis dem Interessenten nicht, so wird das gekaperte Schiff für „gute Prise" erklärt und in der Regel verkauft. Was mit dem Erlöse geschieht, darüber gibt es keine völkerrechtlichen Grundsätze. Meistens wird der Erlös zwischen dem Staat und der Besatzung des Kaperschiffs geteilt. Neuerdings wird jedoch den Besatzungen vielfach kein Anspruch auf Prisengelder mehr eingeräumt. So wurde bei der deutschen Blockade Ostafrikas 1889 die Verwendung der Prisengelder der kaiserlichen Bestimmung vorbehalten.

Neuerdings haben sich wieder lebhafte Bestrebungen zur Beseitigung des Seebeuterechts geltend gemacht. So erklärte eine Resolution Bremer Kaufleute 1859 die Unverletzlichkeit der Person und des Eigentums im Seekrieg für eine unabweisbare Forderung des modernen Rechtsbewußtseins. Auch im Deutschen Reichstage ist die Frage wiederholt zur Sprache gebracht, so im Jahre 1868 durch den Abgeordneten Aegidi und 1892 durch den Abgeordneten Barth. Das letzte Mal erklärte der Reichskanzler, er würde gern der Aufforderung Folge geben, wenn er sich davon Erfolg verspräche, das sei aber zurzeit nicht der Fall. Namentlich hat sich England stets entschieden ablehnend gegen alle Reformen auf dem Gebiete des Seekrieges verhalten, und in Frankreich fängt man bereits an, die Reformen der Pariser Seerechtsdeklaration zu bereuen. Der französische Admiral Aube bezeichnete in einer Schrift „A terre et à bord" Frankreichs Verzicht auf die Kaperei England gegenüber als eine „folie héroique". Auch die Verhandlungen der Haager Friedenskonferenz haben auf dem Gebiete des Seebeuterechts keine Reformen gebracht. Man darf sich daher keiner allzugroßen Hoffnung hingeben, daß der gegenwärtige russisch-japanische Krieg die Reformbestrebungen zur Beseitigung des Seebeuterechts in ein günstigeres Fahrwasser lenken könnte.

Aufblick

von

Carl Busse

Die Jahre gehn vorüber,
Und ich geh' bald zur Ruh,
Da schau' ich immer lieber
Dem Lauf der Sterne zu.

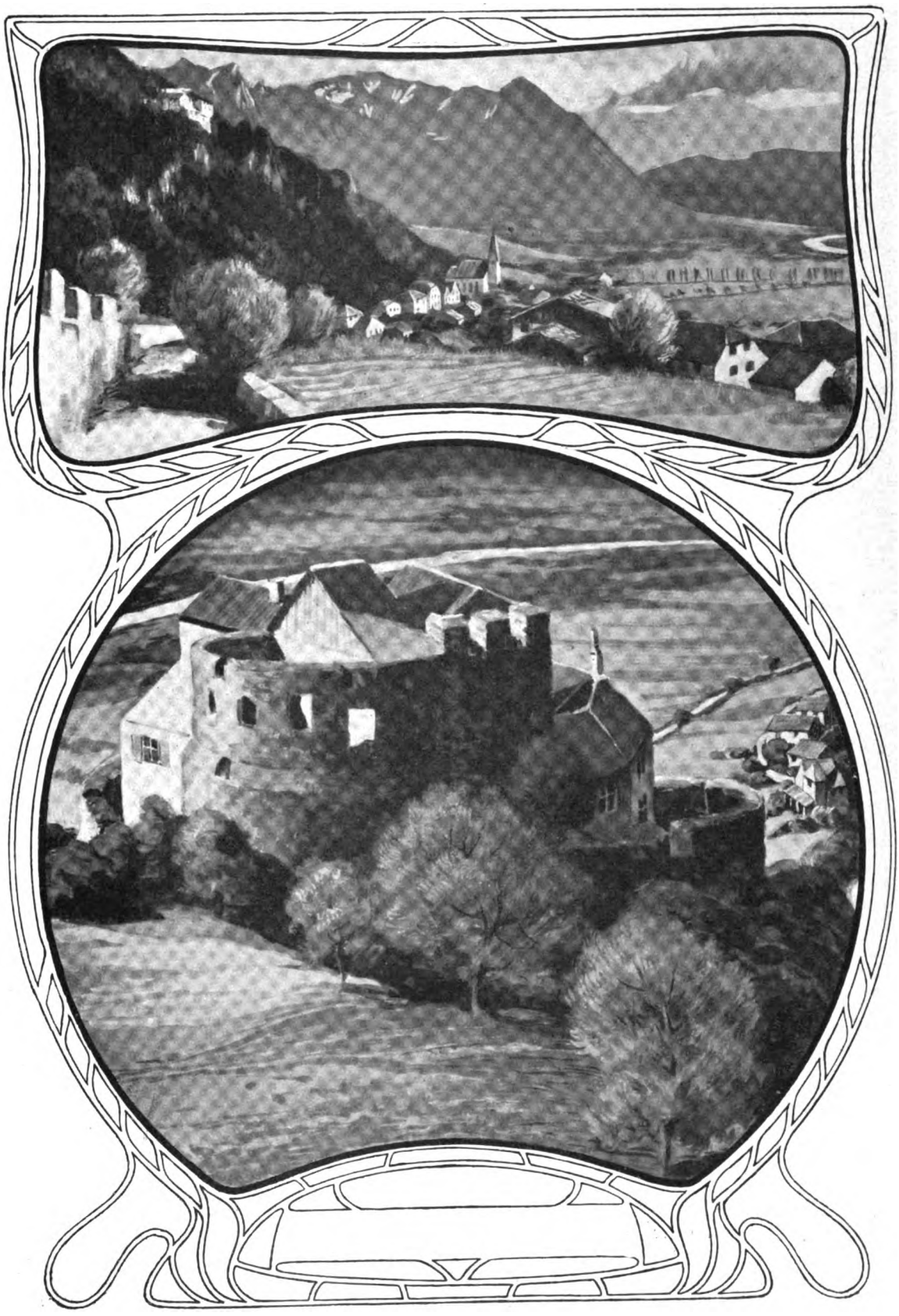
Ich kann mich oft noch freuen
Recht wie ein großes Kind,
Wenn abends die getreuen
Auf ihren Wegen sind.

Mich dünkt, sie stehn so stille,
Sie schaun und ruhn zumeist,
Da doch ein ew'ger Wille
Sie zur Vollendung reißt.

So staun' ich wohl in Fernen
Und sinn' und blick' empor,
Da spricht mir aus den Sternen
Mein Herz ein Gleichnis vor:

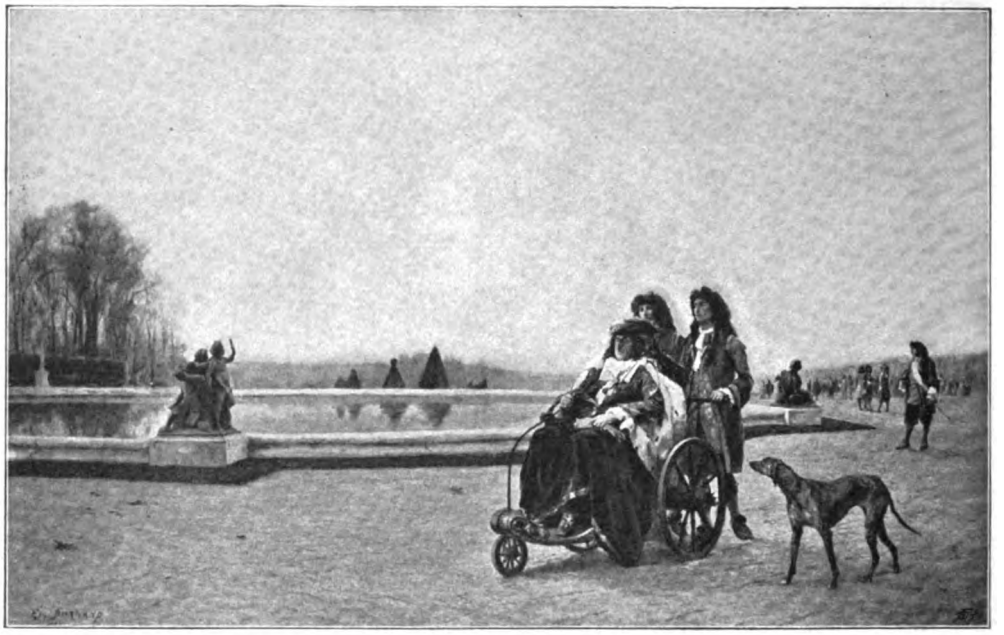
Du füllst den Tag mit Hasten,
Und bleibt doch leeres Spiel;
Hier glaubst du still zu rasten,
Und näherst dich dem Ziel.

Digitized by Google



Schloß Liechtenstein mit Vaduz
Originalzeichnung von Josef Berchtold

Digitized by Google



Eugène Burnand — Die letzten Jahre Ludwigs XIV.

Eugène Burnand

Von

H. E. Merow

(Hierzu 7 Abbildungen, 1 Porträt und 1 Einschaltbild)

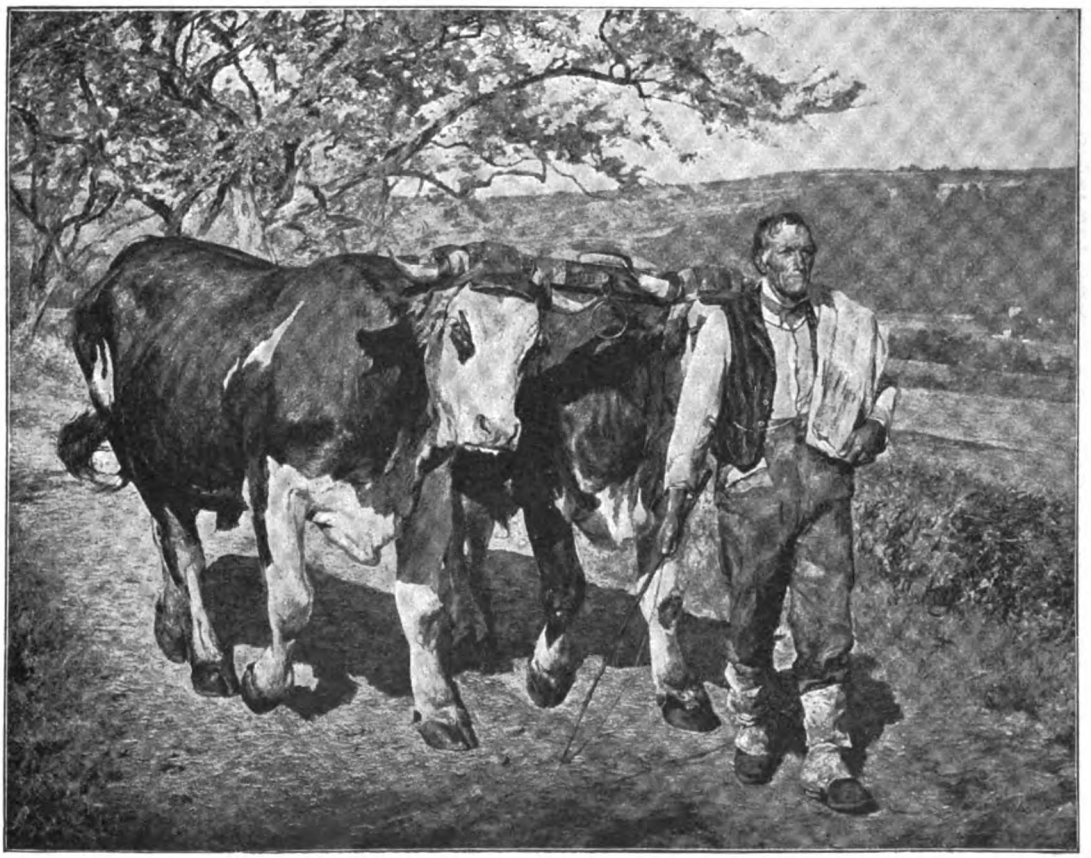
Eugène Burnand

Schon mehrfach haben Grenzgebiete, in denen zwei Völkerwellen aufeinandertreffen und sich mit ihrem Wesen und Wollen mannigfach durchdringen, bedeutende künstlerische Persönlichkeiten hervorgebracht. Der Grund hierfür ist einerseits darin zu suchen, daß der an der Grenzscheide unausbleibliche Kampf um das Volkstum zähe Eigenart und harten Eigenwillen erzeugt, die sich beide dann auch in dem Werk des schaffenden Künstlers auszuprägen pflegen. Auf der andern Seite aber ermöglicht es die Grenzlage dem werdenden Talente, sich an der Volksscheide gleichzeitig an zwei Quellen zu stärken, zwiefach treten die Eindrücke an ihn heran, und wenn er überhaupt einen schöpferischen Gottesfunken in sich trägt, so ist es ihm leicht, aus dem Kunstschaffen zweier Völker das auszuwählen, was ihm zur inneren Ausbildung taugt, und so durch vermittelnde Auswahl wieder etwas Neues und Eigenartiges zu schaffen. Eugène Burnand, der zurzeit wohl der größte lebende Maler der Schweiz ist, spielt gleichsam eine Vermittlerrolle zwischen deutschem und französischem Wesen, und in dieser Rolle ist er ein charakteristischerer künstlerischer Repräsentant der Eidgenossenschaft als die ungleich größeren Künstler Böcklin oder Keller, in denen ausschließlich deutsches Wesen zum Ausdruck kam, während sich doch in dem schönen Bergland Teile dreier großer Volksstämme zur nationalen Einheit zusammengefunden haben. Der Lebensgang Burnands war allerdings von vornherein danach angetan, einen gewissen Dualismus in seiner Seele hervorzurufen. Im Jahre 1850 in Moudon im Waadtland geboren, kommt er in frühen Jahren in eine völlig deutsche Umgebung. In Schaffhausen besucht er die Schule, und als er einer vorübergehenden Neigung nachgebend Architekt wird, sind zwei hervorragende Deutsche, Semper und Kinkel, seine Lehrer auf dem Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich. So lebt er in den Jugendjahren, die der Phantasie am meisten Stoff zuführen, die Herz und Gemüt ausbilden und die Fundamente der eigentlichen Persönlichkeit legen, fast ausschließlich auf deutschem Boden. Erst als sich der Künstler in ihm regt und, stärker und stärker werdend, schließlich alle andern Interessen zurückdrängt, wird Frankreich sein Lehrmeister. Er

Digitized by Google

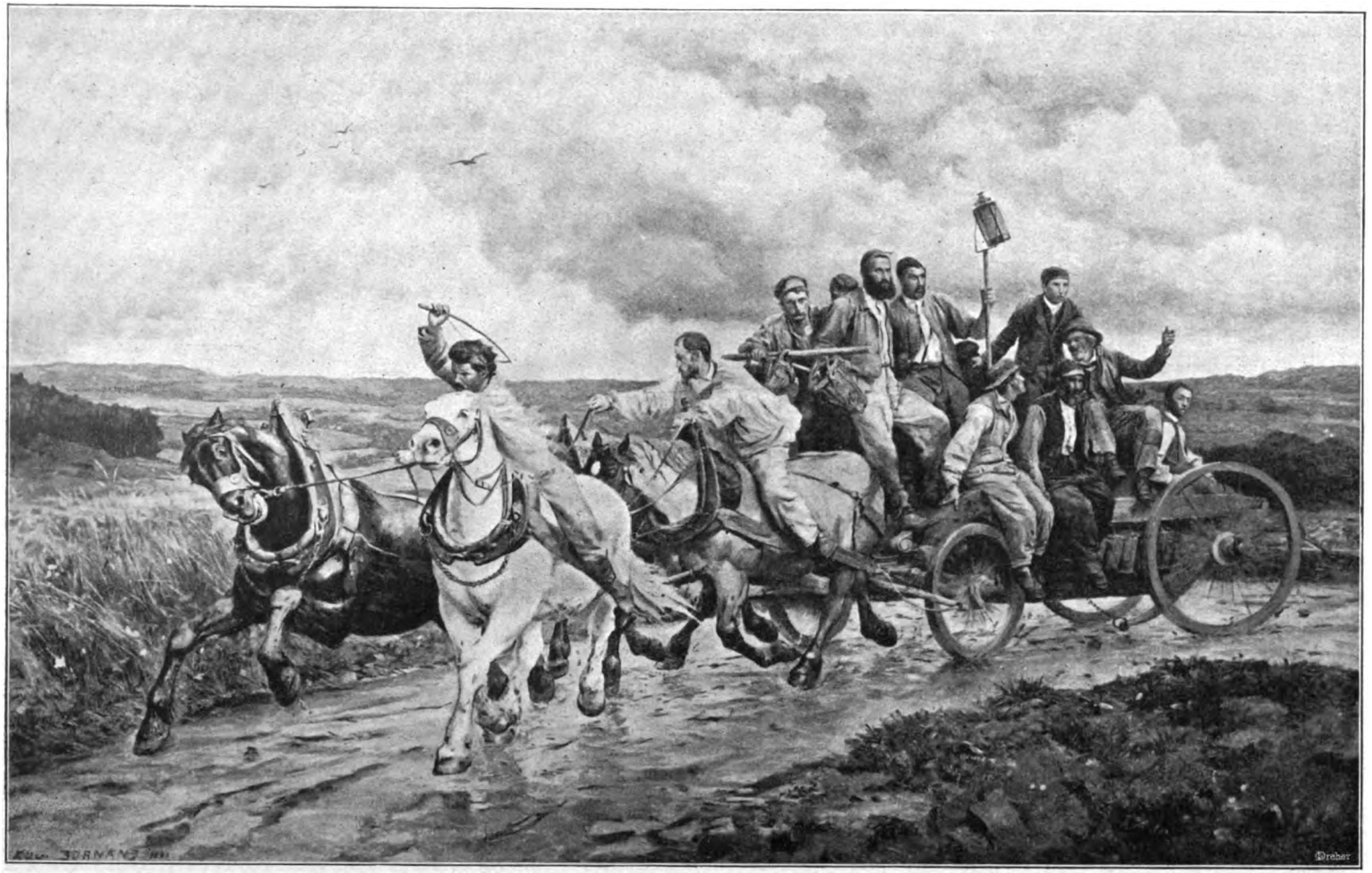
tritt zunächst in Genf in das Atelier von Barthélemy Menn ein, der, ein Schüler von Ingres, ihn besonders auf das Zeichnen hinweist. Schon seine anfängliche Neigung, Architekt zu werden, zeigt, daß in Burnand ein besonders starkes Talent hierfür von vornherein schlummerte. Er hat sich denn später auch verschiedentlich als Illustrator versucht, und seine Zeichnungen und Radierungen gehören zu den besten Leistungen auf diesem Gebiet. Die ungemein sichere Zeichnung fällt auch auf seinen Gemälden auf; und der Umstand, daß er sich von Anfang an sicher fühlte in dieser Kunst, hat seinen Entwicklungsgang entscheidend beeinflußt; denn so kommt er nach und nach von dem pleinairistischen, von wenigen Figuren belebten Landschaftsbild zu historischen Kompositionen, zur Darstellung biblischer Szenen und schließlich zu einer Art modernen Sakralbildes. Die eigentliche malerische Ausbildung erhält er in Paris im Atelier Géromes. Vorübergehend weilt er auch in Versailles, wo er sein berühmtes Bild malt: „Die letzten Jahre Ludwigs XIV.", bis ihn dann der Süden Frankreichs mehr und mehr in seinen Bann schlägt. Der Sohn des Gebirges zieht aus seinen Alpentälern hinaus in die Ebene, die klare, reine Luft des Hochgebirges läßt er hinter sich und wohnt in der sonnendurchglühten, staubgeschwängerten Atmosphäre der Ebene. Das sind zwei landschaftliche Gegensätze, die sich niemals vereinen lassen, und diese Eindrücke gehen tatsächlich auch jahrelang unvermittelt in seiner Seele nebeneinander her. Bald malt er in seiner Heimat, bald wieder in dem geliebten Süden, in der Gegend von Montpellier, erst in der letzten Zeit scheint der Süden mehr Gewalt über ihn zu bekommen, oder wenigstens die Kunst, die dort unten geboren, die allerdings im Laufe der Jahre beinahe alles Landschaftliche abgestreift hat.

Burnand ist zunächst Pleinairist. Seine Bilder gehören zu den bedeutendsten Erzeugnissen einer Generation, die die Sonne künstlerisch bezwingen wollte, ohne sich allerdings der zersetzenden Gewalt des Lichtes ganz klar zu werden. Der größere Teil seiner Bilder ist direkt von der Natur gemalt. Außer Segantini, der oben auf der Maloja, wo sich ebenfalls deutsches und welsches Wesen die Hand reichen, seine großen Gemälde schuf, hat keiner die klare, flimmernde Luft des Hochgebirges so überzeugend dargestellt wie Burnand. Mit Segantini hat er aber auch das gemeinsam, daß er die Wirkung des Landschaftsbildes durch einen symbolischen Inhalt zu steigern sucht. Eins seiner eindrucksvollsten Alpenbilder ist bezeichnend für das Gesagte. Man blickt in ein tiefes Bergtal, dessen Wände noch der Dunst des Morgens verschleiert, und auf freier, lichter Höhe steht einsam, das Urwüchsige, Freie, Kraftvolle der Landschaft verkörpernd, ein gewaltiger Alpenstier, und sein Atem dampft hinaus in die klare Luft. In diese Periode seines Schaffens gehört auch der „Bauersmann", der würdevoll vor seinem Ochsenpaar daherschreitend durch die blühende



Eugène Burnand — Bauersmann mit Ochsen

Digitized by Google



Eugène Burnand

Ländliche Feuerspritze

Digitized by Google

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach

Eugène Burnand — Die Flucht Karls des Kühnen nach der Schlacht bei Murten

Digitized by Google

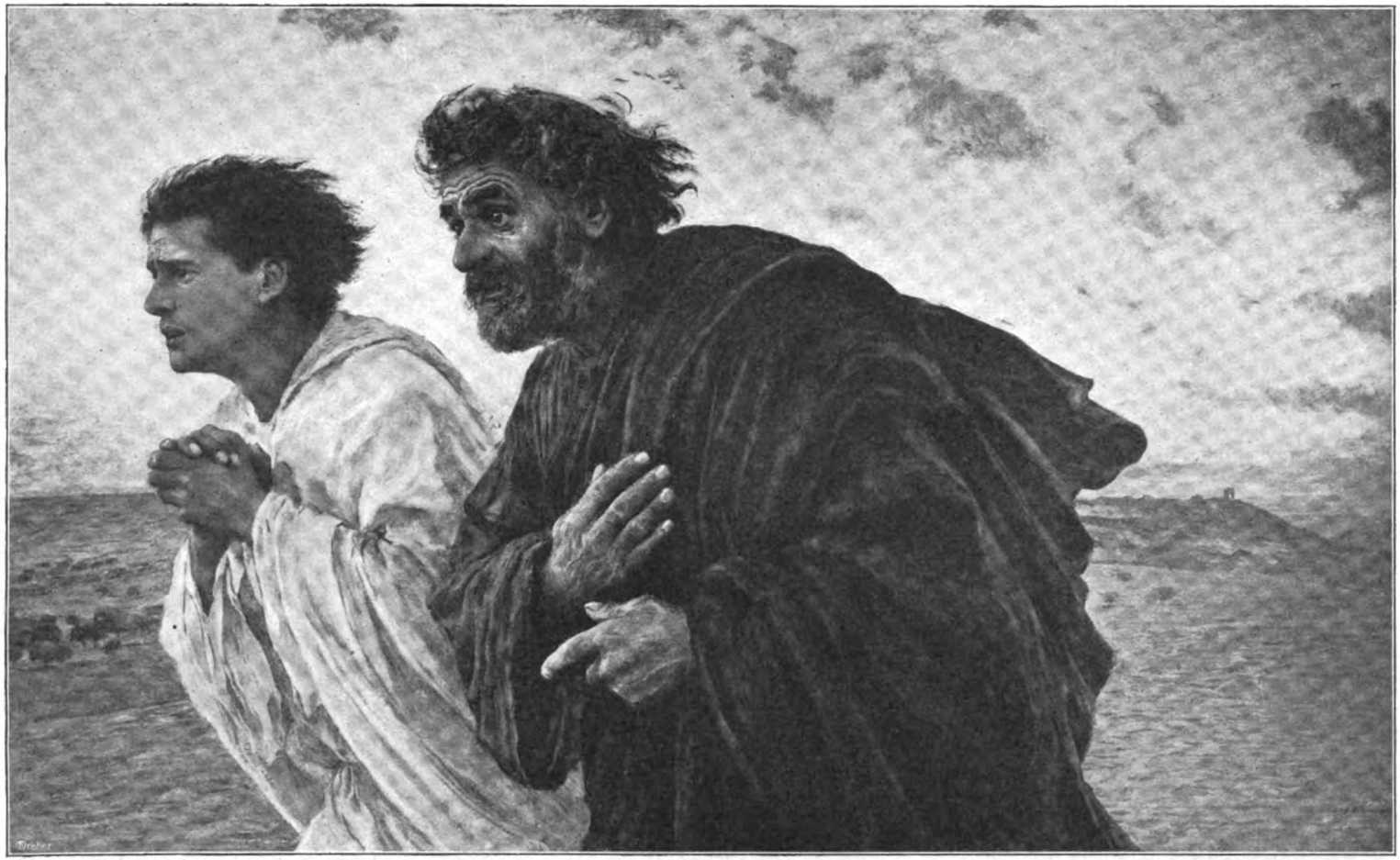
Landschaft zieht. Das Monumentale dieses Werkes kommt auch in der verkleinerten Nachbildung deutlich zum Ausdruck. Burnands glücklichster Wurf liegt bisher auf dem Felde des großen Historienbildes. Sein Kolossalgemälde „Die Flucht Karls des Kühnen nach der Schlacht bei Murten" ist eines der hervorragendsten Geschichtsbilder, die unsre Zeit überhaupt hervorgebracht hat. Das Schweigen des sonnendurchfluteten Tannenwaldes, der finstere Ernst des geschlagenen Fürsten, der mit zusammengekniffenen Lippen hoffnungslos ins Leere starrt, und dazu diese unwiderstehliche, elementare Bewegung, deren Grund man nicht unmittelbar wahrnimmt und die doch Roß und Hund gleicherweise fortreißt: das ist ein Kontrast von gewaltiger Eindruckskraft. Das Bild wirkt so stark, daß sich unwillkürliche akustische Assoziationen einstellen: man hört das Schlagen der Hufe, Schnauben der Pferde, Klirren der Panzer, nur der Mensch bleibt stumm, als hätte ihm die Hand des Schicksals den Mund verschlossen. Wie hoch steht dies Werk über den theatralischen Erzeugnissen der Pilotyschen Schule, die die Wirklichkeit zum Bühnenbild degradierte und die Weltgeschichte vom Standpunkte eines Regisseurs betrachtete.

Im sonnigen Süden Frankreichs entwickelte sich dann Burnand zum Maler religiöser Bilder, die in letzter Zeit von neuem die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt haben. Gewiß hat ein innerer Drang den Künstler auf diese Bahn gedrängt, über die Wirklichkeit hinaus strebt er nach einer inhaltsschweren Kunst, die den ganzen Menschen ergreift. Der Weg aber, auf dem er gerade zum religiösen Bilde gelangt, ist wesentlich verschieden von der Entwicklung des deutschen Malers, mit dem man ihn wohl häufiger zusammen genannt hat, nämlich Fritz von Uhde. Und hierin zeigt sich deutlich, wie stark die Wahlverwandtschaft ist, die Burnand zu Frankreich hinzieht. Der deutsche Maler wird ergriffen von dem rein menschlichen Gehalt der Heilslehre, soziales Mitleid vermengt sich mit künstlerischen Absichten, er fühlt sich als Apostel; um nun überall verstanden zu werden, um ganz unmittelbar zu wirken, geht er zu den Mühseligen und Beladenen und ladet sie im Bilde wenigstens zur Tafel des Herrn. Die Motive, die Burnand trieben, sind zunächst rein malerische. Er fand im Süden Frankreichs eine Landschaft, die ungefähr in den großen Charakterzügen dem heiligen Lande ähnlich war. Die Glut der Sonne ist in den „mittäglichen Provinzen" so stark, daß sie die Farben auffaugt, gelb dehnt sich die Fläche vor dem Auge, weiß schimmern die kahlen Wände der Häuser, und daneben das silbergrüne Laub der Olive, die dort so gut gedeiht wie am Oelberg bei Jerusalem. Daß Burnand selber im Volkstum des Landes weniger tief wurzelte, hat ihn gewiß auch angetrieben, die aus der Anschauung gewonnenen Landschaftsbilder mit Gestalten der Phantasie zu beleben. Das bedeutendste Bild aus dem ersten Abschnitt dieser Epoche im Schaffen des Künstlers ist das Gemälde „Petrus und Johannes zum offenen Grabe des Herrn eilend", das sich im Luxembourg-Museum in Paris befindet. Groß stellt der Künstler die beiden Figuren vor eine wenig gegliederte, weiträumige Landschaft. Scharf heben sich die Gesichter vom Himmel ab, alle Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich lenkend, und in ihnen lebt und bebt diese große göttliche Neugierde, die nicht warten kann, bis sie die Erfüllung der Heilsbotschaft gesehen. Die Augen treten aus den Höhlen, jeder Nerv ist gespannt, die Hände möchten vorauseilen, die Sehnsucht ist ja viel schneller als der Mensch selbst. Das macht der Künstler besonders deutlich dadurch, daß er die Figuren in der Mitte durchschneidet, die eilenden Füße sehen wir nicht, wir empfinden nur, daß sie sich selber nicht schnell genug vorwärtskommen, während wir meinen, sie müßten jeden Augenblick aus der Bildfläche hinausstürmen.

In den letzten Jahren ist das landschaftliche Moment in Burnands religiösen Bildern zurückgetreten. Burnand stellt jetzt seine Figuren vor neutrale Hintergründe, von denen sich die prächtig modellierten Köpfe scharf abheben. Das gilt für das große „Abendmahl" wie für das intimer wirkende „Christus in Bethanien", das sich hier auch reproduziert findet. Burnands hohe Künstlerschaft kommt auch in diesen Bildern zum Ausdruck, er hat ergreifende Apostelfiguren geschaffen, und vor jedem Gemälde fühlt man, daß ein warm empfindender Mensch zu uns spricht. Dennoch kann man auch denen nicht ganz unrecht geben, die ihn mit Bedauern auf diesem Wege wandeln sehen.

Eugène Burnand Bildnis seines Sohnes

Digitized by Google



Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach

Eugène Burnand — Die Jünger Petrus und Johannes zum offenen Grabe des Herrn eilend

Digitized by Google

Nach einem Kopiedruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach

Eugène Burnand — **Einladung zum Fest (Ev. Matthäi Kap. 22)**

Digitized by Google

Christus in Bethanien

Nach dem Gemälde von Eugène Burnand

Digitized by Google

Digitized by Google

Drei Generationen der Familie des Andreas Lang bei der Ausübung ihrer Kunst

Bei den Herrgottschnitzern von Oberammergau

Von

Hermann Roth

(Hierzu 5 Abbildungen nach photogr. Aufnahmen von Michael Dietrich in München)

Zu den besonderen Eigenarten bayrischer Volkskunst, die sich in dem originellen Schmuck der Bauernhäuser, in Anfertigung kunstreichen Zierats bei festlichen Gelegenheiten — es sei hier nur an die reizende Ausgestaltung der Wagen bei den Leonhardifahrten erinnert — zu betätigen weiß, gehört auch die Pflege der Schnitzerei, die ebenso wie in den Tiroler Alpenländern auch in mehreren bayrischen Gebirgstälern ausgeübt wird. Es haben sich darin Berchtesgaden, Partenkirchen, namentlich aber auch Oberammergau einen Namen gemacht. Im Passionsdorfe besteht zwischen den weltberühmten Aufführungen des religiösen Spieles und der Schnitzkunst unzweifelhaft ein innerer Zusammenhang. Dort hat sich die Schnitzerei vorwiegend religiösen Motiven zugewendet.

Der Beginn der Bildschnitzerei in Oberammergau läßt sich historisch schwer nachweisen. Die einen Versionen gehen dahin, daß diese Kunst aus dem Grödener Tal auf die Oberammergauer überkommen ist, die andern sprechen dafür, daß in einem der Klöster des „Pfaffenwinkels", in Rottenbuch, die erste Lehrwerkstätte für die bäuerlichen Schnitzer gewesen. Daß die Klöster im Mittelalter nicht nur Sitze der Wissenschaft, sondern auch der Künste und kunstreichen Gewerbe waren, ist ja zweifellos richtig. Dort arbeiteten Zeichner und Maler, und fleißige Mönche schmückten die geschriebenen Folianten mit Zierleisten und prächtigen Initialen. In einem der Klöster, die auch zum Pfaffenwinkel gehörten, in Wessobrunn, wurden — was für die gewerbliche Tätigkeit dieser Stifte spricht — im 18. Jahrhundert treffliche Stuckarbeiter herangebildet, die bis nach Frankreich und Rußland gesucht waren und deren virtuose Leistungen heute noch in der Kirche zu Ettal, jenem uralten geistlichen Stift, das

Digitized by Google

nahe bei Oberammergau gelegen ist, die aufrichtige Bewunderung aller Besucher finden. Ammergau stand schon frühzeitig mit den großen Handelszentren Augsburg und Nürnberg in Verbindung, die sich nicht nur auf den großen Waren- und Handelstausch, sondern auch auf geistige und künstlerische Werte erstreckte. Es arbeiteten Augsburger Künstler mit an der inneren Ausgestaltung des Münsters zu Ettal, und wiederum wurden Ammergauer zu Augsburger Künstlern in die Lehre geschickt, um dort das Fassen von Figuren in Farbe zu erlernen. Die Künstler, die in dem von Ludwig dem Bayern mit kaiserlicher Munifizenz erbauten Stift Ettal arbeiteten, haben jedenfalls auch das Niveau der Ammergauer Schnitzerei wesentlich gehoben. Der gelehrte schwäbische Theologe Althammer, der im Jahre 1520 seine Geschichte von Ettal schrieb, nennt auch Ammergau und sagt hiervon: „Diesen Ort erwähne ich um so lieber, da derselbe sinnreiche und geschickte Leute zu Bewohnern hat, die im Schnitzen kleiner Bildwerke außerordentlich geübt sind, so daß sie in eine Nußschale die Geschichte des Leidens Christi derart fein und künstlerisch hineinschnitzen, wie man es in ganz Deutschland oder in Europa kaum finden wird." Diese Angabe Althammers ist zwar die erste historische Kunde von der Oberammergauer Schnitzerei, sie beweist aber doch auch zugleich, daß dort die Schnitzkunst im 16. Jahrhundert schon in vieljähriger Uebung hoch entwickelt gewesen sein muß. So manches Stück Oberammergauer Schnitzkunst wird die Kirchen der freien Reichsstädte geziert haben oder heute noch schmücken. Die Stiftungen von Nürnberger Patriziern für Ammergau weisen wenigstens deutlich darauf hin, daß zwischen dem stillen Bergdorf und der alten Noris ein gewisser Konnex bestand. Der Verkehr mit den handelsmächtigen Städten brachte auch dem Oberammergauer Handel blühenden Aufschwung. Die schönen Sachen und Sächelchen, die Heiligenfiguren und Christusbilder wurden nicht bloß von Hausierern, sogenannten Kraxenträgern, auf langen Wanderungen über Berg und Tal von Haus zu Haus feilgeboten, sie gingen auch in den großen Warenballen auf schwer befrachteten Botenfuhrwerken in die weite Welt hinaus und brachten Wohlstand in die Heimat.

Die Oberammergauer zogen aber auch selbst als Handelsherren hinaus in die weite Welt, und schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts fand man Ammergauer Handelshäuser in Petersburg, in Kopenhagen, Bremen, Holland, Amsterdam, selbst in Cadiz. Die meisten kamen als wohlhabende Leute zurück, um ihren Lebensabend wieder im Passionsdorf zu verbringen.

Peter Rendl, der Johannes der Passionsspiele, in seiner Werkstatt

Wechselnde Geschicke, Krieg und Pest gingen auch an der Entwicklung der Schnitzerei nicht spurlos vorüber, am schwersten aber traf die Ammergauer Schnitzindustrie die rührige Konkurrenz der Grödener, die zu Ende des 18. Jahrhunderts in Europa 150 Firmen etabliert hatten, während der Ammergauer Export zurückging. Wohl richteten unternehmende Männer — wie Hermine Diemer, geborne von Hillern, in ihrem vorzüglichen Werk über Oberammergau und seine Passionsspiele berichtet —, so die Gebrüder Lang, im Orte selbst einen Warenverlag ein und knüpften Beziehungen zu auswärtigen Häusern an, aber die beständigen Kriege lähmten auch diese Unternehmungen. Der Verkehrsaufschwung des 19. Jahrhunderts war für Ammergau zunächst nicht günstig, denn der Schienenstrang suchte sich andre Straßen als jene, an die zuerst der Weltverkehr

Digitized by Google

Die Arbeit an den Christusfiguren in der Werkstatt des Posthalters Lang

Im Modellierſaal der Schnitzſchule in Oberammergau

Digitized by Google

gebunden war. Das Anerbieten der Regierung, die gemeindliche Schnitz- und Zeichenschule Oberammergaus zu verstaatlichen, wurde unklugerweise abgelehnt, worauf die Regierung die Schnitzschule in Partenkirchen gründete und damit den Ammergauern in nächster Nähe eine Konkurrenz schuf. Dazu kam noch der Wettbewerb der gefälligen und billigeren Schweizer Schnitzereien.

Der Riesenerfolg der Passionsspiele, zu dem in den letzten Jahrzehnten viele Tausende aus aller Herren Ländern wallten, brachte dem Dorf wieder glücklichere Zeiten. Nachdem die Schnitzschule staatlich unterstützt wurde, gelang es dem künstlerisch hochgebildeten Vorstand der Zeichenschule Ludwig Lang und einigen Verlegern, einen neuen Geist in die Schnitzerei zu bringen. Schon bei den Kindern wurde tüchtige zeichnerische Ausbildung erstrebt, und Ludwig Lang hat mit nimmer ermüdender Geduld, die dazu gehört, harte Bauernhände in künstlerische Tätigkeit einzuweihen, mit aller Hingebung und mit viel Verständnis seines Amtes gewaltet. Der Verleger Guido Lang hat ein eignes Atelier und prächtige Ausstellungsräume für Kirchenornamente in seinem Haus errichtet. Unsre Bilder führen uns mitten in den Schnitzbetrieb der Oberammergauer von heute. Es sind Bilder frisch aus dem Leben, wie es sich in den arbeitsamen Werkstätten dort Tag für Tag abspielt. In der Oberammergauer Schnitzschule finden wir schon Knaben beim Kerbschnitt, einer Anfangsbetätigung für junge, noch ungeübte Hände. Schnitzschulvorstand Lang beaufsichtigt und leitet die Jugend. Der Saal auf unserm Bilde zeigt die vom Kultusministerium neu eingeführte Spielwarenfabrikation, die Modellierung eines Christus am Kreuz und den Malkursus. Der Herrgottschnitzer von Oberammergau ist ja durch ein Volksstück gleichen Namens eine typische Erscheinung geworden. Christusfiguren werden mit Vorliebe, nicht selten in künstlerischer Vollendung und in tiefer religiöser Auffassung gefertigt, und wer diese Produkte sieht, dem wird auch der Zusammenhang zwischen der Hervorbringung dieser plastischen Kunstwerke mit der Darstellung, dem Passionsspiel, ohne weiteres klar werden. In der Werkstätte des Verlegers Guido Lang, des rührigen Posthalters, erblicken wir ebenfalls Christusschnitzer an der Arbeit und zugleich die verschiedensten Schnitzartikel, namentlich solche religiöser Art als Ausstattungsgegenstände für Kirchen, Altäre u. s. w. Peter Rendl, der blondlockige Darsteller des Johannes, gehört gleichfalls zu den Herrgottschnitzern. Wir finden ihn mit seinen Gehilfen eifrig bei der Arbeit, ebenso die Familie Andreas Lang, bei der drei Generationen, Großmutter, Mutter, Vater und Kinder, am Werk sind: das ist recht charakteristisch für die Hausindustrie, bei der auch die älteren Leute und das Kleinste sich an den leichteren Arbeiten beteiligen können. Ein ähnliches Familienbild führt uns in die Werkstätte des Pauli Lang (der Name Lang ist in Ammergau ungewöhnlich häufig).

Der Holzschnitzer Pauli Lang mit seinen Gehilfen

Digitized by Google

Russische Gebirgsartillerie, eine Höhe besetzend

Die „Mandschurische Armee"

Von

Oberstleutnant z. D. von Reden

(Hierzu 9 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Jean Duval in Petersburg)

Jedem, der sich über die russischen Heeresverhältnisse ein Bild zu machen sucht, stellen sich nicht unerhebliche Schwierigkeiten entgegen, größere Schwierigkeiten jedenfalls, als dies bei andern Armeen der Fall zu sein pflegt. Rascher wie in andern Armeen treten Aenderungen in der Organisation ein. Eine Beratung im Kriegsrat, die Genehmigung des Kaisers und ein Prikas (Befehl) des Kriegsministers genügt, um die einschneidendsten Maßnahmen Gesetzeskraft erlangen zu lassen. In allen andern Armeen gehen derartigen Aenderungen erst langwierige parlamentarische Verhandlungen voraus. Auch bringt die viel freiere Presse eingehende Erwägungen und Betrachtungen. Sind diese Schwierigkeiten, die sich dem Beobachter der russischen Armee entgegenstellen, schon im allgemeinen sehr erheblich, so wachsen sie noch bedeutend, wenn es sich um ostasiatische Dinge handelt.

Als Anfang Februar Japan plötzlich an Rußland den Krieg erklärte, standen im äußersten Osten, in der Mandschurei, im Amur- und Ussurigebiete 96 Infanteriebataillone, 35 Schwadronen (6 Schwadronen Dragoner, 29 Sotnien Kosaken), 30 leichte Batterien zu 8 und 1 reitende Kosakenbatterie zu 6 Geschützen, 2½ Sappeurbataillone, 6 Eisenbahnbataillone zu 6 Kompagnien, 4 Festungsartilleriebataillone und 3 Festungstorpedokompagnien. Da sich fast alle Truppen annähernd auf Kriegsstärke befanden, so berechnet sich ihre Stärke auf etwa 110- bis 115 000 Mann, zu denen noch etwa 30 000 Mann Grenzwachen hinzutreten, denen der Schutz der Bahn oblag.

Die Infanterie war in 8 ostsibirische Schützenbrigaden zu je 4 Regimentern formiert. 28 dieser Regimenter (1—24 und 29—32) hatten je 2 Bataillone, während die Regimenter 25—28 je 3 Bataillone stark waren. Im Frühjahr 1902 waren, angeblich zu Versuchszwecken, 2 gemischte Brigaden des 7. und 10. Armeekorps aus den Militärbezirken Kiew und Moskau in der Stärke von 4 Infanterieregimentern zu 4 Bataillonen = 16 Bataillonen und 6 Batterien nach dem fernen Osten transportiert. Außerdem war auch noch die 1. sibirische Reservebrigade zu 4 Bataillonen aus dem Militärbezirk Sibirien in das Amurgebiet verlegt. An höheren Kommandobehörden bestand nur noch das

Digitized by Google

1. sibirische Armeekorps (Amur- und Ussurigebiet) und das 2. sibirische Armeekorps (Mandschurei). Aber nur 24 Bataillone, 21 Schwadronen und 15 Batterien waren den Korpskommandos unterstellt, alle andern Truppen befanden sich außerhalb des Korpsverbandes.

Wenige Tage vor der Kriegserklärung war die Bildung von 28 Schützenbataillonen im Innern Rußlands befohlen worden. Diese Bataillone sollten dazu dienen, die Regimenter 1—24 und 29—32 ebenfalls auf 3 Bataillone zu bringen. Ende März trafen die letzten dieser Bataillone im fernen Osten ein, die Stärke der Truppen wuchs dadurch auf etwa 160000 Mann.

Wenige Tage nach der Kriegserklärung wurde die Mobilisierung aller in der Mandschurei, im Amur- und Ussurigebiet stehenden Truppen verfügt. Auch die Mobilisierung der 2. und 3. sibirischen Reservebrigade und des 2. und 3. Aufgebotes des transbaikalischen und sibirischen Kosakenheeres wurde angeordnet. Die gesamten Truppen sollten die „Mandschurische Armee" bilden, die sich aus dem 1.—4. sibirischen Armeekorps zusammensetzte. Für Port Arthur und Wladiwostok wurden besondere Truppen ausgeschieden. Mit dem Eintreffen der 28 Schützenbataillone aus dem Innern Rußlands wurden die Schützenbrigaden in Schützendivisionen umgebildet, denen eine Artilleriebrigade zu 4, oder eine Artillerieabteilung zu 3 Batterien zugeteilt wurden.

Die Gliederung der „Mandschurischen Armee" dürfte jetzt nach beendeter Mobilmachung etwa folgende sein:

		Batl.	Batt.	Sotnien
1. sibir. A.-Kps.:	1. ostsib. Schützen-Div.	12	6*)	—
	1. sib. Inf.-(Ref.-) Div.	16	4	—
	1 Drag.-Reg., 1½ Kos.-Regiment	—	—	14
2. „ „ „	5. ostsib. Schützen-Div.	12	4	—
	6. „ „ „	12	4	—
	1½ Kosaken-Regmt.	—	—	9
3. „ „ „	3. ostsib. Schützen-Div.	12	6**)	—
	9. „ „ „	12	4	—
	½ 31. Division	8	3	—
	½ 35. „	8	3	—
	2 Kosak.-Regt. mit 1 reit. Batterie	—	1	12
4. „ „ „	2. sib. Inf.-(Rei.-) Div.	16	4	—
(im Anmarsch)	3. „ „ „	17	4	—
	2 Kosaken-Regimenter (2. u. 3. Aufgebots)	—	—	12
transbaikalische Kosaken-Division	5 Kosaken-Regimenter (2. u. 3. Aufgebots)	—	1	30
sibirische Kosaken-Division	6 Kosaken-Regimenter (2. u. 3. Aufgebots)	—	2	36
Besatzung von Port Arthur	4. ostsib. Schützen-Div.	12	4	—
	7. „ „ „	12	3	—
Besatzung von Wladiwostok	2. „ „ „ (?)	12	4	—
	8. „ „ „	12	3	—
		173	60	113
		mit 472 Geschützen		

*) Davon 2 Gebirgsbatterien.
**) Davon 2 leichte Feldmörserbatterien.

Sotnie des Mertschinski-Kosakenregiments (1. Aufgebot)

Digitized by Google

Das 1. bis 3. Armeekorps haben außerdem je ein Sappeurbataillon zu 4 Sappeur-, einer Pontonier- und einer Telegraphenkompagnie. Das Sappeurbataillon des 4. Armeekorps hat nur 2 Sappeurkompagnien und eine Telegraphenkompagnie. Ein Pontonierbataillon bedient das Armeebrückenmaterial, das für 268 Meter Brücke reicht. Beim 1. bis 3. Armeekorps ist je eine Maschinengewehrkompagnie zu 8 Maschinengewehren gebildet. Die des 3. Armeekorps ist am Yalufluß verloren gegangen; es darf aber wohl angenommen werden, daß sie und die 22 verloren gegangenen Geschütze binnen kurzem wieder ersetzt werden.

Die im Frieden in Port Arthur und Wladiwostok stehenden 4 Festungsartilleriebataillone sind auf 6 Bataillone vermehrt. Auch hat jede dieser Festungen zwei Festungstorpedo- und eine Festungstelegraphenkompagnie bekommen.

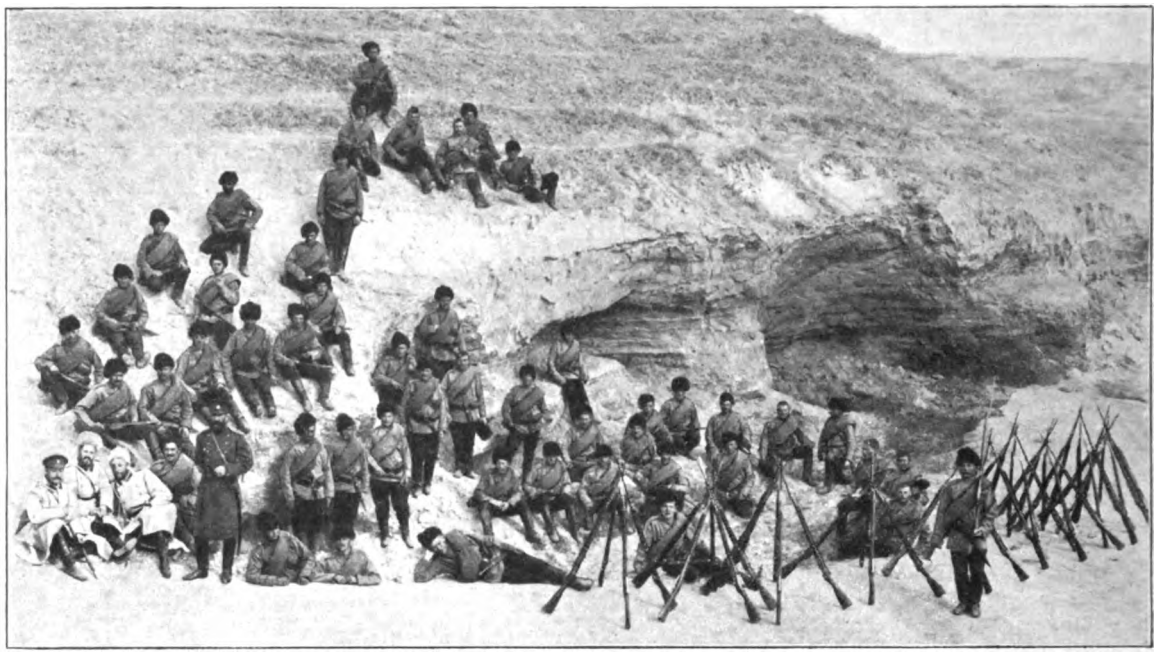
Der größte Teil der Infanterie sind Schützenregimenter. Diese bekommen, ähnlich wie bei uns die Jägerbataillone, einen ausgesuchten Ersatz. Trotzdem ist es aber bei ihnen mit der Intelligenz, mit dem Lesen und Schreiben schlecht bestellt. Man wird im allgemeinen mit etwa 70 Prozent Analphabeten rechnen müssen. Die Ausbildung muß sich dementsprechend auch mehr auf das Formelle richten, an die Selbsttätigkeit des einzelnen Mannes dürfen keine zu hohen Anforderungen gestellt werden. Das russische Exerzierreglement und die Schießvorschrift bevorzugen deshalb auch für den Feuerkampf die Salve, bei der das Feuer mehr in der Hand des Führers bleibt, der Intelligenz des einzelnen wenig zugemutet wird. Das Ueben dieser Feuerart in der geschlossenen Abteilung, auch viergliedrig, und in der Schützenlinie ist ein wichtiger Teil der Gefechtsausbildung.

General Kuropatkin

Hat die russische Armee auch in den zahlreichen Kosakenheeren einen für die Aufklärung im großen hervorragende Waffe, so braucht doch die Infanterie für die Nahaufklärung, für die Erkundung des Angriffsfeldes, zur Sicherung der Flanke geeignete Organe. Der Kompagniekommandant hat mit der Ausbildung der, wie bereits gesagt, zum großen Teile wenig intelligenten Mehrzahl der Mannschaften seiner Kompagnie hinreichend zu tun. Es werden deshalb die intelligentesten Leute jeder Kompagnie (in der Regel 4) im Regiment oder selbständigen Bataillon unter einem oder mehreren besonders geeigneten Offizieren zu einem „Jagdkommando“ vereinigt. Hier werden diese Mannschaften für ihren besonderen Zweck ausgebildet. Sie scheiden ganz aus ihrer Kompagnie aus und bekommen auch eine für ihren besonderen Zweck geeignete Ausrüstung. Das schwere Seitengewehr wird durch ein breites vor dem Leibe hängendes

Festungsgeschütze auf den Wällen von Port Arthur

Digitized by Google

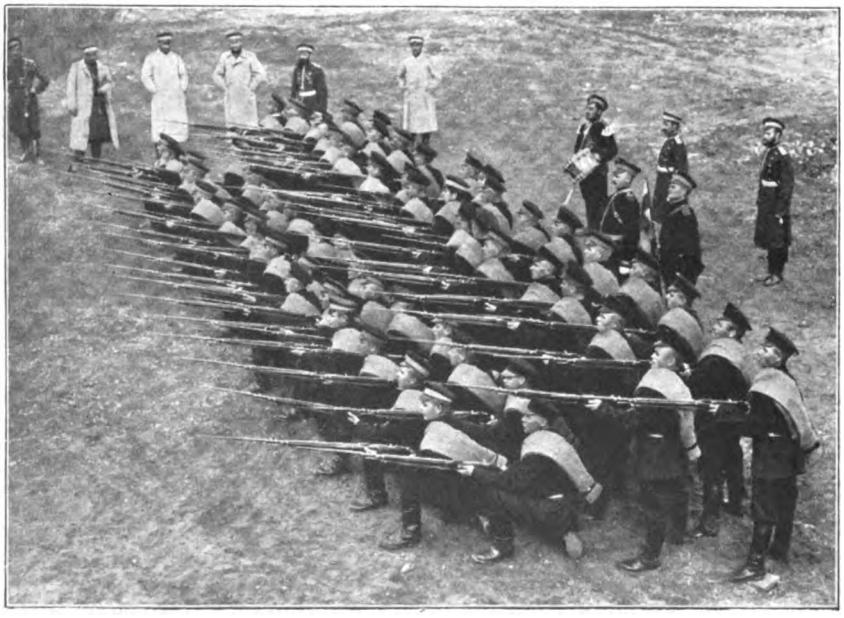


Jagdkommando des 8. ostsibirischen Schützenregiments im Gelände

Messer ersetzt, mit dem sie sich den Weg durch Dickungen bahnen können. Ihre graue Bekleidung macht sie im Gelände schwer erkennbar. Da sie sich oft tagelang von ihrem Truppenteil entfernen müssen, gibt man ihnen auch Lasttiere zur Beförderung der notwendigen Lebensmittel u. s. w. mit. Je nach Klima und Wegeverhältnissen wird dies bald ein Maultier, ein Steppenpferd oder auch ein Kamel sein.

Gilt es, die Landbewohner gegen die Raubtiere zu schützen oder in die eintönige Verpflegung Abwechslung zu bringen, so werden auch Streifjagden abgehalten, bei denen der einzelne Mann seine Verschlagenheit, die Kunst, das Wild anzuschleichen, zeigen kann. Statt des Dienstgewehres wird dann die doppelläufige Büchse zur Hand genommen, und der Kriegshund, der sonst zur schnellen Uebermittlung wichtiger Meldungen gebraucht wird, muß jetzt das angeschossene Stück Wild aufsuchen oder das erlegte seinem Herrn bringen.

Von den 113 Schwadronen Kavallerie bei der „Mandschurischen Armee" sind 107 Kosakensotnien. Die im Amur-, Ussuri- und Baikalgebiet angesiedelten Kosakenheere haben diese Regimenter aufgestellt. Aber auch das sibirische Heer hat verschiedene Regimenter der 2. und 3. Kategorie aufstellen müssen. Jeder Kosak ist bekanntlich zum Dienste im Heere verpflichtet. Ist er 20 Jahre alt geworden, so muß er vollkommen bekleidet und mit brauchbarem Pferde versehen beim Regiment einrücken (1. Kategorie). Nach dreijähriger Dienstzeit wird er mit Pferd und Bekleidung in die Heimat entlassen, wo er zur 2. Kategorie übertritt. Diese Leute müssen stets im Besitz eines kriegsbrauchbaren Pferdes und stets gewärtig sein, daß aus ihnen Regimenter



Ostsibirische Schützenkompagnie beim Exerzieren

Digitized by Google

2. Kategorie gebildet werden. Die Kosakenregimenter des 4. sibirischen Armeekorps, sowie die der beiden Kavalleriedivisionen gehören der 2. und 3. Kategorie an.

Eine Kosakensotnie ist nur in ihrem ersten Gliede mit Piken (Lanzen) bewaffnet. Alle Mannschaften führen den 3-Linien-(7,62 Millimeter) Kosakenkarabiner M 96, den sie auf dem Rücken tragen. Eine Sotnie ist im Felde 140 Pferde stark, so daß ein Regiment zu 6 Sotnien 840 Pferde in der Front hat.

Die russische Feldartillerie war gerade in der Umbewaffnung begriffen, als der Krieg ausbrach. Die bisherigen Geschütze sollten durch ein dreizölliges 7,6-Zentimeter-Schnellfeuergeschütz mit Rohrrücklauf ohne Schutzschilder M 1900 ersetzt werden. Ob die „Mandschurische Armee“ bereits mit diesem Geschütz ausgerüstet ist, oder ob ihre Batterien noch die leichte Feldkanone M 95 führen, ist aus den bisherigen Berichten nicht ersichtlich. Die japanischen Berichte über die letzten Kämpfe bei Kintschou sprechen allerdings von dem mörderischen Feuer der Schnellfeuerkanonen. Da es sich aber um den Angriff auf eine befestigte Stellung gehandelt hat, so ist wohl anzunehmen, daß die Schnellfeuergeschütze zu der artilleristischen Ausrüstung von Port Arthur gehört haben. Sind die Befestigungswerke aber mit schweren Geschützen armiert, so ist es natürlich ausgeschlossen, sie bei einem Sturm der Verschanzungen durch den Gegner noch fortzubringen, sie fallen ihm in die Hände, wie dies bei Kintschou auch der Fall gewesen.

Jagdkommando beim Aufbruch zur Jagd

Die russischen Feldbatterien sind, mit Ausnahme der reitenden, zu 8 Geschützen formiert. Neben den Feldbatterien hat das 1. sibirische Armeekorps noch zwei Gebirgsbatterien, deren leichteres Material ihre Verwendung auch in schwierigem

Maschinengewehrkompagnie des 2. sibirischen Armeekorps

Digitized by Google

Gelände gestattet. Vielfach werden natürlich Menschenkräfte aushelfen müssen, um die Geschütze in Stellung zu bringen. Die Batterien haben deshalb einen um etwa 40 Mann höheren Etat wie die übrigen Feldbatterien, und an den Geschützen sind Vorkehrungen angebracht, um Zugleinen einzuhaken, an denen sich die Mannschaften anspannen. Statt Munitionswagen haben diese Batterien Lasttiere. Bei einem der Armeekorps, wahrscheinlich beim 3., befinden sich auch zwei Feldmörserbatterien. Diese haben ein Kaliber von 15,25 Zentimetern und entsprechen in ihrer Verwendung etwa den Feldhaubitzen unsrer Armee.

Kurz vor dem Ausbruch des Krieges wurden beim 1. und 2. sibirischen Armeekorps je eine Maschinengewehrkompagnie errichtet; später ist dies auch beim 3. Armeekorps geschehen. Diese ist bei den Kämpfen am Yalu verloren gegangen, soll aber bereits wieder errichtet sein. Auch in Port Arthur scheinen Maschinengewehre Verwendung zu finden. In den übrigen europäischen Staaten sind die Maschinengewehrabteilungen derartig formiert, daß sie in der Lage sind, den Bewegungen der Kavalleriedivisionen zu folgen. Sie sind deshalb ähnlich wie die Feldbatterien organisiert. Die russischen Maschinengewehre können nur wie Infanterie Verwendung finden, denn bloß die fünf Offiziere, der Feldwebel, der Führer des Munitionszuges und zwei Hornisten sind beritten. Die acht „3-Linien“- (7,62 Millimeter-) Maschinengewehre, System Maxim, einer solchen Kompagnie sind auf je einem Packpferde verpackt.

Die Sicherung der einzigen Verbindungslinie zwischen der „Mandschurischen Armee“ und der fernen Heimat, der Sibirischen Eisenbahn, ist natürlich von der größten Wichtigkeit. Es gilt nicht nur, diese Etappenstraße gegen Unternehmungen der feindlichen Armee zu sichern, sondern auch die räuberischen Chunchusenbanden müssen von ihr fern gehalten werden. Auch den hart an der mandschurisch-chinesischen Grenze stehenden chinesischen Truppen und ihren Führern traut die russische Militärverwaltung nicht. Zum Schutze der Bahnlinie ist deshalb die „Transamurische“ und „Mandschurische Grenzwache“ gebildet, die in vier Brigaden gegliedert ist. Augenblicklich ist das Hauptquartier der gesamten Grenzwachen Charbin. Sie bestehen aus 30 bis 40 reitenden und Fußsotnien von verschiedener Stärke. Auch drei Batterien sind ihnen zugeteilt. Jetzt schon werden 35- bis 40 000 Mann zum Schutze der Bahn östlich des Baikalsees verwendet. Auch in den sechs Eisenbahnbataillonen, in deren Händen der Betrieb der Mandschurischen Eisenbahn liegt, hat die Verwaltung eine nicht gering anzuschlagende Verstärkung.

Mandschurische Grenzwache auf einer Rekognoszierung

Digitized by Google

Wukaschin Wajdas sonderbares Schicksal

Von

Roda Roda

Unser aller Freund Wukaschin Wajda — Gott hab' ihn selig, aber er lebt noch — war von Kind an ein Mensch voller Tollheiten und Widersprüche. Leugne es einer, wenn er die Stirn hat!

Zum Beispiel — als er volljährig geworden und man glaubte, nun würde er doch endlich seine Schulden bezahlen, rief er, so dumm sei er nicht, und nahm Abschied von uns, um ins Wasser zu gehen.

„Gut," antwortete man ihm, „wenn du dich ertränken willst, ist das eine Angelegenheit, die an deine Haut geht und an keine andre sonst; aber dann solltest du doch vorher zahlen."

„O nein," meinte er, „da bliebe mir zu wenig zum Weiterleben."

Also schüttelten wir ihm die Hände, und er ging ins Wasser. Seinen Leichnam hat man nie gefunden — natürlich, denn er lebt ja noch.

Indessen suchte einer von uns Herrn Deditsch auf, der Pferdehändler und sonst noch allerlei in der Unterstadt ist, und fragte ihn: „Haben Sie Wukaschin Wajda gekannt, Herr Nachbar?"

„Aber natürlich! Natürlich habe ich ihn gekannt! Denken Sie nur, der Kerl ist mir durchgegangen."

„Wie das, Herr Deditsch?"

„Eh, ganz einfach! Er war mir zweitausenddreihundertundvierzig Dinar (Franken) schuldig, ungerechnet die Zinsen vom letzten Verfalltag an, und statt mir das sauer verdiente Geld zurückzugeben, packt er sich zusammen und — und ist eben nicht da."

„Hm! Und wo glauben Sie, treibt er sich herum?"

„Weiß ich's? Die einen sagen das und die andern jenes — die dritten gar, er sei dort oben über den Sternen."

„Ja, ja," seufzte unser Freund, „dort ist er auch, Herr Deditsch. Hören Sie nur, wie schrecklich: gestern hat man den Armen bei Wischnitza aus der Donau gezogen, ganz mausetot und kaum mehr zu erkennen vor Verwesung."

„Was Sie nicht sagen!" rief Deditsch erschrocken. „Also wirklich? Wer wird mir nun die zweitausenddreihundertundvierzig Dinar bezahlen?"

„Der Herr im Himmel, der uns lohnt und straft, Herr Deditsch. Aber ich fürchte, er wird Ihnen große Abzüge an den Zinsen machen."

„Warum — weswegen?"

„Tun Sie nur nicht so unschuldig! Sie haben den armen Wukaschin ordentlich geschunden. — Wenn ich darüber nachsinne, was ihn am ehesten zu dem verzweifelten Schritt veranlaßt haben mag ... meiner Treu, Sie haben einiges an ihm gutzumachen, Herr Deditsch. Heute um vier Uhr ist Parastos für Wukaschins Seelenheil in der Kathedrale — da werden Sie doch nicht fehlen wollen?"

„Gewiß nicht, — gewiß nicht," versicherte Deditsch, im Innersten bewegt, und kam pünktlich um vier Uhr in die Kathedrale. Dort wurde zwar ein Parastos gelesen — einer nach der ersten Klasse sogar, mit großer Assistenz und Chor — bloß nicht für Wukaschin, sondern für einen gewissen Achatius Posawatz, der in Saloniki gestorben war.

Herrn Deditsch focht der kleine Widerspruch nicht weiter an — wie hätte er ihn auch merken sollen? Und daß eigentlich er den armen Wukaschin in den Tod getrieben, war ein Gedanke, der ihn gar nicht mehr losließ.

„Wie ist denn das Unglück eigentlich geschehen?" fragte er einen Mann, der zufällig neben ihm stand. „Weiß man denn nichts Näheres?"

„Mein Gott — bei alten Leuten ..." erwiderte der Fremde achselzuckend, denn er meinte Achatius Posawatz aus Saloniki.

„Alt? Erlauben Sie! Der Arme war doch nicht alt?"

„Herr Pate," sagte der Fremde, „alt und auch nicht — wie man's nimmt! Wenn man hienieden seine Rechnung abgeschlossen hat, ruft einen Gott hinüber."

Deditsch fühlte sich durch die Erwähnung der abgeschlossenen Rechnung getroffen, schwieg beschämt und hörte um so zerknirschter dem feierlichen Gesang zu. „Gospodin pomiluj," „Gnad' ihm Gott", seufzte auch er in tiefer Inbrunst.

Um fünf Uhr war die Sache zu Ende, Deditsch ging nach Hause und getraute sich seitdem vor lauter Gewissensbissen nicht einmal mehr vor die Tür. Als man ihn nun so lange nicht sah, munkelte man, er sei krank, und als sein Onkel, der alte Deditsch aus Schabatz, starb, verwechselte man die beiden und sagte den Pferdehändler Deditsch tot.

Indessen hatte Wukaschin Wajda, der strebsame junge Mann, in Budapest die verschiedenartigsten Geschäfte begonnen. Er hatte eine Agentur der englischen Bibelgesellschaft eröffnet, verkaufte zwei Gattungen von Strickmaschinen auf Raten und betrieb nebenbei eine Kollekte der Klassenlotterie. Einmal lieh sich ein serbischer Landsmann, seines Zeichens Klavierstimmer, von Wukaschin eine Krone aus und ließ seine Instrumente als Pfand zurück — da wurde Wukaschin auch Klavierstimmer, was für einen vollkommen unmusikalischen Menschen,

Digitized by Google

wie ihn, gewiß ein Zeichen von großem Erwerbseifer ist. Dennoch — er brachte es auf keinen grünen Zweig.

Da war es ihm eine wahre Erlösung, als er hörte, sein ärgster Gläubiger, Deditsch, sei verschieden. Er zögerte keinen Augenblick, bezahlte die Klassenlose mit Strickmaschinen, gab der Bibelgesellschaft die Instrumente, dem Landsmann ein paar Bibeln und fuhr nach dieser für seine Verhältnisse sehr ordentlichen Austragung der schwebenden Angelegenheiten schnurstracks nach Hause.

Einer der ersten Menschen, denen er auf dem Kai begegnete, war — Deditsch!

Herr Deditsch hatte nämlich einige Wochen hindurch Einkehr in sich gehalten und gefunden, daß er eigentlich an Wukaschins Selbstmorde nicht so viel Schuld trage, wie er sich anfangs beigemessen, und hatte beschlossen, im Trubel des Belgrader Hafenlebens die peinliche Angelegenheit vergessen zu wollen. So ging er denn, immer noch mit Wukaschin Wajda und den zweitausenddreihundertundvierzig Dinars im Kopfe, über den Kalimegdan hinunter zur Donau, und einer der ersten Menschen, denen er begegnete, war — Wukaschin!

Herr Deditsch meinte zuerst, er sei wahnsinnig und sehe Phantasiegebilde. Er griff mit den Händen in die Luft, dann nach seinem Bart, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume. Sein zweiter Gedanke war: der Teufel! „Alle guten Geister, steht mir bei!“ stammelte er und schlug hastig ein Kreuz. Denn es ist doch wahrlich nichts Alltägliches, einem Menschen leibhaftig gegenüberzustehen, bei dessen Parastos man vor mehreren Wochen gewesen ist!

Wukaschin Wajda fand zuerst die Sprache wieder: „Herr Deditsch,“ rief er, „lassen Sie mir fünfzig Prozent nach, oder ich gehe wirklich ins Wasser, so wahr mir der heilige Georg helfe.“

„Ja, mein Söhnchen, ja! Nur bleib auf dem Lande! Zweimal möchte ich den Kummer deinetwegen nicht durchmachen.“

Und dabei blieb es.

Wirklich, es blieb dabei. Herr Deditsch hat die eine Hälfte seiner Forderung nachgelassen, und die andre Hälfte ist ihm Wukaschin Wajda noch heute schuldig.

Aphorismen

Von

Peter Sirius

Wo ein Großer eine wunde Stelle hat, da sitzen die kritischen Mücken zu Haufen.

*

Manche Menschen haben etwas von einem Buch ohne Einband.

*

Wenn jemand von der Ichsucht redet, meint er immer einen andern.

*

Es gäbe nicht so viel Undank, wenn nicht so viel auf Dank gerechnet würde.

Nichts drucken lassen kann auch ein literarisches Verdienst sein.

*

Ueber vieles reflektiert man erst, wenn man nicht mehr darauf reflektiert.

*

Das Gröbste, was es gibt, ist eine gewisse Herablassung.

*

Der Glaube versetzt Berge, die Wissenschaft gräbt sie ab.

Auf der Promenade in Ischl

(Zu dem nebenstehenden Bilde)

Im Herzen des österreichischen Salzkammerguts liegt anmutig auf einer von der Traun und Ischl umflossenen Halbinsel der oberösterreichische Marktflecken Ischl, der zugleich ein weltbekannter und vielbesuchter Kurort ist. Unstreitig ist das Salzkammergut, das eigentlich nur das Talgebiet des Traunflusses mit den drei Seebecken von Gmunden, Hallstatt und Aussee umfaßt, das fashionabelste Sommerfrischengebiet in den Ostalpen. Ischl ist seit dem Jahre 1822 Kurort und hat neben der reizvollen Lage zweifellos den ungemein günstigen klimatischen Verhältnissen sein rasches Aufblühen als solcher zu verdanken; nicht unwesentlich hat jedoch auch dazu beigetragen, daß diese „Residenz im Grünen“ von Anbeginn an von dem kaiserlichen Hofe bevorzugt und patronisiert wurde. Kaiser Franz Josef ist dem Kurorte bis heute treu geblieben und pflegt während der sommerlichen Jahreszeit den „séjour“ abwechselnd in Schönbrunn, Gödöllö oder Ischl zu nehmen. Der greise Monarch, der seine erstaunliche Gesundheit und Rüstigkeit einer von Jugend auf eingehaltenen Regelmäßigkeit der Lebensführung dankt, ist Frühaufsteher und macht stets noch vor dem Frühstück in den Parkanlagen der Schlösser oder auf den Promenadenwegen in und um Ischl seinen Morgenspaziergang, der gewöhnlich eine Stunde dauert. Unser Bild zeigt das Erscheinen des Monarchen auf der Promenade in Ischl.

Digitized by Google

Kaiser Franz Josef von Oesterreich auf der Promenade in Ischl

Nach einer Zeichnung von Wilhelm Gause

Digitized by Google

Auf dem Anstand

Eine Jagdplauderei

von

Fritz Skowronnek

Es gibt viele Jäger, denen die Suche, ja selbst der aufregende Pirschgang ziemlich gleichgültig sind, die aber mit Leidenschaft eine Jagdart ausüben, die als Ansitz oder Anstand bezeichnet wird. Diese Vorliebe ist nicht schwer zu erklären. Manchen Menschen ist es trotz aller Mühe und Uebung nicht gegeben, ein fliegendes oder laufendes Wild zu treffen. Das brauchen nicht gerade Anfänger in der Kunst zu sein. Es sind meistens Menschen, die aus unerklärlicher Ursache den rechten Moment beim Schießen verpassen und entweder zu früh losdrücken, ehe sie das Ziel erfaßt haben, oder zu spät, wenn das Wild schon außer Schußweite ist. Aber auch tüchtige Schützen, bei denen Treffen und Schießen einerlei ist, gehen mit großer Vorliebe auf den Anstand. Bei denen ist es wohl der unendliche Reiz, den diese Jagdart auf jeden für Naturgenuß empfänglichen Menschen ausübt. Es gibt nichts Köstlicheres, als bei hereinbrechendem Abend still in der Einsamkeit zu sitzen und das Zurrüstegehen der Natur mit zu erleben. Wie im Westen das Abendrot aufleuchtet und allmählich verblaßt, bis die ersten Sterne am Himmel erscheinen und die Nacht ihre dunklen Fittiche über die Erde breitet. Oder wenn man am taufrischen Morgen hinausgeht, noch ehe der erste rote Schimmer die lichten Wolkenstreifen im Osten rosig färbt, wie da die Natur erwacht und sich den Schlaf aus den Augen reibt, bis das hastige, geschäftige Treiben und der Lärm des Tages einsetzt.

Alle hervorragenden Naturforscher haben mit großer Vorliebe die Anstandsjagd betrieben. Und das hat seine guten Gründe. Denn namentlich am Abend sieht und hört der Jäger vieles, was dem über die Felder streifenden Schützen verborgen bleibt. Sowie die Dämmerung herabsinkt, erwachen alle Nachttiere, die den Tag in sicherem Versteck zubringen, und tummeln sich sorglos vor den Augen des aufmerksamen Beobachters umher. Dann kommt auch das Raubgesindel hervorgeschlichen. Der Fuchs wandert aus dem Walde aufs Feld, um auf der frischen Roggensaat ein Mäuslein oder ein schlafendes Rebhuhn zu überraschen; der Marder schleicht zum Gehöft des Bauern, um in den Geflügelhof oder den Taubenschlag einzudringen; der Fischotter steigt mit einem Hecht im Fange ans Land, um dort gemächlich seine Beute zu verzehren.

Wer nie auf Anstand gesessen hat, hat auch niemals die Eulen bei ihrer lautlosen, aber eifrigen Tätigkeit beobachtet. Wie ein Schatten huscht das Nachttier unhörbar über den Boden hin. Laut pfeifend flüchten die Mäuse nach ihren Löchern, aber vergeblich, denn die größte von ihnen zappelt bereits in den Krallen des Raubvogels, ehe die andern sich der Gefahr bewußt geworden sind.

Vielleicht die anregendste Art des Anstandes ist die auf Enten oder andres Wassergeflügel. Da hat man noch eine Wasserfläche vor sich, in der sich das Abendrot spiegelt, im ersterbenden Winde raschelt das Rohr und Schilf am Ufer, auf dem glatten Spiegel tanzen die Mücken, von den Fischen verfolgt, die in jähem Sprung bis über das Wasser sich emporschnellen. Dann kommt die Wasserratte aus ihrem Uferloch hervor, taucht in die kalte Flut hinab und schwimmt darin herum, aber so vorsichtig, daß nur die Spitze der Schnauze mit den Nasenlöchern aus dem Wasser emporragt. Auf den Moorbänken im Fluß erscheinen die Strandläufer, die Bekassinen trippeln geschäftig umher und stechen mit dem langen, spitzen Schnabel in den weichen Boden, um Kerfe und Insekten hervorzuholen, oder sie laufen mit halb ausgespreizten Flügeln einem vorüberfummenden Käfer nach.

Die Natur geht schlafen, aber das Getier erwacht. Auf den Seen schwimmen die Enten, die tagsüber auf sicherer Mitte untätig gesessen haben, unruhig umher, denn jetzt naht die Zeit, in der sie aufstehen und mit heftigen Flügelschlägen

Digitized by Google

davonsausen nach einem kleinen, flachen Flüßchen oder den Moorlöchern auf dem Felde, wo sie nach ihrer Art im Schlamm durch Buddeln die Nahrung finden. Aber sie kommen nicht eher, als bis der Abendstern am Himmel erscheint. Zunächst wird eine einzelne Ente als Vorposten ausgeschickt. Sie kommt hoch oben in der klaren Luft in rasendem Flug angestoben, und erst einige Minuten, nachdem sie zu ihren Genossen zurückgekehrt ist, erscheinen die ersten Schwärme. Bei ruhiger Luft vernimmt man schon von weitem das sausende und pfeifende Geräusch, das sie durch ihre schnellen Flügelschläge hervorbringen. Der geübte Schütze holt sie mit sicherem Schuß aus der Luft herunter. Wer diese Fähigkeit nicht besitzt, muß warten, bis sie nach mehrmaligem Hin- und Herschwenken vor ihm auf dem Wasser einfallen.

Im Herbst erscheinen seltene Gäste aus dem hohen Norden, prachtvoll gefärbte Enten und Taucher, von denen viele die Tücke des Menschen noch nicht kennen und harmlos vor dem Jäger einfallen. Mit mißtönendem Geschrei kommt der Reiher angeflogen, um noch ein Stündchen zu fischen, in langer Kette, keilförmig fliegend, ziehen Kraniche vorbei oder Ketten von Gänsen, deren heftiges Geschrei die Sage vom wilden Jäger hat entstehen lassen. Nicht selten kommt auch der scheue Otter zum Schuß, und manchmal habe ich beobachtet, wie er in dem klaren Wasser daherschoß und mit unglaublicher Geschicklichkeit den Hecht fing, der eben dicht vor mir die kleinen Weißfische gejagt hatte.

Einen hohen Genuß gewährt es, Meister Lampe zu beobachten, wenn er aus sicherem Tagesversteck abends zum Felde zieht. Im Walde hoppelt er ganz vertraut dahin, nur ab und zu hebt er die langen Löffel, um zu sichern. Erst am Feldrand setzt seine Vorsicht ein. Dann sitzt er minutenlang regungslos in dichtem Gebüsch, bis die Luft ihm rein erscheint. Nun erst eilt er in hastigem Lauf über das Grenzgestell oder die Straße eine ganze Strecke ins Feld hinein. Es scheint, als ob er aus Erfahrung wüßte, daß am Waldrain das Verderben lauert. Aber wie oft läuft er dem Fuchs dabei in den geöffneten Rachen! Wie viele Male habe ich den Fuchs dabei beobachtet, wie er den Feldrand bei tiefem Schnee absuchte und sich dann in einen Steg duckte, den der Hase ausgetreten hatte. Meister Lampe ist nur mit einem schwachen Gesicht begabt. Ohne es zu merken, läuft er beinahe auf den lauernden Fuchs auf, der ihn mit einem mächtigen Satz erwischt. Der Jäger, der den Hasen auf dem Anstand erlegen will, muß das Stillsitzen gelernt haben. Er darf sich nicht hastig bewegen, nur ganz allmählich darf er den Kopf nach rechts und links drehen. Ist der Hase in seiner Nähe, dann ist auch das geringste Geräusch zu vermeiden. Erst wenn der Krumme sorglos zu äsen beginnt, darf man das Gewehr in unmerklicher Bewegung an die Backe bringen. Auch dem Fuchs gegenüber ist die gleiche Vorsicht geboten, obwohl er nach den Beobachtungen vieler Jäger lange nicht so mißtrauisch und scheu sich bewegt, wie man es von seiner Schlauheit erwarten könnte.

In früherer Zeit, als die Grünröcke noch nicht so viel mit Schreibwerk überladen waren, wie jetzt, fanden sie genug Muße, um auch in mondhellen Nächten dem vierbeinigen Raubgesindel aufzulauern. Damals erschien auch nicht zu selten noch der Wolf, der ja seit einigen Jahrzehnten bei uns ausgerottet ist und nur noch als böser Gast in den Grenzgebieten des Ostens und Westens aus den Nachbarländern herüberwechselt. Um ihn zu erlegen, baute sich der Jäger aus vier Pfählen und einem Haufen Streu eine Hütte, in der er, gegen Frost gesichert, stundenlang auf der Lauer liegen konnte. Als Lockmittel diente der Kadaver eines Pferdes, an dem Fuchs und Wolf gern ihren Hunger stillen. Es gehört jedoch viel Geduld dazu, denn manchmal erscheint das Wild erst im Morgengrauen, wenn die Jagd auf lebendes Getier nicht zur Stillung seines Hungers ausgereicht hatte. Aber die Aufregung, wenn man durch die schmale Schießscharte den Wolf auf der mondbeschienenen Schneefläche herantraben sah! Manchmal fiel er sofort mit Heißhunger über den Kadaver her, manchmal saß er nach Hundeart auf den Keulen in respektvoller Entfernung, bis die Gier ihn näher herantrieb.

Der Anstand auf das Reh ist erst in den Herbstmonaten ergiebig. Im Sommer steht das scheue Wild in den Roggenfeldern und wechselt erst, wenn die Fluren kahl sind, in den Wald ein. Die meisten andern Tiere pflegen mit wunderbarer Pünktlichkeit in der Dämmerung zu erscheinen. Das Reh bindet sich nicht an eine bestimmte Zeit. Wo es sich sicher fühlt, tritt es bereits aus der Deckung, wenn die Sonne noch am Himmel steht, und im Winter pflegt es sogar den ganzen Tag über auf der Saat zu äsen. Da es auch selten denselben Wechsel einzuhalten pflegt und manchmal erst nach Tagen wieder auf die Stelle zurückkehrt, auf der man es einmal gesehen hat, so ist es sicherer, dieses Wild auf dem Pirschgang aufzusuchen. Mit den weittragenden modernen Hinterladern kann man ja auf eine Entfernung hinschießen, auf die das Wild das Herannahen des Jägers noch gar nicht vermutet.

Beinahe dasselbe gilt für den Ansitz auf den Hirsch. Es gibt aber genug Jäger, die so viel Zeit und Geduld haben, auch einige Abende oder Nächte vergeblich zu warten. Die Jagdherren freilich, in deren Revier das Hochwild steht, sind es nicht, sondern die Pächter der angrenzenden Feldmarken, die mit Ausdauer an den Grenzen zu sitzen pflegen. Da sie am Waldrand nicht stehen dürfen, so graben sie sich einige Schritte davon entfernt auf dem Felde Löcher aus, die, ringsum mit kleinen Zweigen besteckt, ihnen die beste Deckung gewähren. Zwischen den Jagdherren und den Pächtern entbrennt deshalb ein mit Zähigkeit geführter Kleinkrieg. Die Jäger schreiten mit Klappern den Waldrand ab, um die Hirsche am Austreten zu hindern, die Anstandsschützen dagegen wechseln Ort und Zeit der Jagd und gelangen meistens doch zum Ziele. Denn die Hüter des Waldes können nicht allerorten zu gleicher Zeit sein.

Will dagegen der rechtmäßige Besitzer einer reichen Wildbahn einen Hirsch auf dem Anstand schießen, dann läßt er sich von seinen Jagdhütern an der „Lecke", wo die Hirsche mit einem Gemisch aus Lehm und Viehsalz „angeködert" werden, um mich so auszudrücken, eine Kanzel anbringen. An einem

Digitized by Google

starken Baume wird in 3 bis 4 Metern Höhe ein Sitz hergerichtet, den man mit Hilfe einer Leiter ersteigt. Das Vergnügen dieser Jagd ist nicht gerade sehr groß, denn das kleine Brett am Stamm pflegt kein allzu bequemer Sitz zu sein, und der Wind dringt auch durch die wärmste Kleidung.

Nicht ganz ungefährlich ist der Ansitz auf das Wildschwein, das nicht mit Unrecht in einem gewissen Alter von den Jägern als „grobe Sau" bezeichnet wird. Trotzdem müssen in manchen bäuerlichen Gegenden die Besitzer Nacht für Nacht mit dem Gewehr in der Hand an ihren Aeckern Wache halten, weil das Schwarzwild, wo es häufiger vorkommt und in Rudeln die Felder besucht, fürchterlichen Schaden anrichtet. Die borstigen Gesellen erscheinen nachts an den Kartoffel- oder Rübenmieten, brechen mit ihren „Gewehren" die festgefrorene Erddecke auf, oder sie wühlen im Herbst, wenn die Kartoffeln noch in der Erde stecken, große Strecken auf, ehe sie ihren Hunger gestillt haben. Wer sich nicht der Gefahr aussetzen will, von einem angeschossenen Schwein angenommen und übel zugerichtet zu werden, muß schon einen tüchtigen Schuß Rehposten in den Lauf tun und aus geringer Entfernung seinen Schuß sicher anbringen. Denn das Schwein hat ein so zähes Leben, daß es selbst schwerverwundet noch weite Strecken zurücklegt und dem Schützen verloren geht.

Eine ganz originelle Art des Anstandes betreiben die Wildschützen. Im Winter, wenn der Vollmond am Himmel steht und auf der weiten Schneefläche jedes Wild in großer Entfernung zu erkennen ist, schleichen die Raubschützen hinaus und setzen sich mitten auf einer Roggensaat an. Ihre Deckung besteht in einem weißen Laken, das, an einem Ende geknotet, wie eine Kapuze über den Körper des Sitzenden gelegt wird. Nicht nur Hase, sondern auch Reh kommt ahnungslos in die Nähe des Schützen, dessen weiße Hülle es wohl nicht zu eräugen vermag. Bei einer solchen Gelegenheit — das ist kein Jägerlatein — ist es einem Wildschützen passiert, daß Meister Lampe unhörbar von hinten heranschlich und auf dem Rücken des Jägers mit seinen Vorderläufen einen Trommelwirbel zu schlagen begann. In eiskaltem Schrecken, mit gesträubten Haaren saß der Mann einen Augenblick da, bis das Grausen ihn packte und in die Flucht schlug.

Eine ähnliche Geschichte berichtete mir neulich ein befreundeter Grünrock. Er hatte einen Wildschützen trotz seiner weißen Vermummung auf dem mondhellen Felde entdeckt und sich leise angepirscht. Wahrscheinlich war der Wilderer, der sich bei seinem langen Sitzen öfter durch einen kräftigen Schluck gestärkt hatte, eingeschlafen, denn es gelang dem Förster, ihn regelrecht zu beschleichen. Ohne daß der vermummte Wilderer auch nur das geringste gemerkt hätte, stand er plötzlich hinter ihm und begann mit einer fingerdicken Eiche einen Trommelwirbel auf dem Laken zu schlagen, der dem Betroffenen die Lust an der Anstandsjagd wahrscheinlich für einige Jahre ausgetrieben hat.

Weidmannsheil!

Fritz August von Kaulbach

(Zu dem nebenstehenden Bilde „Sonnenblumen")

Fritz August von Kaulbach gehört zu jenen vornehmen Künstlerpersönlichkeiten, die stets eine angeborene Grazie mit ursprünglicher Frische und einem zarten Blütenhauch des unmittelbaren Lebens zu vereinigen verstehen. Diese harmonische Verbindung zeigt sich auch in unserm Bilde, auf dem der Künstler seine beiden Sonnenblumen tragenden Kleinen in geschwisterlicher Liebe vereint malte. Da eilt die kleinere Dunkelhaarige an der Seite der etwas größeren lichtblonden Schwester leichtfüßig dahin. Die fragenden großen Augen der beiden leuchten dem Beschauer in kindlicher Unbefangenheit entgegen. Dieses stumme und doch so beredte Schauen, dieses Lebendige und Flüchtige der Bewegung ist entsprechend der heiteren, lebensprudelnden Kindernatur in einer Weise vom Meister festgehalten, wie es nur durch ein schnelles, blitzartiges Erfassen im günstigsten Momente möglich ist. Solcher Natureindruck muß gesehen, vielmehr erlebt sein und, wie es der Franzose richtiger als der Deutsche sagt, „par cœur" festgehalten werden, wenn alle Starrheit schwinden soll, die durch bewußtes Modellstehen geboren wird. Immer muß es in der Kunst auf die Fähigkeit ankommen, innerlich ein selbständiges Kunstwerk zu erzeugen, das das Ergebnis eines eigenartig gesteigerten Seelenlebens ist. Aus diesem heraus konnte auch nur dies Werk entstehen, das zwar in der ganzen malerischen Haltung, in dem rein künstlerisch dekorativen Prinzip mit den alten Meistern Verwandtes hat, mehr aber mit einer Liebe des Vaters geschaffen wurde, dem seine beiden Kleinen eine Fülle der Freude in das früher einsame Haus gebracht. Man muß einmal selbst die lieben herzigen Geschöpfchen gesehen haben, in ihre reinen, fröhlich blitzenden Augen geschaut haben, und man wird den Künstler verstehen, dem ein solches Thema die ungetrübteste Quelle des edelsten Genusses ist. Es wird unsre Leser und speziell unsre Leserinnen gewiß interessieren, wenn wir noch etwas aus dem Leben der beiden Kleinen erzählen, die ihren Vater zu diesem reizenden Bildchen begeistert haben. Die ältere Tochter wird dereinst wohl den Spuren ihrer Mutter, der genialen Geigenkünstlerin Kaulbach-Scotta, folgen. Kaum fünfjährig, begann sie schon auf derselben Geige, auf der einst ihre Mutter die ersten Griffe geübt, kleine anheimelnde Kinderlieder zu spielen. Kaulbach hat ja nicht nur Kinder, sondern vor allem reizende Mädchen und schöne Frauen gemalt. Vielleicht wird es die schönste Aufgabe in seiner ganzen Künstlerlaufbahn, das Leben und den künstlerischen Werdegang seiner Tochter mit seinen Gemälden zu begleiten. F. W.

Digitized by Google

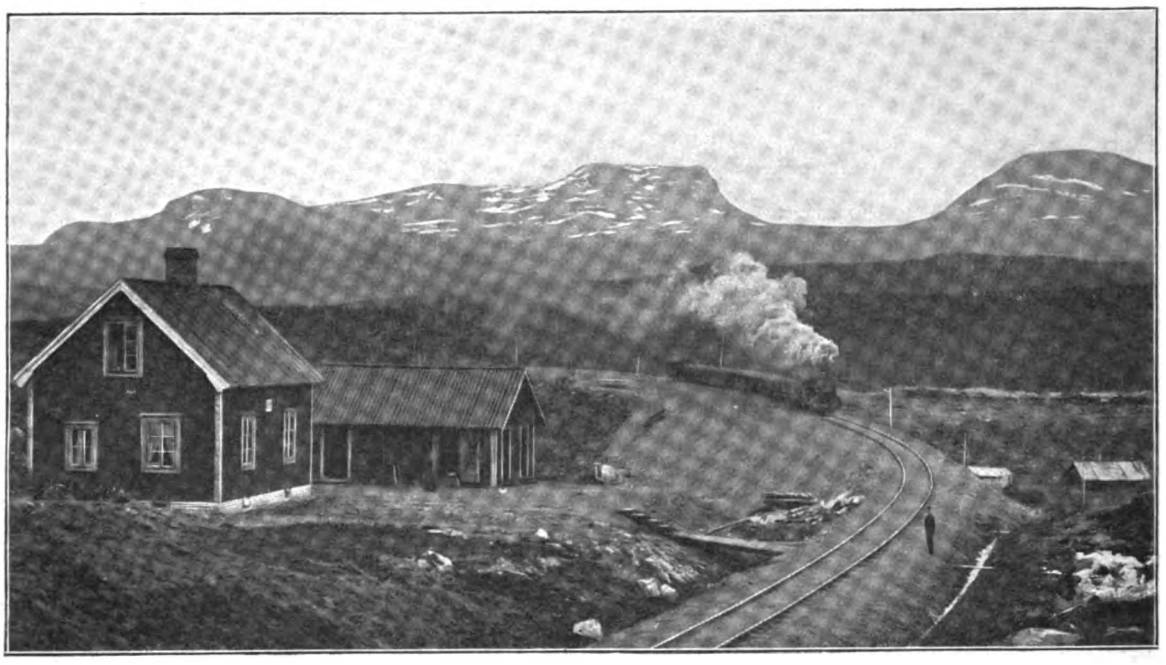
Copyright 1903 by Franz Hanfstaengl, München

Sonnenblumen

Nach dem Gemälde von F. A. von Kaulbach

Digitized by Google

Digitized by Google



Der Lappland-Expreß auf der Strecke bei Abisko

Auf neuen Touristenpfaden

Von

Ulrich Trotter

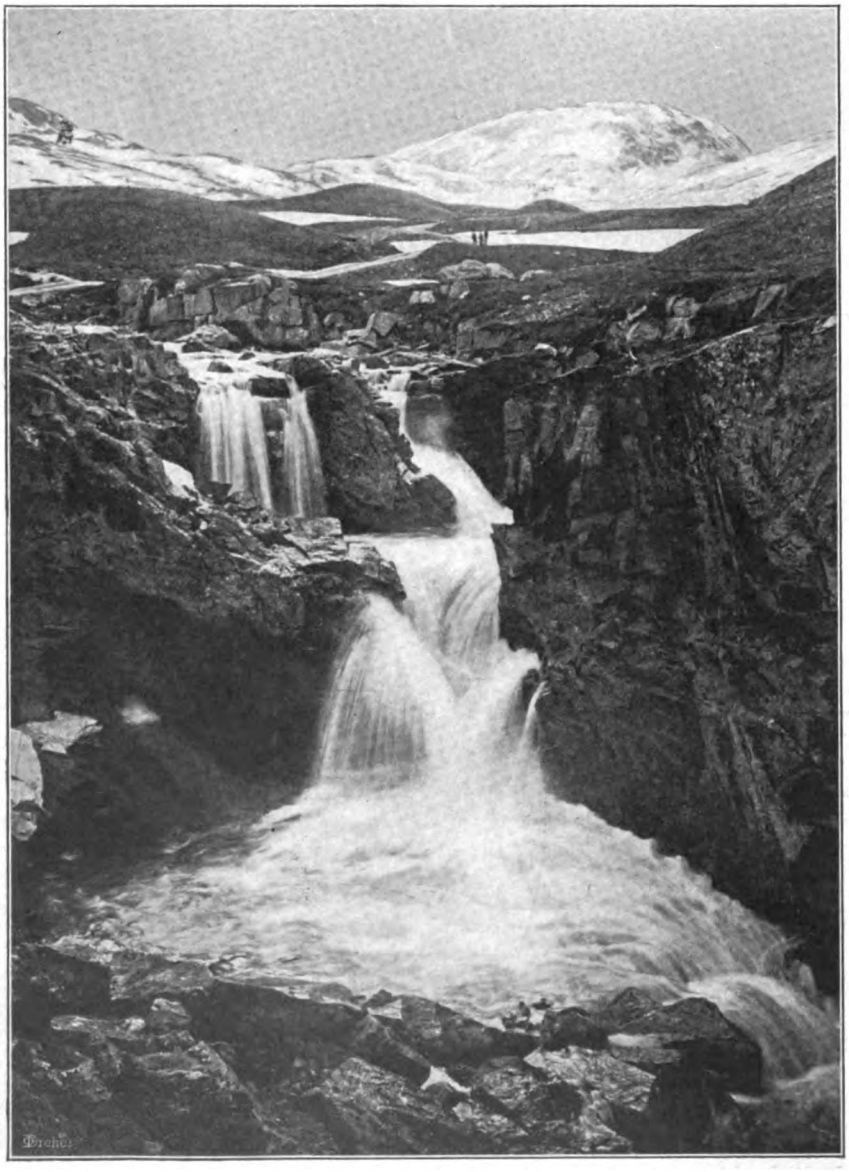
(Hierzu 8 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Am 19. Juni 1903 verließ die Bahnhofshalle in Stockholm der erste „Lappland-Expreß". Mit der Vollendung der Bahnlinie, die von der berühmten Erzstadt Gellivare im nördlichen Schweden in großem Bogen nach Nordwesten bis an die norwegische Grenze und von dort hinunter nach dem Städtchen Narvik am Ofotenfjord, nur wenig südlich von Tromsö, führt, ist nicht nur eine bewundernswerte technische Leistung vollbracht, sind nicht nur einer höchst bedeutungsvollen Industrie die Pfade zu blühender Entwicklung erschlossen, sondern ist auch für den Touristen ein Gebiet eröffnet voll großartiger Naturschönheiten und eigenartigem Reiz. Bisher war das lappländische Hochgebirge und die anmutigen Binnenseen Lappmarkens nur schwer für den Touristen zugänglich. Die große schwedische „Stambanan", die in den achtziger Jahren erbaut ist, endigte in Gellivare, und die Verbindung mit Stockholm ließ an Häufigkeit und Schnelligkeit ziemlich viel zu wünschen übrig. Die Fortsetzung der Linie, die im Jahre 1898 von der schwedischen Volksvertretung beschlossen wurde, war in jeder Beziehung eine gebieterische Notwendigkeit. Große Schwierigkeiten waren freilich zu überwinden und nicht bloß solche technischer Natur. Es gab vor allem auch manche verwickelte politische Frage zu lösen, denn die schwedische Bahn mußte naturgemäß über die Grenze nach Norwegen fortgesetzt werden, und der norwegische Staat mußte die Weiterführung auf der zwar nur

Ein alter Lappe

Digitized by Google

41 Kilometer langen, aber sehr schwierigen Strecke von der Reichsgrenze bis Narvik übernehmen. Alle diese Schwierigkeiten aber sind endlich doch gelöst worden, und seit vorigem Sommer verkehrt einmal wöchentlich der neue, aufs eleganteste mit Schlaf- und Salonwagen, Restauration und ausschließlich Erste-Klassewagen ausgestattete Expreß von Stockholm nach Narvik und umgekehrt. Die Eröffnung der Bahn war ein Fest, an dem die Vertreter der beiden stammverwandten Völker, die doch so grundverschieden sind, in gleicher Weise teilnahmen. Der König und der Kronprinz waren anwesend, und ein lautes, lustiges Treiben herrschte in den Städten und Dörfern, die vor kurzem noch in weltentlegener Abgeschiedenheit dalagen und nun mit einem Schlage an den großen Weltverkehr angeschlossen wurden. Wenn man am Freitag nachmittag am Stockholmer Zentralbahnhof einsteigt, kommt man am Sonntag nachmittag ungefähr um dieselbe Stunde in Narvik an, das etwa 10° nördlicher als Stockholm liegt. Von hier ist dann das Nordkap in bequemem Anschluß an die Touristendampfer zu erreichen. Auch für die Nordlandreisenden bietet die neue Linie große Vorteile. Wer jemals die skandinavische Westküste gen Norden heraufgefahren ist, den wird, wenn er Trondhjem, die letzte Eisenbahnstation, hinter sich gelassen hatte, ein eigentümlich banges Gefühl der Verlassenheit überkommen haben. Ohne Eisenbahn fühlen wir modernen Menschen uns gewissermaßen losgelöst von der Heimat, und zwischen Trondhjem und dem Nordkap gab es bisher keine Eisenbahn. Jetzt also kann man unter Umständen von den Lofoten nach Berlin in drei Tagen gelangen. Auch mit der Postverbindung sah es recht mäßig aus, da ist nun bereits jetzt durch die neue Lappland-bahn Wandel geschaffen, und ohne Zweifel wird die neue Bahn auch auf die Schaffung neuer Postgelegenheiten im Binnenverkehr und nach den Küstenorten wohltätig wirken, wie sie denn überhaupt nur den Anfang einer neuen Epoche für jene weiten und noch von der Kultur erst wenig betretenen Gebiete bedeutet.



Wasserfall im lappischen Hochgebirge

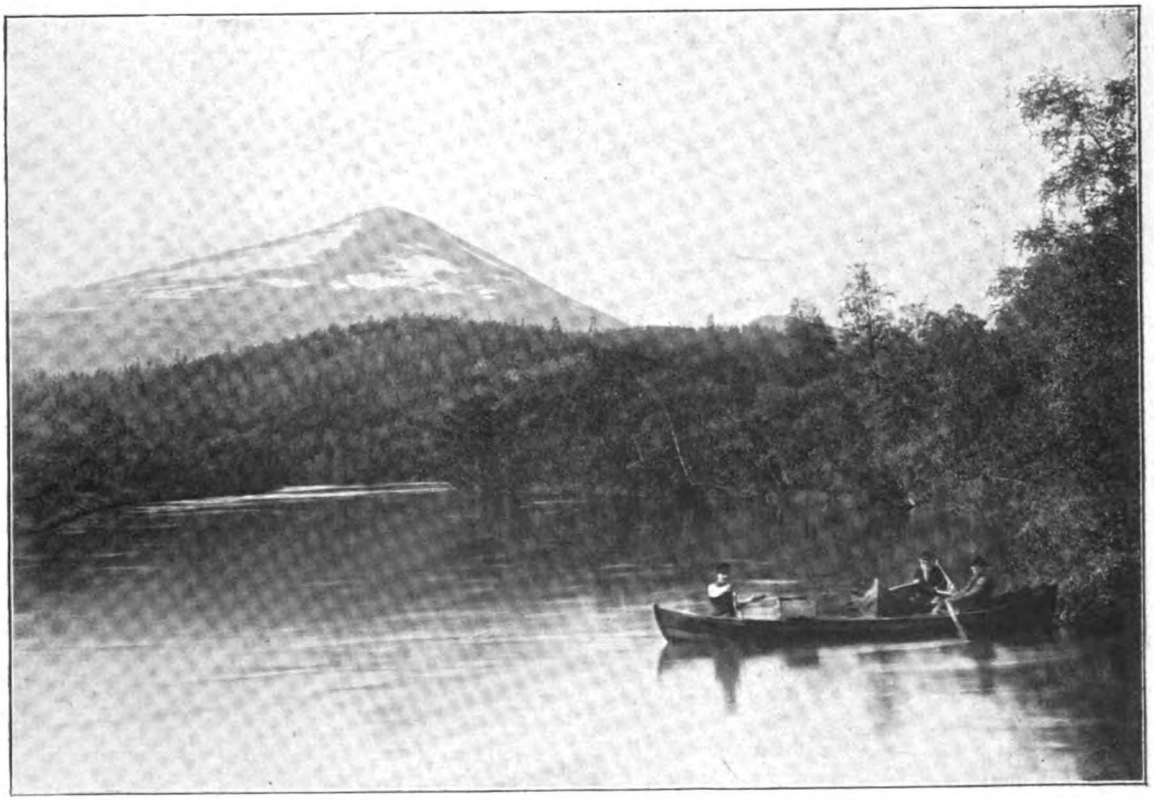
Schweden wird sicherlich durch die Eröffnung dieser Lapplandbahn endlich seine Bemühungen gekrönt sehen, neben das von den Touristen so bevorzugte norwegische Nachbarland als ein internationales Touristenziel zu treten. Die Zahl der Touristen, die zur Zeit der Mitternachtssonne nach Norwegen aufbrechen, wächst von Jahr zu Jahr. Die Vorliebe des Deutschen Kaisers für das Land der Fjorde hat nicht wenig dazu beigetragen, es als Reiseziel populär zu machen. Schweden mußte bisher dagegen zurückstehen. Mit Unrecht! Bietet es vielleicht auch nicht diese Fülle überwältigender Schönheiten, die sich dort beinahe wie die Sensationen auf der Bühne aneinander reihen, so ist doch die schwedische Landschaft mit ihrem stillen Ernst und ihrer leisen Melancholie von ganz besonderem Reiz, die Eindrücke sind viel-

Digitized by Google

leicht nicht momentan so stark, aber sie wirken nachhaltig, und die Künstler, die es ja in neuerer Zeit aufgegeben haben, mit dem Grandiosen in der Natur zu ringen, kommen hier vielleicht eher auf ihre Rechnung als dort. Zu dem Ernst der Landschaft bildet die Bevölkerung mit ihrem herzerfrischenden Frohsinn, ihren Liedern und Tänzen einen wunderbaren Gegensatz, und auch der Fremde schließt bald Freundschaft mit den hohen blonden Menschen, die so offen in die Welt sehen. Seit dem Ausstellungsjahr 1897 ist Stockholm, das bisher für die meisten europäischen Touristen außerhalb ihrer Reisepläne lag, stark in den Vordergrund gerückt. Die Zahl der Deutschen, die im Sommer die so bequem von Deutschland aus zu erreichende Mälarstadt besuchen, ist ständig im Wachsen begriffen. Aber über Stockholm und die Kanalroute nach Götaborg nebst obligatem Besuch der Fälle von Trollhättan kommen die deutschen Schwedenfahrer in der Regel nicht hinaus. Wer einmal den „Mut" gehabt hat, bis in die nordschwedische Waldregion hinaufzureisen und etwa von Sundsvall, der reichen Holzhandelsmetropole, den mächtigen Indabs-Elfv oder von dem aufblühenden Hernösand den noch gewaltigeren Angerman-Elfv aufwärts zu fahren, wird bereits angestaunt, als sei er mit kühnem Fuße in unerforschte Einöden vorgedrungen. Und nun gar erst die weite Fahrt von Sundsvall bis in die Nordecke des Bottnischen Meerbusens nach Luleå hinauf, von wo im Sommer die Erzschiffe das Erz des berühmten „Malmberg" bei Gellivare nach dem Kontinent, insbesondere nach Deutschland befördern! Und von Luleå nach Lappland hinein, in das Land mit den langen Ortsnamen, einer barbarischen Sprache, an denen sich der Ungeübte die Zunge zerbricht! Das alles ist für den europäischen Touristen „terra incognitissima".

Auch von Schweden wurde das Land bisher verhältnismäßig nicht viel bereist, denn die Fahrt in diese nördlichen Regionen nahm eben gar zu viel Zeit in Anspruch, und es waren Strecken zu durchmessen, die zum Teil recht einförmig und reizlos waren. Immerhin hatten die schwedischen Touristenvereine auch hier oben schon mancherlei getan durch Errichtung von Schutzhütten, Erschließung von Aussichtspunkten und Organisation des Verkehrs. Jetzt wird nun auch das Wirtshaus- und Hotelwesen aufblühen, denn mit absoluter Sicherheit darf man behaupten, daß das Land einer bedeutenden Zukunft entgegengeht und daß die kommenden Jahrzehnte die unermeßlichen Schätze, die der Boden beherbergt, endlich aus ihrem Urzeitschlummer erwecken werden. Von dieser neuen Zeit aber wird dann auch der Tourist die Früchte genießen.

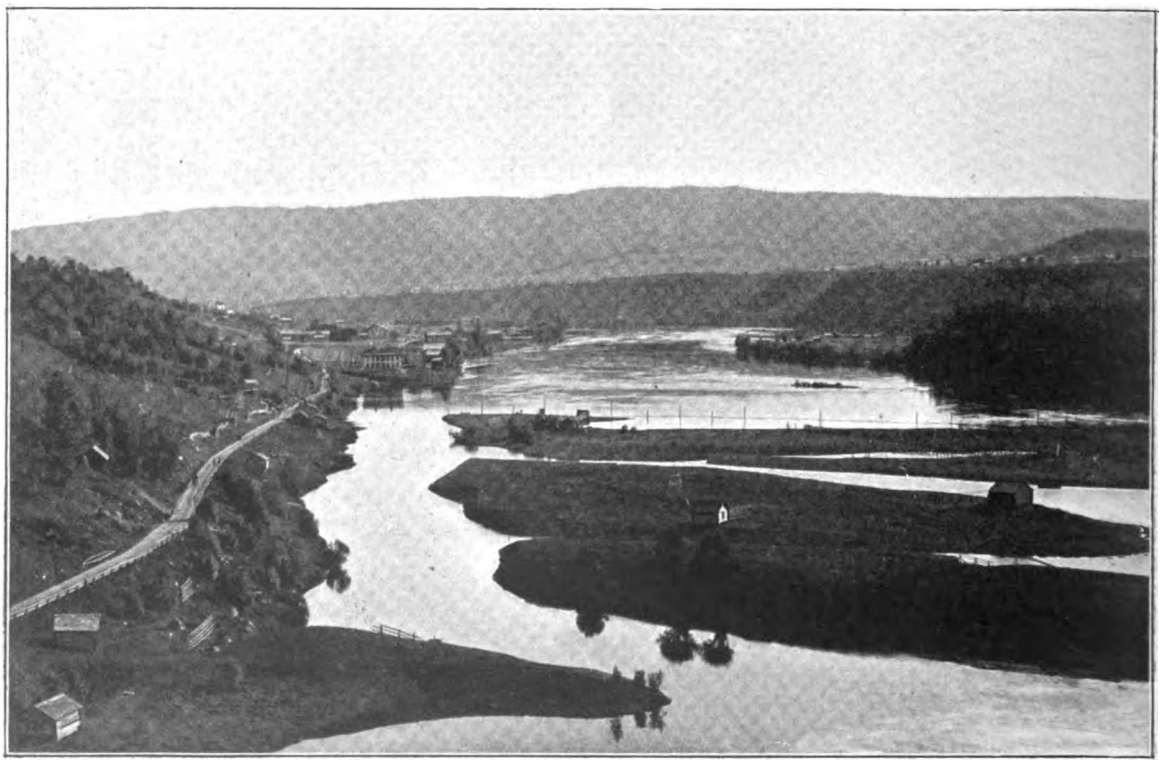
Doch braucht man nicht etwa zu fürchten, daß Lappmarken so schnell den Charakter der Ursprünglichkeit verlieren wird, der für viele einen der größten Reize des Reisens in diesem Landstrich ausmacht. Nur langsam wird die neue Zeit hier nivellieren, und die Schweden sind in ihrem eignen Lande viel zu sehr auf die Schonung alter Volksart bedacht, um das lappische Volkstum zu zerstören. So wird sich noch auf lange Zeit



Von der Strecke des Lappland-Expreß: Blick auf einen Gebirgssee

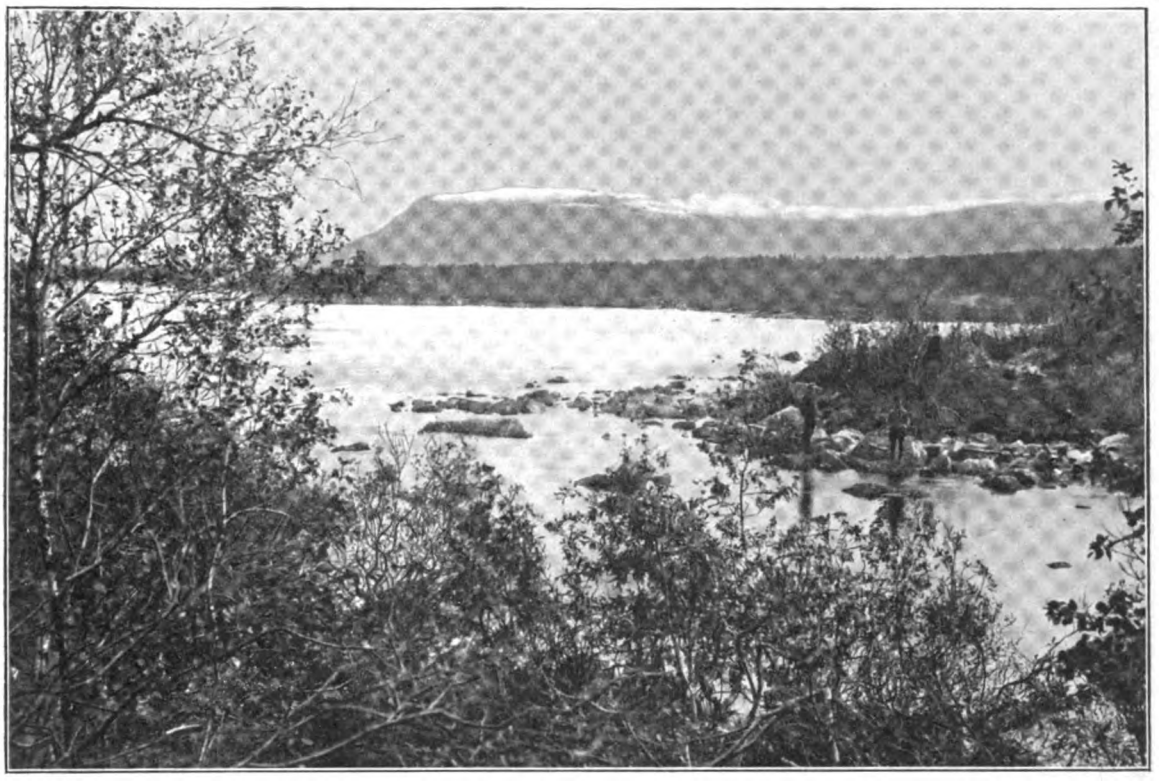
Digitized by Google

Gelegenheit bieten, diesen interessanten und in seiner reinen Ausprägung so sympathischen Volksstamm zu studieren, von dem der Norwegenreisende durch die bekannten paar degenerierten Lappenfamilien in Tromsö (die übrigens vor Jahren auch einmal in Deutschland waren) einen so unvorteilhaften Eindruck gewinnt. Möchten nur die Touristen, die dort hinaufkommen, immer den rechten Takt im Verkehr mit diesem in vielem noch auf der Stufe der Naturvölker stehenden Volksstamm bewahren und bedenken, daß man von ihm durch herzliches, ehrliches und freundliches Wesen am meisten erreicht. Man ist ja bei einer Reise durch Lappland fast ununterbrochen auf die Dienste der Lappen angewiesen, vor allem bei den Bootfahrten auf den großen Strömen. Diese Fahrten, die zum Teil schon wie der Wagenverkehr als skjuts (båtskjuts) planmäßig organisiert sind, gehören zu den größten Reizen einer lappländischen Reise. Durch wilde Stromschnellen hindurch schießt das kleine Boot, von den beiden lappischen Ruderern gelenkt, mit unfehlbarer Sicherheit, jener Sicherheit, wie sie nur eine uralte, von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Uebung verleiht. Dann wieder geht es halbe Tage lang über weite, spiegelglatte Seen, umgeben von freundlichem Birkenwald, während im Hintergrunde die ragenden Mauern des schneebedeckten Hochgebirges auftauchen, dessen Kämme wir vielleicht im Jahre vorher weit draußen auf dem Meere vom Schiffe aus erblickt haben. Und welche unermeßlichen Fernblicke, wenn wir einen dieser Bergriesen oder auch einen der niedrigeren Berge erklommen haben! Wir sind hier nördlich des Polarkreises, und im Sommer von Anfang Juni bis Ende Juli sinkt die Sonne nicht unter den Horizont. Zu welcher Stunde wir uns auch erheben, es ist heller Tag. Wie ungemein erleichtert diese Naturerscheinung das Reisen, zumal wenn man nicht an die herkömmliche Zeiteinteilung der Kulturwelt gebunden ist, sondern etwa, was verhältnismäßig nicht gar zu teuer ist, mit eignem Zelt und eignem Proviant reist, also essen und schlafen und wandern kann, wann man will. Wer sie nicht kennt, die „weißen Nächte“ des Nordens, dem können Worte keinen Begriff von ihrem Zauber geben. Der Reiz des Ungewohnten verliert sich ziemlich schnell, und die kleinen Scherze, um Mitternacht eine photographische Momentaufnahme zu machen oder ein Buch zu lesen, unterläßt man schon, wenn man ein paar Tage im Bereiche der Mitternachtssonne weilt. Aber bald fühlt man eine eigentümliche Spannkraft, eine erhöhte Aufnahmetätigkeit von Eindrücken, ein gesteigertes Phantasieleben; etwas wie ein Rauschzustand überkommt uns, und die Freude am Dasein ist fühlbar gesteigert, prickelnd wie Champagner fließt das Blut durch die Adern. Es ist noch ein Unterschied, ob man solche Sommertage an Bord eines Salondampfers verlebt, oder ob man in dieser leichten und freien Luft wandert. Und das Wandern ist im allgemeinen, da die Heerstraßen sehr gut gehalten sind, nicht beschwerlich. Anders natürlich im Hochgebirge. Dort findet der Bergkraxler und Gletschergänger noch kräftige Arbeit, und der Naturfreund wird noch nicht auf Schritt und Tritt durch Gasthäuser und Reklamen gestört; lange, lange Stunden



Landschaft bei Refele

Digitized by Google



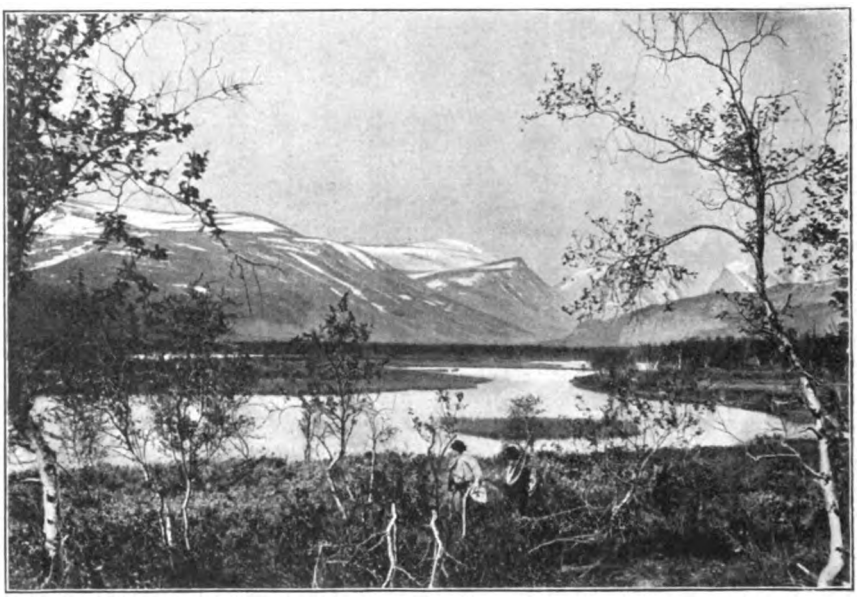
Torne Träsk, der größte Binnensee im Lappland

kann man wandern, ohne auf ein Häuschen zu stoßen und Menschen zu treffen. Das lappische Hochgebirge umschließt die höchsten Berge der skandinavischen Halbinsel, vor allem den berühmten Gebirgsstock bei Kvikkjok und weiter nördlich das gewaltige Massiv des gletscherreichen Kebnekaisse (2135 Meter), das zu erreichen durch die neue Bahnlinie verhältnismäßig bequem gemacht ist. Von Gellivare benutzt man die Eisenbahn bis zu einer Station halbwegs zu dem wunderbar schönen Torne Träsk, dem größten der lappländischen Binnenseen. Nach kurzer Wanderung beginnt eine ungemein reizvolle Fahrt über eine Kette von Seen, die sich über 53 Kilometer erstreckt und eine ununterbrochene Reihe prächtigster Landschaftsbilder gibt. Dann kann man über das Hochplateau das Gletscherparadies des Kebnekaisse zu Fuß erreichen.

Nicht minder erhaben ist der Anblick der mächtigen Wasserstürze, an denen auch dieser Teil der skandinavischen Halbinsel reich ist. Der imponierendste von allen ist der Stora Sjöfallet, d. h. der große Seefall: es ist nämlich nicht der Fall eines Flusses, sondern eines ganzen Sees, der plötzlich in zwei Absätzen 40 Meter tief in einen andern See hinabstürzt. Man gelangt zum Stora Sjöfallet von Gellivare aus auf einem abwechslungsreichen Wege über anmutige Seen, über öde Moore und an rauschenden Flüssen und Wasserstürzen entlang, und kann vom „Großen Seefall" direkt nach Kvikkjok, dem Ausgangspunkt zahlreicher Hochgebirgs- und Gletscherpartien, gelangen. Im Kvikkjokgebirge ist auch gute Gelegenheit, das Lappenleben zu studieren, denn hier halten sich die Lappen im Juli und der ersten Augusthälfte auf. Von Kvikkjok kann man auch in wenigen Tagen am Sulitelma vorbei nach Bodö am Atlantischen Ozean heruntersteigen oder südostwärts über eine lange Seekette bei Murjek wieder die Eisenbahn erreichen und bei dieser Gelegenheit eine Fahrt auf dem Lule-Elv machen. An Naturschönheiten ist auf dieser ganzen Strecke Ueberfluß und auch für Unterkunft und Verpflegung ist bereits verhältnismäßig recht gut gesorgt.

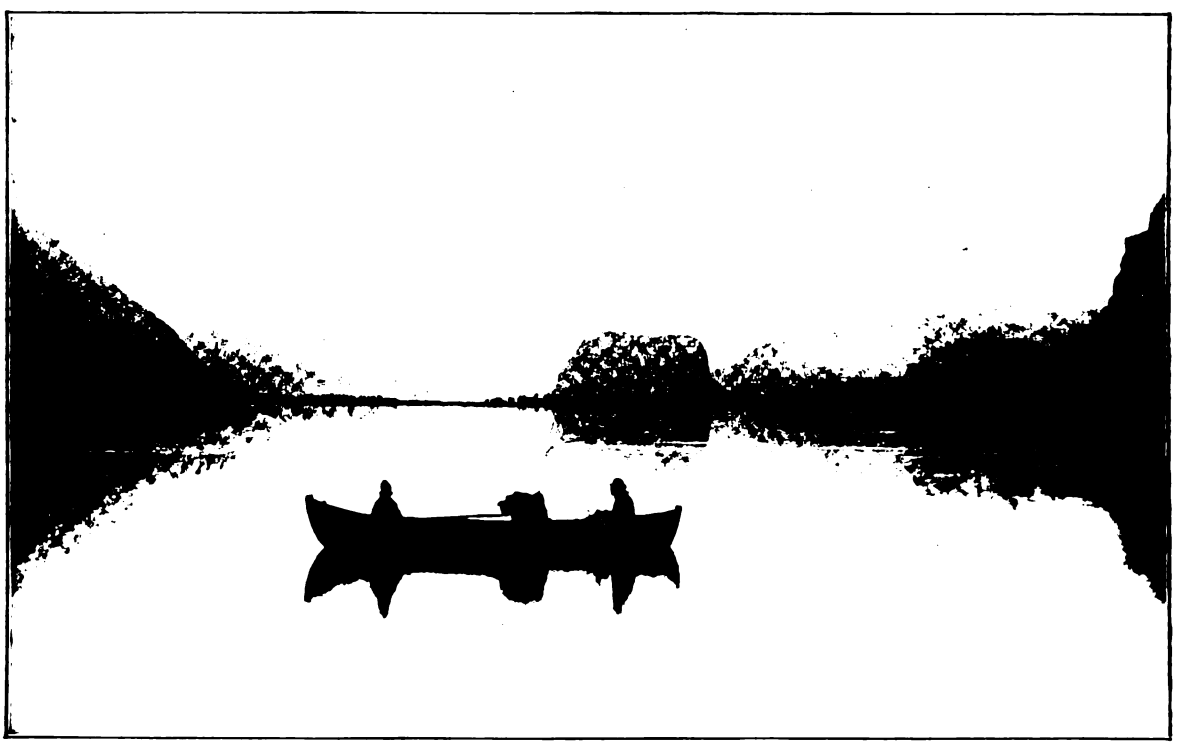
Zu den Hauptsehenswürdigkeiten, die man unmittelbar mit der neuen Bahnlinie erreicht, gehören die Erzbergwerke bei Gellivare und bei Kiruna und Luossavara, dem unerschöpflich reichen Bezirk, zu dessen Ausbeutung die Weiterführung der Bahn über Gellivare hinaus hauptsächlich unternommen worden ist. Der „Malmberg" von Gellivare wird seit 1890 in großem Umfange und planmäßig mit bedeutenden Kapitalaufwendungen abgebaut, nachdem schon seit Beginn des 19. Jahrhunderts die verschiedensten Gesellschaften, aber mit ungenügenden Mitteln sich an der schwierigen Aufgabe versucht hatten. Kiruna ist erst eine viel jüngere Gründung, aber in den paar Jahren ihres Bestehens ist hier mit der Schnelligkeit amerikanischer Städtebildungen eine ganze ausgedehnte Stadt aus dem Boden gewachsen mit modern eingerichteten Häusern und Hotels, die in dieser einsamen Gegend doppelt großartig wirken. Kiruna wird sicher noch einmal zu den meistgenannten Namen Europas zählen. Der Erzreichtum dieses Gebietes wird auf mehrere hundert Millionen Tonnen geschätzt, zu dessen plan- und sachgemäßer Förderung man mit der Anlage großartiger Grubenbetriebe beschäftigt ist.

Digitized by Google



Kebnekaiſſe

Dieſe wenigen ſkizzenhaften Bemerkungen müſſen für diesmal zur Charakteriſtik des neuen Touriſtenlandes, das der Lappland-Expreß für die europäiſche Touriſtenwelt erſchließt, genügen. Ein Beſuch Schwedens gehört eigentlich für den Nordlandfahrer als notwendige Ergänzung zu einer Reiſe an der norwegiſchen Küſte mit hinzu. Wer z. B. mit den Küſtendampfern langſam die Fahrt nordwärts bis zu den Loſoten gemacht hat, der wird zu den Eindrücken des wilden und zerriſſenen Landes mit ſeinen unzähligen Holmen und Schären einen willkommenen Gegenſatz gewinnen, wenn er bei Narvik ans Land ſteigt, mit der Ofotenbahn die Steilküſte hinaufklimmt und noch eine Reiſe durch die großen und weiten, ſtillen Flächen Lapplands macht, um ſchließlich ſich mit der Bahn immer weiter nach Süden zu bewegen und endlich im gaſtlichen, heiteren Stockholm noch eine Reihe friedlich-froher Tage zu verleben.



Auf einem Gebirgsſee unter der Mitternachtsſonne

Digitized by Google

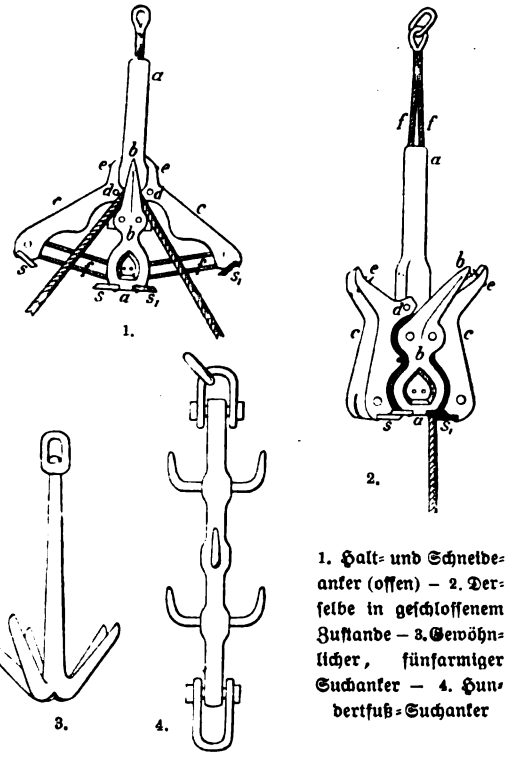
Boje zur Markierung der Lage des Kabels

An Bord eines Kabelschiffs

(Hierzu 6 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und 4 Skizzen)

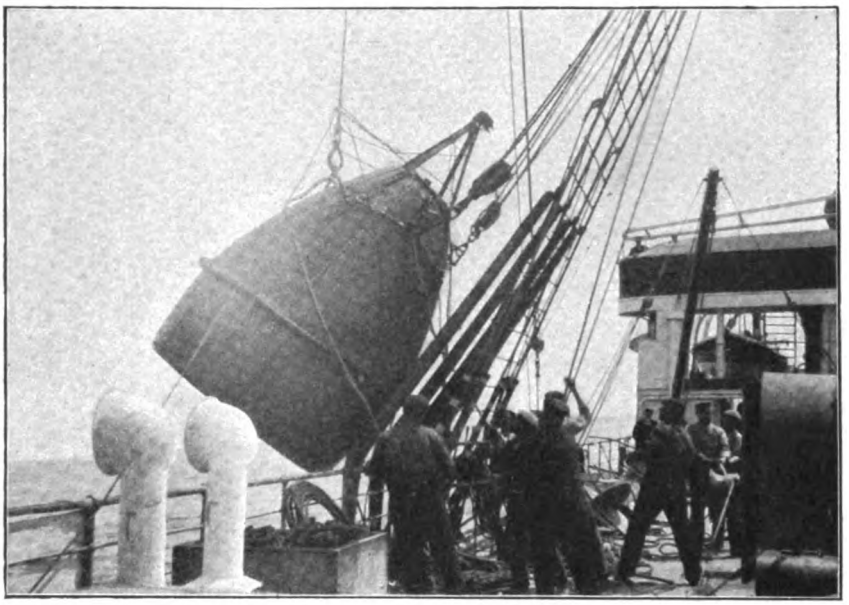
Die Legung eines neuen Kabels ist heute kaum ein Ereignis mehr, das die öffentliche Aufmerksamkeit längere Zeit zu fesseln vermag. Wir genießen in Seelenruhe die Früchte der technischen Errungenschaften, lesen in unsern Zeitungen die Schilderung der wichtigsten Ereignisse in der ganzen Welt wenige Stunden nachdem sie passiert sind, manchmal beinahe früher — natürlich wenn wir den Zeitunterschied nicht berechnen —, und können uns kaum in die Zeit zurückversetzen, da die Alte und Neue Welt in atemloser Spannung die Nachrichten erwartete von dem größten damaligen Dampfschiff, dem 1860 erbauten „Great Eastern", der auf der weiten Meereswüste nach dem ersten Unterseekabel suchte, das zerrissen war und sich in die dunkle Tiefe des Atlantischen Ozeans zurückgezogen hatte. Die Berichte über diese Expedition des „Great Eastern" muten uns heute beinahe an wie Kapitel aus einem Seeroman, und ein romantischer Schimmer liegt über den Schilderungen, wie es zum erstenmal auf dem Riesenschiff von Mund zu Mund läuft, der Anker habe das Kabel, den versunkenen Schatz, in der Tiefe gepackt, und wie dann alles mitten in der Nacht an die Bordwand drängt, als endlich langsam der Anker mit dem Kabel zwischen den Zähnen an die Oberfläche emportaucht.

Wir sind heute nüchterner und praktischer. Seit Jahren sind viele, viele Meilen des kostbaren Kupferdrahts in sorgfältiger Umhüllung von Guttapercha und andern Drähten in die See versenkt worden, und wenn wirklich irgendwo sich ein Schaden zeigt, so braucht man nicht erst besondere Schiffe für die Ausbesserung zu chartern. Eine ganze Reihe von Dampfern, mit allen nötigen Hilfsmitteln ausgerüstet, steht den großen Kabelgesellschaften zur Verfügung. Auch Deutschland, das sich eigentlich erst seit kurzem mit Eifer an der



1. Halt- und Schneideanker (offen) — 2. Derselbe in geschlossenem Zustande — 3. Gewöhnlicher, fünfarmiger Suchanker — 4. Hundertfuß-Suchanker

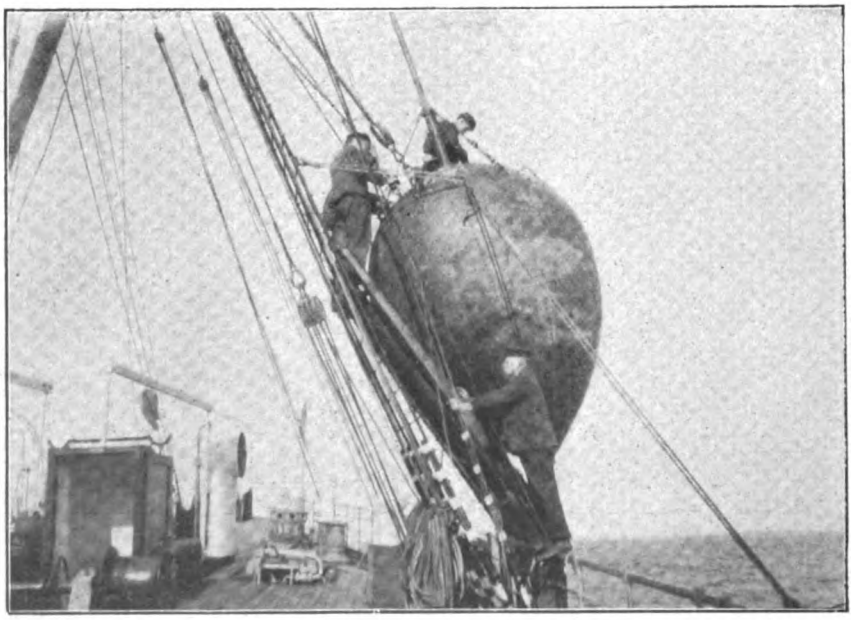
Digitized by Google



Die Boje wird ins Want gestellt

Ausbreitung des Kabelnetzes beteiligt, hat im Kabeldampfer „Podbielski“ ein solches Fahrzeug.

Wie sieht es nun auf einem Kabeldampfer aus, wie gestalten sich die Arbeiten, wenn mal ein Kabel versagt? Die erste Frage, die sich hierbei dem Laien aufdrängt, wird gewiß sein: wie ist es möglich, sich auf der ungeheuern Meeresfläche zu orientieren, und welche Handhaben hat man, um die Stelle, an der das Kabel beschädigt ist, festzustellen? Die Lage eines Kabels wird bereits bei seiner Legung in die Seekarten eingetragen. Durch elektrische Messung wird sodann festgestellt, sobald sich eine Störung des Betriebs bemerkbar macht, in welcher Entfernung von den Endpunkten der Fehler ungefähr zu suchen sei. Danach tritt der Kabeldampfer in Tätigkeit. Seine erste Aufgabe besteht darin, sein Arbeitsfeld zunächst genauer zu begrenzen. Zu diesem Zwecke führt er eine Anzahl Bojen mit sich, die dazu dienen, im Meer verankert zu werden, um die einzelnen Punkte, die mit Hilfe astronomischer Berechnungen gefunden werden, festzulegen. Die hier in Betracht kommenden Bojen sind große Hohlgefäße von Eisenblech. Ihr Umfang wird bedingt durch die Tragfähigkeit, die notwendig ist, um die Ankerkette tragen zu können, richtet sich also nach der Wassertiefe. Die Bojen sind für gewöhnlich im Laderaum des Schiffes verstaut. Sobald man sich aber dem Arbeitsfeld nähert, werden sie zum Gebrauch bereit gestellt, so daß sie auf Befehl sofort fallen können. Das obere Bild auf dieser Seite zeigt uns, wie eine Boje „ins Want“ gestellt wird, so heißt der technische Ausdruck. Von dort gleiten sie an sogenannten Gleithölzern ins Wasser hinab. Das andre Bild zeigt uns die Boje zum Fallen fertig. Die Boje trägt oben eine Flagge oder ein andres weithin sichtbares Zeichen. Nachts wird sie durch Laternen für vorüberfahrende Schiffe kenntlich gemacht. Hat man so auf der weiten Meeresfläche das Arbeitsgebiet begrenzt, kann man daran gehen, das Kabel selber anzupacken. Allerdings muß man es erst haben. Zum Suchen eines Kabels werden sogenannte Suchanker benutzt, die an langen Suchleinen quer zur Lage des Kabels über den Grund des Meeres geschleppt werden. Diese Suchleinen sind starke Hanftaue mit Stahldrahteinlage. Sobald der Anker das Kabel gepackt hat, macht sich das bemerkbar an dem vermehrten Zug, der die Suchleine anspannt. Alsdann wird die Suchleine mit den Kabelwinden eingeholt; mit ihrem Ende kommt der Suchanker und mit diesem das von seinen Armen erfaßte Kabel vor den Bug des Schiffes.

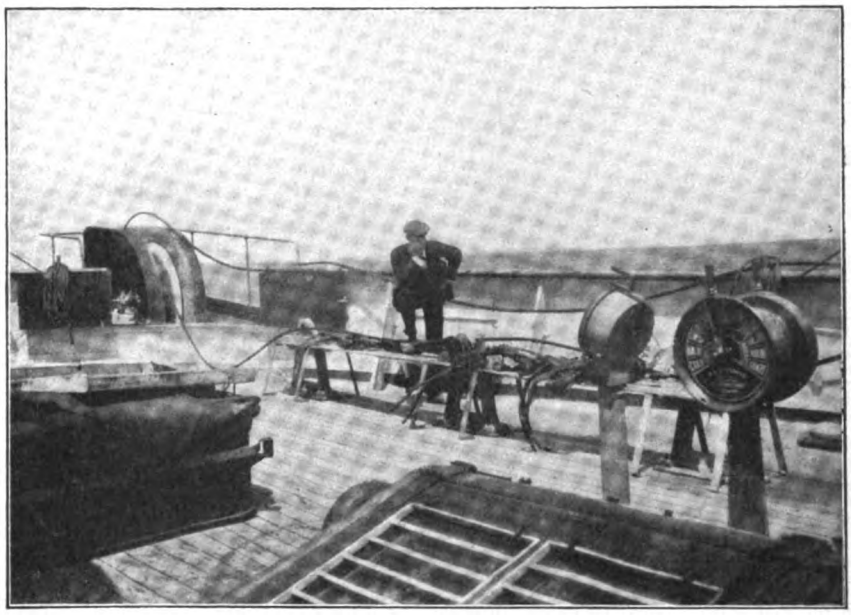


Boje, fertig zum Fallen

Digitized by Google

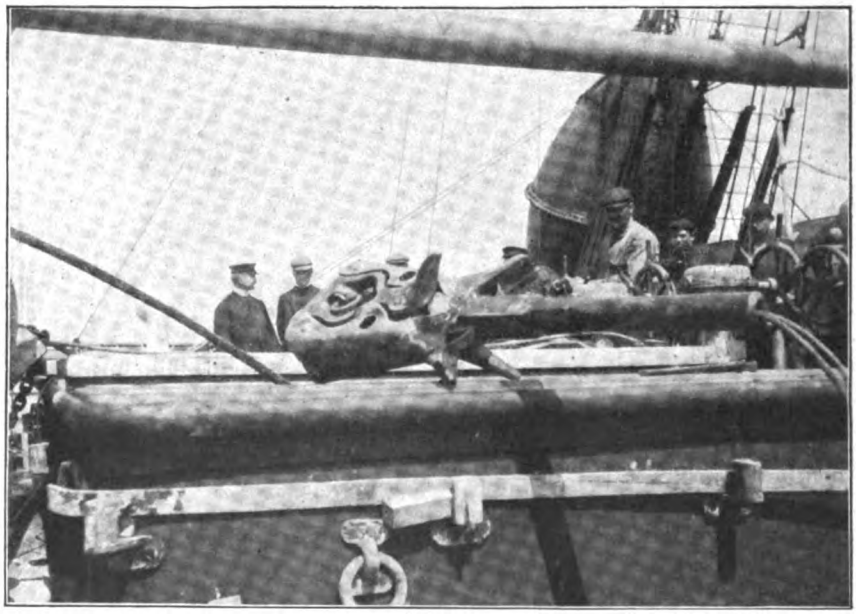
Das ist der einfache Verlauf, wenn alles glatt geht, aber wie selten wickelt sich der Vorgang so einfach ab!

Je nach Beschaffenheit des Bodens und andern Umständen haben die Suchanker gar mannigfache Formen. Der gewöhnlichste ist der auf unsrer Skizze leicht erkennbare fünfarmige Suchanker. Er wird meist in geringeren Tiefen mit weichem oder sandigem Boden gebraucht. Ein andrer ist der Hundertfuß-Suchanker; er wird verwendet meist in größeren Tiefen mit gutem Grund. Ein ungleich komplizierteres Werkzeug, das Resultat technischen Scharfsinns, ist der Schneide- und Halte-Suchanker. Er wird in großen Tiefen in Gebrauch genommen, wenn das zu hebende Kabel nicht lose genug liegt, um es zur Wasseroberfläche zu bringen, ohne daß das Kabel oder die Suchleine bricht.



Der Kabelingenieur

In solchem Falle kann man mit Hilfe dieses Ankers das Kabel zerschneiden; dabei läßt er das eine Ende los, das andre hält er fest und bringt es zur Oberfläche. Der Anker arbeitet wie nachstehend beschrieben. Der Schaft a des Ankers ist hohl. Auf dem Bilde, das diesen Anker auf Deck liegend zeigt, kann man das unschwer erkennen An ihm sind zwei feste Arme b; in der Skizze sehen wir nur den Arm auf der uns zugewendeten Seite. Einer dieser Arme schleift über den Grund und hakt das Kabel. Zwei andre Arme cc sind lose um Bolzen d am Schaft drehbar. In der Stellung der einen Skizze werden sie aufgeklappt gehalten durch Stifte e, die in den Schaft des Ankers hineingreifen. Durch den hohlen Schaft gehen nach den äußeren Enden der Arme cc dünne Drahtleinen f. Oberhalb des Schaftes sind sie vereinigt und wird an ihnen die Suchleine angebracht. Sowie das Kabel hinter einem Arm b hakt, hält es den Anker fest. Dann zieht die Suchleine an den dünnen Leinen f, diese ziehen wiederum an den äußeren Enden der Arme cc. Die Stifte e ziehen sich aus dem Schaft heraus; dann schlagen die Arme cc mit großer Heftigkeit nach dem Schaft zusammen. Das Kabel ist dann zwischen die ausgerundeten Formen der Arme und des Schaftes geklemmt, wie die andre Skizze zeigt. Die Messer ss haben das Kabel zerschnitten; in unsrer Skizze nur auf der linken Seite. Die Messer s,s, liegen auf der abgekehrten Seite; sie würden zur Geltung kommen, wenn der Anker mit der andern Seite über den Grund geholt würde und dabei der abgewendete Arm b das Kabel hakte. Endlich ist das Kabel an Bord des Dampfers gewunden. Sofort machen sich die Ingenieure und Elektrotechniker an die Arbeit um den Fehler zu finden und abzustellen.

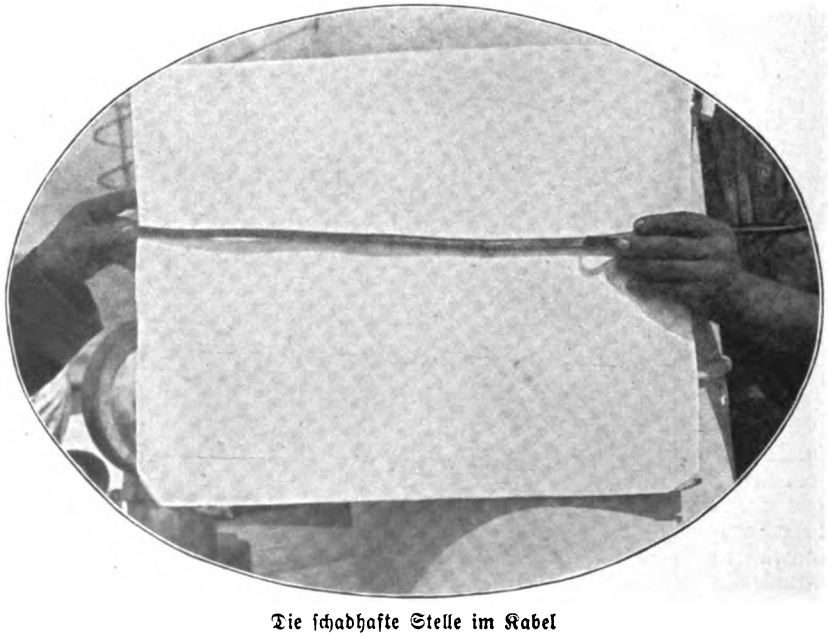


Der große Halt- und Schneideanker auf Deck des Dampfers

Digitized by Google

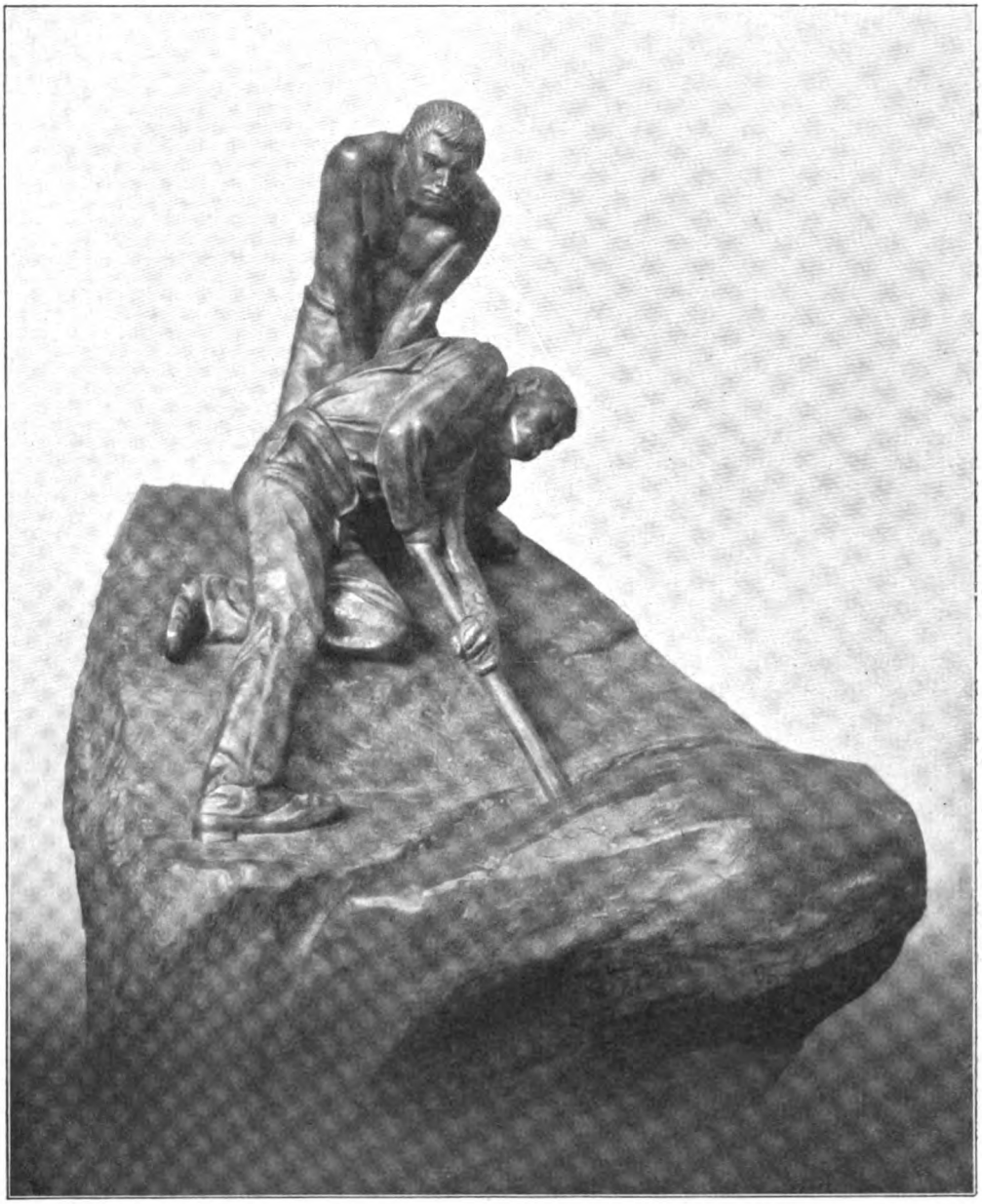
Manchmal ist es nur eine ganz winzige Beschädigung, die die Unterbrechung verschuldet und den Verkehr zwischen zwei Erdteilen gestört hat; unser Bild zeigt uns den Stein des Anstoßes, der die ganze Arbeit des Suchens veranlaßt hat, den im Kabel gefundenen Fehler.

Wir sehen, von dem weißen Hintergrund sich abhebend, den innersten Teil, die Seele des Kabels. Es ist die Kupferader, die den elektrischen Strom leitet, umgeben von einer Guttaperchahülle, die die Kupferader isolieren und eine Ableitung des Stromes verhindern soll. Im vorliegenden Fall scheint diese Hülle beschädigt worden zu sein, und damit ist natürlich auch die gute Leitung des elektrischen Stromes verloren gegangen. Die Fehler, die an einem gelegten Kabel zutage treten, kommen hauptsächlich in geringeren Tiefen vor und sind meist mechanische Beschädigungen, verursacht durch Anker von Schiffen, die darauf fallen oder beim Ankerlichten dahinter haken, durch Grundschleppnetze von Fischerfahrzeugen und dergleichen mehr. Die moderne Kabelfabrikation hat zwar jetzt eine solche Höhe erreicht, daß sie den eigentlichen Leiter der Elektrizität mit einer förmlichen Rüstung umgibt, um ihn vor allen Fährlichkeiten in der purpurnen Finsternis des Meeresgrundes nach Möglichkeit zu schützen. Als Material für den Leiter dient bekanntlich Kupfer, und zwar in elektrolytisch gereinigtem Zustand. Als Isoliermittel wird jetzt fast ausschließlich Guttapercha verwandt, der eingetrocknete Milchsaft von tropischen Bäumen aus der Familie der Sapotaceen. Da Guttapercha aber die unangenehme Eigenschaft besitzt, sehr teuer zu sein, so hat man sich vielfach nach Ersatzmitteln umgesehen, ohne indessen etwas Besseres oder auch viel Billigeres zu finden. In erster Linie kommt hier Kautschuk oder Gummi in betracht, in zweiter Pflanzenfasern in Gestalt von Jute, Hanf, Flachs, Baumwolle oder Papier. Die Vereinigung der Kabeladern, des Leiters der Elektrizität mit den Isoliermitteln nennt man die Kabelseele. Diese erhält nun wiederum mannigfache Umkleidungen, und am Schlusse wird um sie ein Mantel von Stahldraht gesponnen. Dieser Panzer, der gegen mannigfache Beschädigungen schützt, wird aber auch manchmal dem Kabel und damit dem Verkehr zweier Länder sehr zum Nachteil, denn er reizt die Begehrlichkeit speziell an Küsten, wo das Eisen oder der Stahl, besonders in der Form von Draht, ein gesuchter Artikel ist. In den chinesischen Gewässern ist es nicht selten, daß die Fischer große Stücke aus dem Kabel schneiden, da der Stahldraht, der die Seele umgibt, tatsächlich eine sehr begehrte Ware ist. Die Kabelgesellschaften zahlen freiwillig an die in Frage kommenden Mandarinen beträchtliche Summen, um sich deren Schutz zu verschaffen gegen diese Eingriffe der Eingeborenen. Die Rolle, die die Kabel in der modernen Weltpolitik und Weltwirtschaft spielen, ist von der größten Wichtigkeit. Wie sehr eine Partei, die die Kabel beherrscht, die öffentliche Meinung lenken und, wenn es nottut, auch irreführen kann, haben wir im Burenkrieg gesehen. Darum ist es dankbar zu begrüßen, daß jetzt auch Deutschland den Ausbau seines Kabelnetzes mit Eifer betreibt. Hoffentlich ist der Zeitpunkt nicht mehr allzu fern, da wir in unserm Streben, uns vom Auslande in jeder Beziehung unabhängig zu machen, auch so weit kommen, daß die Nachrichten, die uns die geheimnisvolle Kraft der Elektrizität blitzschnell von Ost und West, Nord und Süd zuführt, auf eignen Wegen zu uns gelangen.



Die schadhafte Stelle im Kabel

Digitized by Google



Phot. Hans Makart, Wien

„Die Erzbrecher", Bronzegruppe von Karl Wollek

Die mächtige Gruppe, die auf der Jahresausstellung im Wiener Künstlerhaus von Anfang an allgemeinstes Interesse erregt hat, ist ein modernes Bildwerk im besten Sinne des Wortes: ein Vorwurf, der dem ganzen Denken und Fühlen unsrer Zeit nahesteht, mit sicherer Technik bearbeitet und nicht ohne Streben nach monumentalem Stil dargestellt. Der im Jahre 1862 in Brünn geborene Bildhauer studierte an den Akademien in Wien und München. Ehe er sich in Wien dauernd niederließ, arbeitete er in Paris. Er schuf u. a. die vier überlebensgroßen Erzfiguren, darstellend Gestalten aus der deutschen Geschichte, für das „Deutsche Haus" in der mährischen Hauptstadt; eine der Figuren war seinerzeit im Wiener Künstlerhaus ausgestellt und brachte dem Künstler die goldene Staatsmedaille. Wolleks Stärke scheint aber namentlich im Porträt zu liegen. Für eine weibliche Büste erhielt er in Paris die „Mention honorable", und für das heuer ebenfalls im Wiener Künstlerhaus ausgestellt gewesene, vortrefflich gelungene Erzbild seiner Frau wurde ihm die goldene Erzherzog-Karl-Ludwig-Medaille verliehen. M. W.

Digitized by Google

Der Sonne zu

Von

Hermine Villinger

In dem großen, nach dem Hofe liegenden Speisezimmer stand ein langer Eßtisch mit neunzehn Gedecken. Frau Hauptmann Reinlein, die Kostgeberin — müde und abgearbeitet — erschien unter der Tür des halbdunkeln Raumes, warf einen Blick über den Tisch hin und rief dann in die Küche zurück:

„Meinst du nicht, man sollte die Lampe anzünden, Lisa?"

„Je dunkler, je lieber," gab ihr das am Herd stehende junge Mädchen zur Antwort, „wenn man, wie ich, mit einem purpurroten Kopf bei Tisch erscheinen muß."

Die Mutter sperrte die Gangtüre auf, und wenige Minuten später kamen die Kostgängerinnen angeflogen. Einzeln oder zu Paaren. Tripp, trapp ging's nach dem Speisezimmer. Stimmen ertönten, Stühle wurden gerückt.

Fräulein Reinlein fuhr in der Stube hinter der Küche in eine andre Bluse und machte sich mit ihren Haaren zu schaffen. Sie warf einen Blick auf ihre Mutter, die sich im Gehen ein schwarzes Spitzentuch um die Schultern geworfen hatte.

„Es sitzt dir wieder ganz krumm — du wirst immer nachlässiger, Mutter — was soll man denn von uns denken!"

Die Dame seufzte und erschien dann mit ihrem interesselosen, wehmütigen Lächeln unter der Tür des Speisezimmers.

„Wünschen die Damen, daß ich die Lampe anstecken lasse?"

Man dankte, wußte man doch, man tat der Wirtin damit einen Gefallen.

Eine kleine, geringe Magd brachte die Suppe, Fräulein Reinlein erschien, und die Mutter verschwand ebenso geräuschlos, wie sie gekommen war.

„Prachtvoller Effekt," sagte die am unteren Ende des Tisches sitzende Malerin, indem sie die Augen bald zusammenkniff, bald aufriß, „dieses Halbdunkel — wie sich die Gesichter herausschälen — fein!"

Sie selber war eine außergewöhnliche Erscheinung, Ende der Dreißig. Innere Glut drückten die dunkeln, scharf beobachtenden Augen aus, Kinn und Lippen verrieten den festen Willen. Ein großer schwarzer Hut umrahmte das eigenartige, mattweiße Gesicht. Sie trug ein dunkles Reformkleid, das ihre schlanke und doch kraftvolle Gestalt ausnehmend kleidete. Alle die jüngeren und älteren Malerinnen, die ihr zunächst saßen, besuchten diesen Kosttisch nur um der einen willen, die sie bewunderten und deren Schicksal ihnen das wünschenswerteste erschien, das sie erreichen konnten.

„Mich macht Dunkelheit schrecklich nervös," seufzte eine großgewachsene, sehr hübsche und mit auffallender Eleganz gekleidete Musiklehrerin. Sie spielte in Konzerten, und unter den in ihrer Nähe sitzenden Kolleginnen war keine, deren Stunden so gut bezahlt wurden wie die ihren.

Die Gilde der Lehrerinnen saß oben am Tisch, eine größere Anzahl, die sich wie die Lämmlein um ihre Hauptlehrerin, die Präsidentin der Tafel, scharten.

Mehr nach der Mitte, unter den jungen Kunstgewerbeschülerinnen, saß Fräulein Reinlein, die Tochter des Hauses. Sie war die Unglücklichste an diesem Tische, denn sie konnte es nicht vergessen, daß sie mit siebzehn Jahren das Leben der gefeierten Offizierstochter in einer kleinen Garnison geführt hatte. Jetzt stand sie am Herdfeuer wie eine gewöhnliche Köchin. Jahre der Entbehrung und der Verzweiflung waren auf den raschen Tod des Vaters gefolgt; die Mutter, eine jener vielen unselbständigen Frauen, stand völlig ratlos der Aufgabe gegenüber, sich und ihre vier Kinder durchs Leben zu bringen. Das kleine Vermögen war aufgebraucht, mit der Pension auszukommen, eine Unmöglichkeit. Die Tochter war eine tapfere Natur, sie wollte arbeiten, den Ihrigen helfen, aber wie? Nach langem Herumfragen, nach langem Besinnen und schweren inneren Kämpfen kam sie zu der Einsicht, daß ihr, wenn sie sich von der Mutter nicht trennen wollte, nichts andres übrigblieb, als einen Kosttisch zu errichten.

Fräulein Reinlein wäre ein hübsches Mädchen gewesen ohne ihre vom Herdfeuer stark geröteten Wangen und Hände. Mehr noch schadete ihr der mißmutige Ausdruck ihrer Gesichtszüge.

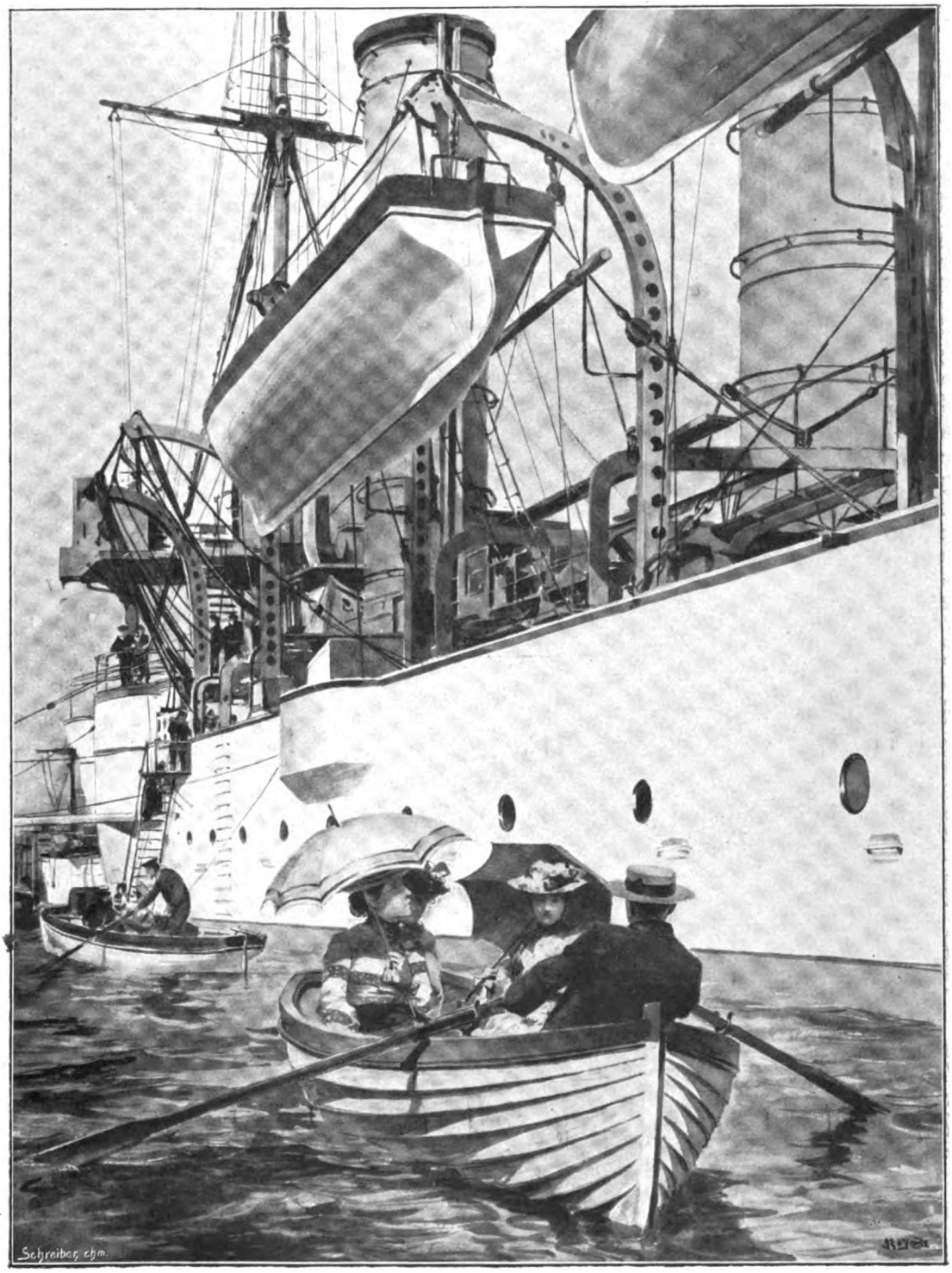
In dem Bewußtsein ihrer Stellung und daß sie auf den Bällen ganz hübsch hatte Konversation machen können, warf sie im Anfang dann und wann eine Bemerkung in die Unterhaltung der Kostgängerinnen. Aber das war ihr bald vergangen.

„Adelsmenschen wie Sie," hatte Fräulein Wolters, die Malerin, einmal der Hauptlehrerin oben am Tische zugerufen, „die wollen nie eine Wirkung hervorbringen — daher ihre Wirkung."

„Ist Fräulein Runge von Adel?" fragte die Tochter des Hauses.

Das laute Gelächter, das auf diese Aeußerung folgte, die hohnblitzenden Augen der Malerin und das tiefe Erröten der Hauptlehrerin oben am Tisch

Digitized by Google



Ein Sommertag im Kieler Hafen: Fremde besuchen ein Kriegsschiff

Nach einer Zeichnung von Karl Storch

Digitized by Google

belehrten das junge Mädchen mit einem Schlage, daß hier eine Sprache gesprochen wurde, die nicht die ihre war.

Aus Angst, sich ein zweitesmal zu blamieren — besonders vor Fräulein Wolters hatte sie eine heillose Angst —, nahm sie selten mehr an der allgemeinen Unterhaltung teil, reckte den schlanken Hals und tat, als gäbe es für sie nichts Gleichgültigeres als die Dinge, die um sie her gesprochen wurden. Im Innern aber litt sie am tiefsten Neidgefühl. Wo sollte sie die Zeit hernehmen, alle die Bücher zu lesen, von denen die Rede war, oder wie die andern eine Kunstausstellung zu besuchen, sie, die arbeiten mußte vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Die drei jüngeren Geschwister, die noch die Schule besuchten, mußten doch ihrer Stellung gemäß sauber und nett gehen. Die Mutter aber, der nur wenig an der Aufrechterhaltung des Scheines lag, mußte fortwährend an das, was sie sich schuldig war, erinnert werden. Selten ging ein Mittagessen vorüber, ohne daß Fräulein Reinlein sich über die Launen der Köchin beklagte. Oder sie sprach davon, daß sie sich die Hände erfroren habe, und bat um Ratschläge, wie der daraus entstandenen Röte abzuhelfen sei.

Sie wußte nicht, daß sie längst durchschaut war, und alle, die am Tische saßen, ihre Launen und ihr unfreundliches Wesen in dem solidarischen Gefühl hinnahmen, dieser heimlichen und strengen Arbeiterin nach Kräften beizustehen.

Fräulein Runge aber, die Hauptlehrerin oben am Tisch, war die stille Pflegerin einer freundlichen, bereitwilligen Duldsamkeit. Ihr war dieses in trostloser Irre wandelnde Geschöpf längst der Gegenstand tiefsten Mitleids, und sie, die schon so manchem halbgeknickten Pflänzlein zu einem gesunden Wachstum verholfen, wie gern hätte sie mit ihrer weichen Hand auch dieser Seele wohlgetan. Dem jungen Mädchen aber war schwer beizukommen. Ihr krankhaftes Standesgefühl, ihre ungestillten Prätensionen und ihr gedemütigter Stolz, das alles stand wie eine Wand von Eis zwischen ihr und der Gemeinschaft um sie her. So blieb der Hauptlehrerin weiter nichts übrig, als zu tun, was auch die Sonne tut, der auf die Dauer die härteste Eiswand nicht standzuhalten vermag.

Einstweilen war Fräulein Reinlein noch sehr ungehalten über diesen freundlichen Blick, der so beharrlich den ihren suchte. In ihrer entsetzlichen Angst vor Mitleid sah sie gar nicht mehr nach der Hauptlehrerin hin. Aber ihren Blick fühlte sie darum doch. Es war, als dringe ihr da etwas ganz Feines und Warmes durch die Augendeckel hindurch bis in das Innerste ihrer Seele.

„Wie hasse ich diese Person," log sie sich vor.

„Fräulein Runge," rief die Malerin unten am Tisch der Hauptlehrerin zu, die schon eine ganze Weile während des Essens mit großer Lebhaftigkeit auf die junge Kollegin an ihrer Seite hineinredete, „Fräulein Runge, ich habe Sie im Verdacht, daß Sie wieder im Begriffe sind, ein Pflänzlein der Sonne zuzuwenden! Kinder," wandte sie sich an die andern, „als ich zum erstenmal Fräulein Runge auf ihrem großen lichten Zimmer in der Kriegsstraße besuchte, fand ich sie am Fenster stehend, damit beschäftigt, eine Anzahl Blumentöpfe auf dem Gesimse unterzubringen. ‚Das ist gar nicht so leicht,' sagte sie, ‚denn sie sollen alle gleich viel Sonne haben.' Ist das nicht symbolisch für Fräulein Runge — alle gleich viel Sonne — wissen wir nicht alle aus Erfahrung, daß sie mit uns genau ebenso verfährt wie mit ihren Pflanzen?"

„Ja, ja," hieß es, „o ja, ja!"

Fräulein Runge war rot geworden. „Sie wollen mich nur wieder in Verlegenheit bringen, Fräulein Wolters."

„Ja, das ist so schön," erklärte diese, indem ihre Haltung plötzlich etwas Lauerndes, Kauerndes annahm und ihre Augen sich an dem Gesicht der Hauptlehrerin förmlich festsogen.

„Fein sehen Sie eben aus — so viel Lichtes — noch verstärkt durch den leichten Silberschimmer auf den Haaren."

„Jetzt bin ich aber ganz böse," sagte Fräulein Runge, und ihr Gesicht sah aus wie die Herzensgüte selbst.

Die Malerin lächelte: „Ich weiß doch, wer zu mir kommt — unwiderruflich zu mir kommt und seine sämtlichen Blumenstöcke im Stiche läßt, wenn ich daliege und nach Hilfe schreie."

„Eben darum sollte man heiraten," erklärte die elegante Musiklehrerin, „denn die Ehe ist das einzige Mittel gegen die Einsamkeit."

„Wenn Sie aus diesem Grunde heiraten," sagte Fräulein Wolters, „könnten Sie leicht erfahren, daß die Einsamkeit mit einem andern noch die allerunerträglichste ist."

Die Musiklehrerin wandte sich an Fräulein Runge.

„Nicht wahr, ich brauche mir das nicht von Fräulein Wolters ausreden zu lassen — sie lacht immer, wenn ich von dem Glück der Ehe spreche."

„Liebes Fräulein," gab ihr Fräulein Runge zur Antwort, „an sich ist die Ehe ja nur ein Begriff, wie jeder Beruf auch; das Glück muß der Mensch erst hineinbringen."

„Das versteht sie nicht," fiel ihr Fräulein Wolters in die Rede, „ich will es ihr deutlich machen. An diesem Tisch, mein liebes Fräulein," wandte sie sich an die Musiklehrerin, „sitzt niemand, der eine liebevollere Gattin, eine liebevollere Mutter hätte abgeben können als Fräulein Runge. Nun, und jetzt ist sie eine liebevolle Lehrerin. Wir gehen also immer mit, sind immer der Kern in der Schale. Daher kommt's, daß so manche Ehefrau nicht glücklich ist, weil sie nichts mitgebracht hat — ich meine — keine Seele —"

„Es kommt aber auch sehr auf den Mann an," erklärte die Musiklehrerin mit wichtiger Miene.

„Da haben Sie recht," stimmte ihr Fräulein Wolters mit zuckenden Mundwinkeln bei, „den Mann darf man nicht unterschätzen."

„Wenn Sie so denken, warum haben Sie dann nicht geheiratet?" erkundigte sich das junge Mädchen.

„Das will ich Ihnen sagen," gab ihr Fräulein Wolters zur Antwort, „um einen Mann zu gewinnen, braucht es vor allen Dingen, daß man sich willig und gern von ihm belehren läßt. Und sehen Sie, ich habe immer alles besser wissen wollen."

Das kleine Dienstmädchen brachte den bescheidenen Nachtisch. Es war Sonntag, da pflegte man nicht so schnell auseinanderzulaufen wie an den Arbeits-

Digitized by Google

tagen. Nur einige gingen, mit ihnen die Klavierlehrerin. Ihr Gesicht hatte etwas sehr Nachdenkliches bekommen, als sie mit kurzem Gruß zur Tür hinausschritt.

„Schöne Person," sagte die Malerin, „schade um sie, recht schade — furchtbar grausam, wenn die Bestimmung so laut in einem Menschen schreit und die Erlösung ausbleibt."

Fräulein Runge sah sehr ernsthaft darein.

„Ueber so vieles jammert man — alle möglichen Zustände sucht man zu verbessern, aber über die brachliegenden Kräfte im Menschen, da geht man darüber hinweg und läßt sie verdorren."

„Hm," meinte eine ergraute Musiklehrerin, „es gibt sich. Wer meint nicht in der Jugend, irgendwo warte das große Glück auf ihn, und später ist man froh und dankbar, wenn man nur sein Auskommen hat."

„Aber bis es so weit ist," sagte Fräulein Runge, und ihr Auge flog unwillkürlich nach der Tochter des Hauses hin, die stille dasaß mit gesenktem Haupte.

„Fein," ertönte die Stimme der Malerin in die augenblickliche Stille, „was haben Sie für ein selten schönes Ohr, Fräulein Reinlein — rühren Sie sich nicht — die Beleuchtung ist famos."

Aber Fräulein Reinlein warf unwillig den Kopf herum.

Sie war wütend über diese selbstbewußte, sicher auftretende Persönlichkeit, die mit jedem umgehen zu dürfen glaubte, wie es ihr beliebte. Sie hatte ja einen Namen, gewiß, man sprach von ihr, sie verkehrte in den ersten Familien — dabei fiel es ihr gar nicht ein, sich ihres bescheidenen Herkommens zu schämen. Wie oft, wenn sie etwas erzählte, fing sie damit an: ‚Als ich noch arm war —' Und niemals, als sei ihr das nicht der Mühe wert, sprach sie von den Angelegenheiten jener Kreise, in denen sie verkehren durfte und nach denen sich Fräulein Reinlein so sehr sehnte.

„Was tuscheln Sie denn da so Amüsantes Ihrer Nachbarin ins Ohr?" wandte sich die Hauptlehrerin an eine der jungen Kunstgewerbeschülerinnen, „etwas Lustiges sollte man immer laut erzählen."

„Ach, es ist immer so wunderschön," berichtete das junge Mädchen, „wenn mein Nachbar in der Kunstgewerbeschule sein Zehnuhrbrot herauszieht. Ich muß dann so tun, als merke ich nichts, denn er geniert sich vor mir, hineinzubeißen, was ein wahres Kunststück sein muß, so großmächtig wie das Stück Brot ist. Ich möchte es mir zu gern einmal ansehen, wie er über den Rand wegkommt, aber sowie ich den Kopf wende, fängt er an zu pfeifen und versteckt sein Brot."

„Mit so geringen Leuten müssen Sie zusammen arbeiten?" erkundigte sich die Tochter des Hauses.

Fräulein Wolters nahm der Kunstgewerbeschülerin die Antwort vom Munde weg:

„Doch nur insofern gering, nicht wahr, als sich einer schämt, sein Brot zu essen, so wie er es von Hause aus gewohnt ist? Gering ist nur — sich seines Herkommens, seiner Verhältnisse zu schämen."

Ihre Stimme klang hart, sie wollte weitersprechen, obwohl sie die Verwirrung, die sich des Fräulein Reinlein bemächtigte, recht wohl bemerkte. Allein ein Blick aus den Augen der Hauptlehrerin gebot ihr Einhalt. Es war ein Blick, der um Schonung bat.

Die beiden so ungleichen und sich vielleicht gerade deshalb so hochschätzenden Frauen oben und unten am Tische hatten oft schon über das Schicksal der unzufriedenen, mit sich zerfallenen Tochter des Hauses miteinander geredet. Die Künstlerin war der Meinung, man müsse ihr den dummen Hochmut mit Strenge austreiben. Davon wollte Fräulein Runge nichts wissen. Sie ließ nicht nach, das junge Mädchen immer und immer wieder zu ihren sonntäglichen Teenachmittagen einzuladen, um allein, ohne Zeugen auf sie einwirken zu können. Denn zuweilen, wenn sich Fräulein Reinlein während der Gespräche vergaß, glaubte die Hauptlehrerin in den großoffenen Augen des jungen Mädchens etwas wie Sehnsucht zu lesen, wie Hunger nach all diesen Dingen, von denen sie hörte und die ihr fremd und unerreichbar waren. Diesen Hunger zu stillen, dieser dürstenden Seele das Labsal zu spenden, das sie über ihr hartes Dasein erhob, das war Fräulein Runges Bestreben. Indes immer, wenn sie glaubte, einen Schritt weitergekommen zu sein, machte ihr Fräulein Wolters durch irgendeine Bemerkung den Vogel wieder scheu. Als sie sich einmal darüber beklagte, gab ihr die Malerin zur Antwort:

„Man sät nicht, ehe man das Erdreich aufgehackt hat. Ich hacke, Sie streuen den Samen."

„Fräulein Runge," rief die Künstlerin, als sie sah, daß sich die Freundin abermals mit der jungen Kollegin an ihrer Seite befaßte, „wie sind Sie noch so jung, wenn Sie glauben, einem Menschen seine Liebe ausreden zu können!"

„Ich lasse sie mir auch nicht ausreden," erklärte die junge Lehrerin, deren Augen vor Lebenslust sprühten, „ich lasse mich niemals von meiner Freundin abbringen, niemals! In ihrer Gesellschaft, in ihrem Hause finde ich die Anregung, die ich brauche. Ewig nur Hefte korrigieren und nichts sonst vom Leben haben? Das sehe ich nicht ein. Ich will auch mein bißchen Glück, und das gibt mir meine Freundin, denn sie ist gut und sehr interessant und sehr geistreich."

„Das kann ja alles sein," entgegnete Fräulein Runge, „aber sehen Sie, liebes Kind, ich habe die junge Frau neulich in einer Gesellschaft beobachtet — ich hatte keinen guten Eindruck von ihr — gewiß ist sie geistvoll — sie bildete ja den Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft — Aber so, wie sie über die Menschen sprach — wie sie sich benahm — beim Tanzen oder wenn sie durch den Saal ging — Ich hatte die Empfindung, als fehle ihrem Wesen jede Ehrfurcht — Und sehen Sie, liebes Kind, ein junges Mädchen mit einer solchen Frau befreundet zu wissen, das tut mir in der Seele weh, denn ein junges Geschöpf soll nicht anders als auf dem Wege der Ehrfurcht in die Mysterien des Lebens eingeweiht werden."

Die junge Lehrerin errötete.

„Was hilft das alles," meinte Fräulein Wolters, „der junge Mensch will seine Erfahrung selber machen. Wie heißt es doch in Jörn Uhl: ‚Wir müssen alle in Sandwege hinein, daß die Geschichte Fülle und Tiefe bekommt.' Wer dann drin stecken bleibt, um den ist's auch nicht schade."

„Darin bin ich eben altmodisch," sagte Fräulein Runge, „ich möchte lieber bewahren und hüten und von schädlichen Einflüssen fernhalten."

Digitized by Google

„Ja, das ist sehr altmodisch," erklärte die Künstlerin, „jeder Mensch, zu dem wir uns hingezogen fühlen, gibt uns ein Stück seines Selbst. Und das ist immer ein Gewinn. Dadurch werden wir. Es geht nicht allen so gut wie Ihnen, Fräulein Runge — ein ganzer Mensch zu werden, ohne erst in Sandwege geraten zu sein."

„Wer sagt denn das?" rief Fräulein Runge aus, „oder — ist das vielleicht keine Schuld, seine Lehrerinnenlaufbahn mit einer Lüge begonnen zu haben?"

Fräulein Wolters lachte: „Das glaubt Ihnen kein Mensch. — Kinder," wandte sie sich an die Anwesenden, „man kann jetzt nicht fort, es regnet in Strömen — Fräulein Runge soll erzählen — nicht wahr, sie soll erzählen?"

„Bitte, bitte!" hieß es von allen Seiten. Man rückte zusammen. Lauter lachende, ungläubige Gesichter wandten sich der Hauptlehrerin zu.

„Der Anfang einer Lehrerinnenlaufbahn," begann sie, „ist oft keine so leichte Sache. Selbst noch jung, unfertig und unsicher, tritt man in eine Klasse voll spottsüchtiger, äußerst lachlustiger Kinder, die nur auf den Moment warten, um an der neuen Lehrerin ihr Mütchen zu kühlen. Und sie merken alles, mit erbarmungsloser Grausamkeit wittern sie besonders Schüchternheit, Mangel an Sicherheit. Eine andre junge Lehrerin und ich, wir klagten uns eines Tages unser Leid auf der Treppe — wir fühlten uns sehr unglücklich — mit aller Mühe und Not, es wollte uns nicht gelingen, unsern Schülerinnen zu imponieren. Da plötzlich hörten wir oben auf dem Gange ein Flüstern. ‚Die sind ja so dumm,' hieß es, ‚genieren sich ja vor uns weit mehr, als wir vor ihnen. Und was sie miteinander reden — man braucht nur hinter ihnen dreinzugehen — die unbedeutendsten Sachen. Und wollen auf dem Katheder stehen und uns glauben machen, sie seien gescheit.' — Wir waren damals zwanzig Jahre alt, meine Kollegin und ich. Wo die Kraft hernehmen zu geistreichen Unterhaltungen bei dreißig Stunden in der Woche und Hefte korrigieren bis in die Nacht. Bei allem, was wir gelernt, bei aller Mühe, die wir uns gaben — es wollten uns keine bedeutenden Gespräche gelingen. Da plötzlich kam mir ein Einfall! Wir lernten einige Gespräche aus unsern Klassikern auswendig — aus Minna von Barnhelm, aus den Geschwistern von Goethe, sogar aus Kabale und Liebe. Wenn wir nun in den Ruhepausen im Garten auf und ab gingen, führten wir in halblautem Tone diese wundervollen Gespräche; hinter uns die kleinen Mädchen, die immer näher und näher kamen und uns fast die Fersen abtraten, so vergaßen sie sich vor neugierigem Lauschen.

Sollte man's glauben — in der kürzesten Zeit hatten wir beide den Ruf der bedeutendsten Lehrerinnen der Töchterschule. Und dabei blieb's, obgleich wir uns unsrer Tat sehr schämten und die bedeutenden Gespräche schleunigst sein ließen. Wie finden Sie das?" schloß die Hauptlehrerin ihre Erzählung.

Fräulein Wolters erhob ihr Wasserglas: „Fein! Fein! Die Sünde unsrer Präsidentin soll leben!"

„Sie lebe hoch!" schrie alles durcheinander.

Fräulein Runge schüttelte den Kopf:

„So leichten Kaufes gab ich mich damals nicht frei. Ich sagte mir, das mußt du auf irgendeine Weise gutmachen — und so fing ich an, meinen jüngeren Kolleginnen ein wenig mit Rat und Tat beizustehen."

„Und das ging weiter und weiter," fiel ihr Fräulein Wolters in die Rede. „Sehen Sie, Ihr Sündlein hat Ihnen den Weg zu Ihrem eigentlichen Beruf gewiesen. Wir werden nicht nur durch unsre Tugenden selig. Es gibt überhaupt nur eins, was schlimm ist: stille stehen."

Sie unterbrach sich plötzlich, ihr Blick war auf Fräulein Reinlein gefallen, deren Gesicht einen ganz neuen Ausdruck für sie hatte.

Da war kein Stolz, kein ängstliches Zurückhalten mehr, sondern etwas wie eine schüchterne Freude glänzte aus den hellbraunen Augen, die an dem Antlitz der Hauptlehrerin hingen.

‚Aha,' sagte sich Fräulein Wolters, ‚hier hat das Sündlein eingeschlagen — die ist froh, daß da oben kein Engel sitzt — das hat sie schon lange geniert.'

Aber sie schwieg diesmal, sie sprach ihren Gedanken nicht aus; Fräulein Runge hatte recht, in dieser jungen Seele war etwas, das mit zarten Händen angefaßt werden wollte.

Man hatte weiter gesprochen, ohne daß Fräulein Wolters darauf achtete. Plötzlich hörte sie eine der jüngeren Lehrerinnen behaupten:

„Es gibt überhaupt kein mühseligeres Dasein als unsern Beruf."

„Klavierlehrerin sein ist noch weit schlimmer," warf ein älteres, sehr abgehetztes Mädchen hin, „jedenfalls haben es die Malerinnen am besten."

„So, glauben Sie, daß das so leicht ist, sein Leben durch die Kunst zu verdienen?" fragte Fräulein Wolters.

„Alles ist besser, als von Haus zu Haus rennen," gab ihr die Klavierlehrerin zur Antwort, „den ganzen Tag treppauf, treppab. Und dann gibt es Leute, die schicken einen fort, und man muß alles still und artig hinnehmen. Wenn ich höre, Fräulein Wolters, wie Sie und die andern Malerinnen alles so frei heraussagen! Wir müssen das ganz verlernen."

„Ach, wir sind arme Teufel," sagte Fräulein Wolters, „denn wir wissen nichts von dem Segen einer sicheren Existenz."

Während ihre Kolleginnen über sie herfielen — wie sie so sprechen könne — eine Künstlerin wie sie, so auf der Höhe — von jedermann geliebt und bewundert, hatten sich Fräulein Wolters' Blicke abermals der Tochter des Hauses zugewandt. Aber nicht sie allein, auch Fräulein Runge bemerkte die Veränderung, die in dem Gesichtsausdruck des jungen Mädchens vor sich gegangen war, und die Freudinnen nickten einander zu.

Fräulein Reinlein bemerkte nichts von der Aufmerksamkeit, die ihr zuteil wurde. Ihr Inneres machte ihr in diesem Augenblick viel zu viel zu schaffen. Es rang sich da etwas los, heiß und tief — die längst in ihr schlummernde Anerkennung dieser beiden oben und unten am Tisch, die in ihrem Denken und Tun so himmelhoch über ihr standen, und von denen sie doch weder Mitleid noch Zurechtweisung hatte ertragen wollen; die Worte, die Fräulein Wolters gesprochen — daß sie nur

Digitized by Google

Copyright by Braun, Clément & Co. in Dornach i. E.

Der Kurier

Nach dem Gemälde von Alonso Perez

Digitized by Google

Digitized by Google

den gering achte, der sich seiner Verhältnisse, seines Herkommens schäme, brannten ihr auf der Seele. Und daß Fräulein Runge von dem harmlosen Geschichtchen ihrer Jugend als von einer Unredlichkeit, die sie gutzumachen hatte, sprach.

‚Wenn ich doch auch den Mut fände, ehrlich zu sein,‘ flog es ihr durch den Kopf. Und voll Sehnsucht wünschte sie, Fräulein Runge möchte sie noch einmal zu ihren Teenachmittagen auffordern.

Die Kunstgewerbeschülerinnen hatten das Speisezimmer verlassen. Sonst war Fräulein Reinlein die erste gewesen, die von ihrem Stuhle aufstand; jetzt saß sie ganz allein mitten am Tisch.

Die Malerinnen hatten sich noch immer nicht über den Ausspruch der ihnen so hochstehenden Kollegin beruhigt. Eine von ihnen richtete sich mit der Frage an Fräulein Wolters:

„Das müssen Sie doch zugeben — die Kunst ist das Höchste!“

Die Künstlerin lächelte: „Wenn man ihr so ganz leben dürfte und das tägliche Brot zum Fenster hereingeflogen käme.“

„Aber man reißt sich um Ihre Bilder,“ warfen ihr die Kolleginnen vor.

„Ja, ich bin anerkannt, es wird sogar über meine Bilder geschrieben, und mit einigen habe ich Glück gehabt — ich habe oft Glück —, da mit eins findet eine Arbeit — vielleicht gerade die beste — keinen Anklang, ich bringe sie nicht los, die Arbeit eines halben, oft eines ganzen Winters — und die Einnahme bleibt aus. Das geht so durch das ganze Leben — bald Ueberfluß, bald Mangel.“

„Bei uns ist immer Mangel,“ ließ sich eine Stimme aus dem Munde einer Lehrerin hören.

Eine zweite sagte: „Sie sind wenigstens mit Ihrer Malerei fertig, wenn der Abend kommt.“

Wieder flog ein Lächeln über das Antlitz der Künstlerin:

„Mit der Malerei, ja. Da mir aber meine Kunst zu hoch steht, um eine brave Nährmutter aus ihr zu machen, so nehme ich die Nachtstunden dazu, um Entwürfe für kunstgewerbliche Arbeiten anzufertigen. Meine Schwestern führen sie aus. Davon leben sie und meine Mutter. Zeitweilig auch ich. Ich war nicht immer so,“ setzte sie nach einer Pause hinzu, da plötzlich eine große, eigentümliche Stille entstanden war, „ich wollte im großen wirken, wollte hoch hinaus — Mißerfolge brachten mich an den Rand der Verzweiflung. In Fräulein Runges Stube erst lernte ich, wie viel Segen, wie viel Freudigkeit auch das Dienen im kleinen mit sich bringen kann. Es ging mir dort wie den Blumen auf dem Fenstergesimse, die liebe Hände der Sonne zuzuwenden suchen.“

Vielleicht saß niemand an diesem Tisch, der in diesem Augenblick nicht heimlich mit seinen Tränen kämpfte, niemand, den der Einblick in so viel Mühen, so viel heiße Kämpfe einsam Arbeitender nicht tief erschüttert hätte.

Und doch, welch ein Trost, die beiden da oben und unten am Tisch, deren Blicke jetzt still und bewegt ineinander ruhten.

Grabrelief. Bildwerk von Fritz Klimsch

Digitized by Google

Reisekrankheiten

Von

Dr. med. P. Schütte

So viel der Annehmlichkeiten und Genüsse das Reisen auf der einen Seite bietet, so mancherlei Unbequemlichkeiten und lästige Beigaben bringt es auf der andern Seite mit sich. Es gibt sogar eine ganze Reihe von gesundheitlichen Störungen und Indispositionen, die man direkt als eine Folge der durch das Reisen veranlaßten Lebensbedingungen und ungewohnten Verhältnisse, zum Teil auch der vielfachen großen und kleinen Strapazen, die das Reisen mit sich zu bringen pflegt, ansehen muß, und von denen der Reiselustige sicher verschont bleiben würde, wenn er es vorzöge, zu Hause in seinen vier Pfählen zu bleiben. Ihrer Ursächlichkeit und charakteristischen Vorbedingungen wegen könnte man diese Art von Krankheitserscheinungen ohne Bedenken unter den Namen „Reisekrankheiten" zusammenfassen. Abgesehen von den mancherlei Verdauungsstörungen, den schlaflosen Nächten und sonstigen Unregelmäßigkeiten, die in den ersten Tagen des Fernseins von Hause, bis man sich an die neue Lebensweise gewöhnt hat, meist aufzutreten pflegen, machen sich eine ganze Anzahl geradezu typischer Krankheitsbilder bemerkbar, die nur bei demjenigen möglich sind, der aus Anlaß einer Reise in die Bedingungen hineingedrängt wird, unter denen allein eine solche Krankheit sich entwickeln kann. So wird z. B. nur der von der „Seekrankheit" heimgesucht werden, der ein Schiff besteigt und eine Seereise unternimmt, und nur derjenige wird die „Bergkrankheit" bekommen, der das Bergesteigen nicht gewöhnt ist und auf Reisen es unternimmt, die höchsten Gipfel zu erklimmen. Ebenso ist es mit vielen Krankheitserscheinungen, auf die wir später zurückkommen werden.

Unter „Seekrankheit" versteht man bekanntlich jenen eigenartigen Zustand von Indisposition, der bei den meisten Menschen durch die schlingernden und schaukelnden Bewegungen eines den Meereswellen anvertrauten Fahrzeuges hervorgerufen wird. Sie beginnt meist mit Schwindel- und Ohnmachtsgefühl, Schwarzwerden vor den Augen und kaltem Schweiß auf der Stirn, dazu gesellt sich ein Gefühl von Ekel und Uebelkeit, das den Kranken zu unaufhörlichen, krampfartigen Entleerungen des Mageninhaltes veranlaßt. Der Kranke verfällt in einen derartigen Erschlaffungszustand, in einen Zustand derartiger Apathie und Lähmung der meisten motorischen Impulse, daß er mehr einem toten als einem lebenden Menschen ähnelt. Bleich wie der Tod, die Haut kalt und feucht, matten Auges, jammernd und stöhnend liegen sie da, die armen Opfer ihrer Reiselust, oder in sich zusammengesunken und teilnahmlos kauern sie in irgend einem Winkel des Schiffes und erwarten ihre letzte Stunde.

Wahrlich, ein schreiender Kontrast gegenüber der gehobenen und poesievollen Stimmung, die bei Beginn der Seefahrt unter den Reisenden herrschte. Ueber sich den klarblauen Himmel und lachenden Sonnenschein, zu ihren Füßen die sanft sich kräuselnden Wellen des Meeres, betraten sie den eleganten Bau des stolzen Dampfers, der sie hinübertragen sollte über den Ozean, dem Ziele ihrer Sehnsucht entgegen, die Brust voller Illusionen, getragen von dem Wunsche und der Voraussicht einer herrlichen und ungetrübten Ueberfahrt — und nun liegen sie da, ein Häuflein lebendiger Leichen.

Glücklicherweise sind die Erscheinungen der Seekrankheit in den meisten Fällen nur vorübergehende. Unter der nötigen Ruhe, Pflege und Diät erholen sich die Kranken nach kürzerer oder längerer Zeit wieder und überstehen dann meist den übrigen Teil der Seereise ohne weitere Störungen.

Es gibt aber auch Individuen, die während der ganzen Dauer einer Seereise von den Erscheinungen der Seekrankheit, sei es nun in höherem oder geringerem Grade, nicht befreit bleiben.

Für das Entstehen der Seekrankheit ist eine akute Blutleere im Gehirn verantwortlich zu machen, die durch Verengerung der Kopfschlagadern infolge der Schaukelbewegungen des Schiffes entsteht. Der Magen, gleichviel ob leer oder gefüllt, spielt dabei nur passiv mit, indem der Brechakt auf reflektorischem Wege vom Gehirn aus angeregt wird. Jedoch sind eine Anzahl von Momenten zu berücksichtigen, die dem Entstehen und dem intensiveren Auftreten der Seekrankheit mehr oder weniger Vorschub leisten. So rufen z. B. schnelle Bewegungen des Körpers, hastige Drehungen oder schnelles Sichbücken, schnelles Hinauf- und Hinabgehen der Schiffstreppen und andre Beschäftigungen, die auch im gewöhnlichen Leben ein leichtes Schwindelgefühl im Kopfe erregen, unter dem Einfluß der Schiffsbewegungen ähnliche Erscheinungen in erhöhtem Maße hervor. Ferner ist auch die Art und Weise und die Beschaffenheit der Nahrung nicht ohne Einfluß, denn ein Magen, der mit flüssigen Bestandteilen angefüllt ist, wird bei weitem eher zum

Digitized by Google

Erbrechen neigen, als ein solcher, der feste und kompakte Speisen enthält. Man tut daher gut, die Nahrungsaufnahme während einer Seereise mehr auf feste, aber gut bekömmliche und leicht verdauliche Fleischgerichte, Gemüse, Milch- und Mehlspeisen zu beschränken und größere Mengen von Flüssigkeiten, wie Kaffee, Milch, Bier, Wein u. s. w. möglichst zu vermeiden. Dagegen wird ein hin und wieder genommenes Gläschen guten alten Portweins oder Sherrys oder ein Schluck echten Kognaks stets dazu beitragen, die körperliche Energie und den Kräftezustand des Magens aufrecht zu erhalten.

Im übrigen hat man bei der Behandlung der Seekrankheit sein Augenmerk hauptsächlich auf eine Vermehrung oder Erleichterung der Blutzufuhr zum Gehirn zu richten. Den Kranken in eine horizontale Lage zu bringen, ist hierbei das Naheliegendste. Dabei soll er so gebettet werden, daß er unter den Bewegungen des Schiffes möglichst wenig zu leiden hat. Von inneren Mitteln ist das die Gehirngefäße erweiternde und beruhigende Chloralhydrat, das natürlich nur nach ärztlicher Vorschrift genommen werden darf, zu empfehlen. Prophylaktisch wird auch durch eine gute und kräftige allgemeine Ernährung eine gute Ernährung des Gehirns vorbereitet.

Mancher, der die Seekrankheit einmal durchgekostet hat, nimmt sich vor, niemals wieder ein Schiff zu besteigen, um nicht noch einmal die höchst widerwärtigen Symptome kennen zu lernen, und lenkt seine Schritte in die Berge. „Auf den Bergen, da wohnt die Freiheit, die Freude, das Glück", da gibt es keine Meereswellen und keine Schiffe, die auf den Wogen tanzen, daß einem Hören und Sehen vergeht. „Also hinauf, zu den luftigen Höhen!"

Aber auch diese haben, trotz ihrer Reize, ihre bedenklichen Schattenseiten. Nicht jeder kann das Gebirgsklima und die Höhenluft ertragen, besonders derjenige nicht, der in der Ebene wohnt und dort an eine ganz andre, viel dickere und schwerere Atmosphäre gewöhnt ist, ferner solche Individuen nicht, die von Natur schwächlich veranlagt sind, wie Blutarme, Bleichsüchtige, Brustschwache, Herzleidende und ähnlich Konstituierte. Wenn man die Beschaffenheit der Atmosphäre in der Tiefebene mit der Zusammensetzung der Luft in den höheren Bergregionen vergleicht, so muß es einleuchten, daß ein derartiger schroffer Uebergang seine Wirkungen selbst auf den gesunden Organismus nicht verfehlen kann. Die Höhenluft hat erstens einmal eine niedere Temperatur und einen niederen Luftdruck, die sich immer mehr herabmindern, je höher die Bergregion gelegen ist, zweitens hat sie einen größeren Feuchtigkeitsgehalt und endlich ist sie viel dünner, reiner und gesättigter an Sauerstoff.

Unter dem Einfluß aller dieser Faktoren entwickeln sich selbst bei sonst ganz gesunden Menschen eine Reihe von Krankheitssymptomen, die man in den Begriff „Bergkrankheit" zusammenfaßt. Sie äußert sich durch Kopfweh, Atembeschwerden, Appetitlosigkeit, psychische Depression, Schwerbeweglichkeit, Blutungen aus dem Zahnfleisch und in die Bindehaut des Auges, schließlich sogar besinnungsloses Niederstürzen.

Die meisten dieser pathologischen Erscheinungen finden ihre Erklärung in der bedeutenden Verminderung des Luftdruckes. Die leichte Ermüdbarkeit und die Schwerbeweglichkeit kann auf eine Erschlaffung und Lockerung des Hüftgelenkes bezogen werden, welches letztere seine Festigkeit ja ausschließlich dem durch den atmosphärischen Druck bedingten Verharren des Gelenkkopfes in der Pfanne verdankt. Die Blutungen und das plötzliche Niederstürzen sind ähnliche Erscheinungen, wie man sie unter dem Rezipienten der Luftpumpe bei Tieren beobachten kann, und als eine Folge der übermäßigen Verdünnung der Luft anzusehen, indem der Blutdruck im Innern der Blutgefäße stärker ist als der äußere Luftdruck und somit die Blutflüssigkeit gewissermaßen durch die Gefäßwandungen nach außen hin hindurchpreßt. Das plötzliche Niederstürzen soll durch Herzstillstand infolge Gasentwicklung aus dem Blute erfolgen. Auch die Wirkungslosigkeit spirituoser Getränke in bedeutenden Höhen erklärt sich durch die infolge der Luftverdünnung beschleunigte Verdunstung des Alkohols von den Lungen aus, infolge deren es zu keinem erheblichen Alkoholgehalt im Blute kommen kann. Jedoch sprechen bei der Wirkung der Höhenluft auch noch andre Faktoren mit, namentlich die niedere Lufttemperatur, der veränderte Feuchtigkeitsgehalt und die Bewegungen der Luft, abgesehen von gewissen psychischen Momenten und den Kraftanstrengungen der Muskulatur, die beim Bergsteigen erforderlich sind.

Bemerkenswert ist es übrigens, daß durch Gewöhnung die üblen Einflüsse des Höhenklimas kompensiert werden und die Symptome der Bergkrankheit nicht wiederkehren, während die Seekrankheit bei beanlagten Individuen immer wieder von neuem auftritt, sobald diese ein Schiff besteigen, und häufig ihr Opfer während der ganzen Dauer einer Seefahrt nicht verläßt.

Eine weitere pathologische Erscheinung, die bei Anhängern des Bergsports sich häufig geltend zu machen pflegt, ist die sogenannte „Schneeblindheit". Es handelt sich bei diesem Leiden um eine zwar vorübergehende, aber vollständige Lähmung, resp. Ermüdung der nervösen Elemente der Netzhaut des Auges, die unter der Einwirkung des konstanten, grellen, von den Schneefeldern der alpinen Höhen reflektierten Sonnenlichtes vor sich geht. Auf diesen unermeßlich weiten Schneeflächen hat das umherschweifende Auge nichts, wo es ausruhen könnte; wo es hinblickt, Schnee, ewig weißer, glitzernder Schnee. Auf eine derartige, unaufhörlich auf ihn eindringende Lichtfülle ist der Sehnerv nicht imstande, lange zu reagieren, er muß erlahmen und tritt für kürzere oder längere Zeit vollständig außer Funktion. Dadurch entsteht vollständige Blindheit, die sowohl wegen ihrer pathologischen Bedeutung als auch wegen der damit verknüpften Gefahr des Abstürzens unter Umständen die unheilbringendsten Folgen nach sich ziehen kann. Unter einer geeigneten Behandlung, Aufenthalt im völlig dunkeln Zimmer, aus dem die Kranken nur ganz allmählich wieder in hellere Beleuchtung treten dürfen, sowie Darreichung von nervenstärkenden inneren Mitteln oder Anwendung des konstanten Stromes kann allerdings im Verlauf von einigen Wochen eine Heilung wieder erzielt werden, jedoch kommt es auch vor, daß Fälle mit einer bedeutenden Schwächung des

Digitized by Google

Sehvermögens enden. Schützen kann man sich bekanntlich gegen dieses Uebel durch das Tragen einer blauen Schutzbrille während des Aufenthaltes in den höheren Bergregionen.

Auch der Besuch von Höhlen oder Felsgrotten und der längere Aufenthalt in solchen Oertlichkeiten, die auf Reisen als bemerkenswerte Sehenswürdigkeit gern aufgesucht werden, ruft bei gewissen Individuen ein Bild eigenartiger Krankheitssymptome hervor, das man als „Höhlenkrankheit" bezeichnet hat. Sie äußert sich durch ein Gefühl von Angst und Beklemmung auf der Brust. Die Atemzüge werden hastiger und flacher, der Puls kleiner und schwächer, und der Kranke hat das Empfinden, als ob ihm das Herz stillstehen wollte. Nicht selten tritt auch vorübergehender Herzstillstand und Bewußtlosigkeit ein.

Als Ursachen für diese Krankheitserscheinungen macht man einesteils den Mangel an Sauerstoff und das Vorhandensein gewisser Mengen von Kohlensäure und andrer schädlicher Gase in dieser unterirdischen Atmosphäre verantwortlich, auf der andern Seite sind auch nervöse Einflüsse mit im Spiel, da mancher schon von vornherein mit einem Gefühl der Angst und Unsicherheit sich in solche ungewohnten Oertlichkeiten hineinbegibt. Die Symptome verschwinden nach dem Verlassen der sie erzeugenden Atmosphäre meist ganz von selbst, und die herrliche, reine Sommerluft, die draußen dem Kranken entgegenweht, trägt ihr Möglichstes noch dazu bei, um ihn die überstandenen Leiden bald vergessen zu lassen. Aber auch der Aufenthalt in Wald und Flur, das Umherschweifen durch die blühenden Felder und Wiesen ist trügerisch. Wie berauschend wirkt es, den Duft der zahlreichen blühenden Gräser und Getreidearten und die betäubenden Gerüche des Blumenflors in Feld, Wald und Wiese in sich aufzunehmen. Mit diesen Düften, die unser Geruchsorgan so angenehm berühren, nehmen wir jedoch auch eine Menge von den in der Luft befindlichen Pollen und Blütenstäubchen der um uns in Blüte stehenden Pflanzenwelt in unsre Nasenhöhlen mit auf. Diese setzen sich auf den Schleimhäuten der Nase fest und rufen dort infolge ihrer mechanischen Reize einen katarrhalisch-entzündlichen Prozeß hervor. Die dadurch entstehenden Krankheitssymptome nennt man das „Heufieber". Nicht alle Menschen sind dafür empfänglich, sondern nur solche Individuen, bei denen eine gewisse neurasthenische Disposition vorhanden ist. Die Krankheit beginnt gewöhnlich mit einem heftigen akuten Schnupfen, der besonders unter starkem Nießreiz und Schwellung der Augenlider auftritt. Dabei besteht heftiger Kopfschmerz in der Stirn- und Hinterhauptgegend. Auch sind asthmatische Erscheinungen nicht selten, die meist anfallsweise während der Tagesstunden auftreten. Bei der Behandlung ist das wichtigste: Entfernung des Kranken aus dem Bereiche der Gelegenheitsursachen, Seeluft, Seebäder und andre nervenstärkende Mittel. Einen gewissen Schutz bietet das Tragen von Wattetampons in den Nasenhöhlen.

Literatur

Auch für die Reisezeit bewähren die Bücher sich als das, was sie in unsrer Häuslichkeit sind: als unsre treuesten Freunde. Ein gut geschriebenes, anregendes, nach Inhalt und Umfang nicht zu schweres Buch ist immer ein angenehmer Reisebegleiter, der uns über langweilige Bahnfahrten und über schlechtes Wetter so gut hinweghilft, wie er uns Stunden des Rastens und Träumens im Waldesschatten zu verschönern versteht. Als solche Reisebegleiter haben sich vortrefflich bewährt die schmucken, handlichen Bändchen der Deva-Roman-Sammlung (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), die jetzt ein halbes Hundert Nummern aufweist. Die letzterschienenen (46—50) empfehlen sich schon durch die Namen ihrer Verfasser aufs beste. Balduin Groller, der prächtige Wiener Erzähler, hat unter dem Titel „Aus der weltlichen Komödie" eine Reihe fein pointierter, teils gemütvoller, teils satirisch gefärbter Novellen vereinigt; Georg Wasner behandelt in seiner Novelle „Frau von Röhloff" das Motiv der „zweiten Frau" in Form eines Reise-Erlebnisses mit ebensoviel Zartheit wie psychologischer Vertiefung; Gabriele Reuter, die berühmte Verfasserin epochemachender Frauenromane, gibt in dem zweibändigen Roman „Margaretes Mission" ein reich bewegtes, farbenprächtiges Bild aus dem fremdartigen Milieu des modernen Aegypten; Hans Hoffmann, als einer unsrer liebenswürdigsten Erzähler seit langem bekannt, beschließt das halbe Hundert der Devabändchen mit dem Roman „Iwan der Schreckliche und sein Hund", ein Werk, das in besonders charakteristischer Weise den kräftigen Humor und das herzlich warme Empfinden des Verfassers vereinigt zeigt.

— Der bekannte Kartograph Professor Langhans in Gotha hat es unternommen, in einer neuen wissenschaftlichen Zeitschrift „Deutsche Erde" (Verlag von Justus Perthes in Gotha) für die Kenntnis des deutschen Volkstums und seiner Kultur eine Zusammenfassung des Materials zu ermöglichen, das bisher in den zahlreichen geographischen und geschichtlichen Zeitschriften sich zersplitterte und so gutenteils nur engsten Kreisen zugänglich war. Wir finden den Plan durchaus berechtigt, die Anerkennung, die der klassischen Philologie als der Wissenschaft vom Griechentum und Römertum längst zugestanden ist, darf auch der Wissenschaft vom Deutschtum nicht vorenthalten werden. Der Herausgeber hat für seine Zeitschrift, die jährlich 6 Hefte mit zahlreichen Karten für den Preis von 6 Mark bieten wird, an 200 hervorragende Mitarbeiter geworben, was für gediegene Ausführung des Programms bürgt.

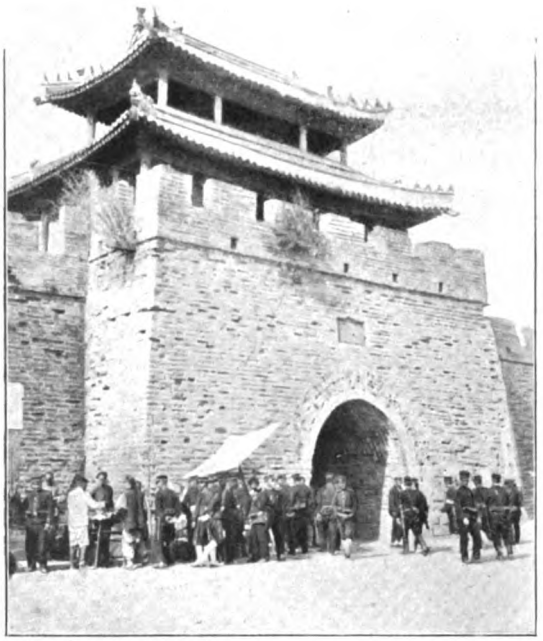
— Von dem prächtigen Werke: Die Tiere der Erde. Eine volkstümliche Uebersicht über die Naturgeschichte der Tiere von Professor W. Marshall liegt jetzt der zweite Band vollendet vor. Der mit 285 Textabbildungen und 8 farbigen Tafeln geschmückte Band bringt die im ersten Band begonnene Beschreibung der Säugetiere zu Ende (Paarzeher, Waltiere, Zahnlücker, denen sich Beutel- und Kloakentiere anschließen) und läßt darauf die sieben ersten Ordnungen der Vögel folgen. Was ein besonderer Vorzug der Abbildungen ist: daß sie die Tiere in direkt nach dem Leben aufgenommenen Abbildungen zeigen, das darf in übertragener Weise auch vom Texte gelten. Der rühmlich bekannte Leipziger Naturforscher versteht es vortrefflich, seine eigne intime Kenntnis der Tierwelt in lebensvoller, fesselnder Darstellung für die weitesten Kreise zugänglich zu machen und die eignen Ausführungen durch Mitteilungen von Reisenden, Jägern u. s. w. zu ergänzen und noch lebendiger zu gestalten. Von dem dritten Band der „Tiere der Erde", die der Verlag, die Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Leipzig, bekanntlich zur Erleichterung des Bezugs in Lieferungen erscheinen läßt, sind gleichfalls die ersten sechs Lieferungen (laufende Nummer 33 bis 38) schon herausgekommen; sie führen die Schilderung der Vogelwelt zu Ende, in Lieferung 38 beginnt die dritte Klasse des Tierreichs, die Reptilien. — Das ganze Werk wird in 50 Lieferungen (à 60 Pfg.) rechtzeitig vor Weihnachten vollständig vorliegen.

Digitized by Google

Promenade am Kai von Luzern

Nach einer Zeichnung von St. Rejchan

Digitized by Google



Phot. Colliers Weekly

Das große Tor von Föngwantschöng, dem früheren Hauptquartier des Generals Kuroki

Vom ostasiatischen Kriegsschauplatz

Ein halbes Jahr ist bereits seit dem Beginn des japanisch-russischen Krieges verflossen, und es dürfte wohl angebracht sein, in Kürze an die Hauptereignisse, die von der Kriegschronik in diesem Zeitraum zu verzeichnen waren, zu erinnern. Am 6. Februar geschah der Abbruch der diplomatischen Beziehungen; dann folgten: am 8. der japanische Torpedoangriff auf die Port Arthur-Flotte; 19. erstes Renkontre zu Lande in Nordkorea; 13. April: Seeschlacht bei Port Arthur, der „Petropawlosk" geht unter; am 1. Mai war dann die große Schlacht am Yalu (bei Kiulientscheng), mit der die japanischen Erfolge zu Lande begannen, indem ihre erste Armee unter General Kuroki den Uebergang über diesen Fluß erzwang und die Russen zurückwarf. Am 7. Mai besetzten die Japaner Föngwantschöng, wohin am 12. auch Kurokis Hauptquartier von dem Hafen Antung an der Yalumündung verlegt wurde, um dann bis zum letzten Drittel des Juni dort zu verbleiben. Föngwantschöng ist eine volkreiche Stadt und nach chinesischer Gepflogenheit rings von einer Mauer umgeben, deren Haupttor einen recht stattlichen Eindruck macht. Das Hauptquartier der japanischen Armee war während seines Aufenthaltes in der Stadt in dem Yamen des Ortsmandarins untergebracht. Am 15. Mai sank das japanische Panzerschiff „Hatsuse" vor Port Arthur; am 20. Mai Schlacht bei Kintschou; 15. Juni: Schlacht bei Wafangku (Telissao); 23.: Seeschlacht bei Port Arthur; 27.: die Japaner besetzen die Pässe Dalin, Fönschuilin und Motulin; 9. Juli: Gefecht bei Kaitschu; 17.: Gefecht am Jantselin-Paß; 23.: Gefecht bei Daschitschao; 24.: Gefecht bei Tantschi; 26., 27. und 28.: dreitägige Schlacht vor Port Arthur; 31.: die drei japanischen Armeen beginnen die große Offensive gegen Liaujang; 1. August: Kämpfe an der ganzen Front; 3. August: die Japaner besetzen Haitschöng. Bis zu einer entscheidenden Schlacht war es in diesen sechs Monaten noch nicht gekommen; diese wurde erwartet bei Liaujang, dem sich die japanischen Heere von Osten, Süden und Südosten näherten.

Bei dem Vorrücken der Japaner gegen die russische Südfront marschierte General Oku mit der zweiten Armee von Taschitschiao an der Eisenbahn entlang vor, während General Nodzu mit der dritten von Südosten auf der Straße von Hsiuyen gegen Haitschöng vordrang. Kuroki griff die Armeeabteilung an, die vor dem Motienlingpaß stand und auch die Straße von Saimatsi am Taitscho entlang sperrte. Im Jantselinpaß wurde Generalleutnant Graf Keller am 31. Juli durch Granatsplitter getötet. Der Graf war an Stelle des Generals Saffulitsch zum Führer der Ostabteilung ernannt worden, die zuerst am Yalu gefochten und dann die Aufgabe erhalten hatte, den japanischen Vormarsch nach Föngwantschöng auf der Linie Haitschöng-Liaujang möglichst aufzuhalten. Unser oberes Bild auf Seite 399 stellt die russischerseits in der Stellung vor Föngwantschöng ausgehobenen und dann bei ihrem Zurückgehen nach Norden aufgegebenen Laufgräben dar. Das untere Bild zeigt japanische Reserven, die hinter einem Bambuszaun die Wirkung des Schrapnellfeuers ihrer Artillerie beobachten.

In allen russischen Gefechtsberichten wurde bisher die gewaltige Wirkung der japanischen Artillerie, bei der die Feldartillerie durch die ungemein wirksame schwere Artillerie

Phot. Colliers Weekly

Das japanische Feldgeschütz im Feuer

Digitized by Google

des Feldheeres stets zweckentsprechend unterstützt wird, hervorgehoben. Sie ist sowohl auf die Ueberlegenheit an Zahl und die bessere Qualität der Geschütze als auch auf die kühne taktische Verwendung zurückzuführen. Der Schöpfer der heutigen japanischen Artillerie ist der jetzige Höchstkommandierende der Truppen des Mikados in der Mandschurei, Marschall Oyama. Die japanische Feldartillerie (siehe das untere Bild auf Seite 398) führt (mit Einschluß der Gebirgsartillerie) das 7,5-Zentimeter-Schnellladegeschütz Modell Arisaka mit federndem Sporn unter dem Lafettenschwanz, jedoch ohne Rohrrücklauf; der Sporn bohrt sich automatisch beim Abfeuern in den Boden und hemmt dadurch den Rücklauf der Lafette. Charakteristisch für das Geschütz ist die tiefe Lage des Rohres. Die Mannschaften sind mit Revolvern bewaffnet. Als Sprengstoff kommt in den Granaten und wahrscheinlich auch in den Schrapnells ein neues, von dem japanischen Professor Shimose erfundenes und nach ihm benanntes Präparat zur Verwendung, das in der Zusammensetzung dem Lyddit oder Melinit oder auch der amerikanischen Sprenggelatine ähnlich sein soll. Ein russischer Arzt aus der Sanitätskolonne des Rigaer Professors Zoege von Manteuffel schreibt über die Wirkung der modernen Geschütze: „Es ist was Grausiges um die Wirkung dieser Geschosse. Ein platzendes Schrapnell überschüttet eine Strecke von 200 Metern mit Kugeln, und bei Wafangkou haben die Japaner in 2½ Stunden am 15. Juni auf die 3. und 4. Batterie 20000 Schrapnells geschossen. Kein Wunder, daß die Geschütze genommen wurden! Die reine Hölle muß es sein, da noch zu arbeiten und ein solches Feuer zu erwidern. So haben diese Batterien denn auch nur den Moment, wo die Japaner von neuem laden mußten, dazu benutzen können, zu antworten. Die übrige Zeit hat alles an die Laufgräben gedrückt dagesessen und ernst und bleich vor sich hingestarrt. Als Feuerwerk genommen, ist der Anblick von großartiger Wucht und Schönheit und wäre ein Genuß, wenn dies entsetzliche Heulen und Pfeifen nicht wäre, das einen hindert, sich objektiv an dem gewaltigen Schauspiel zu freuen. Man wird dabei von einem unerträglichen Druck beherrscht und echter, rechter Präkordialangst, wie viele sagen. In solchen Augenblicken sieht man an den Soldaten, welche Erleichterung der Glaube an eine höhere Macht gewährt, die diesen nächsten Vorgang leitet — tatsächlich verhält sich der gemeine Soldat wunderbar gleichgültig der greifbarsten Gefahr gegenüber, obgleich andrerseits unter ihnen die Panik eine stärkere ist. Ein Feuerwerker hat sich während der Schlacht und nachdem er das Geschütz stundenlang unverletzt bedient hat, mit seinem eignen Revolver erschossen. Er hat es nicht mehr ertragen können — und eine halbe Stunde darauf ist der Rückzug befohlen worden! Einige vereinzelte Fälle von Kriegspsychose sind beobachtet worden — fast alle haben mit Selbstmordversuch ihren Anfang genommen. Unsre Soldaten aber sind von so bewunderungswürdigem Humor und einer Genügsamkeit, die jeder Beschreibung spottet; zerlumpt, durchnäßt und hungrig finden sie noch Zeit und Lust, sich einer über den andern lustig zu machen und schlechte Witze zu reißen. Sie

Phot. Colliers Weekly

Japanischer Offizier in den von den Russen verlassenen Laufgräben bei Föngwantschöng

Phot. Colliers Weekly

Japanische Reserven beobachten die Wirkung der Schrapnellschüsse der japanischen Artillerie

Digitized by Google

haben nur leider alle zu viel Gepäck zu schleppen — zu schwere Stiefel — und oft zu wenig im Magen. Die Japaner tragen am Schlachttage nichts bei sich außer Flinte und Patronen und haben Schnürstiefel mit Gamaschen — in den Bergen von unermeßlichem Wert."

Das nebenstehende Bild stellt nach einer in Charbin gemachten Aufnahme den General Kuropatkin dar, wie er in dieser Stadt einer Vorstellung chinesischer Gaukler zuschaut. Charbin ist — nach der anschaulichen Schilderung eines Kriegsberichterstatters des „Berliner Lokalanzeigers" — „eine der wunderlichsten Schöpfungen der russischen Kulturarbeit in der Mandschurei. Vor fünf Jahren war hier, wo jetzt eine Großstadt entsteht, nichts vorhanden als ein kleines Chinesenstädtchen, von armseligen Fischern und Bauern am rechten Ufer des Sungari bewohnt. In dem Werke des Generals Krahmer „Rußland in Ostasien" vom Jahre 1899 wird der Name Charbin überhaupt nicht erwähnt, ebensowenig in andern Werken der gleichen Zeitperiode. Und jetzt leuchten dem Reisenden, der sich der Stadt in der Eisenbahn nähert, schon von weitem die Kuppeln der russischen Kirche entgegen, die ein mächtiges Stadtgebiet beherrscht und ihm schon aus weiter Ferne ein echt russisches Gepräge verleiht. Durch die gewaltigen Bogen der stattlichen Sungaribrücke fährt der Zug hindurch, zu beiden Seiten von Patrouillen begleitet, während die Fenster und Türen der Wagen ängstlich verschlossen sind. Ganz langsam, gleichsam tastend, geht die Fahrt über das mächtige Bauwerk von statten, bis zu dem Bahnhof, einem einfachen Steinschuppen, neben dem sich jetzt schon der ansehnliche Neubau des künftigen Stationsgebäudes erhebt. Wir verlassen den Zug und fahren zur Kirche, um von dort aus einen Ueberblick über die Stadt zu gewinnen. Zur Linken, nach Westen hin, lehnt sich an den Kirchberg das gewaltige Häusermeer der Neustadt an, eines rein russischen Stadtteils, der erst seit drei Jahren im Anschluß an den Bahnbau entstanden ist. Große, mit Bäumen bepflanzte Boulevards durchziehen in gerader Linie die ganze Stadt, deren Häuser fast alle gleichmäßig aus roten Ziegeln im Barackenstil gebaut sind und der Niederlassung das Aussehen eines großen Kasernenviertels geben. Nur wenige Baulichkeiten zeigen Anlagen zu einer gefälligen Wirkung nach außen hin, so das noch unvollendete Direktionspalais der chinesischen Ostbahn, das, mit grauem Sandstein verkleidet, einige Annäherung an den romanischen Baustil verrät. Nach Norden hin, an der Sungaribrücke, fällt unser Blick auf die grauen Schieferdächer einer zweiten Stadt, Charbin-Pristan, des Sitzes des Handels und der schiffahrttreibenden Bevölkerung. Zahlreiche Schornsteine von Dampfmühlen und Brauereien ragen aus ihr hervor und stechen eigenartig ab von den strohbedeckten Hütten der Chinesen, die sich zwischen den massiven russischen Gebäuden noch erhalten haben. Nicht weit von Pristan sehen wir das alte Chinesenstädtchen liegen, dem Untergang geweiht, um den schon tracierten Erweiterungsbauten der neuen Herren dieses Landes Platz zu machen. Aber noch ist das Bild der Stadt nicht vollständig. Nach Osten, zur Rechten, schimmern aus dem frischen Grün eines neu entstandenen Parkes die weißen Baracken der „Altstadt", einer ursprünglichen Militärkolonie von Kosaken, die jetzt vorläufig ein ganz gesondertes Dasein führt, bis sie in den Rahmen der Weltstadt hineingewachsen ist. Der Gesamtumfang des durch die verschiedenen Stadtteile umschlossenen Gebietes ist ungefähr dem der Stadt Berlin gleich, aber in der Mitte zwischen ihnen dehnt sich noch eine weite Fläche teils fruchtbaren Ackerbodens, teils ungangbaren Sumpfgebietes, und es wird noch der Arbeit von Jahrzehnten bedürfen, bis man von einer einheitlichen Stadt Charbin sprechen kann." Seitdem hat der Generalissimus sein Lager in Liaojang, dem Konzentrationspunkt der russischen Feldarmee, aufgeschlagen, und daß Kuropatkin nicht daran denkt, die Stellung bei dieser Stadt ohne Entscheidungskampf aufzugeben, scheint aus seiner Drahtmeldung an den Kaiser hervorzugehen, in der er sagt: „Ich hoffe, daß die Truppen in der Hauptstellung mit Erfolg Widerstand leisten werden, selbst überlegenen feindlichen Kräften gegenüber."

Phot. Colliers Weekly

General Kuropatkin (X) bei einer Vorstellung chinesischer Gaukler in Charbin

Phot. Colliers Weekly

Japanische Offiziere bei der ersten Mahlzeit nach der siegreichen Yaluschlacht

Digitized by Google

Minister v. Plehwe †

Die Ermordung des Ministers v. Plehwe

Am Morgen des 28. Juli ist in St. Petersburg der Minister des Innern v. Plehwe das Opfer eines nihilistischen Anschlages geworden. Der Minister fuhr in einer Kutsche zum Bahnhofe der Baltischen Eisenbahn, um sich von dort nach Krassnoje Sselo zum Kaiser zu begeben. Als der Wagen um 9 Uhr 50 Minuten die Ecke des Ismailowski-Prospekts und des Obwodny-Kanals erreichte, sprang aus der Anfahrt eines dort befindlichen Gasthofes, der Warschawskaja Gostinniza, ein junger Mann hervor und schleuderte eine Bombe auf das Fahrzeug. Es ertönte ein Knall, der so stark war, daß sämtliche Fenster des fünfstöckigen Eckhauses am Ismailowski-Prospekt wie am Obwodny-Kanal klirrend zersprangen, ja sogar auf dem jenseits der Brücke befindlichen Warschauer Bahnhof sprangen viele Scheiben. Als die auf dem Prospekt diensttuenden Schutzleute und das Publikum dem Orte der Katastrophe zueilten und dem aus der zertrümmerten Equipage geschleuderten Minister Hilfe bringen wollten, hatte er bereits seinen Geist ausgehaucht. Der gleichfalls schwer verwundete Kutscher wurde in das Gärtchen am Warschauer Bahnhof gebracht, wo er nach kurzer Zeit den Verletzungen erlag. Auch der Mörder hatte mehrere Wunden davongetragen; er konnte auf Grund der Angaben eines Passanten sofort verhaftet werden und wurde in das Alexander-Hospital übergeführt. Der ermordete Minister Wjatscheslaw Konstantinowitsch v. Plehwe hat ein Alter von 58 Jahren erreicht. In verhältnismäßig jugendlichem Alter wurde ihm der wichtige Posten des Staatsanwalts der Petersburger Gerichtskammer übertragen. 1881 wurde er zum Chef des Departements der Staatspolizei und zum Mitgliede der unter dem Vorsitz des Senators Kochanow eingesetzten Kommission zur Ausarbeitung von Maßnahmen für die Erhaltung der Ruhe und Ordnung im Reiche ernannt. Er bekleidete diesen Posten bis 1884 und wurde dann von Alexander III. unter Beförderung zum Senator zum Gehilfen des Ministers des Innern ernannt. Als 1892 unter dem Vorsitz des damaligen Thronfolgers, jetzigen Kaisers Nikolaus II., ein Komitee zur Hilfeleistung für die von der Mißernte betroffene Bevölkerung gebildet worden war, wurde Plehwe dessen Sekretär. 1894 wurde er Chef der Kodifikationsabteilung des Reichsrates und erhielt 1896 den Rang eines Wirkl. Geheimrates. 1899 wurde Plehwe Ministerstaatssekretär für Finnland und im Mai 1902 Minister des Innern als Nachfolger Sipjagins, der gleichfalls das Opfer eines Attentats geworden war.

Der Tod des Präsidenten Krüger

In dem 8 Kilometer von Vevey herrlich am Genfersee gelegenen Dörfchen Clarens des schweizerischen Kantons Waadt ist in der Nacht zum 14. Juli der frühere Präsident von Transvaal, Paul Krüger, im achtzigsten Lebensjahr gestorben. „Ohm Paul", wie der Verewigte unter den Buren allgemein genannt wurde, war so recht ein Typus dieses Volkes, das so tapfer und zäh gegen eine ungeheure Uebermacht für seine

Phot. Jean Duval, St. Petersburg

Der Schauplatz des Attentats (×) auf den Minister v. Plehwe in St. Petersburg
Auf dem Bilde oben rechts werden die Reste des zerstörten Wagens fortgeschafft

Digitized by Google

Präsident Krüger †

Freiheit und Selbständigkeit gekämpft hat; er verband mit der bis zum Starrsinn gehenden Charakterfestigkeit und mit der Gottesfurcht seiner Landsleute die Gewandtheit und Sicherheit eines europäischen Staatsmannes. Er war am 10. Oktober 1825 geboren, wurde 1883 erstmals zum Präsidenten von Transvaal gewählt und 1888, 1893 und 1898 in seiner Stellung an der Spitze des unter seiner Regierung wirtschaftlich und finanziell erstarkten Freistaates bestätigt. Als der südafrikanische Krieg für die Buren eine ungünstige Wendung nahm, begab sich der greise Präsident nach Europa, um persönlich die Vermittlung der Großmächte zu erbitten. Doch seine Bemühungen führten nicht zu dem gewünschten Ergebnis, und der Friedensschluß, der am 31. Mai 1902 ohne seine Mitwirkung erfolgte, traf ihn noch in Europa, wo er seitdem seine Tage verbrachte. Er lebte den Winter über in einer bescheidenen Villa in Mentone, im Sommer in der Schweiz. In Clarens weilte Krüger seit dem 24. Mai; seine Tochter und sein Schwiegersohn Eloff standen am Totenbett des Greises, mit dem eine der volkstümlichsten Gestalten der jüngsten Weltgeschichte verschwunden ist.

Phot. A. Krenn, Zürich

Das Sterbehaus des Präsidenten Krüger in Clarens

Der Orkan in Moskau

Ein sehr heftiger Orkan, von starkem Hagelschlag begleitet, hat am 29. Juni in Moskau und in der Umgegend der Krönungsstadt der Zaren geherrscht und bedeutende Verheerungen angerichtet. Fabrikschornsteine wurden in großer Zahl teils umgeworfen, teils beschädigt, im Bau begriffene Häuser zerstört und von einigen Kirchen die Kuppeln herabgeweht. Bis 10 Uhr abends wurden in Moskau in die Krankenhäuser 85 meist durch Hagelschlag Verletzte eingeliefert; in der Hauptstadt sind drei Menschen umgekommen, ebenso eine ganz beträchtliche Anzahl auf den umliegenden Dörfern.

Phot. Jean Duval, St. Petersburg

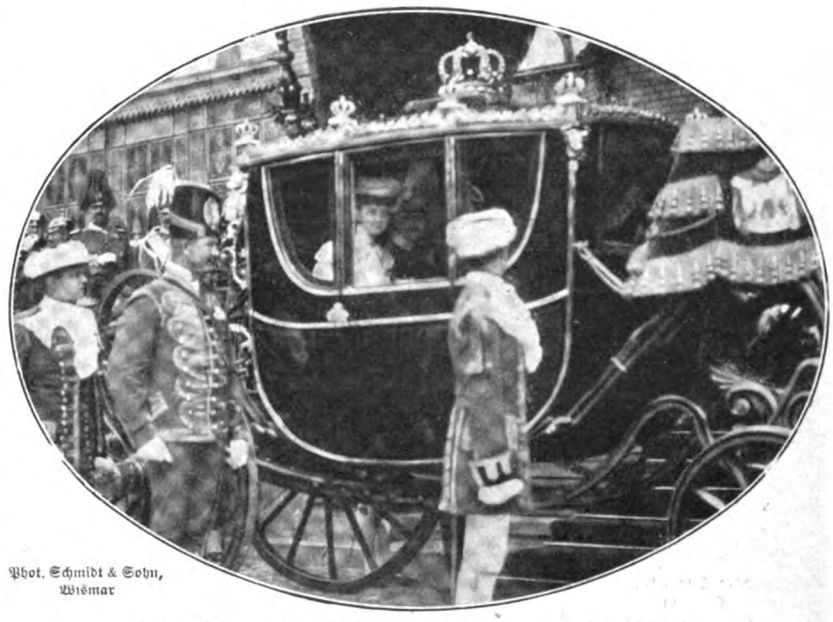
Verwüstungen durch den großen Orkan bei Moskau: Die Teestube des Dorfes Czagina

Digitized by Google

Von diesen Ortschaften wurde Czagina gänzlich verwüstet; originell war der Anblick, den die Teestube des Dorfes nach der Katastrophe darbot.

Die Schweriner Einzugsfeierlichkeiten

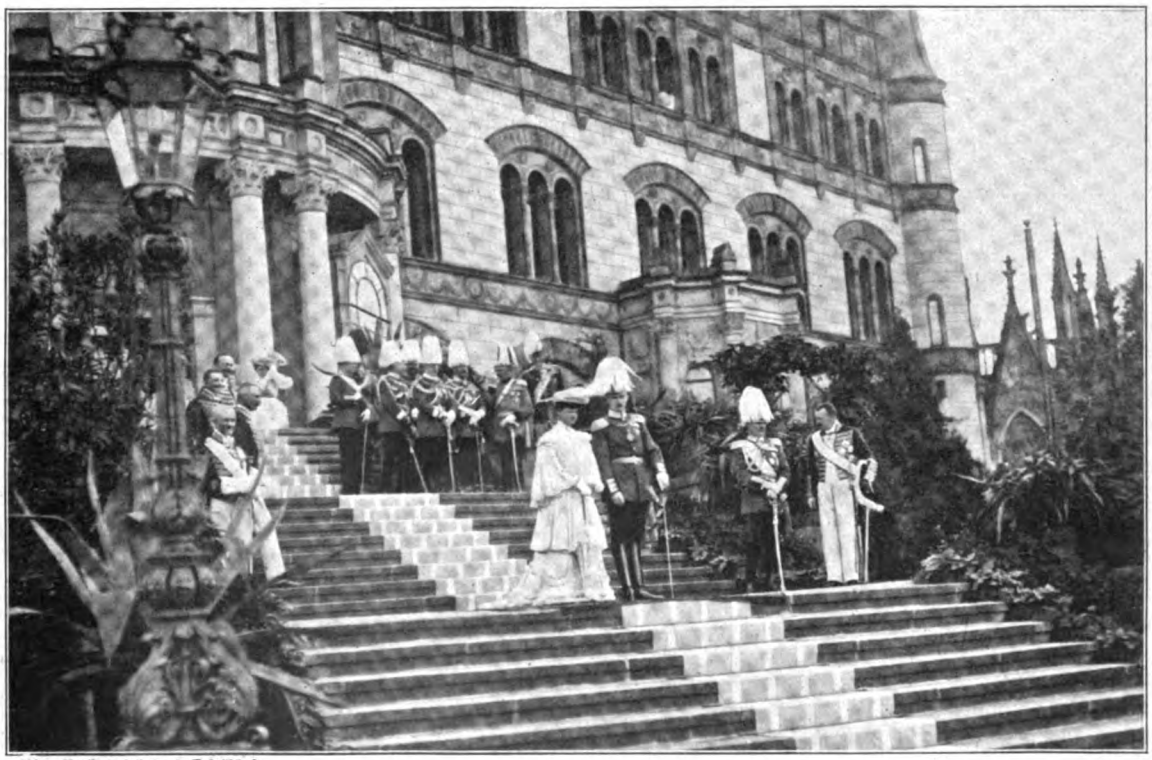
Für das Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin und seine schöngelegene, idyllische Hauptstadt Schwerin insbesondere begann anläßlich des Einzuges des neuvermählten großherzoglichen Paares am 5. Juli eine Reihe glanzvoller Festlichkeiten. Kurz vor 11 Uhr vormittags begann am 5. die Anfahrt der in Schwerin zur Begrüßung der Neuvermählten eingetroffenen Fürstlichkeiten an dem festlich geschmückten Bahnhof, in dessen Halle der Zug unter Kanonendonner und Glockengeläute einlief. Als nach Begrüßung der hohen Verwandten und dem Vorbeimarsch der Ehrenkompagnie das junge Paar unter dem pomphaften Purpurbaldachin vor dem Bahnhof sichtbar wurde, brach stürmischer Jubel los, der sich während der langsamen Fahrt des achtspännigen Galawagens durch die vom Bahnhofsplatz durch die Wilhelms-, Alexandrinen-, Friedrichs-, Königs- und Schloßstraße hergestellte Ehrenstraße unausgesetzt erneuerte. Großherzog Friedrich Franz IV. war in der Uniform seines Infanterieregiments mit den Rangzeichen eines Generalmajors und dem gelben Bande des Schwarzen Adlerordens; die junge Großherzogin trug ein rosarotes duftiges Gewand, rosaroten Hut und Sonnenschirm. Auf dem Markte brachte Bürgermeister Hofrat Tackert unter dem herrlichen Ehrenbaldachin die feierliche Beglückwünschung der Residenz dar



Phot. Schmidt & Sohn, Wismar

Ankunft des neuvermählten Großherzogspaares in Schwerin

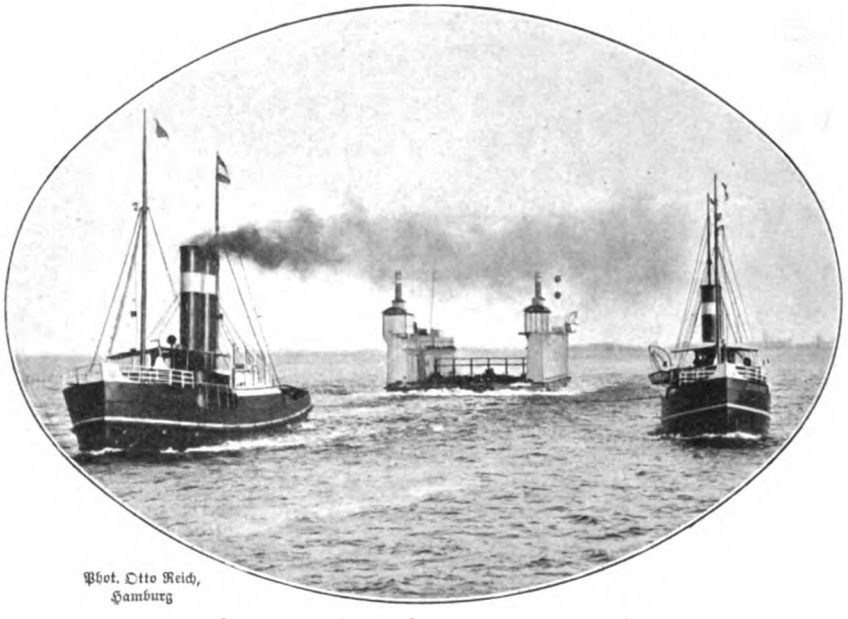
im Schlosse war gleich nach Ankunft des Festzuges Vorstellung der Hofstaaten und der höchsten Würdenträger in Staat, Heer und Kirche. Inzwischen ordnete sich das Spalier der Vereine, und von der Terrassentreppe aus konnte das großherzogliche Paar nun nochmals die Huldigung der vorüberziehenden Kriegervereine, Gewerke und Zünfte entgegennehmen. Eine Galatafel im Goldenen Saale, der der Empfang der besonderen Glückwunschabordnungen vorausgegangen war



Phot. Berliner Illustrat.-Gesellschaft

Von den Einzugsfeierlichkeiten in Schwerin: Das Großherzogspaar auf der Freitreppe des Schlosses

Digitized by Google



Phot. Otto Reich, Hamburg

Das für Kamerun bestimmte Schwimmdock auf dem Transport

mahlin verlieh, und endlich das von der Stadt Schwerin in dem herrlichen Teil der Anlagen des Schloßparks veranstaltete Volksfest, auf dem auch das großherzogliche Paar und die übrigen Fürstlichkeiten erschienen. Am Abend Illumination und Feuerwerk sowie eine Serenade der vereinigten Musikvereine. Ein Trachtenfest der Bürgerschaft im Hoftheater beschloß die Jubeltage.

machte den Beschluß dieses ersten Festtages. Am 6. Juli fand im Schlosse abends eine Cour der Hofgesellschaft mit anschließendem Hofkonzert und Souper statt, nachdem in den Nachmittagsstunden das großherzogliche Paar die Geschenke von den Abordnungen des Landes entgegengenommen hatte. Von den Veranstaltungen der folgenden Tage seien noch erwähnt das Festspiel im Hoftheater, an das sich in der zu einer Arena ausgestalteten Reitbahn des großherzoglichen Marstalls Reiterfestspiele schlossen, die man in höchst anziehender Weise mit einer Art historischen Festzuges verbunden hatte. Ferner der Hofball in den Prunksälen des Schlosses, die Parade, bei der der Großherzog das 18. Dragonerregiment seiner Ge-

Das Woermann-Schwimmdock für Kamerun

Mit dem Handel von Kamerun, unsrer bedeutendsten Kolonie für Handel und Plantagenbau in Westafrika, hat sich auch der dortige Schiffsverkehr in den letzten Jahren bedeutend gehoben. Deutscherseits wird der Schiffsverkehr zwischen Kamerun und Europa vermittelt durch die Woermann-Linie, die drei Schnelldampfer eingestellt hat; sie reisen am 10. jedes Monats aus und erreichen das Kameruner Haff bereits am 30. desselben Monats. In der Morgenfrühe des 17. Juli verließ den Hamburger Hafen ein Woermann-Schwimmdock für Kamerun, das auf der Werft von Blohm & Voß in Hamburg erbaut worden ist. Die große holländische Bugsierfirma L. Smit & Co. hat es übernommen, das Dock mittels der Schlepper „Zuiderzee" und „Ocean" nach seinem Bestimmungsorte Duala zu bringen. Unsre Aufnahme wurde zwischen Kuxhaven und Helgoland gemacht.

Zur Elfhundertjahrfeier des Gymnasium Carolinum zu Osnabrück

Das Königliche Gymnasium Carolinum zu Osnabrück, dessen jetziges Schulgebäude wir unsern Lesern im Bilde vor-

Das Gymnasium Carolinum in Osnabrück vom Wall aus gesehen

Digitized by Google

führen, ist eine der ältesten höheren Lehranstalten Deutschlands. Es hat mit seinem Namen auch das Andenken seines Stifters, Karls des Großen, die Jahrhunderte hindurch treu bewahrt und wird am 23., 24. und 25. August d. J. die Erinnerung an seine elfhundertjährige Vergangenheit festlich begehen. Gleich den Schulen der übrigen Domstifter ursprünglich für die Heranbildung junger Kleriker bestimmt, hat die Anstalt den Kreis ihrer Aufgaben im Laufe der Zeiten weiter gezogen. Durch die religiösen Wirren des Reformationszeitalters wurde auch das Carolinum in seinem Bestande bedroht, jedoch zu neuer Blüte erhoben durch den Fürstbischof Kardinal Eitel Friedrich v. Hohenzollern (1623—1625) und dessen Nachfolger Franz Wilhelm Grafen v. Wartenberg (1625 bis 1661). Ursprünglich als kirchliche Anstalt unter der Verwaltung des Domkapitels stehend, ging die Anstalt seit der Säkularisation an die hannoversche Regierung über, die 1830 die Reifeprüfung nach preußischem Vorbilde einführte. Unter den Abiturienten dieses Jahres befand sich der spätere Zentrumsführer Windthorst.

Freiherr Adolf v. Asch, bayrischer Kriegsminister

Infolge der vielbesprochenen Vorgänge bei der Beratung des Militäretats im bayrischen Landtage hat der Kriegsminister Freiherr v. Asch am 22. Juli um seine Entlassung gebeten; Prinzregent Luitpold lehnte jedoch die Annahme des Abschiedsgesuches ab und ließ dem Minister unter Versicherung seines Vertrauens den Wunsch aussprechen, daß er sein Portefeuille beibehalten möge. — Adolf Freiherr v. Asch zu Asch auf Oberndorff ist am 30. Oktober 1839 geboren und 1858 in die bayrische Armee eingetreten. Er machte den Feldzug von 1866 als Leutnant, den deutsch-französischen Krieg als Adjutant von der Tann mit und wurde nach dem Friedensschluß mehrere Jahre zur kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabs in Berlin kommandiert, um den Anteil der bayrischen Truppen am Kriege von 1870/71 zu bearbeiten. Alsdann wurde Freiherr v. Asch in den Generalstab der 2. bayrischen Division versetzt und 1885 Chef der Personalabteilung im Kriegsministerium. Hierauf wurde er Kommandeur des 1. Infanterieregiments, 1889 der 7. Infanteriebrigade und 1893 der 2. Division in Augsburg, bis er am 6. Juni 1893 zum Kriegsminister ernannt wurde.

Phot. Ad. Baumann, München

Freiherr v. Asch, bayrischer Kriegsminister

Das Jagdschlösschen des deutschen Kronprinzen in Kleinellguth (Kreis Oels)

Nachdem mit dem Tode des Herzogs Wilhelm von Braunschweig am 18. Oktober 1884 die ältere Linie des Hauses Braunschweig ausgestorben war, gelangte auch das von dem Verstorbenen innegehabte Thronlehen Fürstentum Oels zur Erledigung. Nach dem Tode des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels war es zuerst gemeinsamer Besitz seiner beiden Söhne Karl und Wilhelm gewesen, bis der ältere es 1824 als Sekundogenitur dem jüngeren Bruder abgetreten hatte. Kaiser Wilhelm I. überwies es damals dem jedesmaligen Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen als Lehen. Demzufolge ist dieses im preußischen Regierungsbezirk Breslau, am rechten Ufer der Oder gelegene Lehnsfürstentum seit dem 15. Juni 1888 in den Besitz des Kronprinzen Wilhelm gelangt; es wurde zunächst für ihn verwaltet, bis er mit seiner Großjährigkeitserklärung am 6. Mai 1900 auch das persönliche Verfügungsrecht darüber antrat. Das Lehen besteht aus zwei Schlössern, in Oels und Bernstadt, und 15 Gütern, die eine Gesamtfläche von 9238 Hektar aufweisen. Bei dem Dorfe Kleinellguth (Kreis Oels) hat sich der Kronprinz seither ein reizend im Grünen gelegenes Jagdschlößchen erbauen lassen. Wie sein kaiserlicher Vater, der schon vor einigen Jahren bei den Jagden in Schlesien sein fünfzigtausendstes Stück Wild erlegte, huldigt auch Kronprinz Wilhelm gern dem edlen Weidwerk und verfügt über eine feste Hand und einen sicheren Blick.

Die neue Bismarcksäule in Stuttgart

Die Bismarcksäule auf dem Gähkopf bei Stuttgart

Bereits hat die akademische Jugend in deutschen Landen dem Fürsten Bismarck an zahlreichen Orten Ehrendenkmale gesetzt, und auch die Stuttgarter Studentenschaft ist diesem Beispiele nunmehr gefolgt. Auf einer im Norden der schwäbischen Residenz aufragenden Anhöhe, der Gähkopf geheißen, erhebt sich die am 16. Juli feierlich eingeweihte Bismarcksäule und grüßt inmitten der rebenbekränzten Höhen auf die im Tale liegende Stadt herab. Das Denkmal ist in Form eines 20 Meter hohen wuchtigen Turmes in Säulenform gehalten;

Das neuerbaute Jagdschloß des deutschen Kronprinzen in Kleinellguth bei Oels in Schlesien

Digitized by Google

eine breite gußeiserne Feuerschale krönt das aus einheimischem Material — weißem Sandstein — gefertigte Monument, und eine schmale Terrasse, die sich um den Turm zieht, bietet einen herrlichen Ausblick auf Stuttgart und ins Neckartal. Eine steinerne Treppe mit eisernem Geländer macht den Turm von innen besteigbar. Die Stuttgarter Bismarcksäule wurde nach dem preisgekrönten Entwurf des Dresdner Architekten Kreis von Hofwerkmeister Nagel-Stuttgart ausgeführt.

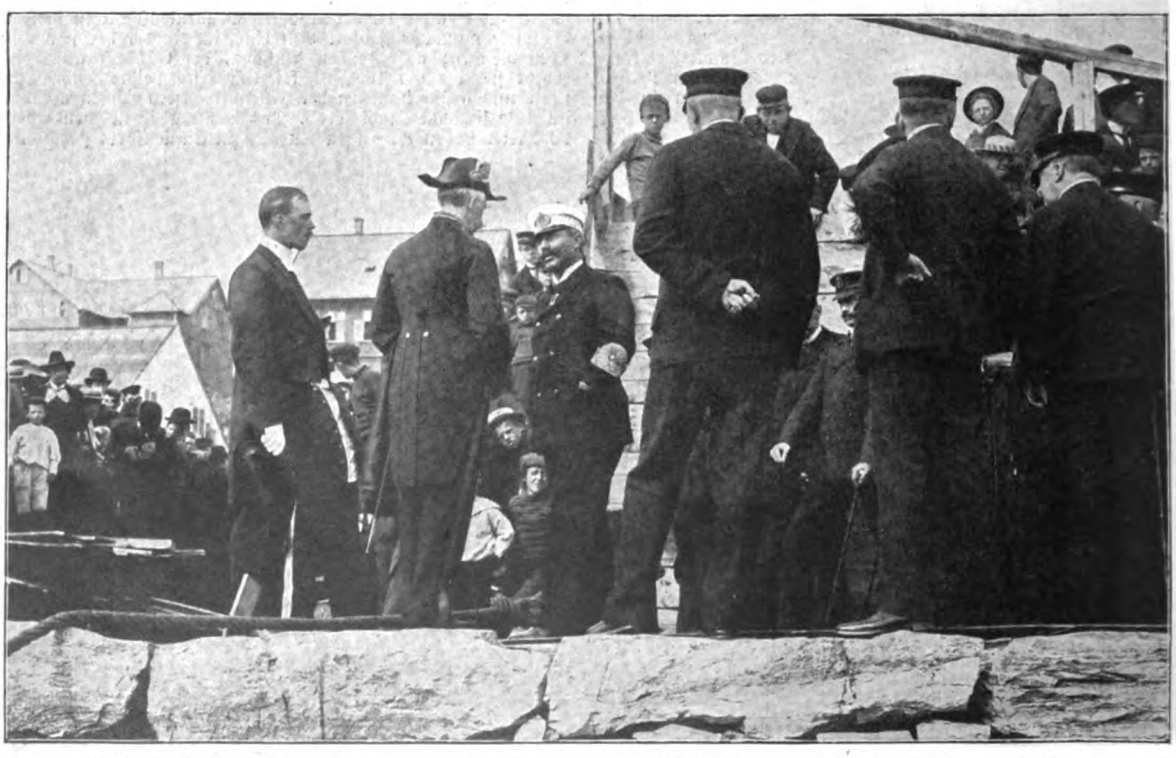
Kaiser Wilhelm in Ålesund

Auf seiner Nordlandsreise hat Kaiser Wilhelm auch die norwegische Stadt Ålesund, zu deren Gunsten seine Initiative nach dem großen Brande in der Nacht zum 23. Januar 1904 eine umfassende Hilfsaktion ins Leben rief, besucht. Die „Hohenzollern" traf am Nachmittag des 14. Juli um 2¼ Uhr dort ein und wurde mit Salutschüssen empfangen. Mehrere Dampfer, auf deren einem sich ein Sängerchor befand, waren der „Hohenzollern" entgegengefahren. Der Magistrat und der Präsident der Stadtverwaltung gingen an Bord der „Hohenzollern", um den Kaiser zu begrüßen, und kehrten mit dem Kaiser und Gefolge an Bord zurück. Beim Einlaufen der „Hohenzollern" in Ålesund wurde der Kaiser, obgleich er jeden Empfang ausdrücklich abgelehnt hatte, doch von der Bevölkerung in vielen buntbewimpelten und mit Blumen geschmückten Booten freudig begrüßt. Von einem gemischten Gesangschor auf einem kleinen Dampfer wurde außer mehreren norwegischen Liedern auch „Heil dir im Siegerkranz" in deutscher Sprache vorgetragen. Bald nach dem Ankern besichtigte der Kaiser unter Führung des Fregattenkapitäns v. Grumme, der im Januar die Hilfsexpedition leitete, des Bürgermeisters, einiger Magistratsvertreter und des deutschen Konsuls die hauptsächlich durch den Brand beschädigten Stadtteile. Dank der Tatkraft der Bevölkerung schreitet der Wiederaufbau der Stadt rüstig fort.

Das badische Großherzogspaar auf einem Gartenfeste in St. Blasien

Der Grossherzog und die Grossherzogin von Baden in St. Blasien

Unter den Sommerfrischen und Kurorten des Schwarzwaldes wird St. Blasien alljährlich stark besucht. Es ist der Hauptort des gleichnamigen badischen Amtsgerichts und liegt



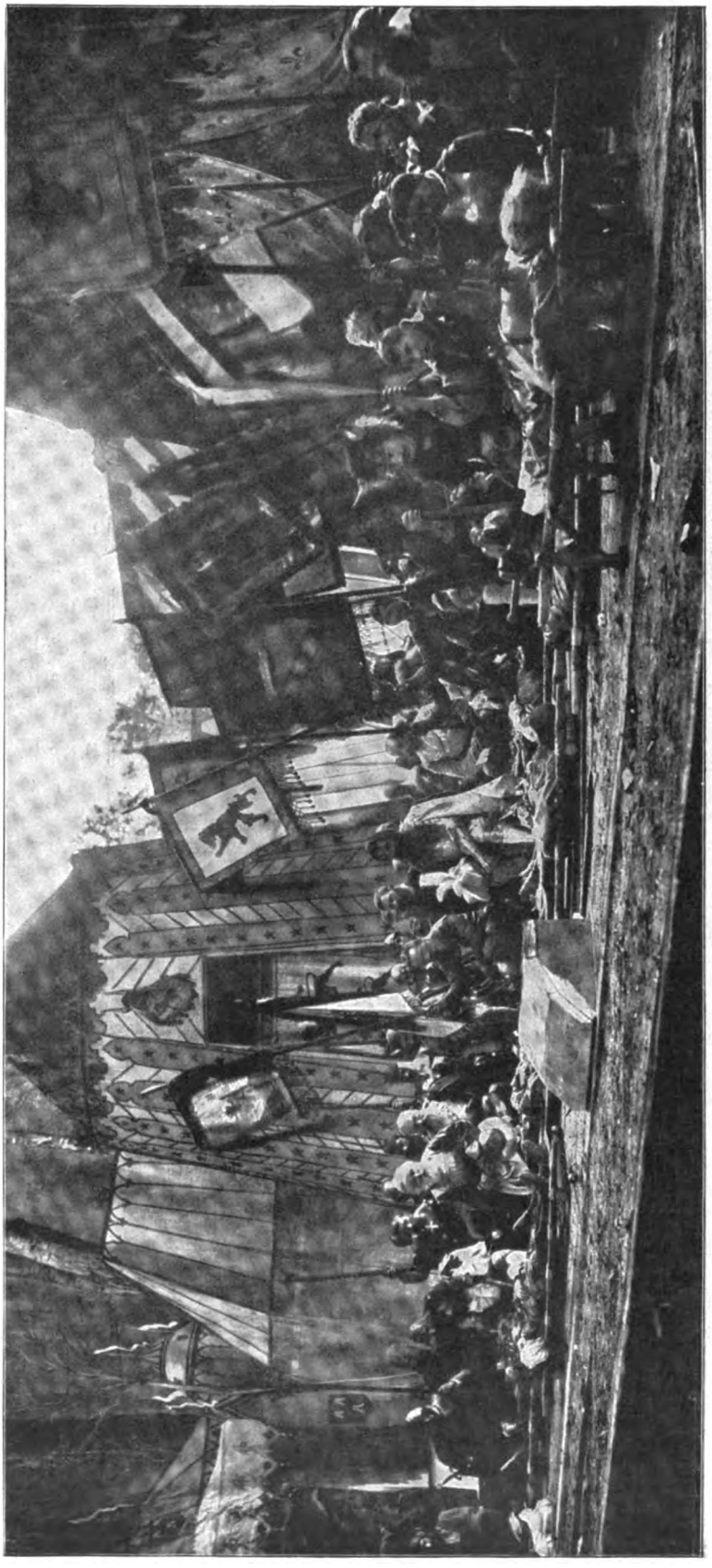
Kaiser Wilhelm auf der Nordlandreise: Die Deputation von Ålesund begrüßt den Monarchen an Land

Digitized by Google

in einem engen, großartigen Tale des südlichen Schwarzwaldes inmitten ausgedehnter Waldungen an der oberen Alb, 772 Meter über dem Meere. Ehedem eine gefürstete Benediktinerabtei, wurde St. Blasien im Preßburger Frieden von 1805 an Baden abgetreten. Den ersten Besuch des jetzigen Landesherrn empfing St. Blasien bereits im Sommer 1870, als der Großherzog von Baden mit seiner jugendlichen Gemahlin kurz vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges den waldumschlossenen Kurort aufsuchte. Seitdem ist das hohe Paar noch öfters wiedergekehrt, und in diesem Sommer trafen Großherzog Friedrich und Großherzogin Luise zum neunten Male in dem festlich geschmückten Waldstädtchen ein, um dort vor der Abreise nach St. Moritz einige Zeit in dem an der Alb gelegenen, im Stil der Gegend gebauten Schwarzwaldhause zu weilen.

Schweizer Volksschauspiele

In Wiedikon-Zürich brachte während der Sonntage der Monate Juli und August die Volksschauspielgesellschaft Arnold Otts gewaltiges Drama „Karl der Kühne und die Eidgenossen" in einem eigens hierfür erbauten, 5000 Menschen fassenden Spielhause zur Aufführung. Das Schauspiel Otts hat zum Gegenstand den Kampf und Sieg der Eidgenossen über den ländergierigen Herzog Karl, den Burgunder (1476—1478), von dem bekanntlich das Volkslied singt, daß er bei Grandson das Gut, bei Murten den Mut, bei Nancy das Blut verloren habe. Das gewaltige Drama, dessen Massenszenen so großzügig konzipiert sind, daß sie nur noch in denen von Grabbes „Napoleon" ihresgleichen finden, kann bloß auf einer weiten offenen Bühne unter freiem Himmel zu wirklich ergreifender Lebenswahrheit erstehen. Es fordert aber eine würdige Darbietung so viel Personal, so große Opfer an Zeit und Geld und ein solches Maß treuer Hingabe, daß kaum irgend eine andre Gesellschaft der Schweiz das Drama je wird aufführen können. Mußten doch bis zum ersten Spieltag bereits mehr als 100 000 Franken ausgeworfen werden und wirkten doch über 800 Personen mit, darunter 80 Berittene und 200 Sänger und Sängerinnen. Ganz originell ist die Bühneneinrichtung. Von beiden Seiten her führt zum Proszenium hinauf eine breite Rampe, über die Reiter nnd Kartaunen dahinrasen, sei's zum Angriff oder zur Flucht. Die Bühne selbst ist nur in ihrem vorderen Dritteil gedeckt, auf Mitte und Hintergrund schaut der offene Himmel herein. Und apart wie die Bühneneinrichtung ist auch die Zusammensetzung der Spielgesellschaft. Alles tut mit, der Arbeiter wie der Handwerksmeister, der Arzt wie der Kaufmann, der Stadtrat und der Richter; Mitglieder jeder Partei haben sich zur Lösung einer großen und dankbaren Aufgabe zusammengefunden.



Eine Szene aus dem Schauspiel „Karl der Kühne und die Eidgenossen" von Arnold Ott in der Darstellung der Schweizer Volksschauspielgesellschaft in Wiedikon-Zürich

Digitized by Google

Für müßige Stunden

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. X

Turnierpartie, gespielt auf dem Kongreß des Nordischen Schachbundes zu Christiania im August 1903
(Nach der „Deutschen Schachzeitung")

Spanische Partie

Weiß: J. Möller (Kopenhagen).
Schwarz: F. Englund (Stockholm).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	19. Sc3—e2	Ta8—e8
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	20. c2—c3	c5×d4
3. Lf1—b5	f7—f6 [1])	21. c3×d4	Te8×e3
4. Sb1—c3	f6×e4 [2])	22. Dh3×e3	Tf8—e8 [3])
5. Sc3×e4	d7—d5	23. De3—d2	Te8—e4
6. Se4—c3 [3])	Lc8—g4	24. g2—g3	Df7—e7
7. Dd1—e2	Lg4×f3 [4])	25. Kg1—f2 [5])	c7—c5! [10])
8. De2×e5†	Ke8—f7 [5])	26. Se2—c3	Te4×d4
9. Lb5×c6	b7×c6	27. Dd2—e3	De7—f7
10. De5—f4	Sg8—f6	28. Tf1—e1	Td4—b4
11. Df4×f3	Lf8—d6	29. De3—d2? [11])	Ld6×f4!
12. 0—0	Th8—f8	30. g3×f4	Tb4×f4†
13. d2—d4	Kf7—g8	31. Kf2—g3 [12])	Df7—g6†
14. Df3—h3 [6])	Dd8—e8!	32. Kg3×f4	Dg6—h6†
15. f2—f4	c6—c5	33. Kf4—f5	Dh6×d2
16. Lc1—e3	Sf6—g4!	34. Te1—e5	Dd2×f2†
17. Ta1—e1 [7])	Sg4×e3	35. Kf5—g4	Df2×b2
18. Te1×e3	De8—f7	Weiß gibt die Partie auf.	

[1]) Die richtige Behandlung dieses Gegengambits ist noch nicht gefunden; viele Praktiker empfehlen 4. d2—d4 in Verbindung mit einem Figurenopfer: f5×e4 5. Sf3×e5 Sc6×e5 6. d4×e5 c7—c6! 7. Sb1—c3!?

[2]) Pillsbury zieht Sg8—f6 vor.

[3]) Hier kommt 7. Sf3×e5 Dd8—e7 8. Se5×c6 De7×e4† 9. Ke1—f1 a7—a6 10. Lb5—d3 mit Bauerngewinn in Betracht; allerdings erhält Schwarz das freiere Spiel, doch ist dies auch in der Textfortsetzung der Fall.

[4]) Falls e5—e4, so 8. d2—d3.

[5]) Auch Dd8—e7 wäre eine gute Fortsetzung.

[6]) Besser war 14. Lc1—g5.

[7]) Oder 17. Sc3×d5 Sg4×e3 18. Dh3×e3 c7—c6! 19. De3×e8 Ta8×e8 20. Sd5—c3 c5×d4, bezw. 19. d4×c5 c6×d5 (20. De3×e8 Ld6×e5†!!) mit Offiziergewinn.

[8]) Die schwarzen Figuren sind beweglicher.

[9]) 25. Se2—c3 würde mit Te4×d4 beantwortet.

[10]) Droht c5×d4 nebst Ld6—c5.

[11]) Besser 29. De3—e2. Der Textzug ermöglicht eine schöne Schlußkombination, für die dem Führer der schwarzen Steine der Glanzpreis zugesprochen wurde.

[12]) Falls nach g2 (oder g1), so Tf4—g4† u. s. w.

Partie Nr. XI

Beratungspartie, gespielt zu Hamburg am 1. April 1904

Königsläufergambit

Weiß: M. Tschigorin, R. Teichmann, J. Dimer.
Schwarz: Dr. E. Lasker, J. Metger, M. Bier.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	17. Ta1—e1 [5])	Tc8—c7
2. f2—f4	**e5×f4**	18. Db7—b5	Dd8—d7
3. Lf1—c4	Sg8—f6	19. Db5—d3	Tg8—g6
4. Sb1—c3	Lf8—b4	20. h2—h4	Sc6—e5
5. e4—e5 [1])	d7—d5!	21. Dd3—d4	f7—f6
6. Lc4—b5† [2])	c7—c6	22. h4—h5 [6])	Tg6—g4
7. e5×f6	c6×b5	23. Dd4—d2	Le6—f5
8. Dd1—e2†	Lc8—e6	24. Le3—d4	Dd7—e6
9. De2×b5†	Sb8—c6 [3])	25. h5—h6	Lf5—e4
10. Sg1—f3	Lb4×c3! [4])	26. Te1—e2	f6—f5
11. d2×c3 [3])	Dd8×f6	27. Tf1—f4	Tg4—g6
12. Db5×b7	Ta8—c8	28. b2—b3	Se5—g4
13. 0—0	g7—g5!	29. Ld4—g7	Tc7—e7
14. Sf3×g5 [6])	Df6×g5	30. c3—c4	Te7×g7!
15. Lc1×f4	Dg5—d8!	31. h6×g7	De6—b6† [10])
16. Lf4—e3 [7])	Th8—g8	Weiß gibt die Partie auf.	

[1]) Weiß setzt besser mit 5. Sg1—f3 die Entwicklung fort. Falls dann etwa Lb4×c3 6. d2×c3 Sf6×e4, so stünde Schwarz nach 7. Lc4×f7† Ke8×f7 8. Dd1—d5† Kf7—f6! 9. Lc1×f4 Th8—e8 10. Lf4—e6† trostlos.

[2]) Lc4—b3 ist doch wohl solider.

[3]) Die Entwicklung von Schwarz ist nun erheblich gefördert.

[4]) Besser als sofort Dd8×f6, worauf 11. Db5×b7 Ta8—c8 12. Sc3×d5 folgen würde.

[5]) Hier kam vielleicht 11. b2×c3 nebst 12. Lc1—a3 in Betracht.

[6]) Das Opfer sieht besser aus, als es ist.

[7]) Der einzige Zug, der dem durch Dd8—b6† drohenden Damentausch begegnet.

[8]) Der letzte Angriffsversuch; es droht 18. Tf1×f7. Der Angriff geht nun — langsam, aber sicher — auf Schwarz über.

[9]) Falls 22. Le3—f4, so Tc7—c4 u. s. w. Auch die Versuche 22. Le3—g5 und 22. Tf1×f6 schlagen zugunsten von Schwarz aus.

[10]) Sehr hübsch von Schwarz gespielt. Falls noch 32. Tf4—f2, so Sg4×f2 33. Te2×f2 Tg6×g2† 34. Kg1—f1 Tg2×f2† 35. Dd2×f2 Db6×f2† 36. Kf1×f2 Ke8—f7 und gewinnt.

Auflösung der Aufgabe XV

W. 1. Dh8—d8
S. 1. La4×c6
W. 2. Dd8—d5†!
S. 2. Lc6×d5, Kc4×d5, —b5
W. 3. Lc8—a6, e6, Dd5×b3 matt.

A.

S. 1. Kc4—b5
W. 2. Lc8—a6†
S. 2. Kb5×a6, c6
W. 3. Dd8—a5, d6 matt.

Auf 1..... La4-b5 folgt sofortiges Matt durch 2. Lc8—e6.

Die Aufgabe läßt sich auch durch 1. Dh8—e5 (Kc4—b5 2. Ke7—d6; 1..... La4×c6 2. De5—e2† neben 2. De5—d5†) lösen. Diese zweite Lösung wird durch Hinzufügung eines schwarzen Bf5 vermieden 1. Dh8-e5 Kc4-d3(!).

Auflösung der Aufgabe XVI

W. 1. La5—c7
S. 1. Kf4×g5
W. 2. Sd6—f7†
S. 2. Kg5-f5, h4 (h5)
W. 3. Dc3—e5, h8 (×h3) matt.

A.

S. 1. La7—e3
W. 2. Dc3—f6†
S. 2. Kf4—g3
W. 3. Sd6—f5! matt.

B.

S. 1. beliebig anders
W. 2. De3—g8†
S. 2. Kf4×g3
W. 3. Sd6—f5! matt.

Auflösung der Aufgabe XVII

W. 1. Db8—h2
S. 1. f7—f6
W. 2. g2—g3
S. 2. Kf5—e5
W. 3. g3—g4 matt.

A.

S. 1. Kf5—f6
W. 2. Dh2—g3
S. 2. Kf6—f5
W. 3. Dg3—g5 matt.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 10:

Des Gitterrätsels:

	N		M		H		B	
E	i	k	o	n	o	g	e	n
	k		h		h		e	
D	o	n	i	z	e	t	t	i
	b		k		n		h	
K	a	r	a	w	e	l	o	w
	r		n		l		v	
M	e	y	e	r	b	e	e	r
	n		r		e		n	

Des Sprichworträtsels: Kunst macht Gunst.
Des Wechselrätsels: Kummer, Kutter.

Klare Auskunft

Gefängnisgeistlicher: „... Und nun sage mir noch, mein Sohn, was hat dich denn eigentlich hierher gebracht?"
Sträfling: „Offen gestanden, Herr Pfarrer, zwee Schangdarmen!"

Digitized by Google

Briefmappe

P. C. H. in Saxonburg, Pa. Das Gefängnis, in dem der unglückliche Freiherr Friedrich von der Trenck von 1754 bis 1763 schmachten mußte, befand sich in der Sternschanze zu Magdeburg und wurde dort noch bis vor kurzem gezeigt. Da jetzt aber die ganze dortige Sternbefestigung beseitigt werden soll, so ist jenes berühmte Kerkerlokal gegenwärtig vielleicht bereits abgebrochen oder wird dies jedenfalls in nächster Zeit werden.

E. B. in Schönlanke. Wenden Sie sich an Tongers Musikverlag in Köln a. Rh.

E. F. in Liegnitz. „Fare well!" und „Nebel!" wollen wir doch lieber nicht abdrucken, trotz der Ausrufungszeichen, mit denen Sie Ihre Ueberschriften grundsätzlich, wie es scheint, versehen. Das dritte Gedicht aber möge als vom weiblichen Standpunkt aus empfundenes Seitenstück zu Schillers berühmtem „Wenn dein Finger durch die Saiten meistert" hier folgen:

Am Klavier!

Zaubervolle Töne schlagen
An mein trunken lauschend Ohr —
Aus den Tasten lockt der Sänger
Lieder — süß und weich — hervor.

Und ich fühle wie mein Herze
Bei dem Sange tief erbebt;
Und die Sehnsucht, still und qualvoll
Mich mit dunklem Flug umschwebt.

Immer mächt'ger tönt die Weise,
Schwellend, glutenvoll und wild — —
Zaubert mir vor meine Seele
Jäh ein sinnberückend Bild.

Und ich sehe — ach ich sehe —
Was mein Herz voll Kühnheit hegt,
Und mich fort durch alle Himmel,
Alle Seligkeiten trägt — — —

Wer in mich wohl jene „Hohe",
Jene „Göttliche" einst bringt? — —
Oder ob ich nie sie fühle? — — — —
Traumhaft, leis — das Lied verklingt.

Frau A. v. Th. in Wiesbaden. Nicht in diesem Sommer, wohl aber im Jahre 1905 soll in München eine Lenbach-Ausstellung veranstaltet werden, zugleich mit der Internationalen Kunstausstellung. Hierfür ist das gesamte Kunstausstellungsgebäude am Königsplatz zur Verfügung gestellt. Es soll eine Auswahl der hervorragendsten Schöpfungen Lenbachs gegeben werden. Die Kommission, bestehend aus Professor Seitz, Professor Becker, Albert Baur, Professor v. Rümann und Franz Schmidt, ist für Mitteilungen über Werke aus der Frühzeit des Meisters besonders dankbar.

Frau J. v. K. in Düsseldorf. Da dürfte wohl kaum etwas zu machen sein. Die Reichstelegraphenverwaltung leistet nach § 22 der Telegraphenordnung vom 9. Juni 1897 für die richtige Ueberkunft und Zustellung der Telegramme innerhalb bestimmter Frist keinerlei Gewähr und hat Nachteile, die durch Verlust, Verstümmelung oder Verspätung der Telegramme entstehen, nicht zu vertreten.

Adolar F. in Karlsruhe. Wir müssen dankend ablehnen; wenden Sie sich doch an die im Verlage von Fischer & Wünscher in Leipzig-R. erscheinende Zeitschrift für Lyrik „Der Barde", die „sich die Aufgabe gestellt hat, unbekannten Talenten den Weg zum Bekanntwerden zu öffnen". Als Probe daraus bringen wir nachstehenden poetischen Herzenserguß hier zum Abdruck:

Selige Stunden

Still lag in nächtlichem Schlummer wie tot die Reichshauptstadt,
Als uns in seligen Stunden das Schicksal gebunden hat.
Aber nicht wie die Menschenkinder, die der Augenblick hingerissen,
Daß sie erst dann sich wiedergefunden,
Wenn das nagende Reugewissen
Sie zur kalten Besinnung gebracht
Nach der selig-unseligen Nacht —
Nein! — So wie wir uns kennen lernten,
Haben wir uns auch wieder getrennt —
Rein wie das Licht der erdenfernten
Sterne am Aetherfirmament.

Richard Degen.

Haemogallol

ein von hervorragenden medizin. Autoritäten warm empfohlenes, für

Bleichsüchtige u. Blutarme

geradezu unentbehrliches blutbildendes Kräftigungsmittel.

Haemogallol wird nicht nur bei Bleichsucht und Blutarmut, sond. auch bei Schwächezuständen aller Art, Skrophulose, Rhachitis, Neurasthenie etc. mit grösstem Nutzen verwendet.

Haemogallol greift nicht, wie andere Eisenpräparate, die Zähne an, sondern ist frei von jeglichen unangenehmen Nebenwirkungen und wird deshalb von jungen Mädchen mit Vorliebe genommen.

Haemogallol wird selbst vom zartesten und kranken Organismus mit Appetit genommen, leicht assimiliert, gut vertragen und eignet sich auch deshalb vorzüglich als Nahrungsmittel für Kinder.

Haemogallol ist in Pulver-, Tabletten- und Pastillenform in allen Apotheken zu haben. Eine Schachtel Haemogalloltabletten zum Preise von M. 2,40.

E. Merck, chemische Fabrik, Darmstadt.

Zweighäuser in London, Moskau und New-York.

NESTLE'S Kindermehl.

Beste Nahrung für Kinder, Kranke u. Magenleidende. Unübertroffen bei: Diarrhoe, Brechdurchfall, Darmkatarrh. Vorrätig in Apoth. Drog. u. Delicatess.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In 2. Auflage ist erschienen:

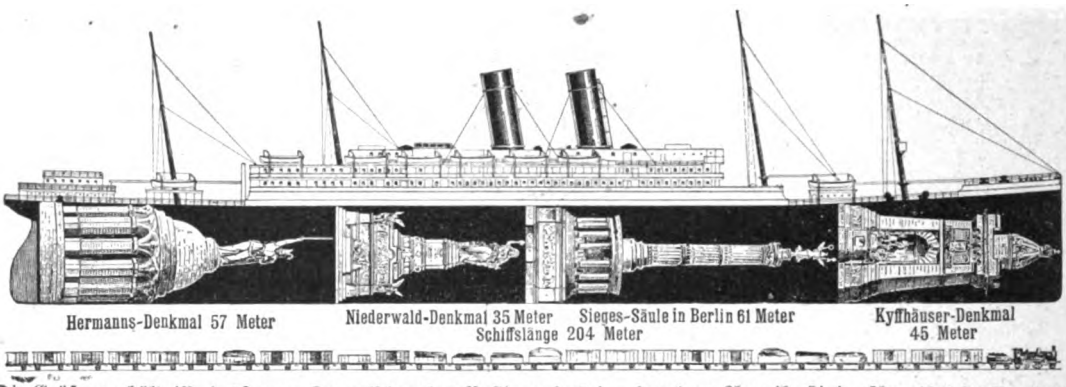
Anna Hartenstein, Die Freundin.

Roman. Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

„Keine gewöhnliche Mache, sondern psychologisch feinsinnig gedacht und ganz aus dem starken Gefühl für die Probleme unsrer Tage herausgewachsen."

Literarische Rundschau f. d. evang. Deutschland, Leipzig.

Digitized by Google



Die Größenverhältnisse des neuen Doppelschrauben-Postdampfers der Hamburg-Amerika-Linie „Amerika" im Vergleich zu einem Eisenbahnzuge und zu vier bedeutenden Denkmälern Deutschlands

Falk's „APHANIZON"

ist das **einzige** für **Jedermann** praktische Mittel um Flecken aus allen Stoffen rasch, mühelos und sicher zu entfernen. Vom hoh. kgl. württemberg'schen **Kriegsministerium** geprüft und den Truppen zum Reinigen der Uniformen empfohlen.

Erhältlich in allen Droguerien, Parfumerien und Apotheken.

Chem. Fabrik Aug. Falk, Wien, IV./1

Bleyle's Knaben-Anzüge

sind die gesundeste und bequemste Kleidung der Gegenwart.

Nur aus bestem, reinwollenem Kammgarn angefertigt, vereinigen sie in sich alle Eigenschaften, die an einen tadellosen Knabenanzug gestellt werden können; sie sind praktisch, unübertroffen dauerhaft, kleiden vornehm, haben flotten Sitz und bieten für jede Jahreszeit bei jeder Witterung die angenehmste und vorteilhafteste Kleidung. Zu haben für 2—16 Jahre. Ausführliche illustrierte Preislisten gratis und franko.

Aug. Friedr. Sauer, Stuttgart P. 47.

Einziges Spezialgeschäft für Bleyle's poröse Oberkleidung.

Fortuna-Spieldosen

à 8, 12, 14, 18, 30, 40, 60, 75—200 M., Musikschränke v. 175—750 M.

bieten durch ihre reizende Musik nicht nur eine schöne Unterhaltung für Jung und Alt, sondern sie tragen auch dazu bei, das musikalische Gehör und die Liebe zur Musik bei den Kindern zu wecken.

Nur echt, wenn mit Aufschrift „Fortuna".

Jul. Heinr. Zimmermann ~ Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Liesbet Dill.

In 2. Auflage ist erschienen:

Oberleutnant Grote

Roman von

Liesbet Dill

Verfasserin von „Lo's Ehe".

Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

„Ein Buch, das mit der Kraft der Lebenserkenntnis und dem Herzen eines Dichters geschrieben ward. Hier sehen wir warmes, intimes Leben; wir hören pochende Herzen und empfinden mit den handelnden Personen so innig mit, wie dies nur die Kraft des echten Dichters zu bewirken vermag. Scharf gezeichnete Charaktere, wirklich lebendige Menschen, vollblütig und im guten Sinne modern, so treten die Gestalten des Romans, der tragisch endet, vor unsre Seele." Berliner Lokal-Anzeiger.

Digitized by Google

„Merkur" in Leipzig. Eine sehr brauchbare und instruktive Zusammenstellung von Ratschlägen für die Exportindustrie finden Sie in dem Heft: Die Organisation des Exports, das zum Preis von 1 ℳ in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, erschienen ist. Es ist hier eine Artikelreihe der „Deutschen Export-Revue" in Sonderabdruck vereinigt, worin sich die folgenden Themen vereinigt finden: Die Erweiterung des direkten Absatzes; Exportgeschäft und Presse; Kataloge, Preislisten, Offerten; Bereisung des Absatzgebietes, ständige Vertretung, Muster- und Vorratslager im Ausland; die genossenschaftliche Organisation des Exports; Konsulatsreform, Auslandskammern, Reichshandelsstelle. Sie sehen schon aus dieser Inhaltsangabe, daß hier keiner der Punkte vergessen ist, die für eine rationelle Organisation des Exports, diese für unsre nationale Wohlfahrt so ungemein wichtige Angelegenheit, in Betracht kommen; und Sie werden in den aus der Praxis für die Praxis gegebenen Vorschlägen und Anregungen vieles finden, was auch für Ihre speziellen Verhältnisse brauchbar und begrüßenswert ist.

Joseph M. in Bonn. Bereits Dionys, der Tyrann, kommt bei Schiller zu der Erkenntnis, daß die Treue kein leerer Wahn; Sie haben die gleiche erfreuliche Wahrnehmung bezüglich der Liebe gemacht und singen in Ihrem Gedicht

„Beim ersten Brief":

Als den ersten Brief ich hielt mit Beben,
Süß verträumt in meinem Stübchen saß,
Wußt' ich nicht, wie mir so hold geschehen,
Als ich da die wen'gen Zeilen las.
Worte, die ich nie so schön gelesen,
Zeichen, die mich lachten freundlich an,
Und in Freude, wirklich auserlesen,
Sag' ich's frei, daß Lieb' kein leerer Wahn.
Lieb' ist Seligkeit vom hohen Himmel,
Wesen der unendlichen Natur,
Leitet nach des Leibes roh' Getümmel
Hin uns nach der Erde ros'ger Spur.

Von der zweiten Sendung Ihrer Gedichte, die uns erreichte, können wir bloß noch die drei ersten Strophen des einen hier abdrucken, das betitelt ist:

Unter roten Apfelblüten
In des Windes kühlem Wüten,
Unter roten Apfelblüten
Mit gar keckem Sinn
Möcht' mit dir ich wandeln
Bei recht zartem Tandeln
Sorgenfrei dahin.
Wenn man dann uns fragte,
Wer zuletzt wohl bitter klagte,
Liebchen, weißt du es?
Keines von uns beiden
Wüßt' von andrer Leiden,
Mädchen, süßestes!
Wandelten schön traumverloren,
Unsre Freud' wär' ja geboren
Hoch vom Liebesgott.
Der da allen Menschen
Hilft ihr Sein ergänzen,
Schirm in ärgster Not!

Mitteilungen aus dem Publikum.

Für den Weinkeller. Der Malaga-Südwein-Import der Firma Fritz P. Hohmann in Hamburg ist wiederholt empfohlen und vielfach als gute Bezugsquelle anerkannt worden. Die Versandbedingungen, welche die heutige besondere Beilage bekannt gibt, sind die allergünstigsten und schließen für den Besteller jedes Risiko aus. Da die Firma ihren Sitz in Hamburg hat, bietet sie den Käufern mehr Sicherheit als der Bezug von ausländischen Häusern. Ein weiterer Vorteil besteht darin, daß die genannte Firma durch ihren Flaschenversand (auch in Postpaketen) es den Käufern ermöglicht, eine ihrem Geschmacke entsprechende Auswahl zu treffen, sich von der Güte der Weine zu überzeugen, wie auch die Weine zu prüfen und zu vergleichen.

Wer seinen Liebling vor großer Gefahr bewahren will, verabfolge dem Kinde eine gleichbleibende, die Verdauung nicht störende Nahrung. Die beste Gewähr bietet hierin das seit 35 Jahren altbewährte Nestlesche Kindermehl, weil dieses nur mit Wasser zubereitet zu werden braucht.

Ein Wort an Allè, die fremde Sprachen schnell lernen wollen.

Dr. Richard S. Rosenthals

Meisterschaftssystem

zur Selbsterlernung moderner Sprachen.

Leicht fassliche Methode durch brieflichen Selbstunterricht eine Sprache in 3 Monaten

sprechen, schreiben und lesen zu lernen.

Englisch:	15 Lieferungen,	Preis komplett .	15 M.
Französisch:	15 Lieferungen,	Preis komplett .	15 M.
Italienisch:	20 Lieferungen,	Preis komplett .	20 M.
Spanisch:	15 Lieferungen,	Preis komplett .	15 M.
Portugiesisch:	10 Lieferungen,	Preis komplett .	10 M.
Holländisch:	10 Lieferungen,	Preis komplett .	10 M.
Dänisch:	10 Lieferungen,	Preis komplett .	10 M.
Schwedisch:	10 Lieferungen,	Preis komplett .	10 M.
Polnisch:	15 Lieferungen,	Preis komplett .	15 M.
Russisch:	21 Lieferungen,	Preis komplett .	21 M.
Böhmisch:	10 Lieferungen,	Preis komplett .	10 M.
Ungarisch:	15 Lieferungen,	Preis komplett .	7½ M.
Deutsch:	10 Lieferungen,	Preis komplett .	10 M.

Die Werke sind durch alle Buchhandlungen, sowie von unterzeichneter Verlagsbuchhandlung zu beziehen.

Jede Lieferung ist auch einzeln à 1 M. beziehbar. Komplett in eleg. Karton.

Schlüssel dazu pro Sprache 1 M. 50 Pf. Bei Bestellung von 2 Sprachen zugleich 3 M. Preisermässigung. Probeheft für 50 Pf. in Briefmarken portofrei. Prospekt gratis.

Rosenthal'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig 17.

Leiden Sie an Raummangel? Dann fordern Sie sich gratis und franko Preisliste I über Jaekel's berühmte, mühelos zusammenlegbare „Schlafe patent"-Möbel in allen Formen. Unentbehrlich in Familien, Hôtels, Pensionaten usw.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabriken,

BERLIN, Markgrafenstrasse 20. MÜNCHEN, Blumenstrasse 49.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Schlossers Weltgeschichte

für das deutsche Volk.

Von neuem durchgesehen und ergänzt von Dr. Oskar Jäger

25. Jubiläumsauflage, 5. reichillustrierte Prachtausgabe

Erscheint in 20 Bänden geh. à M. 5.–, in Leinen geb. à M. 6.25, in Halbfranz geb. à M. 7.50 oder in 100 Lieferungen à M. 1.–

Soeben wurde der **16. u. 17. Band** ausgegeben.

Erholungsheim „Lichtenthal"

bei **Baden-Baden III.**

Naturheilanstalt.

Vorzügl. eingerichtete und geleitete Naturheilanstalt. Das ganze Jahr hindurch geöffnet. Prospekte gratis durch den Besitzer und Direktor Bernhard Binswanger.

Heroin Cocain **MORPHIUM** Entwöhnung ohne Spritze

mildest und ohne Zwang in ca. 4 Wochen. — Prospekt etc. frei.

Dr. Franz Müller's Sanatorium Bad Godesberg—Rhein.

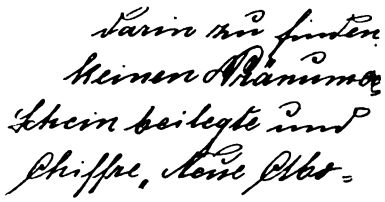
Zwanglose **ALKOHOL-** etc. Entwöhnung.

Digitized by Google

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Neue Abonnentin in Wiener-Neustadt. Rundungen (= Wohlwollen) sind bei genauerer Betrachtung in Ihrer Schrift lange nicht so häufig wie auf den Buchstaben zurückkommende Endungen und Haken (= Egoismus). Folglich ist Ihre Herzensgüte und Ihre Selbstlosigkeit eine relative. Die Schrift ist ziemlich geneigt (= Gefühl) und weit (= Mitteilsamkeit); Sie sind also empfindungsfähig und umgänglich. Im ganzen ist die Schrift einfach (= Einfachheit), einzelne Majuskeln sind stark entwickelt, aber nicht geschmackvoll geformt, siehe P (= eigentlich einfaches Wesen, dabei aber doch Sinn für Aeußeres, aber kein verfeinerter Geschmack); Sie haben Freude am Komfort, an Geselligkeit, und legen Wert auf Aeußerlichkeiten. Die Wortendungen wachsen stets an (= unkluge Offenheit), dabei entbehrt die Schrift der Feinheit (= Mangel an feinem Gefühl), folglich sind Sie nicht immer zartfühlend und taktvoll in Ihren Aussagen. Die Schrift ist klar und leserlich (= Klarheit), die Höhe der Buchstaben innerhalb eines Wortes wechselnd (= Erregbarkeit und Empfänglichkeit für äußere Eindrücke), das o ist durch einen Knoten an den nächsten Buchstaben geknüpft (= Zähigkeit); die Schrift ist fest (= Festigkeit), die Anstriche trocken, spitz, lang, siehe C in „Chiffre" und A in „Abo" (= Kampfeslust). Als Resultat von all dem Gesagten ergibt sich: Fähigkeit, sich zu wehren. Gesuchte Form in „P" (= Eitelkeit), verbundene, kleine Schrift (= Verständigkeit). Sie sind recht verständig und verlieren sich nicht in Extravaganzen, wenn Sie auch da und dort der Eitelkeit zuliebe übertreiben. Alles in allem ein zuverlässiger Charakter, ein klarer Kopf, ein sich langsam erwärmendes, aber treues Gemüt.



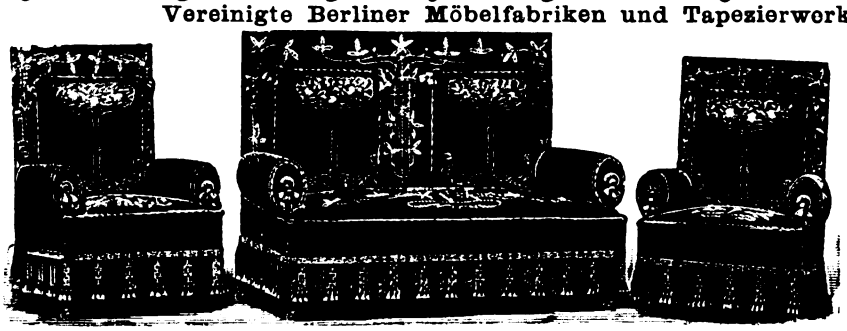
Carl R. in Württemberg. Sie folgen gern rückhaltlos dem Impuls, ohne langes Hin- und Herüberlegen der Pro und Kontra handeln Sie rasch und tun in etwas kurzsichtiger Weise stets nur das Zunächstliegende. Sie scheuen die Arbeit nicht und sind recht gleichmäßig und ausdauernd darin, aber ein selbständig produzierender, organisatorisch veranlagter Kopf sind Sie nicht. Der ganze Habitus Ihrer Schrift verrät kaufmännische Interessen und kaufmännische Bildung.

A. S. M. Der Schreiber ist noch nicht reif genug, um der Leitung entbehren zu können. Wenn man ihn zu nehmen weiß, kann man ihn leicht leiten, was einerseits ebenso vielversprechend wie anderseits gefährlich ist; denn dadurch ist er abhängig von der Gesellschaft, in die er zufällig gerät oder durch die Verhältnisse gestellt wird. An Gemüt und Gefühl fehlt es nicht — sogar Sensibilität ist vorhanden —, wohl aber an Tiefe, Kraft und Ausdauer, sowie an Widerstandsfähigkeit. Das Urteil ist nicht klar und objektiv.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart.
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Hermann Jacob & Braunfisch, Berlin O., Alexanderstrasse 27a

Vereinigte Berliner Möbelfabriken und Tapezierwerkstätten.



Specialität:

Wohnungs-Einrichtungen.

Illustrierte **Preislisten** für Möbel sowie Dekorationen, Gardinen, Teppiche **gratis und franko.**

Freie Bahnfracht durch ganz Deutschland.

Sie sparen

fast die Hälfte, wenn Sie

Strümpfe, Ersatzfüsse, Trikotagen u. Handschuhe

direkt aus der Fabrik beziehen.

Paul E. Droop
Chemnitz i. S. 40

Fabrik u. Versand direkt an Private. Verlang. Sie Katalog gratis u. frko.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik.
Programm kostenfrei.
Lehrwerkstätte

Stottern

heilt Prof. Rudolf Denhardt's Anstalt Eisenach grdl. Honorar nach Heilung. Prosp. gratis

Garteni. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl., i. herrl. Lage, die mehrf. **staatl.** ausgezeichnet, wiederh. d. S. M. **Kaiser Wilhelm II.**

Ein Roman, der in jedem deutschen Haus gelesen werden sollte.

In 3. Auflage erschien:

Der schmale Weg zum Glück

Roman von **Paul Ernst.**

Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

Rudolf Herzog urteilt darüber in d. Berl. Neuesten Nachrichten:

„Was uns an ihm bewegt, ist die Reinheit und Naivität, mit der die Dinge des Lebens gesehen und empfunden wurden. Wie Erinnerungsklänge der Jugend mutet es uns an, und wir glauben uns zurückversetzt in die Zeit, in der uns die ersten Stürme, die uns fern vom Vaterhaus um die Nase wehten, als große Schicksalbringer erschienen. Und waren doch nicht mehr als Miterzieher an unsrer Selbstzucht, notwendig, um uns Schlaf und Traum aus den Augen zu blasen und uns das Leben zu zeigen, wie es nun einmal ist: mit seinen Dornenhecken, an denen — Rosen blühen! Paul Ernst's Roman gehört zu der Familie, die Gottfried Keller mit seinem „grünen Heinrich" begründet hat, und deren Stammbaum Felix Holländers „Der Weg des Thomas Truck", Frenssens „Jörn Uhl" und andere aufweist. Ich empfehle das Buch allen, die mit einem Einblick ins eigene Leben zu lesen verstehen."

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Briefe und Sendungen nur an die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

Digitized by Google

S5- 162

AP30
.A65
[v.203]
Arena
1903-04
605624
Wilhelma C Garr
#141
S5- 162

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CHICAGO
102 563 631

Digitized by Google